Daheim Kalender

1900

Velhagen & Klasings Monatshefte

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Velhagen & Klasings

Neue Monats-hefte

Heft 5.

Prosit Neujahr

1890.

IV. Jahrgang 1889/90.

Monatlich ein Heft zum Preise von M. 1 25.

ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

zum Preise von 1 M. 50 Pf.

Der Daheim-Kalender ist ein echtes und rechtes Hausbuch seit lange her. **Neue Einrichtungen** in diesem Jahrgange, wie der **„Jahreskalender für Garten- und Haushalt"**, der **„Frauenkalender"** und die **„Hauspoesie"**, sowie **ein kunstvolles Farbendruckbild nach einer Aquarelle**, werden, im Verein mit dem gediegenen novellistischen Inhalt und den feinen Holzschnittbildern, gewiß dazu beitragen, **dem Daheim-Kalender seine alten Freunde zu erhalten und viele neue zu gewinnen.**

Digitized by Google

Graf von Moltke in seiner Wohnung in der Rue neuve zu Versailles.
Originalzeichnung nach dem Leben von A. von Werner.

Velhagen & Klasings
Neue Monatshefte.
Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.
V. Jahrgang 1890/91. Heft 10, Juni 1891.

Zu Moltkes Tod.

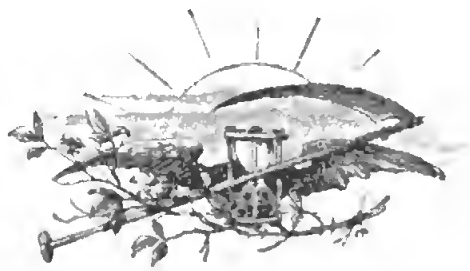
Wehe, daß dich die Worte trafen,
Trauernde Völkerseele du:
Wieder ging dir ein Herrlicher schlafen!
Stolz und still ging ein Held zur Ruh!
Die ihr ihm nachweint, was soll ich euch sagen?
Ihr wißt, wie edel sein Herz geschlagen,
Ihr wißt, wie weise, wie tief, wie klar,
Wie bescheiden und stolz er war!
Die Herzen gehörten ihm überall,
Dem alten prächtigen Feldmarschall!

Gewichtig sein Wort — heilig sein Schweigen; —
Groß und einzig, was er vollbracht!
Adlerblicke waren ihm eigen,
Seherblicke voll stiller Macht. —
An der Ewigkeit Thor empfangen
Wird ihn der Freund, der vorangegangen,
Wird ihn sein Kaiser, sein Waffengenoß,

Mit dem er kämpfte und Frieden ſchloß,
Mit dem er gebaut an des Reiches Wall,
Der alte tapfere Feldmarſchall.

Still und hoheitvoll ohnegleichen
Schied er hin in die beſſere Welt,
Wie die ſchönſte der alten Eichen
Fiel er nieder, vom Blitz gefällt.
Wie beim Gewitter, ſo läuten die Glocken,
Alle Herzen ſind bang erſchrocken;
Der Tod kam zu haſtig, zu ſchnell das Leid! —
Zu ſiegen ſchien er über die Zeit,
Geſchützt, gefeit gegen Sturm und Fall,
Der alte eherne Feldmarſchall.

In den Hallen der Weltgeſchichte,
Wo der Ewigkeit Banner wallt,
Wird ſie ſtrahlen in höherem Lichte,
Die erhabene Heldengeſtalt.
Spätere Geſchlechter werden ſich's ſagen,
Welchen Mann wir zu Grabe getragen.
Unſer bleibt er, wenn er auch ſchied,
Weiterlebend in Bild und Lied,
In ſeines Thatenruhms Widerhall,
Der alte einzige Feldmarſchall!



LOAN STACK

AP30
V4
v.5:2
pt.2

„Puck."

Novelle von Alfred Robert.

(Nachdruck verboten.)

Scheint dir der Weg, auf dem du gehst, so sicher,
Und willst du noch einmal, o Jugendlicher,
Uneingedenk verschuldeter Gefahren
Die Züge sehn, die dir so tödlich waren?
Platen.

1.

Es war an einem warmen Augustabend der letzten Jahre, als sich eine schwerfällige Journaliere nach dem bekanntesten und angesehensten der altpreußischen Seebäder hinbewegte. Die Hochflut der Sommerfrischler strömte bereits zurück, der Wagen war nur mäßig besetzt. Ein paar hübsche, rotbackige Mädchen fielen dem Beschauer auf, mit blauen Augen und jenen Werchhaaren, welche der Franzmann so sehr verspottet und beneidet, und in der hintersten Abteilung des Gefährtes ein einzelner Reisender von fremdartiger Erscheinung. Er trug einen breitrandigen Panamahut, ein lose geschlungenes, blauseidnes Halstuch, einen Staubmantel von ausländischem Schnitt und hellbraune Reiseschuhe aus Alligatorhaut. Obwohl sein Haar an den Schläfen bereits weiß erschien, konnte er kaum älter sein als dreißig Jahre, sein Wuchs war hoch und kräftig, seine Haltung straff. Das energische, nicht unschöne Gesicht war sonnenverbrannt bis auf die breite Stirn, ein wohlgepflegter blonder Bart beschattete den Mund, ohne ihn zu verdecken, war an den Wangen kurzgeschoren und lief spitz nach unten zu, wie man es auf Bildern von van Dyck zu sehen gewohnt ist. Das Auffälligste aber war der hohle Blick der hellbraunen Augen, ein Blick, wie er Menschen eigen ist, die viel gesehn und viel gedacht, viel erlebt und viel gelitten haben.

An einem Eichenhain, um den der Weg seine letzte Biegung machte, ließ der Fremde halten, gab Weisungen für sein Gepäck, und während das ungeschlachte Gefährt bald in das Blätterdach von Neurauschen eintauchte, schritt jener mit säumendem Fuß über die moos- und ginsterbewachsne Heide dem Ufer zu, das dünenartig aufgeworfen vorerst das Meer noch verhüllte, bis man plötzlich mit dem vollen Blick über die weit sich ausbreitende Wasserfläche auch dem tosenden Schlunde dort unten in den Rachen sah.

Er stand lange unbeweglich, wie an einem Ziel, und doch malte sich keine Freude in seinen Zügen, daß er es erreicht. Langsam und in sich gekehrt ging er weiter, bald unten, wo die Brandung ihren Gischt nach ihm spritzte, bald oben an kleinen Villen und schmucken Gärten vorüber. Dann betrat er den Park, welcher das Kurhaus umgab und bis zum Ufer hinanreichte. Hier war es still und lauschig. Er schien alle Wege noch wohl zu kennen, aber eine seltsame Unruhe überkam ihn, je weiter er schritt. An einer dämmrigen, von Jasminbüschen umstandenen Grotte angelangt, warf er sich endlich auf eine der Bänke und seufzte auf.

An dieser selben Stelle hatte er gestanden vor langen Jahren, und vor ihm ein schlankes, blondes Kind, flammenden Auges, das Köpfchen hochmütig in den Nacken geworfen, mit zuckenden Lippen und bebend in den noch so zarten Schultern. Wie hatte er beteuert und gebettelt, wie ward er verleugnet! Er hatte Abschied nehmen müssen von Glück und Hoffnung und war hinausgezogen in die weite Welt. Und doch, wie schön war sie damals gewesen in ihrem Trotz, wie hatte er sie geliebt, wie liebte er sie noch!

Wo mochte sie weilen?

— — — — — — — — — —

Er hatte ihren Namen nie wieder gehört bis jetzt vor wenigen Monden in San

Agostino im fernen Florida. Er war als Arzt in der Armee der Vereinigten Staaten für kurze Zeit dorthin versetzt worden, um vom Fieber zu genesen, und war unvermutet einem Jugendfreund in die Arme gelaufen, der mit philologischem Eifer den Dialekt der sogenannten „Minorken" zu belauschen gekommen war, einer aus Syrern, Griechen und Minorkanern durch herbe Schicksale zusammengeschweißten Kolonie, die sich nach mehr als einem Jahrhundert noch immer von der übrigen Bevölkerung gesondert hielt.

Es war ein Wiedersehn nach langer Trennung. Beide hatten sich weidlich in der Welt getummelt, der eine ägyptische Hieroglyphen und aztekische Runen entziffert, der andre als Schiffsarzt fremde Meere befahren und endlich in abenteuerreichen Jahren einen Kontinent voll mächtigen Lebens nach allen Richtungen der Windrose durchzogen, ein Augenzeuge des Vernichtungskampfes gegen den roten Mann. So gab es denn viel zu erzählen, und allabendlich, wenn von der See her eine frische Brise aufzog, lagerten sie sich im Schatten des verfallenen Kastells, der ältesten, vielleicht der einzigen Ruine auf nordamerikanischem Boden, und plauderten, während der Atlantic zu ihren Füßen seine trägen Wogen rollte.

„Weißt du," begann der Freund eines Tages, „daß du mich eigentlich enttäuscht hast, mich und unsern ganzen Kreis?"

„Weshalb?"

„Wir erwarteten alle, du würdest der Heimat deine Kräfte widmen, ein Rufer im Streit, die Widersacher machtvoll dämpfend. Warum ist es anders gekommen?"

„Hm, — ich dächte, es sind ihrer schon genug, die das Vaterland retten!"

„So resigniert? Sieh, sieh! Du machtest früher größere Ansprüche!"

„Wozu? Nur die totgebornen Menschen werden vollkommen glücklich!"

„Ich meinte nicht Ansprüche an das Glück, ich meinte Ansprüche an dich selbst!"

„Ich habe zu thun und trage Verantwortung; sich abends müde zur Ruhe zu legen, ist Ehrgeiz genug!"

„Und das sagst du? Geh, du hast mich betrogen. Und wo ist die schöne Landsmännin, die du heimführen wolltest?"

Der andre zuckte die Achseln, dann erwiderte er leichthin: „Du weißt, alle Frauen sollten heiraten, — und kein Mann!"

„So sagt der Dichter," meinte lachend der Freund. „Merkwürdig doch, wie ein gesundes Naturell durch Lektüre verdorben wird."

„Ich fürchte, es war bei mir nicht viel zu verderben."

„Und doch stehst du mir vor Augen mit Stiefeln von nahezu überirdischem Glanz und mit Krawattenknoten von bestrickendem Liebreiz. Eremiten von Beruf tragen sich anders!"

Der in die Enge Getriebene errötete jetzt und zog die Brauen hoch. „Ich entsinne mich dunkel," meinte er endlich. „Es muß zu derselben Zeit gewesen sein, wo du mir Gedichte vorzulesen pflegtest, die du leider selbst gemacht hattest."

Darauf begannen sie beide zu lachen und klopften sich auf die Schultern, ganz wie in früheren Jahren, und der erste hob wieder an:

„Ach, mein lieber Paul, du warst doch noch viel verliebter als ich. Ich erinnere mich einer Zeit, wo man ganze Viertelstunden lang auf dich einsprechen konnte, ohne daß du auch nur eine Ahnung hattest, was man von dir gewollt. Und du sahst Einen immer so aufmerksam an! Nachher magertest du ab und flohst die Wohnungen der Menschen. In abgelegenen Wäldern hatte man einige Aussicht, deiner habhaft zu werden. Dann mußte ich fort und verlor dich aus den Augen. Wer war es denn, die solche Verheerungen angerichtet? War es die Hamilton?"

Aber kaum hatte er geendigt, als er seine Frage auch schon bereute. Der andre hielt seinen Blick abseits aufs Meer gerichtet und begann schwer zu atmen; als er sich umwandte, war sein Gesicht düster und verstört.

„Hast du sie gesehn in letzter Zeit?" fragte er.

„Nie wieder. Sie war ein süßes Geschöpf!"

„Daß sie es war!" Und abgebrochen und mit harter Stimme fügte er hinzu:

„Man muß die Weiber nicht lieben, wenn man sie gewinnen will! Solange wir zu ihnen aufsehen, so lange sehen sie auf uns herab, solange wir anbeten, so lange sind wir auch lächerlich. Erst wenn sich unser Empfindungsleben abgenutzt hat, wenn wir ärmer sind an Gefühl und reicher an

Erfahrung, wenn wir die Hände frei haben für wirksame Gesten, wenn wir unsern Vers gut hersagen infolge langer Übung, wenn wir sie weniger lieben, ja, dann werden wir beachtet, dann haben wir Erfolg. Ich lag ihr zu Füßen, sa trat sie auf mir herum. Wir sind in Haß und Hader voneinander geschieden, und ich allein war schuld.“

„Und doch kann ich erstaunter nicht sein. Ich sah euch oft beisammen, und du warst viel beneidet.“

„— — Das war ja die ältere Schwester!“ Er sprang auf und mahnte zum Aufbruch, jede Frage abschneidend. Während die Sonne ins Meer tauchte, kehrten sie zur Stadt zurück.

2.

Beim Mayor von San Agastina glänzten im Saal die Lichter; ein üppiger Blumenflor schmückte Fenster und Wände, dem süße Wohlgerüche entströmten. Ein Dutzend Paare bewegten sich in einem quadrilleähnlichen Tanze, wie er der lässigen Anmut der Südländerin am meisten entspricht. Es waren liebliche Gestalten, in hellen Gewändern, mit dunkeln Augen und matter Gesichtsfarbe, Abkömmlinge zumeist von Spaniern und Minarken, jedoch nicht ohne jenen selbstbewußten Zug, den die amerikanische Lebensanschauung dem schönen Geschlechte aufgeprägt hat. Das Weib ist drüben die Herrin der Schöpfung, der Mann nur ein nachsichtig geduldeter Unfug.

Wer sie sa einherschweben sah, sich nähernd mit schmachtenden Augen, in denen ein verhaltenes Feuer glomm, Meisterinnen jener stummen Musik des Leibes, die sa sehr berauscht, der durfte sich varsehn. Die Herzen, die hier schlugen, vermochten wohl stürmisch zu begehren, aber nur wenig zu bieten. Mit schönen Fresken sind ihre Trägerinnen verglichen worden, lieblich anzuschauen, „dahinter Kalk und Strah.“ Nicht jede hätte ihren Namen schreiben können.

Die schönste van allen war die Tachter des Hauses, ein bleiches, schwarzlockiges Mädchen mit Armen und Schultern, wie sie ein Künstler nicht vallkammener hätte meißeln können. Aber ihr Mund kräuselte sich schmallend, und auf ihrer Stirn lag eine Walke, die erst verschwand, als Paul, gefalgt van seinem Freunde, verspätet in den Saal trat.

Die Mutter der Schönen empfing die Gäste mit steifer Würde, gesprochen wurde nicht viel. Dann schwieg die Musik und es wurden Erfrischungen gereicht, und Alice begrüßte den sa ungeduldig Erwarteten mit vorwurfsvollem Blick, mit leisem Erröten, mit stockenden Worten, die für manchen eine unwiderstehliche Huldigung bedeutet hätten. Warum ließen sie ihn heute kalt?

Nach dem Tanz folgte eine Mahlzeit und eine banale Unterhaltung. Die Freunde wurden gefragt, ab auch in Deutschland Blumen wüchsen und ob es bei uns schan Eisenbahnen gebe. Als sie versuchten, den Kindern jener gesegneten Gefilde einen Berg zu beschreiben, spiegelte sich auf vielen Gesichtern die angenehme Beruhigung, daß dergleichen unbequeme Naturerscheinungen in San Agostina und Umgegend fehlten.

Als der Tanz van neuem begann, bildete Paul den Zuschauer. Vor garnicht langer Zeit war er nahe daran gewesen, sich aus diesem Kreise eine Gefährtin zu wählen; er erschrak jetzt bei dem blaßen Gedanken. Dann zog er sich, nach ehe das Fest geendet hatte, zurück.

Er betaahte das Gartenhaus eines Hatels. Die Nacht taar sternenhell und erfüllt van balsamischen Düften. Er öffnete das Fenster, der Nachtwind trug das Rauschen des Meeres an sein Ohr. Dann zündete er ein Licht an und zog eine Truhe aus seinem Sekretär, die mit Briefen angefüllt war und auf deren Boden ein kleines, mit einem Seidenfaden umschnürtes Bündel lag. Er hatte es schan seit Jahren mit sich geführt. Es hatte in seiner Hand gebraunt, wie heißes Eisen, sa ast er es berührte, und doch hatte er es nie zerstört. Heute löste er die Schnur und entrollte es.

Es enthielt einige Stückchen Bernstein, eine Einladung zu einem Fest, die van einer nach unsichern Mädchenhand ausgefüllt war, einige Zettel mit Versen und endlich eine Federzeichnung, die er var langen Jahren entworfen und die einen feingeschnittenen weiblichen Kapf darstellte.

Seine Brauen senkten sich und seine Lippen preßten sich aufeinander, als er wieder auf diese nur zu wohlbekannten Züge sah, die sich unter seinem Blick belebten. Das waren die hellen Augen, das galdblande Haar, die frischen Wangen, das süße Lächeln, das ihn einst entzückt! Eine wirre Bilder-

flut aus lang vergangenen Tagen strömte plötzlich auf ihn ein. Die ersten Begegnungen in der Heimatstadt; wie er an ihrem Haus vorüberkam, einem alten wohlerhaltenen Patriziersitz mit hohem Portal und säulengeschmückten Fenstern; wie sie, die ihn kommen sah, sich erhob und mit schwacher Hand den schweren Rahmen aufstieß und ihm weltvergessen, bleich und starr entgegensah, während er nicht wußte, wie ihm ward. Damals zählte sie erst fünfzehn Jahr.

Dann die Tage an der See, Tage voller Wonne, wo er sich an ihr sattsehen durfte. Wie sie mit ihrer Gefährtin den Strand entlang huschte, während ein Gewitter heraufzog und das Meer hohler und hohler zu rauschen begann; wie sie den großen Neufundländer tätschelte und ins Wasser schickte, jetzt eine Muschel aufhebend, jetzt mit ihrem Schirm einen Namenszug in den Sand schreibend, den die Fluten wieder wegspülten, und ab und zu auch einen Blick erübrigend für den Hinterherkommenden. Wie weit lag das alles zurück, wie gegenwärtig war es ihm noch heut!

Dann das Fest in ihres Vaters Haus, die weite, mit Teppichen ausgelegte und mit wandhohen Spiegeln versehene Halle, wo überall von schmuckbeladenen Simsen und aus goldnen Rahmen die reiche Pracht des Besitzers auf ihn herniederstrahlte. Als er in den Saal trat, stand sie im Hintergrund und errötete und schlug die Augen zu Boden; Ellen war ihr Name. Dann stand er lange vor ihr, mit ihrer Tanzkarte in der zitternden Hand, und sie betrachteten einander mit großen Augen, nun ganz aus der Nähe, und hörten sich sprechen und verstummen. Wie sie ihm auswich im Getümmel des Festes; wie ihre Blicke ihn wieder suchten; wie sie den zierlichen Kopf ein wenig zurückbog, wenn er zu ihr sprach, während ein krauses Grübchen in ihrem Kinn sich bildete, wie von tiefer Erregung. Die schwimmenden Augen, deren lichtes Blau sich dunkelte, wenn sie zu ihm aufsah; und wie sie tanzte! Dann wagte er sie an die Tage am Strand zu erinnern. Sie entsann sich dunkel, daselbst gewesen zu sein, aber sie war aufs höchste überrascht zu hören, daß auch er sich jemals dort aufgehalten und daß dieselbe Stadt sie schon so lange beherbergt. Verwirrt, gedemütigt, und doch auch voll Argwohn gegen ihren Mutwillen schlich er sich aus ihrer Nähe und litt Folterqualen, während sie fröhlich und unbefangen dem Feste sich hingab.

Ach, warum hatte er das alles nicht längst vergessen, dies und alles, was noch folgte?! Er schob das Bild zurück und sprang auf und schritt durch den Raum, und konnte sich dennoch von den lieblichen Zügen nicht trennen und stand in ihrem Bann, mehr als je. Die aufgehende Sonne fand ihn auf- und niederwandelnd am Gestade. — — — —

Die Tage flogen dahin. Der Freund hatte seine Studien beendet und nahm von ihm Abschied; eine unstillbare Sehnsucht ließ er ihm zurück. So oft er jetzt zum alten Kastell den Weg nahm, stieg auch der heimische Strand mit seinen Buchten, mit seinen Wäldern vor seinen Augen auf, und eine schmale weiße Hand winkte unablässig zu ihm herüber. Eine wahnsinnige Hoffnung begann sich in ihm zu regen, die Reue ihn zu martern, daß er so schnell und für immer geflohen sei. Wenn die Zeit gesühnt und verwischt hätte, was geschehen; wenn alles wieder wäre wie am ersten Tag? Wenn sie längst einem andern gehörte?!

Die Pein dieses Gedankens war unerträglich. Seine aufgestörte Phantasie klammerte sich fest an das geliebte Bild, — er mußte sie wiedersehn! So erhastete er seinen Austritt aus der Armee und schüttelte den Staub von seinen Füßen. Dann zählte er die Tage und die Stunden bis zur Ankunft; es litt ihn nicht im Hafen, es litt ihn nicht in der Hauptstadt seines Landes; es zog ihn und zog ihn nach diesem abgelegenen Fleckchen Erde, wo er nun dasaß, den Kopf in der Hand, unzufrieden mit sich und beschämt. Es nahte der Augenblick, wo er nach ihr fragen sollte, — um zu erfahren, daß er einem Phantom nachgejagt sei? Aber es mußte geschehen.

Er erhob sich und wandelte zurück durch den Park nach der Vorderseite des Kurhauses, wo eine lange, offene Kolonnade mit tafelnden und lachenden Gruppen erfüllt war. Überall fuhren die Köpfe zusammen, wenn er vorüberschritt. Dann ließ er sich seine Zimmer anweisen und zog sich zurück.

3.

Indessen hatte die altangestammte Neurauschener Badekapelle in ihrer guirlanden-

geschmückten Tribüne Platz genommen und eine außerordentlich übeltönende Musik angehoben; der Tanz „unter'm Lindenbaum“ sollte beginnen. Alles strömte herzu, und festlich geschmückte Opfer wurden sorgsam in Reih und Glied gestellt, während der vielköpfige Moloch, dem sie dargeboten wurden, mit vornehmer, wenn auch nicht ganz aufrichtiger Teilnahmlosigkeit abseits stand. Es war die Blüte der nahen Garnison, Schnurrbärte von Ruf, gefürchtete Tänzer, alle überragt vom langen Pfuhl, einem Kriegsmann nach dem Herzen der alten Landsknechte, tapfer wie ein Bär und auch ebenso zartfühlend. Er sah mit unverhohlener Verachtung auf das jugendliche Gewimmel herab, quirlte seinen prachtvollen, feuerroten Bart und sehnte sich nach seinem heißen Getränk. Er hieß nicht umsonst der „Höllenpfuhl.“ Aber wo einen Gefährten hernehmen?

Da wurde der eben wieder zum Haus Heraustretende durch den allgemeinen Aufbruch in die Nähe jenes Häufleins verschlagen, der Goliath wurde aufmerksam, zückte ein Monokel, das in sein wildes Gesicht gar nicht hineinpassen wollte, streckte dann mit dem Ausruf: „Paul Bertram?! Mann des Himmels!“ seine riesige Rechte aus und erging sich in lärmenden Begrüßungen. Aber noch ehe er fragen konnte: „Woher des Weges?“ wurde er durch halblaute Ausrufe seiner Kameraden, wie „Augen links“, „der Schwan, der Schwan“, unterbrochen, und der andere hörte nicht mehr hin. Eine kleine Gesellschaft, vom entgegengesetzten Ende herkommend, schritt langsam über den Tanzboden: eine auffallend schöne Frau am Arm eines aristokratisch ausschauenden Herrn; vor ihnen hergehend eine einzelne junge Dame, blond, von schlankem Wuchs und eleganter Tournüre. Sie blickte gerade vor sich hin, auf dem charaktervollen Gesicht lag ein Zug von Schwermut. Die drei streiften an den Offizieren vorbei, welche ehrerbietig grüßten, der Blondkopf senkte sich vornehm, und ein Paar blaue Augen blitzten zu Paul hinüber, der mit den andern seinen Gruß geboten hatte und dann, die Farbe wechselnd, den Verschwindenden nachstarrte.

Sie war es, schön und begehrenswert wie je, — und frei!!

Es ward ihm heiß und kalt, es schwamm ihm vor den Augen, es schwirrte ihm in den Ohren, Vergangenes und Kommendes wirbelten in seinem betäubten Hirn in tollem Reigen durcheinander. Er hörte, daß er gefragt wurde, und antwortete mechanisch, ohne zu wissen, was. Dann bemerkte er, wie Ellen im Kreise anderer Mädchen zurückkehrte und, ehe sie in der vordersten Reihe Platz nahm, wodurch sie ihre Bereitwilligkeit zu erkennen gab, am Tanze teilzunehmen, nochmals die Umstehenden musterte.

Ihre Blicke begegneten sich von neuem. Was sollte das bedeuten? Dann stand er plötzlich vor ihr und verneigte sich tief. Sie sah ihn an, mit einem aus Erstaunen, Spott und Wehmut seltsam gemischten Ausdruck, errötete und erhob sich.

„Ich weiß es wohl,“ begann er langsam und ohne seinen Blick von dem ihrigen zu wenden, „es sollte eigentlich ein armer Sünder vor Ihnen stehen, ... oder haben Sie mir verziehen?“ fügte er leise, halb lächelnd hinzu. Er hatte seinen Arm um ihre Taille gelegt, ihr ward eigen zu Sinn. Der Freimut, mit dem er sich gleichsam entschuldigte, daß er sie einst nicht zu demütigen, zu gewinnen gewußt, durchschauerte sie sympathisch. Ihr Herz begann zu schlagen, — es begrüßte seinen Herrn. Wieder sah er, — seit wie langen Jahren, — das krause Grübchen in ihrem Kinn, dann, während sie ihre rechte Hand in seine linke legte, sprach sie mit ihrer tiefen, melodischen Stimme: „Das ist ja alles längst verjährt!“ Er zog sie mit einer kurzen Bewegung an sich; sie fühlte, wie sein Arm sie fest umklammerte, und schmiegte ihr Köpfchen an seine Brust.

Nach drei Schritten stieß ein anderes Paar sie an; eine Ewigkeit von drei Sekunden war verflossen, eine endlose Zeit voller Seligkeit und Glück. Er versuchte zu sprechen, doch versagte ihm fast die Stimme. „Mein Gott . . . was ist das alles? . . . Ich weiß nur, daß ich Sie im Arm hatte und daß ich es nicht verdiene!“ Sie tanzten wieder und hielten wieder. „Ich habe Ihrer so oft gedacht!“ — „Ich wußte, daß Sie kommen würden,“ klang es leise zurück.

Der Tanz brach ab, und er führte sie zum Platz. Sie trennten sich schweigend, was auch sollten sie sich sagen? Seine Hand empfand einen leichten Druck, dann eilte er aus dem Gedränge.

Er sah nicht das stolze, junge Weib, welches, dicht am Eingange stehend, jede

seiner Bewegungen verfolgt hatte und ihm nun nachschaute mit düsterm Blick, schön wie Medusa.

— — — — — — —

Wieder stand er am Meer, die Brust geschwellt von namenloser Wonne, die Hand zu den Sternen emporschüttelnd. Es war ihm, als ob unendliche Kraft sich in ihm rege, die Lust des Daseins war über ihn gekommen wie ein poetischer Rausch. Nein, dies Leben war schön, unsagbar schön, — und es sollte erst beginnen!

Als er zurückkehrte, war Ellen verschwunden. Er suchte sie überall unter den Gästen der Kolonnade, auf der mondbeglänzten Terrasse, unter den Tanzenden, sie war nirgends. Ihre Schwester war plötzlich von einer überaus heftigen Migräne befallen worden, und wohl oder übel hatte sie die Kranke geleiten müssen.

4.

Am Ende des Dorfs, auf einem kleinen Hügel, erhob sich eine aus blaßroten Ziegeln errichtete Villa, deren keckes Türmchen mit Fahnenstock und Fahne den ganzen Platz und seine nächste Umgebung beherrschte. Ein wohlgepflegter Garten, in welchem seltene Blumen den ganzen Sommer lang blühten, mit glattgeschorenen Rasenflächen, saubern Kieswegen und alten Lindenbäumen umgab sie. Das ganze Anwesen war eingezäunt durch ein eisernes Gitterwerk mit kunstvoll geschmiedetem Portal.

Aus den Fenstern des zweiten Stocks genoß man einen herrlichen Blick über das weite Meer und den nahen Strand, dessen nimmermüde Brandung, bald leise surrend und rauschend, bald mit furchtbarem Getöse, ihre Grüße heraufschickte. Wie oft hatte ein blondes Kind sich von ihr in den Schlaf lullen lassen, wie oft hatte ein schönes Mädchen von hier aus ihre Gedanken auf die Wanderschaft geschickt, weit über die See nach fernen Landen, zu einem, den sie geliebt und der sie verstoßen.

Seit der Herr der Villa, der würdige Konsul Lyonel Hamilton, vor nun drei Jahren gestorben war, waren seine schönen Töchter die alleinigen Eigentümerinnen auch dieses wertvollen Besitzes, und Ellen, die stets eine größere Vorliebe für den heimischen Strand gehabt, als ihre Schwester Dora, hatte sich im zweiten Stock ein Nestchen hergerichtet, wie es nur zarte Frauen von Geschmack und vielseitigen Interessen so bunt und so zierlich, und doch wieder so heimlich und bequem auszubauen wissen. Eine Reihe guter Bilder, namentlich aus der französischen Schule mit ihren hellen Farbentönen, hing an den Wänden; die Büste des eisernen Kanzlers lugte aus einer Ecke herüber; auf dem großen Tisch in der Mitte des Gemachs herrschte eine etwas geniale Unordnung. Eine Reitgerte mit ein Paar Handschuhen und das „Leben Jesu" von Renan lagen friedlich nebeneinander; zudem war manches Buch dort aufgeschlagen, das man auf den Tischen unserer Mädchen sonst vermißt. Eine blaßblaue Ampel verbreitete ein angenehmes, mildes Licht über den ganzen Raum, seine Gebieterin stand sinnend am Fenster, mit einer Guitarre im Arm, der sie eben noch anmutige Akkorde entlockt hatte; sie war nicht allein.

Im Hintergrunde ging die junge Frau in großer Erregung auf und nieder. Ihre Lippen bebten noch von den Vorwürfen, mit denen sie die Schwester überschüttet hatte, ihre zarte Brust hob und senkte sich stürmisch. Es war unerhört, was Ellen sich hatte zu schulden kommen lassen! Einem weiß Gott woher geschneiten Abenteurer, der einst . . . . in schnöder Hast nach ihrem Reichtum . . . versucht, ihre Unerfahrenheit zu betölpeln, . . . an den Hals zu fliegen! „Hast du ganz vergessen, was dir hier widerfahren?" hatte sie gefragt.

Darauf hatte sich Ellen, mit einem feuchten Glanz in ihren schönen Augen, umgewandt und hatte mit fester Stimme geantwortet: „Ja, Dodo, ich habe es vergessen!"

„Ellen, wie kannst du? Du, die sonst unnahbar ist? Wenn ich denke, wie viele schon gekommen sind, prächtige Menschen, von tadellosem Ruf und dir so ergeben, und wie du sie heimgeschickt hast . ."

„Ich hatte sie nicht gerufen!"

„. . . und wieder diesen, von dem du nichts weißt, als daß er sich jahrelang in Amerika umhergetrieben . . ."

„Er diente in der Armee, wie dein Mann auch!"

„Max ist ein Ehrenmann. Wer steht dir für jenen? Was weißt du von ihm? Du weißt nicht einmal, daß . . . daß er seiner Zeit . . . nun, warum soll ich es

Freudvoll und leidvoll. Nach dem Gemälde von Paul Meyerheim.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

dir vorenthalten, — daß er sehr in Verlegenheit war, bei wem von uns beiden er vorteilhafter seine Huldigungen anbringen könnte . . ."

„Ich hab' es gewußt!" sagte Ellen traurig, aber fest.

„Dann bist du mir ein Rätsel!"

„Liebe Dodo, ich bitte dich . . ."

„Ellen! Muß ich dich wirklich erinnern, daß unsre Mutter dich mir auf die Seele gebunden hat, als sie uns so früh verließ?"

„Muß ich dich erinnern, liebe Dodo, daß ich vierundzwanzig Jahre und längst über die Zeit hinaus bin, wo andere für uns sorgen?"

„Du sprichst unschwesterlich! Wer stände dir näher, um dir zu raten . . ." sie trat dicht an Ellen heran, „wenn die Regung eines Augenblicks alles hinwegzufegen droht, was lange geplant und im voraus geordnet war! . . Du warst gebunden!"

„Ich hatte nicht widersprochen, das ist alles!"

„Aber es ist genug für jemand, der so strikt an seinem Wort zu halten pflegt wie du! Vetter Ernst kommt dieser Tage, er kommt auf unsere, er kommt auf deine Veranlassung, mit ganz bestimmten Hoffnungen."

„Ich hatte nichts dawider, daß er käme, zu Hoffnungen gab ich ihm keinen Grund. Zudem, du überschätzest die Situation. Ich bin Herrin meines Willens nach wie vor und werde ihn behaupten, gegen jedermann!"

Ihre Stimme hatte jetzt einen andern Klang, ihr Auge war hell und hart. Dodo kannte beides und zog sich lautlos und hastig zurück. Zum erstenmal seit Jahren unterblieb der schwesterliche Kuß.

Im untern Zimmer schritt indessen Dodos Gatte nachdenklich auf und ab und hörte, nachdem sie sich zu ihm gesellt, lautlos und geduldig ihren leidenschaftlichen Reden zu. Das Ergebnis der sich endlich anspinnenden Debatte war, daß Aufschub, womöglich ein kleiner Ortswechsel, hier das einzige sei, was helfen könne, bis Vetter Ernst erschienen sei, um seine Rechte persönlich geltend zu machen.

Ellen aber saß noch lange, das liebliche Haupt auf ihre Hand gestützt. Unten sang das Meer sein melancholisches Lied. Die auferstandenen Schatten trüber Stunden drängten sich heran und bestanden auf ihrem Schein.

Sie sah ihn gebeugt über ihre schöne Schwester, die zu ihm aufsah. Wie sie scherzten und lachten und ineinander vertieft waren! Wie Dodo eines Tages am Fenster sich vergaß und unruhig ward, als er unten vorüberging! Oh, wie das junge Herz ihr damals schwor in unsäglicher Bitterkeit! War er untreu, war er falsch? Was mochten die Beiden miteinander verhandeln, wenn sie nicht zugegen war?

Sie war hohen Sinnes und leicht verletzt. Der Argwohn, den sie hegte, stachelte ihren Stolz so sehr, wie er ihren Geschmack beleidigte. Sie begann ihm launisch und kalt zu begegnen, seine Verwirrung nahm sie für böses Gewissen und verachtete ihn doppelt. Sah sie ihn düster und leidend, so that es ihr wohl.

Dann kam die peinlichste Stunde von allen, wo er ihr sagte, daß er sie liebe, daß er sie anbete, und sie war doch noch so jung! Was wollte er von ihr? Wie ihm die Augen so unheimlich funkelten, wie er bitter wurde und ihr Lebewohl sagte! Oh, wie sie ihn damals haßte!

Und doch, wie sie erschrak, bei der Nachricht, daß er für immer die Heimat verlassen! Ihr Leben war ärmer geworden. Es kamen der Zweifel und die Reue.

Ihr Vater starb. Sie ward Herrin ihrer Zukunft, Herrin eines großen Vermögens, bewundert und umdrängt. In Nizza und in Rom waren die Großen dieser Erde ihre Trabanten gewesen, wenn sie zum Wagen schritt, Poeten und Künstler hatten sie verherrlicht und um sie geseufzt. Warum blieb sie ungerührt? Hoffte sie noch immer auf ein fernes Glück? War sie zu eifersüchtig auf ihre Freiheit?

Das war nun dahin. Eine eigne Beklemmung überkam sie. Wenn sie sich dennoch geirrt hatte, war es noch zu ändern?

Langsam entkleidete sie sich, tief in Gedanken, doch als sie die Augen schloß, umspielte ein Lächeln ihre Lippen.

5.

Der Tag hatte geendigt. Wieder saßen die Neurauschener in ihrer Kolonnade, schwatzend und lachend. Dann verkündete eine treubewährte Sängerschar, wie schon seit 25 Jahren, wenn der September heran-

nahte, daß die Nachtigall zurückkehren werde, daß sie aber, ganz wie die Stuarts, nichts gelernt und nichts vergessen, „alte, liebe Lieder" singend. Alles war hingerissen, und der alte dicke Kommerzienrat Weber saß dabei und tätschelte sein rundes Bäuchelchen und schmunzelte, als wollte er sagen: „Sieh, sieh, die liebe Nachtigall! Kehrt also wirklich zurück? Und wieder die alten, guten Sachen! hm, hm, hm!"

Am äußersten Ende, abgesondert von der übrigen Gesellschaft, hatten die Löwen des Tages eine Tafel gebildet, an der es unter dem Vorsitz des langen Pfuhl hoch herging. Er hatte sich Pauls bemächtigt und sprach eifrig auf ihn ein.

„Wo war es, daß wir uns zum letztenmal sahen?"

„War es nicht im Feldlazarett, bald nach Spicheren?"

„Natürlich! Gott, was hab' ich dich damals beneidet! Hattest das Kreuz eher als ich. Hm! Waren nachher nicht mehr so rar, die Kreuze: wurden Kochgeschirre voll herumgereicht. Aber weshalb bliebst du nicht bei uns?"

„Wollte Welt sehen!"

„Du warst drüben . . .?"

„Arzt in der Armee!"

„Ah! Warst du mit bei der Oberst Custer-Affäre vor vier Jahren?"

„Das wäre nicht gut möglich!"

„Weshalb nicht?"

„Weil von dem ganzen Kommando niemand übrig blieb."

„Auch der Doktor nicht?" wollte der Goliath mit seinem stillen Ingrimm gegen „Sanitätsoffiziere" losplatzen, doch schluckte ers noch rechtzeitig hinunter. Er versuchte dann mit großem Eifer einige Intimitäten des nordamerikanischen Dienstes zu ergründen, indessen erklärte sich die allgemeine Stimmung sehr bald energisch gegen „Kommiß," und Paul sollte nunmehr als einer, der die Welt gesehen, über die „Ladies" jenseits des Ozeans sein Urteil abgeben.

Er zuckte mit den Achseln. Die Frauen seien schließlich wohl überall dieselben.

„Nein, nein! So leichten Kaufes kommen Sie nicht fort! Nur heraus mit der Sprache!"

„Die besten Amerikanerinnen sieht man zudem nicht in Amerika, die sieht man in Paris, in Dresden, in Rom. Zu Hause sind diese Herrschaften außerordentlich abschließend. Wer nicht mit einem großen Dollarsack anklopfen kann . ."

„Aber sind die Mädchen schöner als bei uns?"

Paul mußte selber über soviel Eifer lächeln und meinte schließlich: „Schöne Profile sieht man. An Feiertagen nach der Kirche in der fifth Avenue von New York oder der Conecticut Avenue von Washington können Sie Studien machen. Gutgeformte Köpfe, saubergeschnittene Nasen mit feinen Nüstern, ein befehlender Blick, ein energischer Mund . . ."

„Kokett?"

„Das ist die Amerikanerin, wenn sie will; indessen gibt es keine Frau der Welt, die sich in der Öffentlichkeit mit größerer Sittsamkeit und Selbstachtung bewegte, und das gilt für Hohe und Niedere. Ein Mädchen, aus welchem Stand sie auch sei, im Vorübergehen anzusehen, wie es hier zu Land Sitte ist, und nun vollends, sei es noch so bescheiden, ihr zu folgen, ist der größte Schimpf, den Sie ihr anthun können. Sie ruft den Policeman."

„Und bei uns sind sie verzweifelt, wenn man nicht auf sie acht gibt!" — „Möchte sie brennend gern beaugenscheinigen, diese Ladies!" hieß es durcheinander. „Höllisch reiche Partien da, was?"

„Partien? gar nicht!"

„Ach . . !"

„Der Mann muß drüben die Mitgift haben!"

Allgemeines Entsetzen.

„Die Mädchen werden in großartigen Ansprüchen erzogen, aber sie bekommen nichts mit. Es ist das im übrigen kein besseres, es ist lediglich ein anderes System als bei uns. Bei uns heiraten die Männer nach Geld, drüben die Frauen!"

„Ist ja hier auch nicht anders!" meinte der lange Pfuhl, bereits mit hochrotem Gesicht. Man widersprach ihm, was er nicht zu vertragen schien. „Weshalb heiratet denn die Hamilton nicht?" rief er. „Weil ihr keiner reich genug ist. Hat selbst Berge von Mammon, muß natürlich noch mehr haben!"

„Pfuhl, Sie sind Partei!" meinte ein sommersprossiger Rotkopf.

„Ich Partei?" schnob jetzt der Gereizte mit grimmigem Blick. „Nein, mein junger Fant, um diesen Kunast sind wir nicht ge-

ritten. Mögen sich andere das Genick brechen!"

„Pst! Stille doch!" riefen einige, die Indiskretionen fürchteten. Aber der Rotkopf, augenscheinlich ein hoffender Anbeter Ellens, setzte sich in Positur, und mit drohenden Augen stotterte er:

„Fräulein Hamilton ist eine Dame von ebensoviel Geist als Gemüt und viel zu vornehm, um kokett zu sein!"

„Wie definieren Sie dieses ‚vornehm'?" fragte Pfuhl mit sardonischem Augenzwinkern.

„Sich selber treu bleiben."

„Dann ist sie sehr vornehm! Ich wette, sie ist noch niemand treu geblieben außer sich selbst!"

Er lachte ein breites Lachen, in welches die anderen einstimmten. Der Rotkopf biß sich die Lippen. Paul war zu Mut, als ob er einen schweren Stoß vor die Brust erhalten hätte. Er hatte kein Recht, dem Lästerer den Mund zu stopfen; er hätte nur sein Geheimnis verraten und diejenige bloßgestellt, die er hätte beschützen mögen. So erhob er sich unter einem Vorwand und verabschiedete sich. Aber wenige Schritte nur war er gegangen, da trat schon, wie ein eisiger Wind uns ins Gesicht schneidet, der Gedanke ihm entgegen: Was alles ist geschehen? Acht lange Jahre sind verflossen. Wer mag sich in ihr Geschick gedrängt haben in dieser Zeit, um sie zu wandeln? Wie anders mag sie geworden sein, als du glaubst?

Eine Kokette? Mit wie vielen mochte sie dann gespielt, wie viele ermutigt, wie viele von sich gestoßen haben — gleich ihm?! — —

Die anderen tranken und lärmten noch lange, und laut erscholl Höllenpfuhls dröhnende Stimme. „Deutsches Gemüt? Englische Selbstachtung? Spreukel für die Drosseln!"

6.

Der Tag, welcher inzwischen heraufdämmerte, versprach einer der schönsten zu werden, die dieser Sommer gezeitigt. Die Luft war gesättigt mit Sonnenschein und doch immer wieder gekühlt durch den leichten, frischen Hauch von der See her, das Meer mäßig bewegt, die Brandung nicht zu wild, nicht zu leise, keine Wolke am Himmel.

Paul hatte sich früh erhoben. Der Alp, der seinen Schlaf bedrückte, war gewichen, das Wiedersehen wirkte zu mächtig nach. Was war ihm das Geschwätz eines Trunkenen? Er sehnte sich, seinem Mädchen gegenüberzustehen im Schimmer des Tages, sein junges Glück, im Schoß der Nacht geboren, beleuchten zu lassen von der Sonne. Aber wo, und wie, und in welcher Umgebung würde er Ellen begegnen?

Er nahm sein Frühstück unter den anderen Gästen in der Kolonnade. Frische Gestalten in zierlichen Morgengewändern eilten auf und nieder, Ellen war nicht darunter. Er ging an ihrer Villa vorüber, die Fenster waren verhangen. Er zog den Strand entlang, alte wohlbekannte Wege, es nahte die Mittagszeit, und alles strömte zusammen, um sich eine Viertelstunde lang zu betrachten und auszuplaudern, — wo blieb die eine, die er suchte?

Er setzte sich beunruhigt und ungeduldig zu Tisch, er ging in den Wald, wieder an die See, bis endlich, endlich die Schatten sanken, die ersehnte Nacht hereindämmerte, die Lichter glänzten. Nun mußte sie ja kommen!

Er stellte sich zeitig am Eingang zum Tanzplatz auf, er bewachte mit Argusaugen jeden Neuhinzukommenden, umsonst.

Weshalb erschien sie nicht? Er ahnte es wohl!

Es kam der zweite Tag und es kam der dritte, sein Argwohn stieg und wuchs und erdrückte ihn. Sie will die Hoffnungen, die sie dir gemacht, entwerten, sagte er sich. Sie wird dir fremd begegnen, als sei nichts geschehen, als sei alles beim Alten.

Aber mehr noch als seinem Glück mißtraute er sich selbst. Sollte es wieder werden wie einst? Sollten wieder sein Wille und sein Stolz herrenlos herflattern hinter ein paar bunten Bändern? O der Erniedrigung jener Tage! Er knirschte mit den Zähnen; sie sollte nicht wiederkehren!

Wirklich nicht?

Wieder war es Abend geworden. Das junge Volk drängte sich beim Schein der Lichter zu Tanz. Warum stand er abseits auf seinen Posten? Wie er nach ihr verlangte! Da fühlte er einen Stich. Drüben war Ellen erschienen und hatte ihn gesehen.

Ein Wort von ihr, — die Aussicht, sie an der Hand zu haben, ihr zuflüstern zu können: „warum lassen Sie mich allein?!" Vergessen war alle Not, er schritt auf sie zu.

Das Gewühl der Tanzenden war zwischen ihnen, er verlor sie aus den Augen, während er sich hindurchwand. Als er wieder ihrer ansichtig ward, stand sie abgesondert im Gespräch mit einem hübschen dunkelbärtigen Marineoffizier, der vertraulich zu ihr herabsah. Sie war soeben von einem Besuch in der Nachbarschaft zurückgekehrt, der schon seit langem von den Schwestern zugesagt, von Dodo rechtzeitig in Vorschlag gebracht worden war.

Paul ging an den Beiden vorüber und bot seinen Gruß. Ellen erwiderte gemessen und ernst, wie es sich ziemte. Aber sein Herz zog sich unter diesem Gruß zusammen. Dies war das Wiedersehn nach jenem Abend, wo sie in seinem Arm gelegen hatte wie eine Braut!

Als er das zweite Mal den Gang heraufkam, sah er das Paar nach der Dorfstraße zu verschwinden, und der Teufel der Verliebten raunte ihm zu: „Dort geht dein Feind!“

7.

Wer in aller Welt war der Seemann?

Nachdem der Tanz geendet, sah Paul ihn im Kreise der Offiziere wieder. Sie saßen am Rande der Kolonnade. Er konnte das Gelächter und auch einzelne Worte deutlich hören, wenn er vorüberging. Eine dunkle Ahnung aus vergangenen Tagen dämmerte in ihm auf. Dieses hübsche, volle Dutzendgesicht mit den nichtssagenden Augen, dem schwarzen Lockenkopf, dem gezwirbelten Schnurrbart, dieses mädchenhafte Lachen, diese schleppende und gezierte Aussprache, dieses ganze mit Eitelkeit und Phlegma getränkte Gebahren, — irgendwo war es ihm schon begegnet. Er fixierte den Unwillkommenen mit bitterem Interesse. Man neckte ihn jetzt, eine Zumutung wurde an ihn gerichtet, die er lachend mit den Worten abwehrte: „Kommen Sie schriftlich ein!“ Paul schnalzte mit den Fingern. „San Franzisko!“ murmelte er. Er kannte ihn.

Er hatte, es mochten fünf Jahre her sein, — einen kurzen Urlaub zu einem Ausflug an die Ufer des Pazific benutzt, und es traf sich, daß gerade damals das erste deutsche Kriegsschiff in jenen Gewässern erschien und unter der deutschen Bevölkerung Kaliforniens Stürme des Jubels entfesselte. Fest reihte sich an Fest. Er war überall mit dabei und wurde gelegentlich auch Teilnehmer eines wilden Zechgelages beim kalifornischen Zuckerkönig, der von Herkunft ein Deutscher war, eines Gelages, bei welchem die erlesensten Weine in Strömen flossen und eine ausgelassene Schar die Sonne durchaus noch aufgehen sehen wollte. Man saß auf einer erleuchteten Terrasse, wohlverwahrt gegen die Kühle der dortigen Nächte, und sang deutsche Lieder. Während dieses Gesanges fiel einer von den Kadetten mit seinem Stuhl zusammen nieder und blieb, wahrscheinlich eine höhere Fügung erkennend, auch ruhig liegen, vom Boden aus weiter singend. Man schlug ihm vor, sich zu erheben, worauf er lallend erwiderte, man möge „schriftlich einkommen.“ Diese Wendung grassierte dazumal auf den Meeren, nachdem sie sich in sämtlichen Garnisonen des Festlandes bereits erschöpft hatte.

Paul schritt auf die Gruppe zu, ließ sich vorstellen, ohne seinerseits erkannt zu werden, und nahm mit Eifer an der Unterhaltung teil. Er wollte fesseln, er wollte heran an jenen Menschen. Bald hörten ihm die andern zu. Er erzählte von Jagd und Krieg, von seiner ersten Begegnung mit den roten Männern am Fuß der schönen Bighornberge, wo das Lager geschlagen war. Wie die Verbündeten im Zickzack die Felsenabhänge herabgezogen kamen, an Federschmuck und Lanzen weit erkennbar, eine Szenerie fast so typisch, wie man sie in einer gut ausgestatteten Oper wiedersehe. Wie dann der greise Wo-sche-ki ins Lager hineingeritten sei, der Nestor der Shoshones, um an der Seite der Weißen seine alten Erbfeinde, die Crows, zu bekämpfen, wie aber eine langaussehende Kampagne den Herzenswünschen der Wilden nicht recht entspräche, und endlose Klagegesänge erschallten, sobald einer von den bemalten Schlingeln gefallen sei. Dann schilderte er ihre unmenschliche Grausamkeit gegen die Gefangenen, so daß kein amerikanischer Offizier sich so weit verschieße, um nicht noch eine Kugel für sich selber übrig zu behalten. Wie man nach dem letzten Überfall im Hackney-Thal die Kameraden liegen gefunden habe, Arm in Arm, jeder mit dem Revolver an der Schläfe des andern, und wie nach den unaufhörlichen Metzeleien, in denen die Verzweiflung und der wilde Instinkt jener untergehenden Rasse sich schon entladen, das Sprichwort habe

entstehen können, der beste Indianer sei der tote Indianer. Schnurren von seinem irischen Diener Johnny liesen mitunter, vieles wußte er auch zu sagen von den Seltsamkeiten der amerikanischen Natur, von den Natronlandschaften New Mexicos mit ihren fischlosen Seen und jenem seenhaften Rosengarten im Schmuck des Dezember, den man New Orleans nennt.

Mitternacht war herangekommen, als man endlich aufbrach. Der Seemann hatte fleißig getrunken, Paul wußte ihn zu isolieren, erinnerte ihn an die alte Bekanntschaft, die jener etwas beschämt anerkennen mußte, worauf der Vorschlag, eine einsame Flasche Sekt auf das Wiedersehen zu leeren, williges Gehör fand. Schon beim zweiten Glase sprang dem Nichtsahnenden das Herz über die Zunge. Er gestand, daß er gekommen sei, sich in der alten Heimat eine Frau zu holen, und daß Ellen Hamilton die Auserwählte sei.

„Ich bin überzeugt,“ meinte Paul, — „Sie haben eine glückliche Wahl getroffen!“

„Wahl? Gott, sehen Sie,“ sagte der andre und stäubte sich etwas Asche vom Rockärmel, — „die Kleine ist eigentlich eine Art Prädestination für mich.“

„Prädestination? Was Sie sagen!“

„Ja, wie das so kommt, .. es war vor drei Jahren, .. auf der Rhede von Shangai, kurz nach dem Taifun, den wir in den chinesischen Gewässern durchmachten. Da sprach uns ein herausgehender englischer Dampfer an, hatte Briefe für uns. Ich erfuhr von Hause, daß mein Vetter Wildenberg im Begriff sei, eine riesige Partie zu machen, daß er sich mit Dora Hamilton verlobt habe. Sehen Sie, und damals schoß mir sofort der Gedanke durch den Kopf: Donnerwetter, da ist ja noch eine jüngere Schwester; da ist was für dich zu machen! — Dies war die Prädestination. — Nun, ich kam dann nach Hause. Ellen war damals eben erst erwachsen, meinem Geschmack nach etwas zu ernst, sehr unnahbar, kurz, ich griff nicht zu. Dann machte ich meine Reise um die Welt, dachte manchmal an sie, vergaß sie auch wieder, aber beim Wiedersehn vor nun zwei Jahren war ich doch schon nahe daran, mich zu verschnappen. Gott, wenn ich an den einen Abend denke, den ich mit den beiden Schwestern allein verlebte! Die ältere ist 'ne prächtige Frau, hat mich eigentlich erst mit der Nase drauf gestoßen, daß ich Chancen hätte. Ich begleitete das Mädel mutterseelenallein nach Hause, — Gott, Gott! ich hatte es fortwährend auf der Zunge, mich ihr zu erklären, und sie wartete ja darauf, aber jung und verrückt, wie man ist, — hatte ja natürlich noch nicht genug von der thörichten Bummelei . . .“

„Und so gedenken Sie sich nun zu verloben?“

„Pah, — die Wege sind geebnet, und man ist schließlich kein Unmensch. Aber alle Teufel, es ist zwei Uhr. Morgen ist auch noch ein Tag. Auf Wiedersehn!“ —

Paul sah ihm nach mit finsterm Blick. ‚Die Wege sind geebnet?‘ Dann war es ja jener, den sie mit ihm betrogen! Und wer war nun an der Reihe? Hastig schritt er in der Nacht umher. —

Was ging vor hinter seinem Rücken? Warum wich sie ihm aus? War ein Irrtum hier möglich? Waren seine Augen noch immer nicht geöffnet? Der Dünensand unter seinen Füßen war zuverlässiger als sie!

Immer wilder wurden seine Anklagen. War er einst gestrauchelt aus Unkenntnis der Welt, jetzt strauchelte er an ihrer Kenntnis. Alles kam ihm heim, was er so oft verkündet, wenn die Gläser klangen und erfahrene Kumpane die schlechte Welt glossierten. War Treue zu finden unter den Weibern? War schon je eine großherzig gewesen? Sie hingen sich wohl mit sklavischer Hingebung an einen Unwürdigen, der sie mißhandelte, doch wo ihr Herr und Meister sich selbstlos seiner Rechte begab, war ihm auch stets noch der leichtfertige Fuß in den Nacken gesetzt worden! Mache sie verlangen und versage dich ihnen, und sie werden dir in die Arme laufen! Liefere dich großmütig aus, so werden sie eine Zeitlang mit dir spielen, um dich am Ende wegzustoßen wie einen wertlosen Kiesel! Fliehe sie für immer, dann erst seufzen sie dir nach!

Nun hatte er ihr verraten, wie sehr er sie immer noch liebte, — nun war er verloren!

8.

Zwei Stunden von Neurauschen entfernt und dicht am Meere stand zur Zeit unserer kleinen Geschichte eine einsame Jägerei, die hie und da einem Sommerfrischler Unterkunft gewährte. Die Ufer waren dort hoch auf-

geworfen, bestanden mit uralten Eichen und Ulmen, die ganzen Abhänge grün bewachsen, der Strand voller Geröll und riesiger Steine. Eine tiefe, wildromantische Schlucht zerriß an einer Stelle das Erdreich, und auf mühsam gebahnten Wegen konnte der Wanderer hier hinabklimmen, hängende Wipfel über sich, Wurzelwerk unter seinen Füßen und ein ausgetrocknetes Rinnsal zur Seite, aus dessen Bett Granitblöcke von gewaltiger Größe aufragten.

In diese abgelegene Stille hatte Paul an jenem Morgen sich zurückgezogen, unfähig, Ellen fortan zu meiden, unfähiger noch zu verweilen, wo er ihr täglich begegnen mußte. Ihm war, als ob er den Boden unter sich verloren, als ob er lange Jahre umsonst gelebt habe. Alles schien ihm wie besudelt, und das Gift in seinen Adern verzehrte und lähmte ihn. O wie er sich sehnte nach seinem verlorenen Posten in den Prärien von Texas, wieviel wohler war es ihm dort gewesen als unter Menschen! Wo immer er mit ihnen in nahe Berührung gekommen, war es geschehen, um sie verachten oder hassen zu lernen; warum hatte er diese Schule muthwillig verlängert?

Der dritte Tag war verflossen, und die Abendstunden begannen näher zu ziehn. Er lag unten am Wasser und blickte den brandenden Wogen entgegen, die, unermüdlich aufbäumend und zerschellend, mit ihrem melancholischen Getön seine Sinne umfingen. Die Luft war schwül und drückend, fern am Horizont zogen düstre Wolken, hie und da von fahlem Wetterschein zerrissen, die Schwalben flogen dicht am Boden, und während kein Hauch sich regte, vernahm man hoch oben in den Lüften ein Brausen, wie wenn der Föhn über die Alpen steigt und die erste Frühlingsahnung ins Land trägt und alle Kreatur in schmerzlich-wohliger Beklommenheit erschauern macht.

Ellens Bild gaukelte unaufhörlich vor seinen Augen; aber immer sah er einen andern neben ihr und hörte ihn lispeln: „Ellen, liebst du mich auch, wie ich dich liebe?“ Wie weit mochten sie sein miteinander?

Da ertönte oben am Ausgang der Schlucht ein Hornsignal. Er kannte es wohl aus früherer Zeit, es war eine Gesellschaft, die sich anschickte, zum Ufer herabzusteigen. Er sprang auf die Füße und klomm empor. Wenn *sie* dabei wären? Würde sie ihm am Arm seines Nebenbuhlers entgegentreten? Würde sie ihrem Liebsten lachend etwas ins Ohr flüstern, wenn sie seiner ansichtig würde?

Oben angekommen sah er schon von weitem eine bunte Menge und im Hintergrund eine sich herumdrängende Wagenreihe. Aus den geöffneten Fenstern der Jägerei erscholl eine Walzermelodie. Man schien in der Fremdenstube zu tanzen; es waren die Neurauschener.

Er hatte kaum das Gitter geöffnet, um in den Vorgarten einzutreten, als der Seemann auf ihn zueilte und ihn beim Arm nahm.

„Doktor, um's Himmelswillen, wo steckten Sie?“ flüsterte er lebhaft. „Sie kommen mir wie gerufen! Erinnern Sie sich, wovon wir am letzten Abend sprachen? Wo waren Sie inzwischen?“

Paul gab eine ausweichende Antwort. Er hatte Ellen bemerkt.

„Sie sind der Einzige, dem ich mich entdeckt habe, Sie müssen mir einen Dienst erweisen!“

„Und welchen?“

„Ah, da ist unmittelbar nach meiner Ankunft eine Freundin von meiner Kleinen angerückt,“ und nun begann er zu erzählen, was er alles ausgestanden und wie er seinen Faden nicht habe spinnen können. Sie müßte durchaus beschäftigt werden, diese Freundin, sie sei ein nettes Ding, und Paul solle den „Elefanten“ machen, damit er die Geschichte endlich ins Reine bringen könne. Er sei zu Gegendiensten bereit.

Paul hatte sein Auge stetig auf eine Gruppe gerichtet, von der sich nun zwei lichte Gestalten loslösten und ihm entgegenschritten. Bald standen sie sich gegenüber, Ellen musterte erstaunt das verstörte Aussehen des Flüchtlings. Dann, als der Seemann die Zeremonie der Vorstellung beendigt, flog ein leises Lächeln über ihr Gesicht, sie tändelte mit einem Röslein in ihren Fingern, errötete ein wenig, und mit einem Gemisch von Schalkheit und Demut, das ihre ganze Holdseligkeit offenbarte, fragte sie leichthin: „Ich dächte, — wir sollten uns kennen?“

Wieder stieg ihm alles Blut zu Häupten wie einst. „Schlange, wie glatt du bist,“ zischte der Dämon in seinem Innern, und mit einer ihm in der Kehle stecken bleiben-

den Stimme erwiderte er mühsam: „Ich wußte nicht, ob Sie sich meiner noch entsinnen würden.“

Sie wandte sich um, enttäuscht und verletzt, und der andere geleitete sie durch das Gitter die ersten Stufen hinab in den Park, während Paul mit einem Ausdruck triumphierender Genugthuung in seinen Augen zu folgen begann und kaum bemerkte, daß die Freundin neben ihm hertrippelte.

Aber wie er die Heißgeliebte nun dicht vor sich schreiten sah, ein bezauberndes Bild der Jugend und Kraft, da erwachte auch wieder sein bitterer Hunger nach reinem Glück, geschärft durch lange Jahre voll rauhen Lebens, voller Unbefriedigung im wilden Genuß, voller Einsamkeit unter lärmenden Gefährten. Sie hatte ihr Kleid ein wenig geschürzt, er sah, wie die feine Sohle elastisch bei jedem Schritt vom Boden schnellte, er sah die schlanken Formen ihres Wuchses, die stolze Anmut des Nackens mit den feinen, krausen Löckchen. Der Wind kam jetzt von der See her die Schlucht herauf und trug ihm den Duft von Zartheit und Frische entgegen, der jede schöne Frau umschwebt, der ihrem Haar entströmt, der aus ihren Gewändern knistert, der sich mischt mit dem Hauch ihres süßen Mundes. Gab es ein Wesen von edlerer Art? Welche Entzückungen mochte sie zu bieten haben, welch' ein Kleinod konnte sich der aus ihr schmieden, der ihr Metall zu schmelzen verstand, zu säubern von angeflogenen Schlacken! Ein Leben voller Wonne, voller Ehrgeiz, voll hoher Interessen stieg wieder vor seinen Augen auf. Was wäre ihm unmöglich gewesen für sie, um ihr Dasein zu schmücken, um sie stolz zu machen auf ihn, dem sie sich ergeben? Und sie warf sich weg an jenen faden Gesellen, — Titania und Zettel!

Mittlerweile hatte seine niedliche Gefährtin munter fortgeplaudert und eine Frage an ihn gerichtet, die er überhörte, worauf sie zu kichern begann. Er sah mit querem Blick auf sie herab; machte man sich über ihn lustig? Der Ekel über die Situation, in der er sich befand, stieg ihm heiß empor, er klappte die Hacken zusammen, murmelte ein Abschiedswort, sprang einen Seitenweg hinauf und verschwand im Gebüsch.

Er fühlte sich krank zum Sterben. Dann hörte er, unbekümmert um das drohende Gewitter, die fröhliche Gesellschaft die Schlucht einherziehn. Die Dämmerung brach herein, und er lag oben am hohen Ufersaum auf der Lauer, während unten am Strand geschäftige Hände ein mächtiges Feuer entzündeten, um welches bunte Gruppen lachend, singend, naschend und trinkend sich lagerten.

Etwas abseits, so daß die spielenden Flammen nur gelegentlich ein Streiflicht auf ihre Gesichter warfen, saß das Paar, das er suchte, der Unwiderstehliche zu Füßen seiner Geliebten. Er konnte seine Augen nicht wenden von dem verhaßten Bild; da, — bog sie sich jetzt nicht zu ihm herab? ... hatte er nicht jetzt ihre Hand genommen, .. lag nicht sein Kopf auf ihrem Kleid .. auf ihrem Schoß?!

Oben aber zu Häupten des Spähenden, auf einem dicken Zweig, schaukelte sich Puck, der boshafte Gott verliebter Sommernächte, und hielt sich die Seiten vor Lachen über das verrückte Menschenkind zu seinen Füßen, goß ihm Gift in die Augen, goß ihm Gift in sein Herz, machte den Unglücklichen fast rasend vor eifersüchtiger Qual und trieb ihn endlich zurück, keuchend, fallend und stöhnend, über Wurzelwerk und Steine.

Er fuhr noch dieselbe Nacht. Sein Weg führte ihn durch Neurauschen, vorüber an ihrem Schlößchen, nirgend schimmerte ein Licht. Als er sich, weit draußen auf der Heide, von einer unnennbaren Angst getrieben, noch einmal umsah, hatte der aufsteigende Nebel wie mit einem Bahrtuch die Landschaft umfangen. Nur eine Weidenkrone winkte gespenstisch zu ihm herüber.

Desselbigen Weges aber, ohne es zu wissen, sprengte am andern Morgen eine schöne Reiterin auf feurigem Zelter. Ein dunkles Samtmieder umschloß knapp ihre zarte Büste, der Wind zauste in ihrem Schleier und in den welligen Strähnen des aschblonden Haars. Die holde Herzform, die dort auf dem Sattel auf- und niederhüpfte, zeichnete sich wirksam ab vom schimmernden Horizont. Die Reiterin hätte einem Maler ein reizendes Bild geboten; ein Bild des Friedens, ein Bild des Glückes bot sie nicht. Ein Schatten lagerte über der sonst so klaren Stirn, die Augen blickten düster, der feine Mund war zusammengepreßt.

Wer durfte wagen, sie zu verschmähen? Sie, die Gefeierte, die Verwöhnte, deren Wink ein Befehl gewesen war, wo immer

sie sich gezeigt? Sie zuckte unwillkürlich in die Zügel, das mutige Tier bäumte sich auf und stürmte wie rasend dahin; aber wilder noch stürmten die Gedanken in ihr, die es trug. Sie klagte ihn an, den mehr als Unbegreiflichen, der ihre großmütig ausgestreckte Hand zurückgestoßen hatte ... Sie wollte sich an ihm rächen ... Ihm lächelnd, unbekümmert entgegentreten am Arme des ersten Besten, am Arme ihres thörichten Vetters! Er war zum mindesten zuverlässiger als jener Unstäte ... O gewiß! ... Und wozu auch noch länger warten auf einen Fernen, Unerreichbaren, der sie hätte zu schätzen wissen? Er lebte ja doch nur in ihrer Sehnsucht!

Aber wunderbar, je mehr sie sich bemühte, Paul zu hassen, desto unruhiger, desto ungewisser wurde sie. Mit schmerzlicher Lust ward sie dessen inne, wie nur in seiner Gegenwart, ehedem und auch jetzt, sie jenes eigentümliche Hochgefühl durchströmt hatte, halb Demut und halb Stolz, holdes Selbstvergessen und Regung aller geheimsten Kraft, so wie sie es noch keinem andern Manne gegenüber empfunden. Sollte sie dieses Gefühl niemals mehr verkosten? Sollte sie wirklich berufen sein, in ungleichartiger Umgebung ihren hohen Sinn zu verträumen?

Sie verlangte nach dem Geliebten heftiger als je. Noch gestern hatte sie seinen Namen im Fremdenbuch gesehen, er hatte seine Zimmer noch nicht aufgegeben, er mußte zurückkehren, vielleicht war er schon da!

Sie sprengte heimwärts. Am Ende des Dorfes wartete der Reitknecht. Sie sprang vom Pferd, ließ ihm die Zügel und wandelte durch den Park. In der Kolonnade des Hotels ließ sie sich die Kurliste reichen und blätterte, bis sie gefunden, was sie suchte: „Dr. Paul Bertram aus San Agostino." Der Name war durchstrichen und unter dem Datum desselben Tages von plumper Hand danebengeschrieben: „abgereist." Paul hatte in der Nacht noch die Bedienung wachgerufen und seine Habseligkeiten mit sich genommen.

Ellen schlug das Buch wieder zu. Kein Zug veränderte sich in dem schönen Gesicht. Dann ging sie langsam an der Außenseite des Dorfs nach ihrer Villa. Sie vermied den Tanzplatz.

Im Garten fand sie Dora, die augenscheinlich auf sie gewartet hatte. „Vetter Ernst ist im Salon," flüsterte sie, „schon seit einer Stunde. Willst du nicht jetzt?.."

Ellen nickte stumm mit dem Kopf, während ihr Blick verloren in die Ferne schweifte. Dann ging sie hinein, um mit dem sie Erwartenden zu sprechen.

9.

Mit Gott und aller Welt zerfallen wankte ein verdüsterter Mensch durch die Straßen der Hauptstadt seines Heimatlandes. Er hatte hie und da mit stumpfem Blick auf ein Gemälde gestarrt, hatte eine lärmende Posse gesehen, ohne lachen zu können, hatte täglich eine Reihe von Empfehlungen und Briefen vorgenommen und fortgelegt. So oft die Verbitterung, die das Mißgeschick seiner Jugend ihm auf den Weg gegeben, in lichten Augenblicken von ihm gewichen war, wie hatte er darnach gelechzt, sich wieder zu erfrischen an deutscher Natur, sich zu erbauen an deutscher Kunst, sich sattzuhören an deutschen Liedern, sein Herz auszuschütten vor Gleichgesinnten. Und nun, da ihm alles so nahe war, was er sich erwünscht, erging es ihm wie einem Kranken, der kostbare Früchte und Speisen vor sich gehäuft sieht, mit einem faden, pappigen Geschmack im Munde, fiebernd und unlustig. Aber was zuletzt beginnen?

Zurückkehren, woher er gekommen, unter ein Volkstum, das er nicht liebte und das ihn nicht verstand, zurück in jenen fremden Dienst, der mehr und mehr wie ein Stein auf seiner Brust gelegen hatte? Oder hier verbleiben, um sich immer wieder daran erinnern zu müssen, daß das Kind seines Volkes, das er sich ausersehen, ihn betrog und verschmähte? Aber wo war das Land, wo er aufhören würde, nach diesem Glück zu verlangen, das ihm versagt schien? Wie lange hatte er noch zu wandern, um diese Sehnsucht zu verlieren? Er sah zurück auf das Leben, das er geführt, ein buntes Leben, gar oft ein wildes. Ein Leben, wie es alle führen, die kein würdiges Ziel für ihre schlummernden Kräfte finden. An schönen Frauen hatte es nicht gefehlt auf seinen Wegen, — wie schnell doch waren sie immer wieder verblaßt gegen die Eine, die ihn nicht liebte.

Er dachte an Ghiletta in Las Vegas, wo er kurze Zeit im Quartier gelegen, — ein zierliches, schwarzäugiges Mädchen voll

Eines Seekönigs Grab. Nach d
(Mit Genehmigung der Photog

Gemälde von Graf von Harrach.
lichen Gesellschaft in Berlin.)

südländischer Glut. Sie hatte fast vergehen wollen vor Zärtlichkeit und ihm eines Tages Zündhölzchen in seinen Morgentrunk geschüttet, aus Eifersucht. Schwedische Zündhölzchen, — die unschuldige Kleine! Sie wußte nicht, daß an den schwedischen kein Phosphor ist. Sein Mund verzog sich zu einem geringschätzigen Lächeln, wenn er dieses Naturkindes gedachte, mit seinen kleinen Künsten. Wie wenig war sie ihm gewesen.

Und dann die reizumflossene Edith Terrier, die so anmutige German songs zu singen wußte, ein Wesen voller Lebendigkeit, voller Geist und Energie. Er hatte sie in New Orleans in einem der ersten Zirkel kennen gelernt. Wie entzückte sie die ganze Gesellschaft! Er war drauf und dran gewesen, sie zu heiraten, in der Erregung eines holden Augenblicks, wo ihre braunen Locken ihm so verhängnisvoll nahe gekommen waren, als er sie am Klavier begleitete. Aber er erfuhr leider am nächsten Morgen durch einen plauderhaften Kameraden, daß sie schon zweimal verheiratet gewesen sei, die siebzehnjährige Kleine, das eine Mal mit einem ihr an Jahren gleichstehenden Zweirad-Künstler (professor of the bicycle-riding), mit welchem sie ihren Eltern, — und das zweite Mal mit einem Bank-Clerk (der unter Kundgebung einer Umsicht und Charakterstärke, welche die größte Bewunderung erregten, nach und nach 70 000 Dollars entwendet hatte), mit welchem sie ihrem ersten Mann entlaufen war. Eben erst hatte sie auch den zweiten, nachdem die betreffenden Dollars in wertvollem Schmuck angelegt waren, mit einem entrüsteten Fußtritt entlassen und von den stets galanten und einsichtsvollen amerikanischen Gerichten ihre Freiheit zurückerlangt.

Bah! —

Dann stieg wieder Ellens Bild vor dem Träumer auf, aus der kurzen Zeit seines allerersten Glücks, ein Bild, das ihn unablässig begleitet hatte, wie eine süße Melodie, die wir in früher Jugend hörten, wie eine Ahnung unsres bessern Selbst, die wir vor dem Schmutz der Welt hinabretteten in die Tiefen unsrer Seele. Er wußte nun, was er beherbergt hatte. Alle Erfahrungen, die er gemacht, alle, die er noch machen würde, — er sah es — kamen sich gleich.

Aber war das Leben des Lebens noch wert nach dieser Erkenntnis? War es nicht doch am Ende nur jenes ebenso folternde wie unnütze Rätsel, das stärkere Geister längst in ihm erkannten? War er nicht bloß deshalb so empfänglich ausgerüstet worden, um all den Wahnsinn bis ins Mark seiner Knochen zu empfinden? Seit er ein Mann wurde, hatte das Schicksal an seinem Herzen immer nur gehöhlt und geweitet, ohne ihm irgend etwas zu gewähren, was diesen öden Raum auch hätte füllen können.. Und einem Andern wieder, .. der ein enges Gehäuse mit sich umhertrug, .. gerade groß genug für die Sorge um sein Kleingeld und seine Frisur .. Er sprang auf — es war im Tiergarten — und stürzte zähneknirschend weiter. Haß überkam ihn, Haß gegen das ewig Platte, das ewig Unedelmütige, das ewig Verdienstlose und doch ewig Gekrönte, dem die Blüte dieser Erde zufällt, damit es sie verpfusche .. Konnte man ihr nicht Trotz bieten, dieser unheimlichen Macht, an irgend einem Punkte ihr das Spiel verderben, sie in den Staub treten? ..

Da plötzlich: „Halloh!“ tönte es an sein Ohr. „Wohin so eilig?“

Er schrak auf und sah sich um. Er war am Lehrter Bahnhof, und vor ihm stand, mit der Reisetasche in der Hand, den Sommermantel über dem Arm, sein Nebenbuhler.

„Nun?.. Sie antworten ja gar nicht?..“

„Was wollen Sie hier?“ stieß Paul heraus.

„Will nach Bremen ... Habe noch zwei Tage vom Urlaub totzuschlagen .. Nachher geht's wieder in den ollen Dienst. Aber was ist denn eigentlich mit Ihnen los? Sie kommen mir so verändert vor .. Wo blieben Sie so plötzlich an jenem Abend?“

Paul faßte sich endlich, entschuldigte sich lachend und mit Aufwendung aller Kraft brachte er es fertig zu fragen: „Ich dachte, Sie wären verlobt?“

„Nein,“ sagte der Andre, „nein,“ und sah sich auf die Finger.

„Wie kommt denn das?“

„Wie das kommt? Ja, wie kommt dergleichen?“ Dabei zuckte er die Achseln, schob die Stirnhaut hinauf und zog die Mundwinkel herunter, als wollte er sagen: „Sie wissen, .. die Mädchen, das schlechte Volk, .. man lernt sie niemals aus.“

Paul aber begannen die Augen zu funkeln, er nahm den Seemann beim Arm und flüsterte ihm mit bewegter Stimme zu:

„Ich nehme doch an, daß Sie nichts unversucht ließen?"

„Hm," klang es mürrisch, „sie sei an einen andern bereits gebunden." Und drohend setzte er hinzu: „ich hab' es hinnehmen müssen, aber ich will ein Judas sein, wenn ich sie ihm gönne."

10.

Wenn wirklich irgendwo im Welltall ein persönlicher Wille über den Geschicken der Sterblichen waltet, auf welche Lustspiele gefällt es ihm herabzublicken.

Zog dort nicht derselbe Mensch wieder desselben Weges, auf dem er doch nun zweimal schon als ein ausgeplünderter armer Schelm von hinnen geflohen war? Und was führte ihn zum drittenmal zurück? Ein leeres Wort, an das ein Herz sich klammerte, das nicht verlernen wollte, zu wünschen und zu begehren.

Wieder hielt sein Wagen vor dem bekannten Hotel. Die Glocke ward geläutet, ein paar verschlafene Kellner, wie eine sterbende Saison deren zeitigt, kamen herbei; Platz war genug.

Paul schüttelte seinen Reisestaub ab und trat dann sofort hinaus. Es war ein schwüler Tag, die Luft zitterte über den Bäumen, während die Sonne unbarmherzig ihre Strahlen aus wolkenlosem Himmel herabsandte. Der Sommer gab augenscheinlich seine Abschiedsvorstellung, und das kleine Häuflein der Badegäste hatte sich auf und davon gemacht, um sich nach Kräften im Schatten der Wälder und in den Schluchten des Ufers zu vergnügen.

Auch das Dorf war wie ausgestorben, die Fischer auf hoher See unterwegs, und unser Freund wandelte einsam umher, in jenem wunderlichen gemischten Gefühl, wenn kurz vor einer Entscheidung die Zuversicht wieder zu ermatten beginnt, die uns gerade bis zum schwersten Augenblick begleitet und gestützt hat. Er faßte sich endlich ein Herz und trat durch das Gitter der Villa.

Keine Seele schien anwesend, die Hausthüre war geschlossen. Endlich kam ein alter Diener aus dem Garten vom Strande her, musterte etwas verdrossen den Fremden und gab den Bescheid, daß das gnädige Fräulein vor einer Stunde ausgegangen sei, daß er es aber für wahrscheinlich halte, daß sie an der Partie nicht teilgenommen.

Paul wandte sich wieder nach dem Dorf, und wie er so weiterging, kamen ihm die alten Verse in den Sinn:

Ich tret' in deinen Garten,
Wo, Süße, weilst du heut'? — —
Nur Schmetterlinge flattern
Durch diese Einsamkeit!

Er wiederholte sich wieder und wieder: „nur Schmetterlinge flattern — durch diese Einsamkeit." Dann trat ihm die Bedeutung jener Worte etwas klarer ins Bewußtsein, und er erschrak und zog die Brauen zusammen und schalt seine vorlaute Thorheit.

So war er bis zum Strande gekommen, wenig acht gebend, wohin seine Füße ihn trugen. An einer Biegung des Weges, der oben am hohen Ufersaum unter Buchen und Erlen weiterlief, wurde das Gebüsch dichter und er entsann sich, daß früher hier eine Bank gestanden hatte, mit einem besonders anmutigen Ausblick über die ganze Bucht hinweg. Er trat näher, und ohne daß er sah und hörte, überkam ihn plötzlich eine Vorahnung dessen, was kommen sollte, mit der Gewalt eines Blitzes. Die ganze Pein der letzten Tage drängte sich zusammen in diesen Augenblick; wie oft hatte ihm das Glück nicht schon gelogen, warum nicht auch jetzt?! Ihm schwindelte, er griff nach den nächsten Zweigen — und stand vor Ellen.

Dort saß sie, mit einem Buch im Schoß, den Blick verloren über das Meer schweifen lassend. Dann hörte sie das Geräusch und wandte langsam den Kopf und sah ihm in sein kummervolles Gesicht, in seine verzweifelten Augen.

Was nun geschah, läßt sich nicht beschreiben.

Er faßte nach seiner Stirn, sein Hut fiel zu Boden, dann stürzte er vor ihr nieder, schluchzend, die Hände zu ihr hebend, ihre Kniee umklammernd. Er barg sein Gesicht in ihrem Schoß, und zog sie an sich, — und sie litt es.

Dann wehrte sie ihn leise ab, und er bat: „Ich kann dich nicht sehen!"

Sie aber lächelte, mild und mitleidig, wie die Engel wohl lächeln mögen, und trocknete ihn mit ihrem Tüchelchen, selber feuchten Blickes. Dann hauchte sie einen Kuß auf seine Stirn und sagte mit ihrer tiefen, weichen Stimme:

„Nun ist ja alles gut! — Komm, setz' dich her!"

Meiſter Friedrich von Wien.

Bild und Werk eines „deutſchen Steinmetzen.“

Von Carl von Vincenti-Wien.

(Abdruck verboten.)

„Saxa loquuntur.“

Er ſtand vor uns, wie wir uns Erwin von Steinbach denken mögen, jene volkstümliche Geſtalt des Frommbaumeiſter aus glaubensſtarken Dombauzeiten, welche in der Beredſamkeit der Steine lebendig geblieben. Einen „deutſchen Steinmetzen“ nur nannte er ſich, unſer gewaltiger Dombaumeiſter, der plötzlich, ein Wiedererſtandener des Mittelalters, unter uns trat, derb und hartgefügt, als Mann und Künſtler, hohen Wuchſes, ſchulterkräftig und doch hagerſchlank, wie die Raſtloſen ſind, die kein Fett des behaglichen Genuſſes anſetzen, einer von jenen, die wuchtig anfaſſen, leicht heben und ſich bewegen, der Schädel mächtig aufgewölbt mit trotzigen Stirnhöckern, im blaublitzenden Auge, auf der ſtreitbaren Lippe den zündenden Funken, die breite, freie Bruſt bartüberflutet — ſo war Meiſter Friedrich von Wien in heißen Kampf- und Schaffensjahren. Dann . . . es war in der Kapelle des Sühnhauſes, die Fenſterroſe glühte im ſanften Mittagslichte eines Wintertages. Wie ein Wikinger-Totenkahn auf der Welle, ſo ruhte ein Sarg auf der Blumenflut. Drinnen lag ein ſtiller Mann gleich einem Nordlandskönig, wie Schnee im Sonnenſchein glänzte ſein Bart; es war wieder Meiſter Friedrich . . . . . Die letzte Fahrt! Abendſchatten lagen über dem unabſehbaren Friedensfelde, als der Zug anlangte. Ein Thauwind hatte den ganzen Tag über ſeinen feuchten Fittich über der ſtillen, weißen Schneedecke geſchüttelt und das Leichentuch des toten Wien hie und da gelüftet. Als der letzte Totenſpruch verklungen, kam der Mond herauf und erſchüttert, ſchweigend ſchieden wir vom Grab des großen Goten . . . .

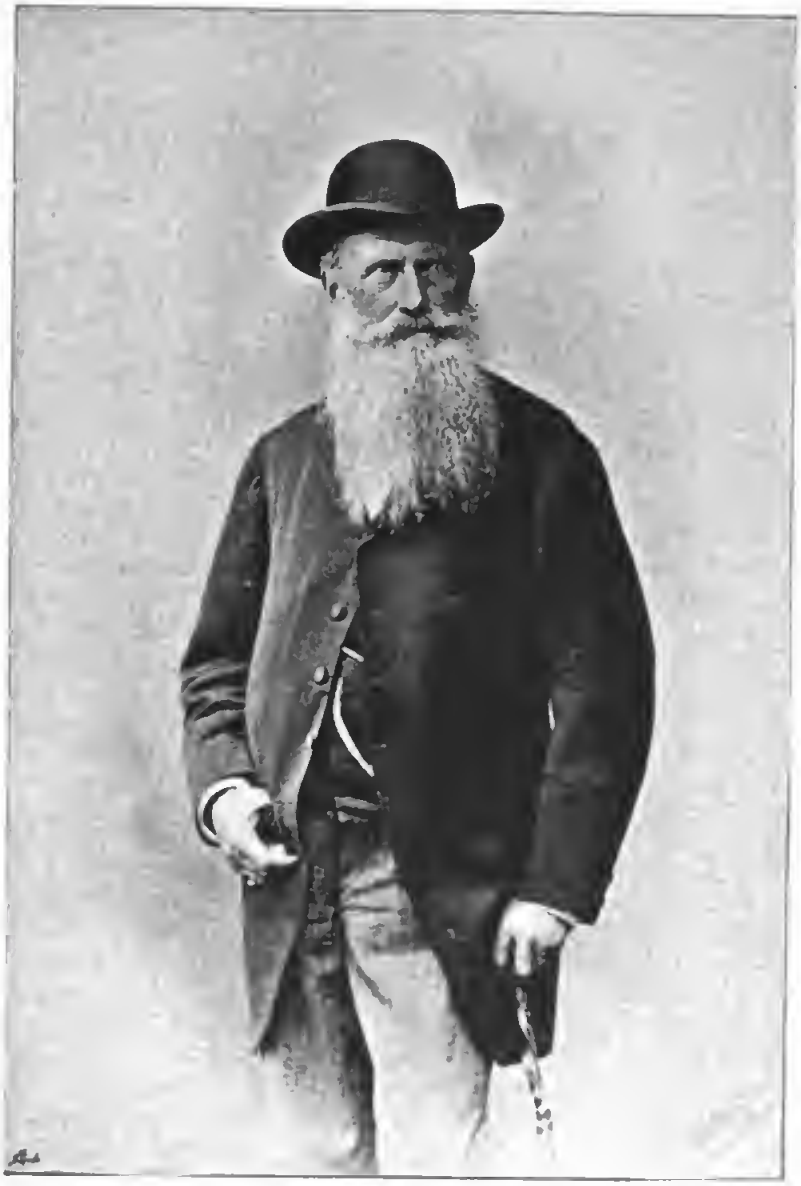
Dieſer Gote war ein Schwabe, jenes kernig friſchen Stammes, welchem die Donaumetropole von alters her kräftige, deutſche Blutzufuhr verdankt. Die Donau iſt ja urſprünglich ein ſchwäbiſch Gewäſſer, womit die Oſtmark die Kulturtaufe erhielt. Vom Blut und Feuer der Türkennot gerötet, hat ſie die furchtbaren Wunden gewaſchen, welche der Islam dem Abendlande geſchlagen. Uhland'ſche Romantik umwebt die Höhen des Welzheimer Waldes, wo Friedrich Schmidts Wiege im Frickenhofener lutheriſchen Pfarrhofe geſtanden. Der Hohenſtaufen grüßt von fern. Die Frau Pfarrerin hatte entſchieden Dichterblut, der Herr Pfarrer Baumeiſterblut in den Adern vom Großvater her, der hannöverſcher Hofbaumeiſter geweſen. Und während die Mutter des Knaben romantiſchen Sinn nährt, treibt ſich der Junge auf den Bauten herum, die ſein Vater in der Gemeinde aufführen läßt. Er will Baumeiſter werden. Die gotiſchen Kirchtürme von Schorndorf und „Unſerer lieben Frau“ zu Eßlingen ragen zuerſt in ſeine jungerregte Einbildungskraft hinein. Die Schinkelianer Mauch und Breymann leiten in Stuttgart auf der techniſchen Hochſchule ſeine erſten Schritte. Achtzehnjährig, mit dem Freibrief des Steinmetzgeſellen in der Taſche, wandert er nach der Köln am Rhein, wo die große Dombauhütte ſteht und Meiſter Zwirner drinnen.

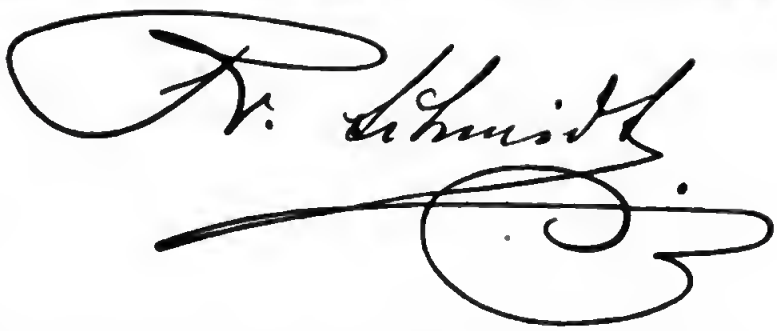
Das heilige Köln! Sein Dom, der damals noch als gewaltiger Strunk aufragte, das derbrührige Werkleben um dies mächtigſte Frommgedicht in Stein, welches gläubige Zeiten unvollendet gelaſſen, die mittelalterliche Poeſie der Bauhütte, dies alles hält den Steinmetzgeſellen aus

Schwaben mächtig fest. In der feuchten Staubluft der Werkhütte, beim Schlürfen der Steinsäge, beim Knirschen der Feile, bei der technischen Überwindung des Steines, reift er seiner Kunst entgegen. Er behandelt den Stein und wird mit seinem Leben, seinen Gesetzen, seiner Poesie vertraut. Er liebt den rauhgeschliffenen Werkstein, den Lichtsauger, nicht den blankgeschliffenen, den Lichtwerfer; dieser ist welsch, jener deutsch. Fünf Jahre arbeitet der Schwabe am Rhein mit Meißel, Schlägel und Richtscheit, dann im Jahre des großen Taumels mit 23 Jahren erhält er den Meisterbrief und die Werkleitung des Dombaues. Als strenger Bekenner der Gotik macht er in Berlin seine Baumeisterprüfung und baut wenige Jahre später seine erste gotische Kirche und zwar in der malerischen Turmstadt Quedlinburg. Zwei Jahre später wird der Wettbewerb für die Wiener Heilandskirche ausgeschrieben. Den ersten Preis erhält der 26jährige Wiener Heinrich Ferstel, den zweiten der Werkleiter des Kölner Dombaues, Friedrich Schmidt. Um diese Zeit wird der Pastorsohn katholisch wie die Münsterbaumeister und Domerbauer es ehedem gewesen. Man braucht in Wien einen Architekturprofessor für die Mailänder Kunstakademie. Van der Nüll durchstöbert Frankreich und Belgien, bis er auf der Heimreise in der Kölner Dombauhütte Friedrich Schmidt entdeckt. Es waren recht unartige Jungen, die heranwachsenden Italianissimi und Kunstakademiker, welche den Tedesco empfingen, aber bald schauten sie wie gebannt zu dem gewaltigen Manne auf und hingen andächtig an den für die fremde Sprache anfangs recht ungelenken Lippen. Und als Mailand wieder an Italien fiel, da wollten sie ihn nicht ziehen lassen, Meister Friedrich aber zog nach Wien.

Wiener Luft umschmeichelte, berauschte ihn. Nicht daß der Vierunddreißige etwas von seiner festgefügten Individualität, seiner mutigen Sicherheit, seinem drängenden Ungestüm eingebüßt hätte, durchaus nicht. Er sträubte sich auch anfangs gegen die neuen Einflüsse, klammerte sich an sein rauhes Dogma und schuf als Protest gleichsam gegen die Wiener Bethörung das akademische Gymnasium auf dem Beethovenplatze, ein nüchternes, gotisches Stachelungetüm. Die Wiener fröstelten. Mittlerweile hatte der neue Professor an der Akademie begonnen, das in Wien lange brach gelegene Lehrfeld der Baukunst zu bestellen. Das lag voller Steine, die nicht zu brauchen waren. Van der Nüll und Siccardsburg waren weit entfernt gewesen, dem Ideal eines Kunstlehrers zu entsprechen. Unnahbar selber, konnten sie nicht unmittelbar anregen. Darin aber lag eine Hauptstärke Schmidts. Was und wie er lehrte, war neu, bestechend, befeuernd, begeisternd, ja, mehr noch: überzeugend. Seine Macht, die sich bis zum Zauber steigern konnte, faßt sich in einem Worte zusammen: dem Persönlichen. Seine Lehrweise, seine Kunst, sein Lebenswerk, alles trägt so sehr den Stempel des Persönlichen, wie kaum bei einem zweiten Baukünstler unserer Zeit. Die Lehrschablone warf er in die Rumpelkammer der Schule, die Befangenheit der Überlieferung streifte er ab; es galt für ihn, aus den alten, festen Konstruktionsgesetzen der Gotik neue Triebe zu entwickeln, eine Gotik der Neuzeit zu schaffen, die als lebenskräftiger Styl in verjüngter Gestalt fortleben würde. Diese Unbefangenheit, diese freiere Auffassung der Gotik verdankt er zuerst seinen Kirchenrestaurationen in Italien (San Ambrogio in Mailand und Maria del Orto in Venedig) und in seiner späteren Entwickelung dem Wiener Kunstklima. Daß er in seinem Hauptwerke, dem Wiener Stadtpalaste, bis zum mutigen Ausgleich mit der Renaissance ging, in der Volkshalle strenge Gotik und im Festsaal ein Tonnengewölbe zur Geltung kommen ließ, wer könnte ihm dies verargen, der einmal diese Räume durchwandelt?

Seine Lehrweise! Selten dürfte ein Künstler in diesem Maße zum Kunstlehrer berufen gewesen sein, wie Meister Friedrich. Er besaß alles dazu: Persönlichkeit, Kunstwissen, Begeisterung, Selbstvertrauen, schöpferischen Geist, Beredsamkeit. Sein Wort war eine Macht, der sich niemand zu entziehen im stande war, mochte er im Studiersaal, von Brett zu Brett gehend, zu seinen Schülern sprechen oder den Stänkern im Gemeinderatssaale der Wipplingerstraße seinen edlen Zorn entgegendonnern, oder endlich in seinem Speisesaale im Sühnhause einem jener geistig bewegten Symposien präsidieren, wo er so gerne und willkommen das Wort ergriff. Eigenartig anziehend ging er lehrend zu Werke. Jede trockene, bauschematische





Behandlung des Stoffes war ſeinem Feuergeiſte, ſeinem ſchöpferiſch veranſchaulichenden Lehrdrang ein Greuel. Belebung der Form war ſein Grundlehrſatz. Gleichſam lebendig mußten die Steine werden, zur Phantaſie des Schülers ſprechen. Seiner Zucht verdanken wir die wiederbegründete Herrſchaft des Bauzeichenſtiftes, jenes in Strenge und Formentreue waltenden Styl-Verlebendigers und -Bewältigers. In jugendlicher Begeiſterung hing die kunſtbefliſſene Schar an ſeinem Munde, zog ſie unter ſeiner kameradſchaftlichen Führung auf Kunſtreiſen aus. — Dieſe fröhlichen Wanderungen, etwas ganz Neues im Wiener Kunſtleben, zogen faſt alle Kronländer des Reiches ſowie die näher liegende Fremde in ihren Bereich. Das Wertvollſte der Ausbeute gab der von Schmidt und ſeinen Schülern gegründete Verein der „Wiener Bauhütte“ in autographiſcher Vervielfältigung für Studienzwecke heraus. So entſtand eine der reichſten Sammlungen derart, deren ſchönſte Blätter vom Meiſter ſelbſt herrühren. Die Aufnahmen waren für ihre Zwecke ganz muſtergültig. Im großen Maßſtab auf-

getragen, in fester, derber Weise mit der Feder ausgezogen und nach Erfordernis schraffiert, entsprachen sie gerade den besonderen Anforderungen der architektonischen Darstellung. Ähnlich arbeiteten die alten Baumeister ihre Werkzeichnungen, wie ihre aufbewahrten Faksimiles darthun. Klare unzweideutige Formenvorstellung war bei dem Lernenden das Hauptergebnis dieser von Schmidt so praktisch ausgebildeten Methode, welche allem Zeichenschlendrian den Garaus machte. Kein geistreicher, genial verschwommener Tuschklecks, kein schwachmütiger Farbenstrich half da über mangelhafte Kenntnis hinweg; man mußte positiv wissen, um positiv wiederzugeben. Es handelte sich beispielsweise um eine Fialenentwickelung. Sofort ging Schmidt auf die ganze historische Entwickelung der Form zurück, um alle Wandlungen derselben vom Romanismus bis zur Spätgotik an Beispielen darzuthun. Jeder neue Fall wurde solchergestalt wieder zur neuen Stylübung. Und wie wußte der Meister diese Lehrvorträge durch seine sympathisch zwingende Art zu beleben! Nicht nur ein staunenswertes Kunstwissen sprach aus seiner Rede, sondern auch ein unbestechliches Kunstgewissen.

So schuf Meister Friedrich von Wien unsere neue gotische Schule, die Verkünder allüberall ausgesendet hat. Er hatte das Glück, einen fruchtbaren Boden für ein positives Schaffen zu finden, während sein französischer Nebenbuhler Violet le Duc durch die Verhältnisse zur Unfruchtbarkeit verurteilt blieb. Wir müßten gar viele Namen nennen, wollten wir die Zahl aller jener Künstler erschöpfen, welche die deutsche Baukunst dem gewaltigen Manne verdankt, dessen sterbliche Reste wir am 26. Januar der Erde übergaben. Es sei nur an einige erinnert. Georg Hauberisser, dessen Name Tausende von Bewunderern des herrlichen Münchner Rathauses zählt, ist sieghafter Schmidtschüler und Alexander v. Wielemans, welcher in den Wiener Ringgürtel das Heidelberger Renaissance-Juwel des Justizpalastes eingefügt, ebenfalls. Franz v. Neumann, der Erbauer der großartigen Arkadenpaläste nächst unserm Stadthause, Emerich Steindl, welcher den gotischen Reichstagsbau in Budapest ausführt, der Prager Dombaumeister Mocker, Lauzil, s. Z. Bauführer am Stephansdome, Viktor Luntz, jener des Wiener Stadtpalastes, Professor Karl König, der verstorbene Fünfkirchner Franz Schulz, welcher Vajda Hunyad, die felsverwachsene, auf hoher Schroffe horstende Siebenbürger Königsburg wiederherstellte, der Düsseldorfer Gotiker Ringlake, der Salzburger Weissiken, der Braunschweiger Winter, Theodor Reuter, Dominik Avanzo, Lee, Wiehe, Pieper, Ernst — sie alle sind aus der Schmidtschule hervorgegangen.

Meister Friedrich ist uns Dombaumeister, Kirchenbauer, Burgenbauer und -Wiederhersteller, Schöpfer des gewaltigen Stadtpalastes und des feierlich schönen Sühnhauses gewesen. Überall fast, wo christliche Gebethände sich emporstrecken und Glocken dröhnen, ragen Schmidtsche Gotteshäuser und -Türme: an der Donau, am Rhein, am Main, am Inn, an der Mur, an der Dimbrowitza; in Fünfkirchen und in Vaduz, in Teschen und Wildbad-Gastein und Vorarlberg, auf der roten Erde, im Harz und in Preußisch-Schlesien, im schwedischen Malmö und sogar im chinesischen Tsching-Ting. Und die heiligen Steine, die er überall aneinander gefügt, klingen und reden seinen Namen. In Wien selbst am lautesten. Das erhabene Wahrzeichen Wiens, den Dom des heiligen Stephan auf Glaubenswacht nach Osten, in dessen Quadernherrlichkeit ein halbes Jahrtausend drangvoller Geschichte grau geworden, nahm Meister Friedrich in seine treue, starke Obhut. Er festigte ihn, gab ihm Licht, und dichtete zu dem ambrosianischen Lobgesange, welcher in seiner gewaltigen Turmpyramide zu Stein geworden, die blühende Schlußstrophe, die in Ätherglorie verklingt. Ihre goldene Jubelnote ist das hohe C der Ostmarkgotik. An Sankt Stephan, inmitten dieser leichterhobenen Spitzbogen, dieser wundervollen Steinarme mit betverschränkten Händen, deren das Heiligtum voll ist, begann des Meisters starrer Glaube zu schmelzen. Vier gotische Kirchen gab er Wien und zuletzt noch die stimmungsschöne Sühnkapelle, die ihm zur Totenhalle ward. Mit der Lazzaristenkirche, einem strengen, kühlen, düstern Hallenbau und schwerem Turmhelm über der Vierung, fing er 1859 an, ganz noch der Alte von der Kölner Dombauhütte. Bald aber baute er sich ins Anmutigere, Hellere hinein, verwienerte er sich. Sowohl die Brigittenauer Pfarrkirche mit ihrem

Die Fünfhauserkirche zu Wien.

Basilikenanklang, dem schlankgewachsenen Turmhelm, den innen sichtbaren Dachschrägen, den Presbyterialfresken und der farbigglasierten Dachung, als auch der Ziegelrohbau der Weißgerberkirche mit der schönen Turmportalhalle und dem farbig behandelten Inneren bekunden dies Streben. Mit der Polychromie freilich haperte es. Schmidt besaß ein eminent konstruktives, aber kein Farbenauge in der Architektur, ein Mangel, den er freilich zeitlebens nicht eingestehen wollte. Darin ist er nie ein Wiener geworden. Seine farbigen Kuren bekamen noch am besten der Fünfhauser gotischen Kuppelkirche, womit er uns seinen schönsten Frommbau gegeben. Bei dieser seiner glücklichsten Kirchenbauthat möchten wir um so lieber einen Augenblick verweilen, als sie im Auslande weniger bekannt ist.

„Unsere liebe Frau zum Siege" in Fünfhaus, eine der vornehmsten Bauzierden Groß-Wiens, ist ein stolzes Gotteshaus mit kühnaufstrebendem Achteckdom, reichem, in freier Anlage gruppiertem Kapellenkranze, eigenartig vorgelegtem Portale und einem vortretenden, anmutig geratenen Turmpaare, welches sich durch ein Strebebogensystem höchst malerisch an den Bankörper anklammert. Vor Jahren, als die Kirche der Vollendung entgegenging (Ende 1875), sind wir einmal zum Dachstuhl hinaufgestiegen. Der Weg schwingt sich malerisch-verwegen über gotische Strebebogenbrücken durch eine üppige Fialen- und Steinblumenvegetation, deren helle Triebschößlinge aus dem warmroten Ziegelgrund aufschießen. Technisch von Interesse ist die Konstruktion des gotischen Achtergewölbes. Dasselbe ruht nämlich nicht im eigentlichen Sinne auf den von acht Pfeilerbündeln und ebenso vielen Einzelsäulen getragenen überhöhten Bogen, sondern die Gurten und Rippen übernehmen die Last der zwischen ihnen eingewölbten Kappen, um diese Last in den Angriffspunkten an das Mauerwerk zu übertragen. Erheben wir im Innern den Blick nach der Kuppel. Hoch aus goldenem Äther blickt der Erlöser. Vom Schlußstein versendet der Kuppelstern seine Gnadenstrahlen, in welchen sich die Evangelisten und Kirchenväter baden; wo die Flackerspitzen in blaugoldenen Himmelstriften verglühen, ruhen am regenbogenfarbenen Wolkenrain im Palmenhain Gruppen von Propheten und Ordensgründern in seliger Vergnügtheit. Der Blick sinkt über die funkelnde Brüstung der Tambourgalerie nach dem Presbyterium herab, auf dessen Portalbogen der „Triumph Mariens" erscheint; Märtyrinnen heben sich im Brustbild vom Goldgrunde ab, in der feierlich stillen Pracht des siebenrippigen

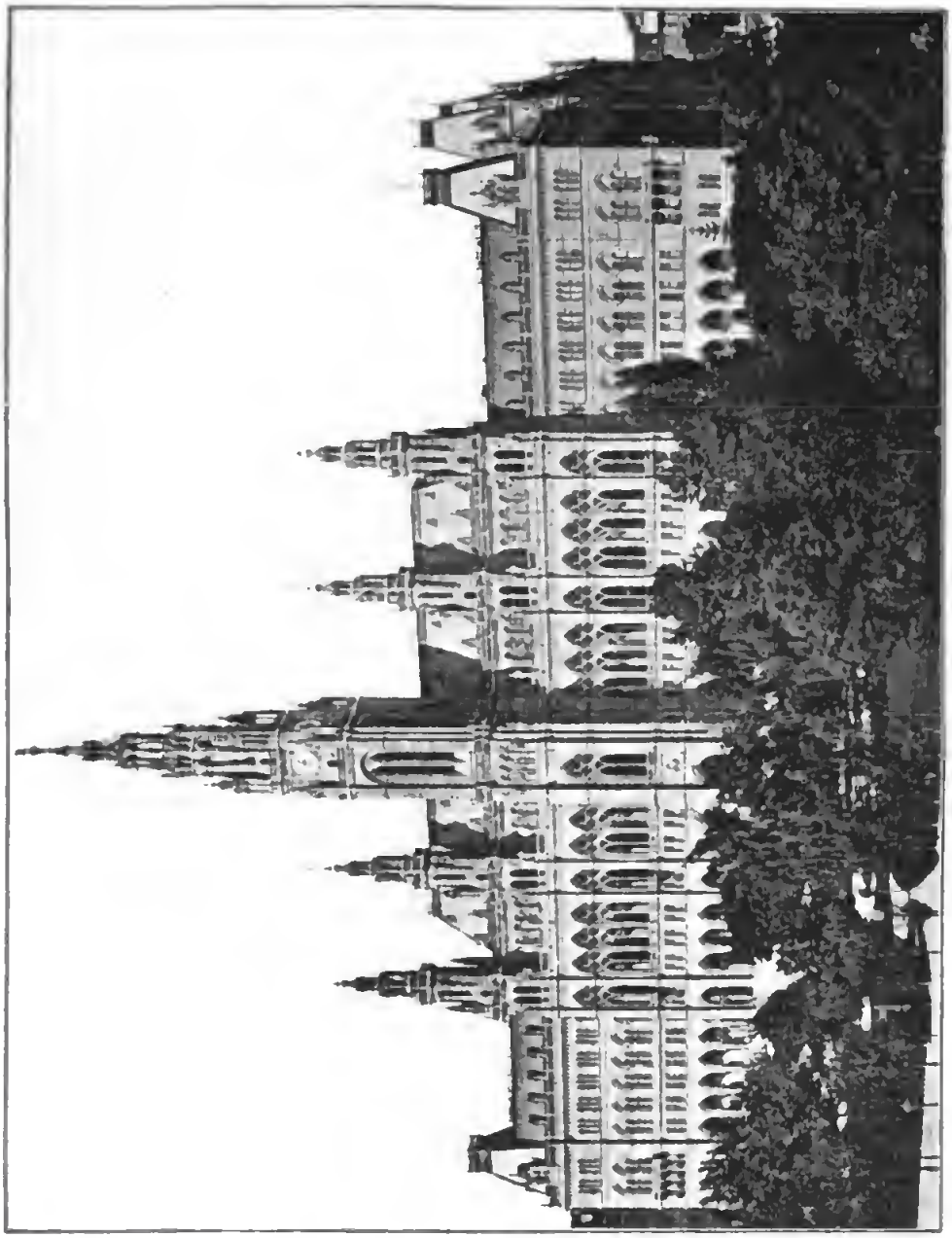
Sanktuariums verdämmern Wandbilder, welche Christi Leben und Leiden darstellen und über den Kapelleneingängen endlich spielt sich in legendarem Reiz die Kindheit Jesu ab.

Alles was Meister Friedrichs Genie an Wiener Anmutsfreude gewonnen, ist in den stolz gefügten Steinen des Stadtpalastes beredt geworden. Soweit ihm vergönnt war, Wienerisch zu werden, ist er es in diesem Bauwerke geworden. Weltbekannt ist dieser Prachtbau, in welchem Gotik und Renaissance einen Bund geschlossen, woraus eine Gotik der Neuzeit erblühte, voll merkwürdiger Schönheiten, die bisweilen fast Offenbarungen waren. In keinem seiner Werke hat sich Schmidt so kühn und laut als moderner Baukünstler bekannt, wie im Wiener Stadthause, dem größten Profanbau, welchen die Gotik unserer Zeit aufzuweisen hat. In stiller Feier senkte der Meister mit seinen Werkgenossen am 29. Juni 1872, also fast ein Jahr vor der feierlichen Grundsteinlegung, seinen ersten Stein zu jenem Belfried in die Tiefe, welcher ein zweites Turmwahrzeichen Wiens werden sollte. In der Endpulverkammer einer türkischen Mine ruht dieser Quader mit dem Steinmetzzeichen Schmidts: einem Kreuze, das an der unteren Spitze einen nach rechts schief aufwärts gezogenen Barren zeigt. Fünfzehn Jahre später ward dem Turmriesen der „kupferne Mann" als Hochzier auf den Krabbenhelm geschmiedet. Kein Bild vermag die malerische Kraft, die reizvolle Kühnheit dieses Bauwerkes wiederzugeben. Wie anmutig wird durch die Loggientürmchen der Ausgleich zwischen Belfried, Eckpavillons und Höhe des kurrenten Baukörpers gewonnen! Wie imposant ist das Vorgelege der Hauptfront mit seiner doppelten Bogenstellung! Die hohen Ogiven der Loggia mit ihrem blinkenden Steinmaßwerk gemahnen an venetianische Bauten der Blütezeit.

Volkshalle, Arkadenhof, Festräume, Gemeinderatssaal, Treppenhäuser zeigen eine Freiheit der Konzeption, eine stolze Raumausgibigkeit, wie kaum in einem anderen modernen Großbau. Nirgends erscheint das Laubenmotiv so ins Monumentale ausgewachsen, wie im Haupthofe, dessen malerischer Reiz durch die bekannte Erkeranlage bis ins Feenhafte gesteigert wird. Die beiden Festtreppen sind von blendender Wirkung. Man muß diese schlanke, hohe, schimmernde, marmorne Säulenwelt bei einem Festball der Stadt Wien emporsteigen, wenige Kaiserpalasttreppen werden dann den Vergleich aushalten. Für den Baukenner tritt hier insbesondere jene einfache Bauweise der deutschen Renaissance hervor, welche noch mit den konstruktiven und schmückenden Formen der profanen Spätgotik arbeitet und den ernstschönen Grundton für den Entwurf des ganzen Werkes bildet. Die schönsten Steinarten der Heimat hat für ihren Herrscherfitz Vindobona als verschwenderische Bauherrin verbauen lassen und ihren Säulenmarmor bezog sie aus den edelsten Brüchen. Freilich Kämpfe hat es gekostet! Nicht allein der Baukunst, sondern auch der Redekunst Meister Friedrichs verdanken wir dies Werk. Aus einer verheißenden Zeit baute er in eine siechende hinein; für jeden Stein sprach er ein Wort, damit man ihm das Werk, an dem seine ganze große Künstlerseele hing, nicht verkümmere. Leuchtend stieg der Bau empor, trotz verdüsterter Zeit, und vor Jahresfrist wurden die weiß-gold-purpurnen Prunkräume eröffnet. Wie glänzte des Meisters Auge, als Wien zum erstenmale in großmunizipaler Herrlichkeit seine Gäste empfing! Seine bereits etwas vorneigende hagere Gestalt schien plötzlich wieder in die Höhe zu wachsen. Ihm zum besten Teile galt jener Jubel von Tausenden, welcher an jenem Abende den im elektrischen Schein wie in Mondlicht verzauberten Riesenbau umtoste. Als jener rauschende Abend sich jährte, war der Meister nicht mehr ....

Mit dem Wiener Stadtpalaste hatte Schmidt den Höhepunkt seines Schaffens erreicht; das Sühnhaus war ein Nachklang. Erstaunlich ist's, welche Thätigkeit der Meister während der Stadthausbaujahre noch so nebenhin zu entfalten Zeit und Kraft fand. Der Deutschrenaissancebau des Verwaltungsgebäudes der Nationalbank, dessen Portal sich so reizend gibt, fällt in diese überbürdete Zeit. Und all die Restaurationsarbeiten und Umbauten an Kirchen und Burgen, welche er im ganzen Reiche vornahm! Wir verdanken dieser Unermüdlichkeit die Erhaltung köstlicher Baujuwele aus der Burgenzeit; wenn das Meraner Fürstenhaus, Runkelstein mit den

Tristanfresken, das hohe Sarnthalschloß auf dem Porphyrfelsen, wo Vintler seine „Blumen der Tugend“ dichtete, Karlstein, die legendarisch umklungene Kronveste Böhmens, wo die Reichskleinodien ruhten, Fischhorn



Das Rathaus zu Wien.

im Pinzgau, Burg Clam bei Grein und andere entzückende Reste bauherrlichen Feudaltrotzes der Kunst erhalten blieben, so ist's das Verdienst Meister Friedrichs.

Das Sühnhaus in Wien war sein Sterbehaus. In den siebziger Jahren war an jener Stelle, wo sich heute dieser seltsame schöne, ernste Bau am Schottenring erhebt, eine Stätte der Freude: das Ringtheater. Hoch am Giebel glänzte ein goldener Apoll und das gewaltige Tympanon der Hauptfront strahlte in Farben. In einer Decembernacht des Jahres 1881 brachen Flammen aus den Fenstern und ein furchtbares Geschick verdammte Hunderte

Das Sühnhaus zu Wien.

von genußfrohen Menschen zum Feuertode. Tief erschüttert, befahl der Kaiser, daß auf seine Kosten an Stelle des fröhlichen Musenhauses ein ernstes „Sühnhaus" zum bleibenden Gedenken an diese Heimsuchung errichtet werde. Schmidt ward der Erbauer. Und dort hinter den heiteren Bogenstellungen der Loggia, welche wie eine venetianische Palastfront zu unserer Phantasie spricht, verbrachte Meister Friedrich die letzten Jahre seines Lebens. Dort im hohen getäfelten Speisesaale seiner Wohnung saß er oft, das Auge auf den Auserwählten ruhend, welche er sich zu Gast geladen. So manches Wort fiel in der letzten Zeit bei solchen Anlässen aus seinem Munde, das auf geheimes Müdsein, auf Ruhesehnsucht gedeutet werden konnte. Wie Abendschein spielte es dann um sein mächtig Haupt. Brach plötzlich der Humor durch, so wußte er aus seinen jungen, schäumenden Künstlertagen zu erzählen, daß in der Tafelrunde des Lauschens keiner satt wurde. Verklungen ist jener Redezauber, jenes Römerklingen im hohen Speisesaale des Sühnhauses, niemals aber, solange städtebauende und -schmückende Kunst lebt, wird verklingen, was zu Meister Friedrichs Lob und Preis die Steine sprechen, die er so mächtig aufeinandergefügt. Saxa loquuntur!

Große Ehren sind ihm geworden, der Kronenreif der Baronie funkelte über seinem Wappenschilde und mancher Stern auf seiner Brust; er saß im Herrenhause und Ehrenämter erdrückten ihn; wie leicht aber wiegt all dies gegen das, was er uns gegeben, denn er maß mit dem Maße des Genie's. Die Lücke, die er gelassen, wird in der deutschen Kunst, in unserer Liebe niemals ausgefüllt werden. Wien bleibt Meister Friedrich für alle Zeiten verpflichtet. In seinem Testamente ließ er seinen beiden Kindern, seinem Sohne Heinrich, Professor in München, und seiner Tochter, der Gattin eines Wiener Bildhauers, eine behagliche Wohlhabenheit, keinen Reichtum, wie mannigfach geglaubt ward. Lauteres Gold aber, ein blinkender Nachlaß mächtiger Vaterliebe, sind seine Abschiedsworte. Sie lauten: „Meine teuren Kinder! Gedenket eures

Vaters und behaltet bloß in Erinnerung die glücklichen Stunden, die wir miteinander verlebt haben, ſtreichet aus eurem Gedächtniſſe die traurigen Momente und haltet euren Blick jederzeit offen für das Große und Schöne. Streitet nicht um Geld und Geldeswert, denn dieſe vergänglichen Dinge ſind bedeutungslos. Bedeutung für den Menſchen hat bloß der Sinn für die Kunſt und das Erfaſſen des Schönen." Welche Grabſchrift war dieſen Worten zu entnehmen! Meiſter Friedrich von Wien aber dichtete ſelbſt ſein Epitaph, ſchlicht auf einen ſchlichten Denkſtein einzugraben:

Saxa loquuntur.
„Hier ruht in Gott, Friedrich Schmidt,
ein deutſcher Steinmetz."

Das Kapuzinerkloſter zu Amalfi

(jetzt Albergo dei Cappuccini).

Von Johann Heinrich Burchard.

(Abdruck verboten.)

Sahſt du je das ſchimmernde Gemäuer,
Das, ein Denkmal aus vergangnen Zeiten,
Auf das herrlichblaue Meer hinabſchaut?
Lieb iſt die Erinnrung mir und teuer.

Sich beſpiegelnd in der Meeresglätte,
Ernſt, gebietend auf dem Felſenvorſprung,
Mit der Klippe, die ſie trägt, verwachſen,
Ragt der Kapuziner Zufluchtſtätte.

Vormals aus der Kloſterzelle Frieden
Schaut der Mönch den Maſtenwald Amalfis,
Schaut er auf das buntbewegte Treiben
Das dereinſt der ſchönen Stadt beſchieden,

Und zum dunkelblauen Firmamente
Richtet er den Blick, den ſeelenvollen,
Und vorüber zieht an ſeinem Geiſte,
Was vom Weltgetriebe einſt ihn trennte.

Aus der Weltſtadt haſtendem Gedränge
Kommt heut' mancher Gaſt zum Kloſterfelſen:
Sammlung bietet er dem müden Geiſte
In der Zelle ſonnbeſtrahlter Enge,

In den weinumrankten Bogenlauben,
Wo die Fülle üppiger Lemonen,
Wo das ſatte Violett der Feigen
Sich vermählt dem tiefen Blau der Trauben.

Neugekräftigt lenkt er ſeine Schritte
In das ferne Land, die deutſche Heimat;
Doch des meerumrauſchten Felſenkloſters
Denkt noch oft er in der Seinen Mitte.

Digitized by Google

Die Königin von Großbritannien und ihr Hof.

Von Dr. Georg Horn-Potsdam. (Abdruck verboten.)

Ich war zu vier verschiedenen Zeiten in England und immer mit demselben Vergnügen. Das macht, ich hatte befreundete Familien drüben und auch besondere Gunstverbindungen mit dem Hofe. Was ich da gesehen, soll hier erzählt werden.

Die Königin Viktoria von Großbritannien teilt ihren Aufenthalt in bestimmtem Jahresturnus zwischen Windsorschloß — Osbornhouse und Balmoral (sprich Balmörl.) Von diesen drei Schlössern ist das eine in der grünen Landschaft von Berkshire gelegen, das zweite am Meere, das letzte in den schottischen Bergen. Von Windsor nach Balmoral fährt die Königin fast einen ganzen Tag, nach Osborne etwa vier Stunden — gewöhnlich via Portsmouth, wo die königliche Yacht „Alberta" sie erwartet. Wie die Engländer den deutschen Namen Alberta aussprechen, ist nicht mit Buchstaben auszuführen, kaum anzudeuten; das muß man hören, und zuerst brauchte ich einen halben Tag, bis ich begriff, was mit diesen im Munde dreimal umhergeriebenen, dann in den Gaumen hinabgeworfenen und wieder wie Kautabak aus dem Munde geschleuderten Lauten eigentlich gemeint war. Diese königlichen Yachten sind sehr elegant und comfortabel eingerichtet, wenn auch lange nicht mit der Pracht, wie unsere preußische „Hohenzollern". Dieses ist ein neues Schiff, jene dagegen schon ältere Fahrzeuge, aber bequem und sicher.

Ich sollte Osbornehouse, den Landsitz der Königin auf der Insel Wight, kennen lernen. Von dem Orte East-Cowes geht man etwa zwanzig Minuten immer hügelan, rechts am Wege liegt die Cottage, welche einst von der Mutter der Königin, der Herzogin von Kent, bewohnt war, links beschatten hohe Baumwände den Weg. Auf der Mitte des Weges ladet ein steinerner Thorweg zum Eintritt in den Park ein, aber der rotbefrackte Portier, der an bullenbeißerischer Miene dem unserer Botschaft auf Carlton-Terrace nichts nachgiebt, wehrte einem so einfachen Sterblichen, wie unsereinem den Eingang. „Nur für die Königin und den Prinzen of Wales." Endlich kömmt man an das Gitterthor — befragt: Woher, wohin — was der Name und Umstand? Das eiserne Gitterthor öffnet sich, frei gelassen spaziert man dann durch ein Heckenspalier mit Aussicht auf weite Wiesengründe mit Bäumen und weidenden Rindern von prächtigem Aussehen, würdig des Pinsels eines Paul Potter. Wer da? Was denn nun wieder? Diesmal war es ein Policeman, jedenfalls ein Londoner, nach seinem verschmitzten Aussehen zu schließen und seinem geübten Detektivblick. Nun war aber an mir nichts zu entdecken, als höchstens die Eigenschaften eines Visitors, mit vorschriftsmäßiger Chaussure und tadellosem Cylinder, der übrigens erwartet war. Und so passierte ich denn, und für das scharfe Examen entschädigte die mir gewordene huldvolle Aufnahme.

Osbornehouse ist nicht von einem Parke im kontinentalen Sinne umgeben, es liegt in einem weiten Areal von Wiesen und Farmen, ist eigentlich ein großes Landgut, das sogar Erträgnisse liefert. Es ist eine Schöpfung des verstorbenen Prinzen Albert — erst ein einfaches Landhaus mit einigem Grundbesitz dann dieser erweitert, arrondiert in das Innere der Insel hinein, an der anderen Seite bis an die See hinab. Später wurde das Wohnhaus vergrößert durch einen großen

Seitenflügel — durch Galerien, und so wurde es das Osbornehouse von heute — kein Palast, nur ein Haus der Königin am Meere und für die Königin der Meere. Unter ihrer Wohnung in der Beletage ziehen die Schiffe der seefahrenden Nationen vorüber — alle salutieren die auf dem Turme wehende königliche Flagge. „Ich freue mich immer," sagte mir jemand aus der Umgebung der Monarchin, „wenn ich deutsche Schiffe vorüberziehen sehe — Deutschland hat doch die schönsten Flaggenfarben."

Die Königin kommt auch im Winter hierher, da das Klima der Insel dem Norditaliens gleicht und lebt hier noch zurückgezogener, als in Windsor. Wenn es irgend die Witterung erlaubt, hält sich die hohe Frau im Freien auf, entweder auf Spazierfahrten in ihrem offenen Wagen oder im Fahrstuhle. Sie trägt da ein bequemes schwarzes Kleid, einen breiten runden schwarzen Hut, und ein graues, schottisches Plaid bedeckt die Füße. An irgend einer sonnigen, windgeschützten Stelle wird oft auch ein Etablissement gemacht. Ein Tisch, einige bequeme indische Rohrstühle, ein bewegbarer Holzschirm herum und der Ruhesitz ist fertig. Die beste Mutter ihres Landes, wollte sie auch im höheren Alter den wohlthuenden Reiz eines Familienlebens nicht missen — Söhne und Töchter hatten ausgeheiratet — so war es einsam um die Mutter geworden, und so spielen jetzt wie einst ihre eigenen Kinder ihre Enkelkinder um sie — die Kinder des Prinzen und der Prinzessin Battenberg — die wonnigsten Kindergestalten, wie aus einem der englischen Christmasbilder genommen. Die auf einem Fauteuil ruhende Gestalt der Königin in tiefem Schwarz, die hellen Gestalten der im Grase sich tummelnden Kinder, die um ihre Mutter sorglich bemühte Prinzessin Beatrice, der von seiner Yacht „Scheilah" kommende Prinz Battenberg im dunklen Seemannsanzug — dann in respektvoller Entfernung zwei indische Diener in ihren buntglänzenden, kostbaren Kostümen, mit tiefgebräuntem Antlitz und schwarzem dichten Barte — im Gegensatz dazu ein schottischer Diener mit dem Blutteint und den rotblonden Haaren seiner Stammesrasse im Nationalkostüm — das war das erste Bild, welches sich in Osborne mir darstellte — ein lebendes Familienbild, dessen Anmut und Reiz nicht beeinträchtigt wurde dadurch, daß man sich hier in der Mutter und Großmutter eine mächtige Königin denken mußte.

Die Einteilung des Tages der Königin ist in Osborne dieselbe, wie in Windsor und in den schottischen Hochlanden. Der Hofstaat, d. h. der Household nimmt Breakfest und Lunch für sich ein, ebenso das Diner in vorgerückter Abendstunde. Ab und zu wird einer der Herren und eine der Damen zum Diner der Königin befohlen. — Nach Aufhebung der Tafel bleiben die Herrschaften zusammen, bis die Einladung kommt: Ladies and gentlemen to the Queens drawing-room! Der Salon der Königin ist in Osbornehouse ein großer aus drei Abteilungen bestehender Raum, deren mittlere einen halbrunden Ausbau hat — mit der Aussicht auf die See. Kostbar mit gelbem Damast und orientalischen Shawls und Stoffen ausgestattet, mit Bildern und Statuen. Osbornehouse ruft mit seinen offenen Galerien, seinen Terrassengärten, im Innern mit seinem Statuenschmuck die Illusion einer großartigen italienischen Villa hervor. Überall der feinste Kunstgeschmack, das reinste Stimmungsgefühl zwischen Natur und Kunst, und dabei der Komfort Englands in allen häuslichen Einrichtungen. Wie man am Hofe der Königin ißt? möchte mancher meiner Leser fragen: Zum ersten Frühstück Thee oder Kaffee mit warmem Fisch und kaltem Fleisch, Weißbrot, Butter, Marmelade, dazu Jacketanzug. Zum Luncheon Bouillon, Fisch, warme Fleischschüsseln, Dessert, Früchte, Sherry, Rot- und Weißwein. Anzug schwarzer Gehrock. Zum Diner jedoch Frack, weiße Binde, die Damen in Abendtoilette mit ausgeschnittenem Kleide, Schmuck, das Essen selbst ein vollständiges Diner, sehr vornehm von den Lakaien in roter Livree serviert, auf feinstem Porzellan, aber im Grunde doch einfach, was das Service, den Aufbau und Ausputz des Tisches anbelangt. Das Essen vorzüglich, ebenso der Wein, obwohl nicht zu jedem Gerichte eine andere Marke gegeben wird. Mag man als wohlkonditionierter Deutscher und namentlich aus Potsdamer Erziehung auch noch so bewandert in Titulaturen und Anreden Höheren gegenüber sein, so kann man doch in arge

Verlegenheit kommen, wenn man die Ehre hat, an der Seite einer englischen Herzogin den Platz zu haben. Sie war übrigens aus schottischem Geschlecht, die Herzogin von Athole, eine Dame in den fünfziger Jahren, sehr vornehm, d. h. sehr einfach und natürlich in ihren großen Manieren, von sehr sympathischem Aussehen. Aber wie die Anrede an sie stellen? Sie würde es befremdend gefunden haben, wenn man sie vielleicht mit Ew. Durchlaucht, was ihr auch gar nicht gebührte, anredete, obwohl das englische Ceremoniell dafür das Highness Serenissime hat. Unter Gleichvornehmen wird sie ganz einfach mit „Ducheß" angeredet; Personen, die nicht in gleichem Range mit ihr sind, gebrauchen die Anrede: Your grace — Ew. Gnaden, was ja auch der Titulatur „Ew. fürstlichen Gnaden" entspricht, die nach preußischem Ceremoniell den Fürstlichkeiten zukommt, die nicht einer altfürstlichen zum hohen deutschen Adel gehörigen gefürsteten Familie angehören, wenn ihnen nicht eigens durch königlichen Willen das Prädikat „Durchlaucht" gegeben ist.

Sir John Cowell, der den Vorsitz bei Tische führte, ist ein noch ziemlich junger Mann von gemessenen aber verbindlichen Formen, Sir Henry Ponsonby, der am Hofe von und zu allen Dingen Bescheid weiß, von hagerer Figur, lebendig und sehr freundlich. Von den jungen Hofdamen war die eine sehr hübsch, die andere konnte ich per Distanze nur erraten — aber liebenswürdig beide.

Ich hatte eine köstliche Woche in East- und Westcowes und um Osbornehouse verlebt. Es war im August, Anfang des Monats, das Wetter entzückend, der Himmel blau, die See klar und die Menschen alle lustig. War ja auch die Festwoche der zwei kleinen Orte, die an dem zu Osbornehouse führenden Hügelzuge hingestreckt liegen, von East- und Westcowes. Beide Orte liegen zusammen, der kleinere, näher an Osbornehouse liegende ist Eastcowes, der größere Westcowes, gleich teuer sind sie beide, namentlich in dieser Festwoche, wo das vornehme England sich hier sammelt. Westcowes ist ein Seebadeort, hat Gasthöfe mit Veranden und Zimmern mit dem Ausblick auf die See, weiterhin erstreckt sich das Städtchen in einer Villenkolonie das Meer entlang. Am Ufer sieht man auch einige Badekarren — Herren und Damen gesondert — denn beisammen in den Wellen zu plätschern wäre shocking. So etwas kann man außer Landes thun, etwa in Ostende oder Trouville, aber hier, wo das vornehme England ist und Respektability das oberste Gesetz — never! Auf der Damenseite sieht man hier und da aus den lind spielenden Wellen ein blaues oder rotes Badekostüm mit einer Wachstuchhaube auftauchen, aber nur ganz vereinzelt — zum Seebadeorte hat sich Westcowes noch nicht ganz ausgebildet, wie Eastbourne und Ramsgate, von Brighton und Scarborough gar nicht zu reden, vorerst ist es nur Luftkurort, wo die Kinder mit nackten Beinen im Sande umherrumoren, die Mütter Romane von der Ouida oder Wood, auch wohl Zola lesen, wenn es niemand sieht, und die Väter auf ihren Yachten auf dem Meere umherfahren. Aber ein lustiges Leben, das wahre old merry England. Jeden Abend auf dem nach der See offenen Platze des Städtchens Militärmusik, Feuerwerk und auf den Balkonen Lachen und springende Champagnerpfropfen. Weit ruhiger war Eastcowes — man merkte dort schon, daß man näher an Osbornehouse im Bannkreise der Majestät war. Eastcowes ist auch die Landungsstelle für die Yachten der Königin, hat einen Pier und darauf den jovialsten Kapitän der englischen Flotte Mr. Goldsmith; einen Verwandten von unserem alten Freunde Oliver, was allerdings schon ein bischen lange her ist, denselben, der das Wort „Alberta" so unaussprechlich aussprach. Wenn man einen Moment der Langeweile hatte, ging man hinüber zu dem alten wackern Herrn auf den Pier, um das Kommen und Gehen der königlichen Fahrzeuge zu beobachten, der Pinassen mit den Schutzdächern von Wachsleinen, der kleinen Dampfbarkassen. Weiter hinaus lag die königliche Yacht „Osborne" auf Rhede. Diese hatte den Prinzen und die Prinzessin von Wales am Bord. Sie legen, wenn sie zum Besuche nach Osbornehouse kommen, unten an einer Stelle des Parkes an, aber alle, so nach dem Schiffe zum Besuche des Prinzen und der Prinzessin wollten, mußten über Eastcowes gehen. Der Prinz und die Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein, der Marquis und Marquise von Lorne, Prinz und Prinzessin Battenberg. So war durch den Ort ein

unausgesetztes Kommen und Gehen von Herren und Damen des Hofes, die drüben in Westcowes Bekannte hatten oder von den Ministern, die via Southampton mit der dicken Vortragsmappe nach London zurückgingen.

In angenehmster Erinnerung ist mir ein Augustnachmittag, an dem ich eine Einladung zu einer Meeresfahrt auf einer Yacht erhalten hatte. Nur wenige Personen, der Besitzer des Seefahrzeuges, seine Gemahlin, ein Adjutant und meine Wenigkeit. So ging es hinaus in den Solant, den Meeresarm zwischen der Insel Wight und dem Südende der Grafschaft Hampshire. Auf dieser an vier Stunden dauernden Fahrt hatte ich Gelegenheit, diesen Wassersport etwas kennen zu lernen. Um uns tummelten sich etwa vierzig bis fünzig solcher Fahrzeuge, wie das unsrige war — manche viel größer, aber alle gleich leicht beweglich und jedes mit einer andern Flagge, der seines Besitzers. Jeder derselben ist im goldenen Buche des Royal-Squadron-Yachtklubs verzeichnet, dessen prächtiges Klubhaus auf der Höhe von Westcowes man noch erkennen konnte, als die Yacht schon weit in See war. Der Solant ist in dieser Woche das Epsom oder Goodword des Wassers. Wie man dort auf den Coaches die fashionable Welt vereinigt sehen kann, Herren und Damen, so entfalten sich hier auf Deck der Yachten ganze große Familienbilder — Herren, Damen und Kinder — in recht wunderbaren Kostümen, geladene Gäste und Matrosen. Auf Deck sind Matten und Teppiche ausgebreitet, darauf lagert die Gesellschaft — singend — jubilierend — on the ship is no etiquette. Die Yacht ist wahrhaftig ein Haus auf dem Meere, mit Salons, Logier- und Badezimmern, Küche mit der nötigen Dienerschaft und allerdings dem nötigen Portemonnaie. In England eine Yacht besitzen ist nicht ganz so billig, als ein Segelboot auf der Spree nach Treptow hin oder im Alsterbassin in Hamburg zu haben. Erstens erfordert der Ankauf eines solchen Schiffes, das auch für den Ozean segelfest sein muß, ein ganzes Vermögen, dazu dann noch die Unterhaltungskosten, die Bemannung mit Seeleuten — und dann der ganze Train an Bord. Aber England kann das ja — und auch ohne eine Übung in dem Bewußtsein zu haben, eine Million oder mehrere zu besitzen, kann ich mich wohl in das Vergnügen hineindenken, Herr seiner selbst und eines komfortablen Fahrzeuges auf dem Wasser zu sein — wie mit Schwingen hinaus über die Meere zu fliegen — anlegen wo es Einem gefällt, zu verweilen, wie lange man Lust hat, für seinen eigenen Kurs und sein eigenes Ziel das Kommando zu geben — ohne andere Mitreisende, als solche, die Einem angenehm sind — mit Frau und Kindern und gewohnter Umgebung — mit allen Lebensgewohnheiten des Hauses, weit unabhängiger als etwa in einem Extrazug auf dem Festlande, und noch dazu unter freiem Himmel, in frischer Luft — frei — frei! Welch ein Wonnegefühl, zu dem allerdings nur ein großes Vermögen emporheben kann! Ich hatte davon so eine entfernte Ahnung — hier auf Deck der Yacht, die mit mehreren größeren in die Wette zu fahren sich unterfing. Die größere davon, die hinter uns, war die des dänischen Gesandten von Falbe. Im Herbst darauf sah ich sie vor Corfu wieder. Man hielt sich hier an Bord der „Scheilah" im Solant auf Deck auf, stieg dann in den Salon hinab, um den Fünfuhrthee zu nehmen, und begab sich dann wieder auf Deck, um die Wettfahren der Yachten weiter zu beobachten. In den Wellen und deren lebendigem Spiel spiegelte sich der blaue Augusthimmel, Möven umflatterten die weißen Segel, auf der einen Seite entschwanden die grünen Ufer von Osborne-park und von der andern stiegen die Häuser von Portsmouth aus dem Wasserspiegel empor. Dann an die englische Flotte hinan. Diese lag damals vor Ankunft Kaiser Wilhelms II. auf der Rhede von Spithead schon zum größten Teil vor Anker. Es wurde dem Admiralsschiffe „Howe" ein Besuch abgestattet, dann dem neuen erst vor einem Jahre in Schottland vom Stapel gelassenen „Marathon." Auf beiden Schiffen Offiziere und Mannschaften in Parade. Von da ging es durch die Fronten der englischen Kriegsschiffe hindurch. Ich habe deren an diesem Nachmittage viel mehr gesehen, als an dem Tage der Flottenparade selbst. Namentlich suchte man meine Aufmerksamkeit auf die neuen leichten Kreuzer zu lenken, in denen man in England für die Kriegsflotte das Schiff der Zukunft sieht.

Wenn ich an die Annehmlichkeiten Englands zurückdenke, so wird dieser Nachmittag in der Erinnerung eine der ersten Stellen einnehmen.

Osborne und Balmoral sind freies Eigentum der Königin, Windsorschloß dagegen Eigentum des Staates, der es für die Königin auch unterhält. Sie ist in dieser Beziehung in einer vorteilhafteren Lage als ihr Enkel, der deutsche Kaiser, der siebenundfünfzig Schlösser unterhalten muß.

In Windsor war es, wo ich die Königin von Großbritannien zum erstenmale gesehen hatte. Es war bei der Hochzeit ihres dritten Sohnes, des Herzogs von Connaught, mit der jüngsten Tochter des Prinzen Friedrich Karl, eine Hochzeit, die zu einer sehr glücklichen Ehe geführt hat. Der Brautzug kam nicht in einer fortlaufenden Reihe in der St. Georgskapelle an, sondern in Familiengruppen — jede Gruppe besonders von den Würdenträgern des Hofes empfangen und auf die Estrade um den Altar geleitet — jede Gruppe mit Trompetenstößen von den Staatstrompetern in den mittelalterlichen Kostümen empfangen. — Das hatte etwas ungemein Imponierendes, namentlich in der Kirchenhalle der St. Georgskapelle — eines gotischen Bauwerkes, wie in dieser Üppigkeit und Reinheit des Stiles wohl kein anderes mehr existieren dürfte. Namentlich der Chor mit den Sitzen der Ritter des Hosenbandes, dessen Stiftskapelle das Gotteshaus ist. — Jeder Sitz, in Eiche geschnitzt, gleicht einem Throne und über dem in Eichenholz geschnitzten Baldachin hängt das Wappenbanner des betreffenden Ritters; ein vergoldeter Schild am Rücksitze nennt dessen Namen und Würden. In diesen hohen Chor war die Hochzeitsfeierlichkeit verlegt und durch die Gnade der Königin war mir der Vorzug geworden, einen Platz über dem Eingang zum Chor zu erhalten, so daß ich die ganze Feierlichkeit vor mir sah. — Da war es, wo ich die hohe Frau zum erstenmale gesehen. Sie kam mit ihrem Hofstaate vor dem Brautpaare an, sie mit ihren Damen inmitten all der leuchtenden Farben von Toiletten in tiefem Schwarz. Die Königin ist von Gestalt nicht groß, auch nicht mehr von jenen schlanken Formen, wie zur Zeit ihrer Jugend; man müßte meinen, daß diese körperlichen Eigenschaften ihr hinderlich seien, um im äußern Auftreten jene Hoheit zu verwirklichen, die man mit der Vorstellung einer Königin, einer Königin über ein Drittel der bewohnten Erde, verbindet. Ich wurde aber eines bessern überzeugt. Wäre die Königin auch nicht mit all dem Pomp, dem großen Ceremoniell, welches in England die Person der Monarchin umgibt, in den Kirchenraum getreten, hätte sie nicht den kronenartigen Aufsatz auf dem Haupte getragen, man hätte von ihr doch den vollen Eindruck einer Königin gehabt. Auch schon psychologisch war es mir merkwürdig, wie ein geistiges Bewußtsein, hier das der Macht, sich äußerlich so manifestieren kann, daß es alle körperlichen Hindernisse überwindet und so dem Körperlichen den vollen Ausdruck der innewohnenden Idee aufzwingt. Als die Kaiserin Augusta auf einer ihrer jährlichen sommerlichen Inkognitoreisen in der Schweiz einmal die rechte Zeit zum Zuge verfehlt hatte und dieser an ihr vorüberfuhr, rief sie dem schweizerischen Stationsvorsteher den Befehl zu, er solle augenblicklich den Zug anhalten. Da sagten die Umstehenden, die Zeugen dieser Szene waren: „Das ist eine Königin!“ Ein gleiches würde man in ähnlichem Falle von der Königin von England sagen. Man könnte ihre Bedeutung aus ihrer Haltung, ihrem Auftreten herausfühlen, auch wenn sie sich in ein Inkognito verhüllte. Für die Engländer ist sie ausschließlich die Königin — ein Gattungsbegriff. Dieser ist ein so großer, daß er sich in allem, was die Monarchin umgibt, ausprägt. Unter so vielem Interessanten und Prächtigen dieser Hochzeitsfeierlichkeit fiel mir die Rute auf, die der Lord-Stewart (Oberstmarschall) anstatt eines Stabes, wie andere Hofwürdenträger, trug. Das war eine alte Gepflogenheit des päpstlichen Hofes in Rom, daß vor dem Papste ein hoher Prälat einherging, und mit einer Rute (the ward) das Volk auseinanderhielt. Aus Rom hatte sich diese Sitte an den englischen Hof verpflanzt und hier erhalten.

In Windsor wohnt die Königin im obern Teil des Windsorschlosses von dem Rundturm aufwärts. Dreifache Wachen in roten Waffenröcken mit den Bärenmützen wehren jedem Unbefugten den Eingang. Auf dem weiten Hofe lautlose Stille, — kaum ein menschliches Wesen zu sehen, wenn es nicht ein Diener ist, der über den Hof

Studien berühmter Meiſter:

Studienkopf. Handzeichnung von Leonardo da Vinci in der Galerie der Uffizien zu Florenz. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

geht in modernem roten Livreefrack, dunklen Kniehosen und gepudertem Kopfe. — Man fühlt hier gleichsam in dieser Abgeschlossenheit, in die kein Laut von Markt und Straße kommt, die Atmosphäre der Majestät. — So ist auch niemand auf dem Hofe zu sehen, wenn die Königin zu ihrer Nachmittagsspazierfahrt in den Wagen steigt.

Es ist hier vielleicht der geeignete Ort, sich einmal über das Verhältnis des preußischen Hofes zum englischen und umgekehrt auszulassen, die Dinge in das rechte Licht zu stellen und so manche falsche und geradezu übelwollende Auffassung zu korrigieren. Wie man zu Zeiten unseres damaligen Kronprinzenpaares sagte, daß dessen Hof mehr englisch als deutsch sei, so behaupten die Engländer ein Gleiches vom Hofe der Königin betreffs der Bevorzugung des Deutschen. Hinüber und herüber dieselbe nationale Eifersucht. Der Königin wollen die Radikalen sogar imputieren, daß sie ebenso wie der Prinz von Wales englisch mit deutschem Accent spreche. Allerdings schweigt dieser Vorwurf, wenn sie die Königin sprechen hören. Die Monarchin hat eine der schönsten Sprechstimmen, die jemals aus weiblichem Munde gekommen sind und mit der sie selbst in ihrem Alter den Hörer bezaubert. In jüngeren Jahren hatte sie unter Lablache's Leitung ihre Stimme zum Gesang ausgebildet. Sie hatte es darin weiter als zur Dilettantin gebracht. Namentlich rühmte man die Klarheit und Helle ihres Tones und den feinen Geschmack im Vortrage. Musik ist auch im Alter ihre Lieblingskunst geblieben. — Um aber auf das berührte Thema nationaler Eifersucht zurückzukommen, so ist man auch auf englischer Seite nicht ganz frei von derselben, wenn Deutsche in den unmittelbaren Dienst der Königin von England treten — nicht in die höchsten Chargen des Hofdienstes, — das würde das englische Nationalgefühl unmöglich erscheinen lassen, aber in die nächste Umgebung. So ist die Kammerdame, die beständig um die Königin ist, Fräulein Detweiler, eine Badenserin, so ist noch mancher deutsche Landsmann aus Coburg von Prinz Alberts Zeiten her am Hofe, ähnlich. wie aus König Leopolds Zeiten am belgischen Hofe. Tritt man in den Buckinghampalast, so kann es Einem begegnen, daß man von dem Portier des Palastes, einem Württemberger, deutsch angesprochen wird; ebenso geht noch manche andere Dienerschaft auf deutschen Appell. — Die Königin hatte einen deutschen Gemahl, eine deutsche Mutter, wie sollte sie nicht eine Vorliebe für deutsche Menschen — nächst ihren Unterthanen — behalten haben? So hat sie beständig einen deutschen Sekretär für ihre deutschen Angelegenheiten um sich. Bei meinem ersten Aufenthalte in England war es Dr. Sahl, eine feine, zartsinnige Gelehrtennatur, auch in der äußern Erscheinung, gegenwärtig nimmt diesen Posten Mr. Muther, ein Pfarrerssohn aus Rodach bei Coburg, ein, vordem Erzieher des Erbgroßherzogs von Hessen und bei Rhein. Der deutsche Sekretär gehört zum household der Königin, d. h. zum engern Hofstaat, welcher der Königin überall hin folgt, nach Windsor, Osbornhouse oder Balmoral; der englische Sekretär vermittelt die Geschäfte zwischen der Person der Monarchin und der Regierung, in manchen Fällen vertreten der deutsche und der englische Sekretär einander. — Zu diesem engern Hofstaat gehören außer den oben genannten Herren und Damen Sir John Cowell, dann Sir Henry Ponsonby. Die Palastdamen wechseln, auch die Hofdamen, je nach dem Aufenthalte der Königin. Je zu 3—4 Monaten werden sie zum Dienst berufen, geradeso wie bei der hochseligen Kaiserin Augusta; nur die verstorbene Marquise von Ely war fast beständig um die Königin. Bekanntlich wechselt die Oberhofmeisterin mit dem Ministerium; die Palastdamen (ladies of the bedchamber) sind eigene Wahl der Königin, aber nur aus großen Familien des vereinigten Königreiches, meistens Witwen, wogegen die Hofdamen oft Töchter von Bischöfen oder sonstigen Geistlichen sind, deren Mütter indes dem Adel von England angehören. Gewöhnlich sind es zwei oder drei außer der Palastdame. Dann gehört zum engern Hofstaat auch der Arzt Dr. Read, ein Engländer, der in Wien seine Studien gemacht hat und vorzüglich deutsch spricht, ein Adjutant, höherer Offizier, und ein Hofstallmeister (Equerry). Diese Herrschaften bilden den Gesellschafts- und Arbeitskreis um die Königin, vereinigen sich täglich zum ersten, zweiten Frühstück und abends 8 Uhr zur Tafel. Zu regelmäßiger Zeit kommt aus London der Premierminister oder ein Ressortminister, obwohl letzterer seltener. Persönliche Empfänge in Geschäften

und Meldungen kommen weit seltener vor, als am preußischen Hofe. Diese gehören in das Ressort des Chefs des Kabinetts oder der anderen Minister. Dadurch gewinnt die Königin viel an Zeit. Man kann wohl von ihr sagen, daß sie eine der fleißigsten Frauen Englands ist. Die Zeiten, wo die junge Frau, die Gemahlin, die Mutter der Königin einen Teil des Tages hinwegnahmen, sind für sie vorbei, wobei allerdings nicht zu vergessen ist, daß ihr Gemahl Prinz Albert in jenen Zeiten den Ausfall deckte. Nun hat die Königin den ganzen Tag für sich und nützt diesen vom Morgen bis Abend aus. Zwischen die Arbeitsstunden und Mahlzeiten fallen ein oder zwei Spazierfahrten oder auch kürzere Spaziergänge. Sie ist noch rüstig zu Fuß und die hohe Treppe in Osbornhouse, wo ein Fahrstuhl fehlt, macht ihr keine Schwierigkeit. Die Königin erfreut sich, wenn das Epitheton erlaubt ist, einer robusten Gesundheit. — Vom Diner an bleibt sie in Gesellschaft bis 11 Uhr, dann zieht sie sich zurück, um in voller Toilette bis in die zweite Morgenstunde ihre Privatkorrespondenz zu besorgen oder sich mit Lektüre zu beschäftigen. Als Haupt ihrer Familie übt Königin Viktoria autoritativen Einfluß. Die Mutterliebe hat sie nicht verleitet, sich ihres Ansehens gegenüber den Kindern zu begeben. So zärtlich und sorgsam die Mutter gegen ihre Kinder sich zeigt, so ging deren Erziehung doch dahin, daß sie niemals vergessen, daß ihre Mutter auch die Königin ist, eine glückliche Mutter auch darin, daß ihre sämtlichen Kinder klug und talentvoll sind. In ihrem Volke gilt die Königin dafür, daß sie streng an Etikette hält, und darin kommt sie dem englischen Empfinden nahe. Je freier die Verfassung, desto strenger der Hof. Die Königin, wurde mir während einer Unterhaltung im Carltonklub von einem Parlamentsmitgliede gesagt, besitzt einen durch langjährige Erfahrung geschulten Geschäftsgeist — ihre Auffassung ist scharf und rasch — ihr Urteil sicher und ihrem persönlichen Willen hat sie zu Zeiten und namentlich in auswärtigen Angelegenheiten mehr Einfluß zu verschaffen gewußt, als man nach der Stellung der Krone zur Verfassung annehmen könnte. An Aufrechthaltung des europäischen Friedens hat die Königin einen ganz intensiven Anteil, entsprechend der Milde ihres weiblichen Charakters und dem Streben, die Dinge der Welt, wo sich die Anfänge einer Verwirrung zeigen möchten, zu entwirren. Noch Eines darf in der Schätzung der Persönlichkeit der Königin Viktoria nicht vergessen werden — ihr selbständiger religiöser Standpunkt, wie sich dieser aus ihren Handlungen ergibt. Die Königin erfüllt auf das Gewissenhafteste alle die religiösen Pflichten, welche das Bekenntnis jedem Christen vorschreibt — sie ist tief von der christlichen Lehre durchdrungen, und vielleicht um so mehr, je weniger sie das im Äußern kundgibt, aber man wird niemals aus irgend einer Maßregel ihr nachweisen können, daß sie Dinge des Glaubens auf das äußere Leben überträgt, um diesen so Eingang und Geltung zu verschaffen. Vielleicht ist sie unter allen von christlichem Bewußtsein getragenen Engländern in religiösen Dingen eine der Vorurteilslosesten, was bei einer Frau um so schwerer in die Wagschale fällt, weil diese mit ihrem Gemütsleben im Glauben haftet. Dieses Freisein von jedem religiösen Vorurteil und der daraus folgenden Parteinahme für ein Bekenntnis ist ein hoher Gewinn und Standpunkt für eine Herrscherin, deren Unterthanen Christum und seine Lehre in zweifacher Gestalt, und dabei Jehova und Mohammed bekennen.

Windsorschloß liegt auf einem Hügel, um den sich die Themse windet, die aber im Verhältnis zu der Themse in London hier noch ein Baby zu nennen ist. Vom Flusse mitten aus saftgrünen Wiesen, aus einer wunderbar kultivierten Landschaft steigt es auf mit seinen Türmen und Zinnen, mit seinen imposanten Langseiten, seinen Palasträumen, seiner Georgskapelle, seinen uralten Stifts- und Bibliothekenhäusern — in der Mitte überragt vom gewaltigen Rundturm, auf dem die Flagge der Königin deren Anwesenheit im Schlosse bedeutet. Ein Anblick von Windsorcastle, namentlich vom Snowhill her von der Höhe des Long Walk, bleibt einem als Bild ewig eingeprägt. Nur Neuschwanstein hat einen ähnlichen Eindruck auf mich gemacht, obwohl dieses in ganz anderer Weise. Das Entzücken über Windsorcastle wächst, je weiter einem die Gunst gewährt ist, das Innere des Schlosses zu sehen, das — Königsburg, Festung, Ordensschloß, Stiftshaus und

Kloster zusammen — Nationaldenkmal Großbritanniens ist. Mir ward diese Gunst, und sie zu verschweigen, wäre eine Abschwächung meines Dankgefühls dafür. Ich durfte Windsor von den gewaltigen Küchen- und Geschirrkammern (Plateroom) bis zu den Staatsgemächern und einzelnen der Gemächer der Königin sehen. Die Küchenräume sind Säle mit allen modernen Konstruktionen, denen nur das Eine fehlt, daß auch das Flußwasser hindurchginge, um die Fische frisch und lebendig zu halten. Der Plateroom, die Silberkammer, umfaßt mehrere gewölbte Säle; in hohen Mahagoniglasschränken sind die Gold- und Silberservice, die kunstvollen Aufsätze aufgestellt; zur Abwechslung liegen in einem Glaskasten auch unterschiedlich große Klumpen wahren, echten Goldes. — Den größten Reichtum enthält sie jedoch in jenem berühmten Goldservice, das der damalige Prinz-Regent, spätere Georg IV., für die Feste nach dem Wiener Kongreß hatte anfertigen lassen. Man wird sich deren erinnern. Wohl hatte Großbritannien ein Recht darauf, nach der Neukonstruktion Europas auf jener Tagung der verbündeten Monarchen Triumphfeste zu veranstalten und dazu die verbündeten Monarchen nach London zu laden. Der Kampf mit dem Korsen war für das Inselvolk ein Kampf um das Dasein gewesen — er hatte die Britannia an der Kehle gepackt, um ihr den Atem zu ersticken. Nun Napoleon und Frankreich zu Boden geworfen, konnte diese das Rule Britannia um so lauter anstimmen und Monarchenfeste feiern und diese auf Gold bewirten.

In einem Schranke sind 32 Dutzend goldene Teller als Schau aufgestellt; das übrige Service ruht wohlverpackt in schweren Kästen und alles ist in feuerfesten Gewölben untergebracht. Mehr noch als dieser Goldreichtum interessierte mich eine große alte silberne einfach gearbeitete Flasche — das einzige noch vorhandene Beutestück aus dem Siege der Engländer über die spanische Armada.

Als England sich nach den Befreiungskriegen wieder frei fühlte im Gebrauch seiner Kräfte, konnte die Nation auch wieder an die Herstellung des Windsorschlosses denken. England war in jener Zeit in derselben Lage, wie Rom nach der Niederwerfung Karthagos. Windsor ist das Siegesdenkmal des Befreiungskampfes. Das Parlament ernannte eine Kommission von sieben Mitgliedern, die Pläne über die Herstellung des Windsorschlosses zu beraten. Der erste dieser Herren war der Herzog von Wellington, der letzte ein Baring und den Plänen von Mr. Jeffy Wyat wurde zugestimmt. So entstanden diese großartigen Säle und Galerien, denen selbst der russische Hof nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hat, die große imposante Treppe, die Waterloo-Galerie, in der unter Georg III. in jedem Jahre das Gedächtnis jener Schlacht gefeiert wurde, die St. Georgskapellehalle, das Thronzimmer, der große Empfangssaal, die Van Dyck — Rubens-Zimmer, die ebenfalls in der Reihe der Staatsgemächer einbegriffen sind. Prinz Albert hat später als Verbindung zwischen dieser Zimmerflucht und den Privatgemächern der Königin einen Korridor zu einer Waffenhalle einrichten lassen, in der namentlich indische Kostbarkeiten Platz gefunden haben. An großartigen Repräsentationsräumen ist Windsorcastle weit reicher als Buckinghampalast, das Londoner Stadtschloß der Könige, vom St. Jamespalast gar nicht zu sprechen.

Die Gemächer, in welche zuerst das Gestirn des Tages seine Strahlen sendet, sind von der Königin bewohnt. Vor diesen zieht sich ein breiter Korridor entlang — ein Museum von kostbaren Geräten namentlich der italienischen Renaissance — eine Galerie von Bildern, Erinnerungen an wichtige Lebensmomente der Monarchin, ihre Hochzeit — die Taufe der Prinzeß Royal — des Prinzen von Wales, der übrigen Kinder, deren Hochzeiten. — Dazwischen Blumen und Pflanzengruppen, Statuen, prächtige Möbel, weiche Teppiche. Ich hatte vorher nie etwas Ähnliches an Pracht, Wohnlichkeit und vornehmem Kunstgeschmack gesehen, wie diesen Korridor, von dem aus die Thüren unmittelbar nach den Gemächern der Königin gehen. Ihr Salon bietet einen Ausblick nach zwei Seiten, auf die Terrasse unterhalb ihrer Wohnung, auf den zu ihrem Privatgebrauch bestimmten Garten und Park (Homepark) und auf den Windsorwald bis hinauf auf den Snowhill zum Denkmal ihres Großvaters Georgs III. Ein Fernblick ebenso reizvoll in seiner Fülle in Grün wie großartig in seiner Ausdehnung, und dabei nicht

zu vergessen, daß es immer der Weltfluß, die Themse ist, die da unten fließt. Als Frühstückszimmer benutzt die Königin einen ein Achteck bildenden Raum mit dunkler Eichentäfelung; ein großes gotisches Fenster geht hinab auf den Schloßhof — die Einrichtung ist einfach, an den Wänden Bildnisse ihrer Kinder, in der Mitte ein mächtiger runder Tisch, wie in Osbornhouse. Unter allen diesen kostbaren und grandiosen Zimmerfluchten möchte noch ein kleines Zimmer zu erwähnen sein in lichtgrauer oder blaßgrüner Holztäfelung mit Gold. In diese sind, nach Art der alten italienischen Galerien in den Palazzi, Medaillonbildnisse in Öl eingelassen. Ein gar traulich-wohnliches Gemach. In diesem sah ich vor etlichen Jahren auch den Geburtstagstisch der Königin. Eine Tafel von nicht großer Ausdehnung, ein weißes Gedeck darüber, war an der Vorderseite mit Blumenfestons geschmückt; auf dem Tische waren Handarbeiten, Photographien, Glückwünsche von ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln ausgestellt, in einigen Vasen Büsche von blühendem lila und weißen Flieder — das war alles. Ich muß gestehen, daß ich in manchen Privathäusern Berlins schon reichere Gabentische gesehen habe.

Im Park von Windsor liegt Cumberlandlodge.

Es war im März und wirklich schon Frühling — nicht etwa einer, der nur in meiner Vorstellung bestand — ein wirklicher mit knospenden Bäumen, mit singenden Lerchen und mit gelben und weißen Blüten in dem sprießenden Grün der Wiesen. Wie ich bei diesem ersten Besuche Englands überhaupt so manches bei uns herrschende Vorurteil gegen das Inselland ablegte, manche Einblicke in die Art des Landes und Volkes gewann, so hätte ich vorher nie gedacht, welch mildes Klima in diesem Teil von England herrscht. Überall auf dem Wege nach Cumberlandlodge, an den Häusern und dann darüber hinaus, die Vegetation Norditaliens, Zierpflanzen, Lorbeerbäume, Palmen, Myrten in freier Luft — unbedeckt. Und dann erst die Rhododendronallee von Cumberlandlodge, die einen Weg von einer englischen Meile einfaßt, mit einer doppelten Hecke dieser Bäume. Jetzt im März erglänzten die Blätter im frischesten, saftigsten Grün. Wenn man Rhododendrons in höchster Fülle, in den bezauberndsten Farbenspielen sehen will, muß man nach England gehen. Was bei uns in Deutschland der Flieder, ist dort der Baum Ostindiens, man sieht in England sogar verhältnismäßig wenig Fliederbüsche. Bei einem späteren Besuche habe ich Rhododendrons in dem an Windsorpark anstoßenden Park des Baron Schröder in blühendem Zustande in ganzen Gefilden und hohen Büschen gesehen. Es war ein stimmungsvoller Sonntag, an dem ich nach Cumberlandlodge fuhr. Am Wege, auf einem Hügel, liegt eine kleine gotische Kirche aus rotem Ziegelstein „the royal chapel" — für die ringsum auf den Cottages Wohnenden bestimmt — von Bäumen beschattet. Eben war der Gottesdienst zu Ende und mit ihren Gebetbüchern verloren sich die Andächtigen einzeln und in Gruppen nach den verschiedenen Richtungen des Parkes. Der Wagen bog aus dem Long Walk, der langen, aus zweihundertjährigen Bäumen gebildeten Allee, in den sogenannten Weg der Königin Anna und hielt dann auch bald vor dem Eingang zu Cumberlandlodge.

In England ist der Sieger von Culloden über die letzten Zuckungen der Jakobiten populärer als bei uns der Feldherr, der die Konvention von Kloster Zeven geschlossen hat, aber das kommt nicht in Betracht bei der reizenden Cottage, die er sich da in den Park von Windsor hineingebaut hat. Eigentlich ein kleines Schloß aus rotem Backstein, nach der einen Seite ein Bau in gotisch-normannischem Stil, nach der andern ein modernes Landhaus und nach beiden hin dicht mit Epheu bewachsen, rings umhegt von Gärten, hohen Baumgruppen, von grünen Wiesen mit dem Ausblick auf einen See.

Als der Oheim unserer Kaiserin, Prinz Christian von Schleswig-Holstein, die dritte Tochter der Königin, die Prinzessin Helene, heiratete, wurde dem jungen Ehepaar von der Königin dies Parkschloß als Wohnsitz angewiesen. Der Prinz selbst erhielt das Amt eines ranger von Windsorpark, d. h. die Oberaufsicht über den 1800 Acres (Morgen) einnehmenden Waldbezirk, der Staatseigentum ist, ebenso wie das Schloß von Windsor. Gleicherweise nimmt der Prinz das höchste städtische Ehrenamt der Stadt Windsor, das eines high steward, ein. Hier lebt der Prinz mit seiner Ge-

mahlin und seiner Familie das Leben eines Lords in vornehmer Zurückgezogenheit und wenn man will auch in entsprechender Einfachheit. Den Prinzen nehmen seine Ehrenämter, von denen er sich als Schwiegersohn der Königin am wenigsten ausschließen kann, angelegentlich in Anspruch, während die Prinzessin, seine Gemahlin, mit ebensoviel Talent als Erfolg litterarische Bestrebungen verfolgt; nur wenn besondere Gelegenheiten das erfordern, gehen sie nach London in ihr Absteigequartier im Buckinghampalast. Die beiden Prinzessinnen, von denen die jüngere als Braut das väterliche Heim bald verlassen wird, waren damals noch kleine Mädchen, noch in Trauer um ihre Tante, die Großherzogin von Hessen, beide von blühender Gesundheit, mit vollem, aufgelöstem Haare; als Erzieherin befand sich ein deutsches Fräulein bei ihnen. Die beiden Prinzen waren schon aus dem Hause, aber der Vater hatte sie nicht nach Eton, unter den Mauern von Windsor gegeben, wo sie nur als Enkel der Königin betrachtet worden wären, sondern nach Wellington-College, wo sie wie Knaben aus guten englischen Häusern erzogen werden sollten. Eine Eigentümlichkeit ist, daß am Hofe die beiden Söhne den Vortritt vor dem Vater haben, weil sie als Enkel der Königin thronberechtigt sind.

Gute Nachbarschaft und Verkehr unterhalten der Prinz und die Prinzessin, sowie ihre Familie mit dem Baron Schröder, dessen Landsitz in der Nähe von Cumberland gelegen ist. Es gewährt dem Prinzen Christian Vergnügen und eine gewisse Genugthuung, seine deutschen Besucher nach der Cottage des deutschen Landsmannes führen zu können. Eine kleine Gitterthür, zu welcher der Prinz den Schlüssel bei sich führt, trennt Windsorpark von dem Privatgrundstücke. Baron Schröder ist ein Sohn des vor mehreren Jahren in Hamburg verstorbenen und dort hochangesehenen Barons Schröder. Er hat den Ruf und das Ansehen des Hamburger Hauses nach London verpflanzt. Sein Name geht mit den ersten und besten am Londoner Platze. In seinem Äußern verkörpert er das Wesen des Hamburger Kaufherrn mit der Urbanität und dem Weltmännischen des vornehmen Engländers. Im ganzen ein königlicher Kaufmann, der in London niemals vergessen hat, ein Deutscher zu sein. Darum finden auch die deutschen Vereine und gemeinnützigen Bestrebungen zu gunsten der Deutschen in London an ihm einen eifrigen Förderer. Seine Kottage beim Windsorpark ist ein Haus voll Kostbarkeiten, eine Bilder-, eine Statuengalerie; seine Gärten, seine Gewächshäuser enthalten die Flora der ganzen Welt.

In Windsor lebt die Königin geselliger als in Osbornhouse oder Balmoral. Sie sieht da, wie man aus dem täglichen Hofbericht ersehen kann, mehr Gesellschaft aus London: der Herzog und die Herzogin, oder Lord und Lady so und so had the honour of dining with the Queen. Größere Tafeln finden nur bei ganz besonderen Gelegenheiten statt und sind weit seltener als am preußischen Hofe. In den letzten Jahren ist die Königin mehr aus dem Schatten ihres Witwenschleiers herausgetreten und hat im Buckinghampalast in London, im Stadtschloß von London wieder Drawingroom abgehalten, d. h. eine Cour, bei der jeder respektable, durch den Lord Chamberlain beglaubigte Engländer oder Engländerin, auch wenn nicht von Adel oder in äußerer Stellung, das Recht hat, der Monarchin präsentiert zu werden. Die Zeitungen bringen eine vollständige, mehrere Spalten lange Liste der Präsentierten, denn der Zudrang zum Drawingroom der Königin, d. h. zum Rechte der ersten gesellschaftlichen Ehren in England, ist ganz enorm. Die Königin ist für das englische Volk, das unter ihrer Regierung eine seiner glücklichsten und glänzendsten Epochen erlebt hat, nicht nur Monarchin in der Beschränkung, die ihr die englische Verfassung auferlegt, mächtiger noch ist sie als erste vornehmste Lady des Landes, absolute Herrscherin auf gesellschaftlichem Gebiete, wo sie wie der Papst binden und lösen kann.

Löwe vom Kriegerdenkmal in Hannover.
Modelliert von Professor Volz, ausgeführt in echter Bronze.

Aus der Werkstätte Meister Gladenbecks.

Von Hanns von Zobeltitz (Hanns von Spielberg).

(Abdruck verboten.)

Als ich neulich in der Bildgießerei von Gladenbeck unmittelbar neben dem bereits zum Teil aus den einzelnen Gußstücken zusammengefügten Begas'schen Brunnen stand und in dem noch halboffenen riesigen Hohlraum desselben die Arbeiter hantieren sah, fiel mir eine kleine, reizende Geschichte von Hans Hopfen ein, in welcher er die Eindrücke schildert, die er als Knabe von den gewaltigen Gußstücken der Münchener Bavaria empfunden hat. Hopfen erzählt, wie er oft heimlich in später Abendstunde den Plankenzaun der Millerschen Erzgießerei übersprungen habe und mit leisem Gruseln in den Rumpf der Riesengöttin Schwanthalers hineingeklettert sei, um hoch oben in der Faust des rechten, kranzhaltenden Armes eng zusammengekauert Stunde auf Stunde zu verträumen. Und dann hatte eines Abends ein Aufseher oder sonst ein Beamter der Gießerei den kleinen Knirps bei seinem verbotenen Abenteuer attrappiert, ihn am Kragen der Turnjacke gefaßt und weidlich hin und her geschüttelt. „Hab i di derwischt beim Schlaffittel, du Himmelsappremenler, du miserablicher Tropfen du! Was hast denn du Knirps wollen bei der Bavaria? Hast du angefragt, ob's Fensterln mit ihr verlaubt ist? Stehlen hast sie wollen!"

Die Riesenhaftigkeit der Massen, mit denen der Erzgießer zu thun hat, ruft gewiß gewöhnlich die erste Empfindung wach, welcher jeder Besucher einer Bildgießerei unterworfen ist. In einem fertigen Kunstwerk treten auch die kolossalsten Dimensionen weit weniger scharf hervor, als in den einzelnen Gußstücken, die stets etwas Ungefüges, Gewaltsames an sich haben. Aber jener erste Eindruck weicht schnell der Bewunderung vor der Leichtigkeit, mit welcher die Massen bewältigt werden, und das unwillkürliche Staunen über das mehr äußerliche Können des Gießers wieder tritt bald völlig vor der Anerkennung zurück, die man seinem Wissen und seinem Eingehen auf die Intentionen des Künstlers schuldet, dessen Werk er in unverfälschter Schöne für Jahrhunderte erhalten will. Die Bildgießerei ist keine lediglich reproduktive Technik, sie setzt nicht nur eine umfassende Kenntnis der physikalischen und chemischen Vorgänge voraus,

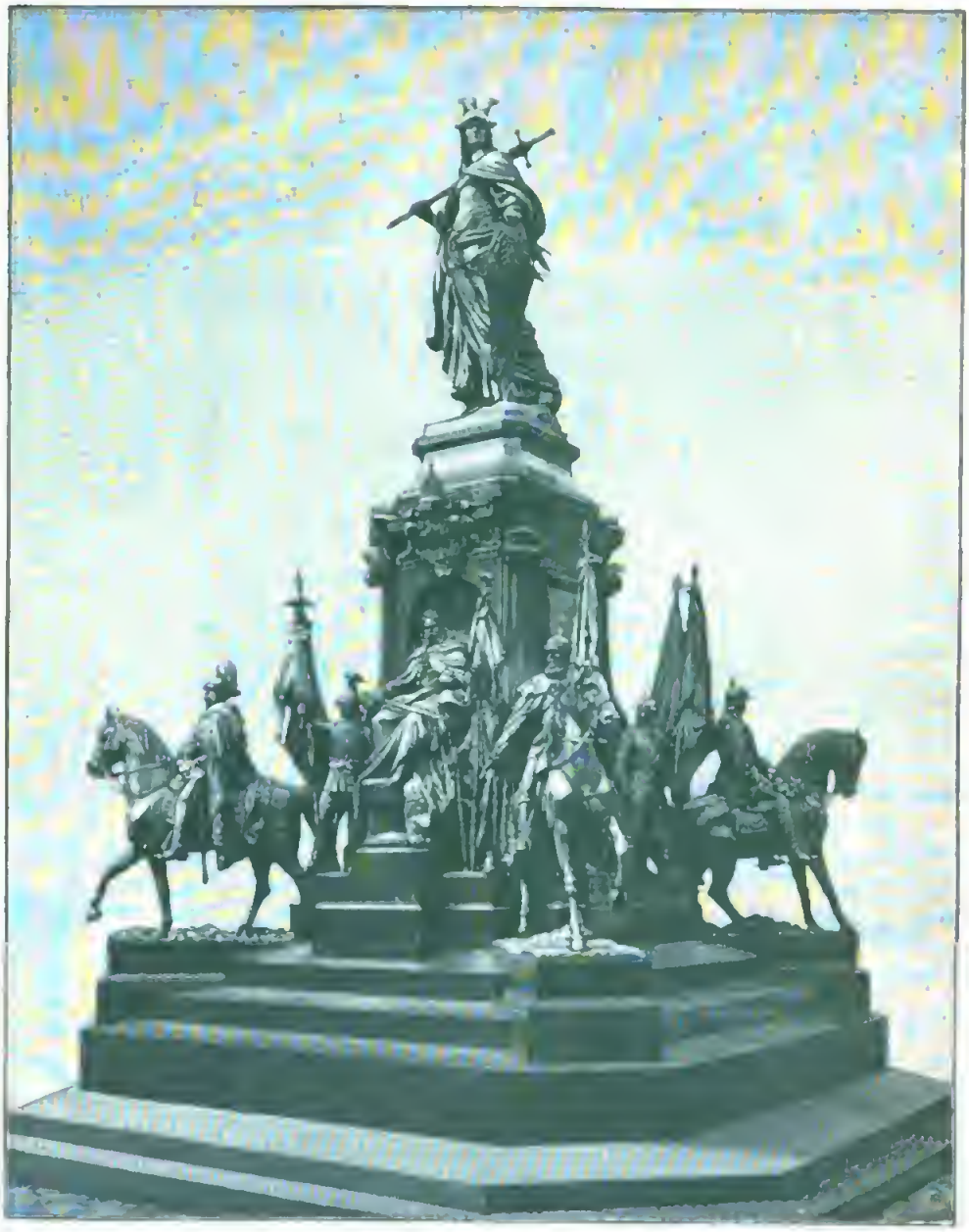
Gruppe vom Kriegerdenkmal in Hannover.
Modelliert von Professor Volz, in echter Bronze ausgeführt.

die bei jedem größeren Guß so wesentlich mitsprechen, sondern sie erfordert auch ein hohes, wohlgeschultes, künstlerisches Verständnis. Nicht der geschickten Hand und nicht der Erfahrung allein bedarf der Gießer, er muß scharf und logisch denken, ruhig überlegen und doch zugleich bisweilen auch kühn handeln können.

Wir schreiben hier keine Geschichte der Kunstgießerei und können uns füglich den Hinweis auf das ehrwürdige Alter des Bronzegusses, dem erst in neuerer Zeit die künstlerische Entwickelung des Eisengusses zur Seite getreten ist, ersparen. Es ist wohl auch hinlänglich bekannt, auf welcher hohen Stufe die Erzbildnerei schon seit Jahrhunderten vor dem Beginn unserer Zeitrechnung einerseits bei einzelnen orientalischen Völkern stand — die alten chinesischen und japanischen Bronzen geben uns heute ja noch mancherlei zu lernen auf —, wie andererseits Griechen und Römer auf dem weiten Gebiet des Bronzegusses vor keiner Schwierigkeit zurückschreckten. Die antiken Bronzen zeichnen sich vor allem durch eine seltene Reinheit des Gusses und durch jene herrliche Patina aus, die wir an den Werken unserer Zeit nur allzuoft schmerzlich vermissen. Wer das Nationalmuseum in Neapel, das ehemalige Museo borbonico, besucht hat, wird sich gewiß der köstlichen Bronzen erinnern, welche sich dort in unvergleichlicher Fülle dem Studium darbieten. Im Mittelalter ging die künstlerische Feinheit des Bronzegusses zum großen Teil verloren und nur dem Glockenguß ist es zu danken, daß sich wenigstens die Technik einigermaßen von Generation zu Generation vererbte, daß die Künstler der Renaissance dann die Erzbildnerei neu zu beleben vermochten. Lorenzo Ghiberti, später Benvennto Cellini, dessen herrlichstes Werk vielleicht die Perseusstatue in der Loggia de Lanzi zu Florenz ist, und die Familie der Lombardi, denen wir das wunderbar schöne Bronzealtar der Kapelle Zeus in San-Marco verdanken, waren die großen Verkündiger einer neuen Epoche. Fast gleichzeitig aber entfaltete sich auch in Deutschland die Kunst der „Rotgießer“ zur schönsten Blüte: Peter Vischers Schöpfungen, vor allem das Gehäuse für den Sebaldussarkophag in Nürnberg, dann die Statuen am Grabmal Kaiser Maximilians I in der Franziskanerkirche zu Innsbruck, welche teils von Vischer, teils von Löffler, Seßlschreiber und Godl gegossen wurden, legen beredtes Zeugnis ab von dem künstlerischen Vermögen der deutschen Meister. Aus dem XVII. Jahrhundert sind uns nur wenige bedeutende Kunstgüsse bekannt, die unheilvolle Zeit des dreißigjährigen Krieges machte sich auch auf diesem Gebiet lähmend bemerkbar. Das unvergleichlich schöne Werk des vielseitigen Andreas Schlüter aber, sein 1703 enthülltes Reiterbild des Großen Kurfürsten, zeigt, wie die Kunst nur hoher Aufgaben harrte, um sie zu lösen. In neuerer Zeit war es vor allem Stiglmayr, der als Leiter der Königlichen Erzgießerei zu München den Bronzeguß förderte und jenes Institut zu der Musteranstalt ausbildete, die unter Ferdinand von Miller den Guß der Bavaria und der Schillingschen Germania für das Niederwalddenkmal auszuführen vermochte.

Die Leistungen des Bronzegusses gehen naturgemäß mit der Entwickelung der Plastik im allgemeinen Hand in Hand, größere schöpferische Künstler werden stets auch einen erneuten Aufschwung der Gießerei hervorrufen. Wie das Wirken Stiglmayrs und Millers mit dem Schaffen Thorwaldsens und vor allen Schwanthalers zusammenfällt, so verdankt die größte Bildgießerei Berlins wenigstens mittelbar Altmeister Rauch ihr Aufblühen. Im Anfang der fünfziger Jahre erhielt Herrmann Gladenbeck, der bis dahin eine kleine Bildgießerei für Gold- und Silberarbeiten geleitet hatte, als ersten größeren Auftrag in Bronze die Anfertigung dreier Kopieen des Denkmals Friedrich des Großen; er wurde durch diese Arbeit mit dem Professor Rauch und dessen hervorragendsten Schülern — besonders mit Friedrich Drake, Gustav Bläser und Albert Wolff — näher bekannt, und Rauch selbst übertrug ihm 1856 den Guß der für Königsberg bestimmten Statue Kants. Da jedoch die kleinen Räume der Gießerei, mit denen sich Gladenbeck bisher begnügt hatte, für eine derartige Arbeit nicht ausreichten, so wurde ihm zugleich auf Verwendung Rauchs die durch den Tod Fiebel's soeben freigewordene, auf Staatskosten erbaute Gießerei in der Münzstraße 10 übergeben. In ihr wirkte er dreißig Jahre hindurch und hunderte von hervorragenden Denkmälern wanderten von hier aus nicht nur in alle Gaue Deutschlands hinaus, sondern auch über den Ocean. Wollte ich eine vollständige Übersicht dieser Werke geben, so müßte ich eine Geschichte der neuen deutschen Skulptur schreiben — mindestens insoweit die letztere von Berlin aus beeinflußt wurde. Ich muß mich daher darauf beschränken, nur einige besonders bekannte Denkmäler aus der Fülle des Stoffes herauszuheben. — Es war zuerst der Kreis der Schüler Rauchs, der neben dem Altmeister selbst der jungen Gießerei seine Werke anvertraute — irre ich nicht, so ist von den hervorragendsten Nachfolgern Rauchs allein Rietschel, freilich der genialste von allen, nicht in der stolzen Liste Gladenbeckscher Güsse vertreten. Der Rauchschen Statue des Königsberger Denkers folgte bald diejenige Thaers, welche den Schinkelplatz ziert, und jene prächtige Löwenkämpfergruppe Professor Albert Wolffs, die, auf einer der Treppenwangen des Berliner Alten Museums aufgestellt, das Pendant zu der feurigen Kißschen Amazone bildet.

Martin Luther vom Denkmal in Eisleben.
Modelliert von Professor Siemering, ausgeführt in echter Bronze.



Das Leipziger Siegesdenkmal von Rudolf Siemering.
Nach einer Photographie aus dem Verlage von Hermann Vogel in Leipzig.

Professor Bläsers Friedrich Wilhelm IV, sowie Drakes treffliche Reiterstatue König Wilhelms I, beide für die Kölner Rheinbrücke bestimmt, schlossen sich an, nachdem der letztere Künstler schon vorher seine, in Kolberg aufgestellte Statue Friedrich Wilhelms III aus der Gießerei hatte hervorgehen sehen. Die großen Ereignisse der Jahre 1866 und 1870 führten dem Etablissement in schneller Folge zahlreiche neue Aufträge zu: sie boten den darstellenden Künstlern überreichen Stoff, während zugleich im Volke das Bedürfnis lebendig wurde, seine Kämpfer und Helden durch Werke von Meisterhand geehrt zu wissen und der Staat, wie die Kommunen, über reichere Mittel verfügend, freigebiger an die Lösung auch ihrer künstlerischen Aufgaben herantreten konnte. Außer vielen kleinen Kriegerdenkmälern gingen in den nächsten Jahrzehnten u. a. Drakes Borussia

Nachbildung des Denkmals des Großen Kurfürsten von Schlüter im kleineren Maßstabe von Uhlmann.
In echter und imitierter Bronze, 96 cm hoch.

für die Siegessäule, welche des Meisters Thätigkeit auf dem Gebiet der Monumentalbildnerei nicht gerade allzuglücklich abschloß, und von Rudolf Siemering das markige Denkmal Friedrichs des Großen (Marienburg), das herrliche Leipziger Siegesdenkmal, das Erfurter Lutherdenkmal, das Denkmal Gräfes zu Berlin und ein kolossales Reiterstandbild Washingtons (Philadelphia) hervor; unter den Schülern Siemerings finden wir Ludwig Brunow mit dem Denkmal Moltkes in dessen Geburtsstadt Parchim und einem Reiterstandbild des Großherzogs Friedrich Franz für Schwerin, Max Wiese mit dem Schinkeldenkmal zu Neu-Ruppin vertreten. Von den Nachfolgern Drakes sandte Calandrelli sein Relief für die Ostseite des Berliner Siegesdenkmals und die kolossale Reiterstatue Friedrich Wilhelms IV, welche die Freitreppe der Nationalgalerie schmückt.

Niobes Tochter. Antike.
In echter und imitierter Bronze, in Größen von 70, 37, 18, 11,5 und 8,5 cm.

zu Gladenbeck, während Karl Keil hier seine Statue Kaiser Wilhelms (Fassade des Berliner Rathauses) und das Standbild Wrangels gießen ließ. Von den Schülern Albert Wolffs endlich müssen wir in erster Linie Fritz Schaper und Erdmann Encke nennen: kurz nacheinander verließen von ersterem die Statuen Moltkes und des Fürsten Bismarck (Köln), das Standbild des Generals von der Goeben (Koblenz) und sein herrliches Hamburger Lessingdenkmal die Gießerei, denen in den letzten Jahren das Erfurter Lutherdenkmal und die Statue Krupps (Essen) nachfolgten; Erdmann Encke dagegen ist außer durch die Statue Jahns, die den städtischen Turnplatz in der Berliner Hasenheide ziert, durch seinen höchst charakteristischen Kurfürst Friedrich I von Brandenburg (Vorderfront des Berliner Rathauses) und durch die trefflichen Kolossalstatuen des Großen Kurfürsten und Friedrichs II in der Herrscherhalle der Ruhmeshalle vertreten.

Während die bisher genannten Berliner Künstler eine Stellung einnehmen, die, wie Ad. Rosenberg treffend sagt, zwischen der Rauchschen Richtung und der modernen Forderung strenger Naturwahrheit zu vermitteln, Naturalismus und idealistischen Schwung zu vereinigen sucht, hat Reinhold Begas jene Forderung zum leitenden Grundsatz seiner Kunst erhoben und diesen Grundsatz so zur Herrschaft zu bringen gewußt, daß der größte Teil derjenigen Bildhauer, welche in den siebziger und achtziger Jahren ihre Ausbildung genossen haben, und deren Wirken wir nun auch in dem Verzeichnis der Gladenbeckschen Güsse begegnen, seinen Spuren gefolgt ist. Von Reinhold Begas selbst finden wir hier außer dem augenblicklich in Arbeit begriffenen, gewaltigen Brunnen für den Berliner Schloßplatz u. a. die in Privatbesitz übergegangene anmutige Gruppe „Raub der Sabinerin" und die originelle Gruppe „der elektrische Funke." (Abbildungen siehe unter „Reinhold Begas" V. Jahrg. 1890/91. Bd. I. Seite 717 u. f.) Emil Hundrieser ist durch das Magdeburger Lutherdenkmal, Carl Hilgers durch seinen Friedrich Wilhelm I, Max Unger durch die Kolossalstatue des Prinzen Friedrich Karl (in Frankfurt a. O.), Robert Baerwald durch sein vortreffliches Kriegerdenkmal (Posen) vertreten. Vielleicht am ausgeprägtesten aber erscheint der moderne Naturalismus in einer Anzahl kleinerer Statuetten, welche neuerdings aus der Gießerei hervorgingen: ich nenne nur die bekannte Japanerin von Bernewitz und den lebensfrischen Radfahrer Peter Breuers.

Der Durchbruch der Kaiser Wilhelmsstraße, durch welchen im eigentlichen Zentrum Berlins so überaus zahlreiche Veränderungen hervorgerufen wurden, verdrängte auch das Gladenbeckschе Etablissement aus den bisherigen, längst schon etwas enge gewordenen Räumen. Im Oktober 1887 wurde die Gießerei nach Friedrichshagen, eine der kleinen Villenvorstädte im Osten Berlins, verlegt und gleichzeitig bedeutend erweitert, um kurze Zeit darauf in eine Aktiengesellschaft um-

gewandelt zu werden. Diese Gründung hat ihre künstlerische Thätigkeit jedoch um so weniger beeinflußt, als sowohl ihr Schöpfer, wie dessen seit geraumer Zeit mitthätige Söhne dem Unternehmen erhalten blieben.

Das ganze Etablissement zerfällt heute in zwei, auch räumlich geschiedene Abteilungen, von denen die eine sich mit dem Guß der umfangreicheren Stücke in den Dienst der monumentalen Plastik gestellt hat, während die zweite mit der Herstellung von Handelsartikeln beschäftigt ist. Unsere Leser wird ein näherer Einblick in die erstere der beiden Abteilungen jedenfalls am meisten interessieren — in den hohen, weiten Räumen derselben bietet sich ja die denkbar beste Gelegenheit, die Technik des Bronzegusses im großen kennen zu lernen, eine Technik, die, lange Zeit gleich einem kostbaren Geheimnis behütet, auch heute noch in ihren Einzelheiten recht wenig bekannt ist und die zudem gerade in den letzten Jahren und gerade an dieser Stätte wesentliche Vervollkommnung erfahren hat.

Der Künstler liefert das Modell in die Gießerei — dieser fällt die Aufgabe zu, von demselben getreue, für ihre Zwecke brauchbare Formen abzunehmen. In alter Zeit geschah dies meist in der Weise, daß man zunächst einen *Kern* aus feuerfestem, in feuchtem Zustand plastischem Lehmteig herstellte, welcher dem Hohlraum des späteren Gußstücks entsprach; auf diesen Kern wurde eine *Wachsschicht* aufgetragen, deren äußere Fläche genau das Modell des Künstlers wiedergab, deren Stärke aber gleich der späteren Metallstärke war. Diese Wachsschicht umkleidete wiederum die ebenfalls aus Lehmteig hergestellte *Formmasse*. Das so entstandene Ganze wurde alsdann mit Mauerwerk umschlossen und das Wachs durch ein unterhalb der Gußform angebrachtes Feuer herausgeschmolzen: es entstand dadurch zwischen dem inneren Kern und der äußeren Formmasse der hohle Raum zur Aufnahme des Erzes — mit jedem Abguß ging indessen das Wachsmodell, wohl zu unterscheiden von dem Gipsmodell des Künstlers, verloren und mußte bei einem etwaigen Fehlguß stets wieder von Neuem hergestellt werden.

Faunlopf. Antike.
Aus echter Bronze. Mit Sockel 29 cm hoch.
Ohne Sockel 18,5 cm hoch.

Eine wesentliche Verbesserung dieser Methode bestand darin, daß man über das ursprüngliche Gipsmodell des Künstlers eine *zerlegbare* Gipsform herstellte; die letztere wurde zur Herstellung des Kerns in Lehmteig benutzt und dieser von allen Seiten um die zu erzielende Metallstärke verkleinert, worauf die Form wieder um ihn herumgesetzt und der entstandene Zwischenraum mit Wachs gefüllt wurde; dieses bildete dann das zur Herstellung der Gußform benutzte

Gruppe „Zeit."
Modelliert von Geyer. In echter Bronze.
0,45 m bis zum Scheitel hoch,
0,51 m bis zur Sanduhr hoch.

Modell. Die Umständlichkeit dieser Methoden führte aber bereits vor Jahrzehnten auf das jetzt noch im allgemeinen gebräuchliche Verfahren der Kernstückformerei in Sandmasse über feste Modelle — ein Verfahren, das von der Gladenbeckschen Gießerei indessen nur für sehr einfach geformte, sehr große Stücke angewendet wird. Wir müssen bei dieser höchst interessanten Arbeit etwas länger verweilen, um den späteren Verlauf des Gusses und auch die neueren Formverfahren verstehen zu können.

Das Gipsmodell, welches der Künstler in die Gießerei sendet, wird zunächst *zerlegt*. Von stehenden oder sitzenden Figuren formt man meist den Kopf für sich und trennt auch häufig noch Arme und Beine vom Rumpf, falls ihr Formen im Ganzen zu viele Schwierigkeiten bereiten würde; bei Reiterstatuen behandelt man etwa den Reiter und das Pferd, von dem letzteren wohl auch noch das eine oder andere Bein, den Kopf oder Schweif getrennt — bei Kolossalstatuen und Werken von dem Umfang etwa des Begasschen Brunnens gar ergeben sich oft hundert und mehr einzelne Formstücke, welche natürlich später zu ebenso vielen einzelnen Gußstücken werden.

Denken wir uns nun etwa ein derart abgetrenntes Modellstück einer Kolossalstatue, ein riesiges Bein vielleicht, um dasselbe auf seinem Wege durch die Formerei bis zum Guß zu begleiten. Das gewaltige Stück wandert in einen entsprechend gewaltigen eisernen Formkasten und wird mittelst eines festen Sandes in demselben festgedämmt; in der Höhe des Kastenrandes streicht der Former die Sandmasse sorgfältig glatt und bestreut die Fläche mit Lycopodium — unsern Hausfrauen als Bärlapp oder vielleicht noch mehr als sogenanntes Hexenmehl gewiß wohlbekannt, sintemal selbiges auch zum Bestreuen wunder Hautstellen der Babys beliebt ist. Hier hat es nur den Zweck, als *Isolierschicht* zu dienen. Auf den ersten Formkasten wird nämlich ein genau passender zweiter gesetzt, auch dieser wird mit Sand gefüllt, der schichtweise festgestampft werden muß. Darauf kehrt man die ganze Geschichte um, was bei den oft recht angenehmen Dimensionen der Kasten bisweilen ein hübsches Manöver de force bedeutet, nimmt die jetzt oben befindliche Kastenhälfte, in welcher der jetzt im unteren Rahmen ruhende Oberschenkel nur provisorisch eingebettet war, ab und schüttet aus ihr den losen Sand aus; dann legt man den oberen Rahmen wieder auf, füllt ihn zum zweiten Male mit Sand und stampft auch diesen schichtweise fest. Die beiden Hälften werden nun abermals auseinandergelegt, wobei das Lycopodium verhindert, daß die Sandflächen aneinander haften bleiben, das Modellstück wird herausgenommen und man verfügt jetzt über je einen halben, sauberen Abdruck des Beines in jedem der beiden Rahmen. Das so entstandene — ich möchte sagen: Negativ heißt *Form*. Um nun das Metall später in diese Form hineingelangen zu lassen, ist der Kasten mit zwei Öffnungen versehen: von der einen aus schneidet man in dem festgestampften Sande Kanäle, welche dem

Metall als Wege dienen sollen, von der anderen ebenfalls solche zu den höchsten Punkten der Form, durch welche beim Guß die eingeschlossene Luft entweichen kann. Handelt es sich um ein Stück, das voll gegossen wird, so kann, nachdem der wieder zusammengefügte Kasten getrocknet wurde, der Guß unmittelbar vor sich gehen. Will man aber einen Gegenstand hohl gießen, wie fast alle größeren Stücke, also auch etwa das oben angenommene Riesenbein, so muß die Form noch einen Kern erhalten.

Dazu biegt man in die untere Hälfte der Form ein Eisen, welches sich der Gestalt des Gußstücks möglichst anschmiegt und mit seinen Enden auf dem Rande der Form ruht. Der Arbeiter bestreut die Form wiederum mit Lycopodium, füllt sie vorsichtig mit Sand und trägt zugleich noch soviel Sand auf, als er seiner Schätzung nach für die zweite Hälfte braucht. Der obere Rahmen wird aufgesetzt und prägt auch sein Negativ ein, man hat also in Sand um das Kerneisen herum das ursprüngliche Modell wieder hergestellt, von dem jedoch jetzt noch, nachdem der obere und dann der untere Kastenrahmen wechselweise abgehoben wurde, soviel Sand abgeschabt wird, als das Gußstück Metallstärke erhalten soll — nebenbei bemerkt, etwa 3 mm bei kleineren, 5 bis 10 mm bei großen Gußstücken. Die Formkasten selbst, die unmöglich in allen Dimensionen vorrätig gehalten werden können, ersetzt man meist in der Praxis durch ein über jedes Stück passend zu biegendes Eisengerüst, das mit Gips ausgefüllt wird.

Die bisher beschriebene Manier des Formens ist jedoch nur für solche einfachen Stücke anwendbar, die auf beiden Seiten konisch sind; kompliziertere Gegenstände, welche nach allen Seiten unter sich greifen, müssen insofern anders behandelt werden, als sie nicht in zwei Teilen, sondern in mehreren kleineren, einzelnen Sandstücken abgedrückt werden, die sich dann zu der ganzen Form vereinigen lassen.

Für derartige kompliziertere Stücke aber wendet die Gladenbeckſche Gießerei heute ausnahmslos überhaupt nicht mehr die Sandformerei, sondern ein neues, höchst originelles Verfahren an, das teilweise auf die alte Wachsformerei zurückgreift, bei dem die Herstellung der Wachsmodelle jedoch auf mechanischem Wege: durch elastische Formen erfolgt.

Wenn wir durch das hochgewölbte Einfahrtsthor der Gießerei eintretend uns rechts wenden, nimmt uns ein langgestreckter Saal auf, der — ich bitte ob des Vergleiches feierlichst um Verzeihung — auf mich zunächst den Eindruck einer Konditorei für Riesen machte. Die Arbeiter hantieren mit schmucken Schürzen und weißen Käppchen,

Mädchen mit Taube.
Modelliert von Professor Encke.
In echter und imitierter Bronze, 38 cm hoch.

Japanerin mit Schirm als Uhr.
Modelliert von C. Bernewitz.
In echter und imitierter Bronze, 79 cm hoch.

im Hindergrunde schnurrt eine große Handmühle, die wahrscheinlich Mandeln . . . nein, Gips mahlt, und auf Tischen und Gestellen liegen und stehen allerlei zierliche, dabei aber freilich zum Teil recht große Attrappen herum, aus denen hier ein rotschimmernder, dort ein gelblich angehauchter Gegenstand — in seiner eigentlichen Form oft kaum recht erkennbar, herausragt.

Wir befinden uns in der Wachsformerei und können das neue, bisher kaum eingehender beschriebene Verfahren der Gladenbeckschen Gießerei in allen seinen Phasen verfolgen.

Von dem Modell des Künstlers, bezüglich von einem entsprechenden Teil desselben, wird zunächst die Form, ich möchte wiederum sagen: das Negativ abgenommen. Als Formmasse dient hier aber nicht Gips oder Sand, sondern eine aus Leim, Gelatine und Guttapercha gemischte, *elastische* Masse und diese Elastizität gestattet, die Form auch dann in einem Stück leicht von dem Modell abzulösen, wenn dessen Oberfläche eine kompliziertere Gestaltung hat, ja sogar untergreifende Teile aufweist: die elastische Form, es bedarf das wohl keiner besonderen Erörterung, gibt dabei nach und schnellt dann wieder in ihre alte Gestalt zurück.

In die elastische Form trägt der Arbeiter eine dünne Schicht Wachs auf, das entweder geschmolzen oder in flüssigen Kohlenwasserstoffen gelöst ist, und verstärkt diese Schicht allmählich durch Auftrag einer Mischung Wachs und Kolophonium oder durch Ausgießen der ganzen Form mit dieser Mischung. Dank der Elastizität der Form läßt sich dieselbe auch jetzt wieder leicht ablösen und der Arbeiter hat nun ein Wachsmodell vor sich, das nur noch geringer Nachhilfe mit der Hand bedarf, um dann mit der aus Sand und Gips bestehenden Formmasse umgeben und nach deren Trocknen, wie wir es im Eingang unseres Artikels sahen, herausgeschmolzen zu werden: an die Stelle des herausgeschmolzenen Wachses tritt bei dem Guß endlich das Metall.

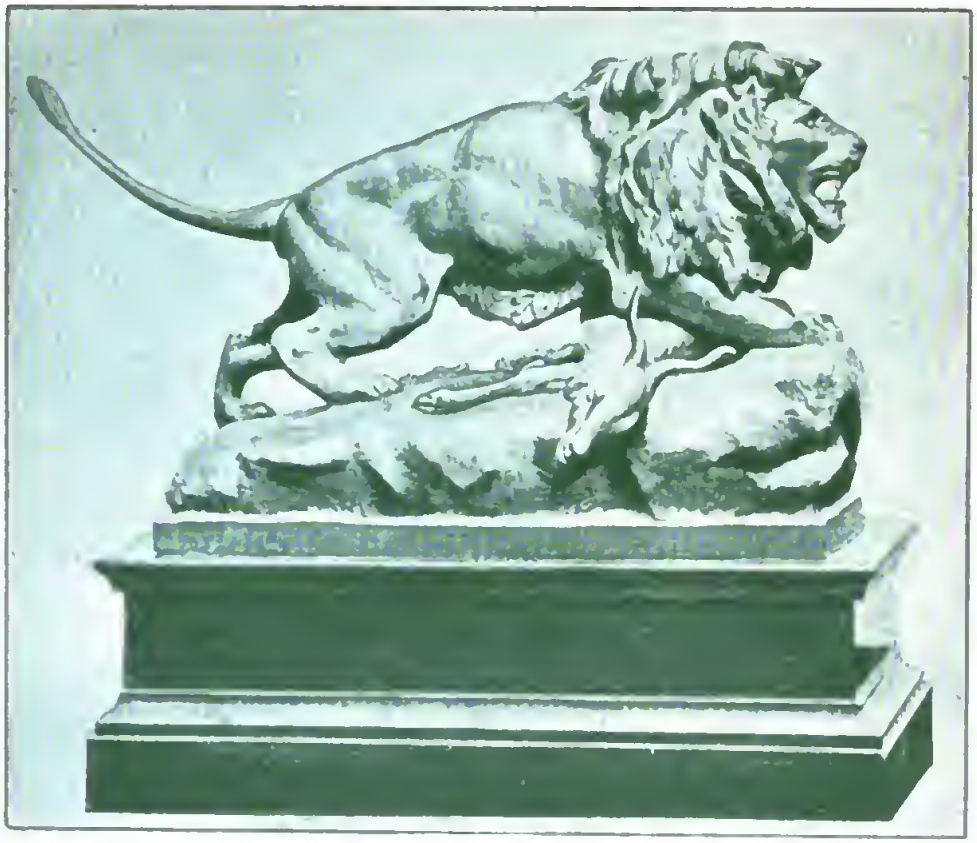
Wir würden auf diese Weise aber nur einen vollen Guß erzielen; hat das Gußstück solche Dimensionen, daß es zu seiner Erleichterung und, um Metall zu sparen, hohl gegossen werden soll, so muß selbstverständlich wiederum die Bildung eines Kernes hinzutreten. Dies geschieht nun auf geradezu überraschend einfache Weise: der Arbeiter gießt seine Mischung von Wachs und Kolophonium in die elastische Form und stürzt sie wieder aus, nachdem sie nur zum kleinsten Teil, nur an den Wänden der Form erstarrt ist; er erhält dadurch also ohne weiteres ein *solches* Wachsmodell, das nun gleichzeitig von außen mit Formmasse umgeben und von innen mit Kernmasse ausgegossen werden kann. Für die Steifung und Lagerung des Kerns in der Form wird dabei vorher natürlich durch Anbringung von Kerneisen Vorsorge getroffen. Bei sehr großen Gußstücken bilden diese Kerneisen ein oft höchst kompliziertes System und wollen genau berechnet sein; sie entsprechen gewissermaßen den Geripplinien des Ganzen, sollen unter Umständen z. B. bei großen Reiterstatuen später auch den fertigen

Werken Halt und Tragkraft verleihen und vielleicht auch noch bei der Befestigung des Bildwerkes auf dem Postament mitwirken. Wenn man eine Zeichnung des Querschnittes solch einer Reiterstatue genauer betrachtet, findet man aber außer ihren Kerneisen noch eine große Anzahl von gewundenen Linien, die in ihrem Gesamteindruck unwillkürlich an ein anatomisches Bild erinnern: es sind die oben, bei der Sandformerei bereits erwähnten Kanäle für die Zuführung und Verteilung des Metalls und für das Ausweichen der Luft. Jene, in denen das flüssige Metall hinabrinnen und sich nach allen Teilen der Form verbreiten soll, sind naturgemäß von den höchsten Punkten der letzteren am stärksten und verästeln sich in immer dünnere Stränge; ebenso beginnen die Luftwege unten mit feinen Veraderungen und schließen endlich oben zu starken Hauptkanälen zusammen. Beide, an sich konträre Strömungen, die des Metalls und die der Luft, müssen so berechnet sein, daß sie sich gegenseitig nicht hindern — der Luft darf vor allem der Ausweg nirgends versperrt werden, denn sonst gibt es Gußblasen und Fehlgüsse, ja es könnte sogar, da die eingeschlossene Luft sich in der Glühhitze schnell ausdehnt, eine Sprengung der Form stattfinden. Bei der Wachsformerei werden die Äderungen des ganzen Systems natürlich auch in Wachs derart ausgeführt, daß der Arbeiter an dem Wachsmodell stärkere und schwächere Wachsstäbe anbringt, welche sich nach obenhin zu Hauptkanälen vereinigen und, nachdem das Wachs ausgeschmolzen ist, die röhrenartigen Wege für das Metall einerseits, für die entweichende Luft andererseits bilden.

Radfahrer. Modelliert von Peter Breuer.
In echter und imitierter Bronze. 0,50 m hoch.

Kind mit Hahn. Modelliert von Harzer.
In echter und imitierter Bronze, 75 cm hoch.

Wir können nun unsere Wanderung fort-



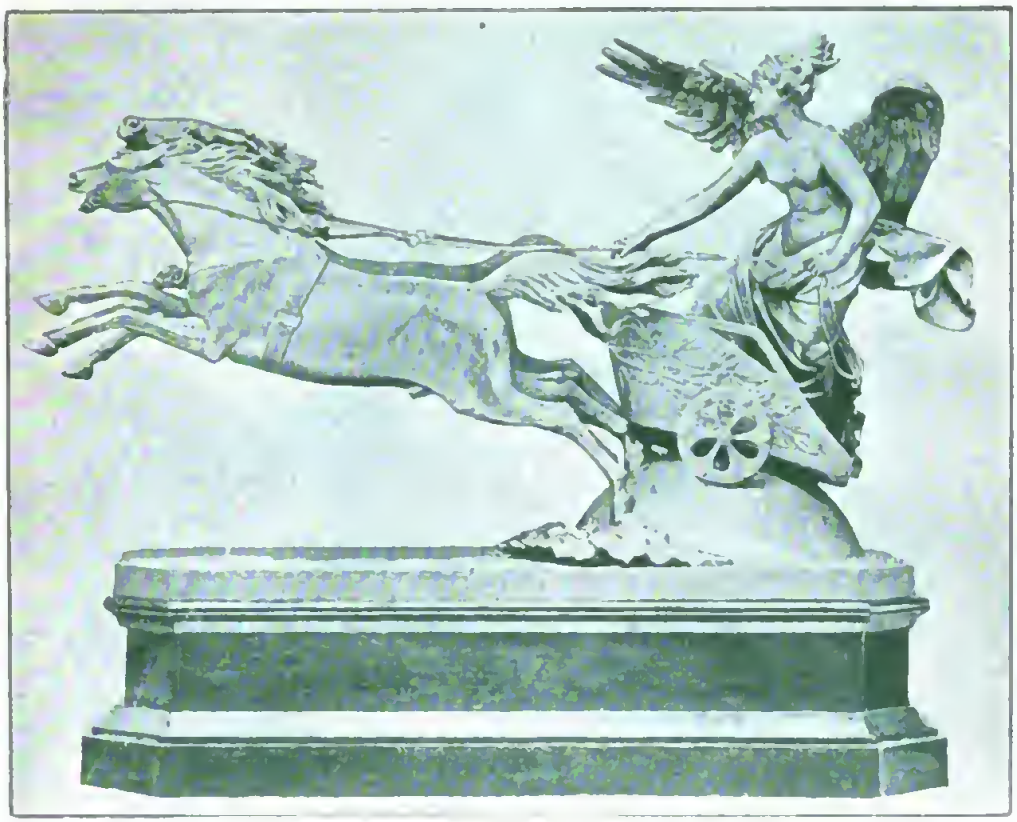
Löwe mit Gazelle. Modelliert von Rosenthal.
In echter und imitierter Bronze, ohne Sockel 20 cm hoch.

setzend, die Formerei verlassen und die eigentliche Gießerei aufsuchen.

Vorerst einige Worte über das Metall, über die Bronze selbst. Im Altertum verwandte man lediglich eine Mischung von Kupfer und Zinn und erzielte damit ein Material, das sich zwar durch hervorragend schöne Farbentönung auszeichnete, aber schwer schmelzbar war, nicht sehr dünnflüssig wurde und auch leicht beim Erstarren Legierungen von sehr verschiedener Zusammensetzung ausschied, also die Gleichförmigkeit des ganzen Kunstwerkes beeinträchtigte. Heute wendet man Kupfer und Zinn allein nur noch beim Glockenguß, bei dem es auf die Herstellung eines klaren Tones in erster Linie ankommt, und unter Umständen beim Geschützguß an; bei ersterem wählt man eine Mischung von etwa vier Teilen Kupfer und einem Teil Zinn, bei dem letzteren, um eine größere Zähigkeit zu erzielen, eine Legierung von neun bis zehn Teilen Kupfer und einem Teil Zinn. Herr Gladenbeck hat, wo er die letztere Mischung zu verwenden gezwungen war — z. B. bei dem Guß der Borussia auf der Siegessäule, welche kontraktlich lediglich aus eroberten Geschützrohren gegossen werden mußte, mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt.

Man ist daher darauf gekommen, den Zinngehalt zum großen Teil durch Zink zu ersetzen, um die Legierung weicher zu machen, wenn nicht ausnahmsweise eine Legierung etwa von 92 % Kupfer und 8 % Zinn durch den Auftraggeber vorgeschrieben wird — eine Mischung, die als besonders vorteilhaft für die spätere Bildung einer schönen Patina angesehen wird, obwohl noch keineswegs erwiesen ist, daß ein Zusatz von Zink die letztere beeinträchtigt.

Die vielerörterte Patinafrage spricht nämlich bei der Wahl der Legierung wesentlich mit. Bekanntlich versteht man unter Patina jenen köstlichen grünen Überzug, den Bronzestatuen durch den Einfluß der Luft mit der Zeit annehmen, den wir besonders



Aurora.
In echter und imitierter Bronze. 0,49 m hoch mit Sockel, 0,37 m hoch ohne Sockel.

an den antiken Bronzen bewundern, und der nicht nur um seines schönen Aussehens, sondern vor allem auch deshalb hoch geschätzt wird, weil er zur Erhaltung der Bildwerke wesentlich beiträgt. Der „edle Rost" besteht, chemisch zerlegt, aus basisch kohlensaurem Kupferoxyd und seine mehr oder weniger schnelle und schöne Bildung hängt vor allem von dem Zustand der Atmosphäre ab, der die Bronze ausgesetzt ist. In großen Städten erleiden Bronzestatuen nur zu häufig durch die Ausdünstungen der Gasleitungen und durch den Kohlenrauch anstatt der Oxydierung eine Schwefelung — berüchtigt ist in dieser Richtung z. B. London, dessen Erzstatuen sich regelmäßig anstatt des Grüns mit scheußlichem Schwarz bedecken und sich bald in Neger verwandeln. Umgekehrt nehmen Kupferdächer und in der Nähe von Wasser aufgestellte Bronzen schnell eine schöne Patina an, auch sie tauschen ihre ursprüngliche, fettbraune Tönung zwar meist zuerst mit einer schwarzen, die sich dann aber allmählich in Grün verwandelt. Seitdem man den Einfluß des Wassers auf die Patinabildung erkannt hat, sucht man dieselbe auch durch häufigeres Bespritzen zu beschleunigen.

Wenn man so meist der Natur das Patinieren überläßt, so ist man heute doch auch in der Lage, dem Erzguß eine künstliche Patina zu verleihen; durch Behandlung mit bestimmten Säuren, deren Anwendung mehr oder minder Fabrikgeheimnis ist, läßt sich nun „edler Rost" erzielen, welcher dem natürlichen kaum an Feinheit und Dauerhaftigkeit nachsteht, ihn an Gleichmäßigkeit aber übertrifft. Der individuelle Geschmack spricht wesentlich dabei mit, ob die Kunstwerke, ehe sie die Gießerei verlassen, einen derartigen künstlichen Überzug erhalten sollen oder nicht. Mir war es sehr interessant zu hören, daß z. B. Professor Begas die grüne Patina sehr liebt und daher seine Werke, wenn sein Wunsch bei den Auftraggebern Berücksichtigung findet, meist schon in der Gießerei patinieren läßt.

Während kleinere Stücke aus Tiegeln abgegossen werden und es genügt, die Form-

Zampa, Ulmer Dogge, Hündin. Modelliert von Rückert.
In echter Bronze, 18,5 cm Kopfhöhe.

kasten mit starken Balken fest zusammen zu pressen, werden große Gegenstände aus dem Flammöfen gegossen; die Formen müssen daher dicht vor diesem in die tiefe Gießgrube herabgesenkt und in dieser mit Sand und Balken derart verdämmt werden, daß nur die Mündungen der Gießkanäle und der Luftabzüge hervorragen. Die ersteren sind durch „Stehstangen" — Eisenstangen, welche unten in einem Konus, einer „Birne,"

Bowle. Modelliert von Lessing.
In echter und imitierter Bronze.

endigen — verschlossen, gemauerte Rinnen führen von dem Zapfenloch des Ofens zu ihnen hinab.

In dem mit Holz geheizten Flammofen wird das Kupfer mit seinen Zusätzen von Zinn und Zink verschmolzen und unmittelbar vor dem Laufenlassen tüchtig verrührt, um eine Sonderung der einzelnen Metalle zu verhindern; die ganze Masse muß dabei einen je nach ihrer Zusammensetzung wechselnden Temperaturgrad erreichen, soll sie einerseits die Form in allen ihren Einzelheiten gut ausfüllen, andererseits nach dem

Schachtisch mit gemalter Holzplatte.
Modelliert von Geyer.
In echter Bronze, 71 cm hoch.

Amor mit Uhr.
Modelliert von Uhlmann.
In echter und imitierter Bronze, 86 cm hoch.

Guß gleichmäßig und schnell erstarren, sie muß dünnflüssig und klar geworden sein, ehe der Gießmeister sie für reif zum Guß, für „gar" erklärt. Immer und immer wieder wird sie sorgfältig geprüft. Endlich ist der rechte Augenblick gekommen. In dem Gußhause hat sich eine ganze Schar mehr oder minder beteiligter Zuschauer gesammelt — der Guß eines großen Stückes, etwa eines Rosses oder des Rumpfes einer Kolossalstatue, ist auch in den bedeutendsten Gießereien ein nicht alltägliches Ereignis.

An jeder der die Gußöffnung verschließenden Stangen steht ein Arbeiter, wohl geschützt mit Schurzfell und mächtigen Handschuhen. Meister Gladenbeck oder einer seiner Söhne ist selbst zugegen und hält die lange Stange bereit, um den Stahlzapfen, der die Ausflußöffnung des Ofens verschließt, in dessen Inneres zu stoßen und damit dem Metall den Weg zu den gemauerten Rinnen zu öffnen. Der Augenblick ist gekommen, von dem Schiller singt:

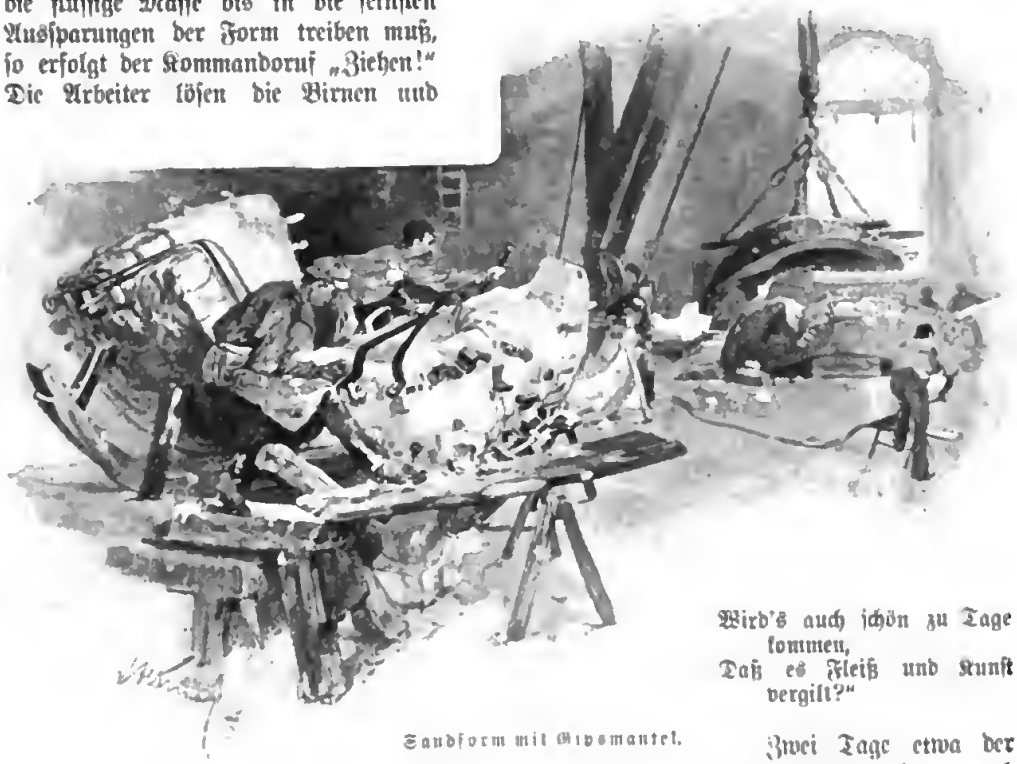
„Stoßt den Zapfen aus,
Gott bewahr das Haus!"

In mächtigen, braunglühenden Wogen rollt das Metall in die Rinnen — sind diese gefüllt, ist somit

Sandform im Kasten: Teil einer allegorischen Figur zum Lessingdenkmal.

der notwendige Druck vorhanden, der die flüssige Masse bis in die feinsten Aussparungen der Form treiben muß, so erfolgt der Kommandoruf „Ziehen!“ Die Arbeiter lösen die Birnen und mit großer Geschwindigkeit stürzt das Metall in die Tiefe. Aus der Grube tönt dumpfes Dröhnen, aus den Luftpfeifen steigen dichte, gelbe Qualmwolken empor, erst allmählich beruhigt sich die Masse — war die Quantität des Metalls richtig berechnet, hat die Bronze alle Teile der Form gut ausgefüllt und sich nicht etwa, diese zerstörend, einen unbeabsichtigten Ausweg gebahnt, so muß schließlich das Metall gleichmäßig über allen Einflüßen stehen und auch in den Luftkanälen, diese füllend, hochgestiegen sein. Nur dann ist auf einen glücklichen Guß mit Sicherheit zu rechnen.

„In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;



Sandform mit Gipsmantel.

Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?“

Zwei Tage etwa der Erwartung gehen noch

Das Gießen einer Statue des Kaisers Wilhelm I und von Teilen des Begasbrunnens aus dem Flammofen.

vorüber, ehe die Masse völlig erkaltet ist; dann erst kann die Form ausgegraben, mittels eines Krahns aus der Grube gehoben und von dem Gußstück losgelöst werden.

„Sehet, wie ein gold'ner Stern,
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metall'ne Kern."

Aus dem Gießhause wandert das Gußstück jetzt in andere Räume, um hier seiner Vollendung entgegengeführt zu werden. Ehedem trat damit an den Ciseleur eine bedeutsame Aufgabe heran; er mußte mit Meißel und Feile, mit Schaber und Bunzen dem Gießer wesentlich nachhelfen, dem Bildwerk durch seine künstlerische Thätigkeit Glätte, Rundung der Formen und lebensvollen Ausdruck geben. Heute ist durch die Vervollkommnung der Formerei seine Thätigkeit wesentlich eingeschränkt; die elastischen Gelatineformen gewährleisten in Verbindung mit dem Wachsmodell an sich eine äußerst genaue und scharfe Wiedergabe der Arbeit des Bildhauers, ein gänzliches Überarbeiten des Gusses, ein wirkliches Ciselieren, ist im allgemeinen nicht mehr an der Tagesordnung. Die Fertigstellung beschränkt sich darauf, die Eingußstellen zu beseitigen und die Öffnungen, welche durch die Kerneisen und die Luftabzüge entstanden waren, zu schließen und endlich die einzelnen, gesondert gegossenen Teile des ganzen Bildwerkes sorgsam zusammenzupassen. Schon bei der ersten Disposition über das Modell des Künstlers, bei dem Entschluß, in wie vielen und in welchen Teilen der Guß ausgeführt werden soll, muß berücksichtigt werden, daß dies Zusammenfügen später möglichst wenig sichtbar wird — die Fugen werden daher, soweit es möglich ist, in solche Partien verlegt, die weniger in das Auge fallen. Zahlreiche Niete verbinden schließlich alle Teile zum Ganzen.

Neben dem Guß von großen Bildwerken betreibt, wie ich schon oben hervorhob, die Gladenbecksche Gießerei in umfangreicher Weise die Herstellung von kleineren künstlerischen Handelsartikeln. Die Zeit ist glücklicherweise vorüber, in welcher man in Deutschland etwa eine Pariser Bronzevase von Barbedienne als

Teil des Pegasbrunnens in der Ciselierwerkstatt.

etwas für unsere Gießereien unerreichbares ansah — es gibt heute eine ganze Anzahl derselben, die gleiche Leistungen aufweisen und ich brauche außer Gladenbeck nur die Gießerei von Lauchhammer oder etwa die Stuttgarter Werkstätte von Stotz zu nennen, um zu zeigen, daß unsere Industrie der französischen längst ebenso ebenbürtig geworden ist, wie es das künstlerische Vermögen unserer Bildhauer allezeit war. Es gibt nur leider in Deutschland weniger reiche Leute, als im Auslande, oder aber es gibt bei uns weniger Leute, welche mit ihrem Reichtum auch die Freude am Erwerb wirklicher Kunstwerke verbinden. Echte Bronzen werden stets teuer sein — daher ist die Industrie zu dem Ausweg gezwungen worden, dieselben Gegenstände nicht nur in Bronzeguß, sondern auch in Bronzeimitation herzustellen. Meist dient dazu der Zinkguß, welcher nachträglich galvanisiert und mit künstlicher Patina geschmückt wird, und in dessen Fabrikation unsere Gießereien so weit vorgeschritten sind, daß derartige Handelsartikel äußerlich nur von einem gewiegten Kenner von echten Bronzegegenständen unterschieden werden können — ihre Haltbarkeit ist freilich wesentlich geringer.

Die Ersparnis der Bronze gegenüber beruht indessen nicht nur darauf, daß an die Stelle des kostbaren Kupfers das billige Zink tritt, sondern auch wesentlich auf der Art des Formens, auf der Anwendung metallner Stürzformen. In diese Formen wird das flüssige Zink gegossen, um sofort wieder „ausgestürzt" zu werden, sodaß sich nur eine dünne Schicht der Form anschmiegt und in ihr erstarrt. Die aus mehreren Teilen bestehende Form läßt sich in einfachster Weise auseinander legen, der Guß kann herausgenommen und jene sofort wieder benutzt werden. Ein guter Gießer ist bei dieser höchst einfachen Manipulation im stande, an einem Tage mehrere hundert Güsse zu

Teile des Pegasbrunnens in der Montierwerkstatt.

fertigen — ich sah z. B. bei meinem letzten Besuch in Friedrichshagen vor einem der Arbeiter einen ganzen kleinen Berg von halben, etwa je 20 cm hohen Pferden einer Reiterstatuette Friedrichs des Großen liegen.

Der Zinkguß kann freilich die edle Bronze nimmer völlig ersetzen, er vertritt sie indessen, so wie er sich in den Erzeugnissen einer soliden, sorgfältig arbeitenden Gießerei zeigt, mindestens nicht unwürdig und ermöglicht Tausenden den Besitz eines künstlerischen Schmuckstückes, denen es nicht vergönnt sein würde, dasselbe in Bronze ihr eigen zu nennen. Es ist ein eigen Ding um Surrogate: wer leichthin über sie aburteilt, vergißt, daß die Erziehung künstlerischen Sinns in den breiten Schichten unseres Volkes denn doch weit weniger von der Masse, aus der ein Kunstwerk gebildet ist, abhängt, als von dessen künstlerisch schöner Form. Gewiß muß die heilsame Kluft zwischen Unechtem und Echtem bestehen bleiben, die Nachahmung darf das Original nicht verdrängen wollen, aber das berührt die innere Berechtigung der Imitation keineswegs. So gut eine schlichte Bürgersfrau

ihr Kleid nicht mit einer koſtbaren Handſpitze ſchmückt, aber ihre Freude an deren vollendeter Nachahmung haben darf, wie ſie heute die Bobbinetmaſchine für geringes Geld liefert, ſo gut der Gipsabguß für das Original aus karrariſchem Marmor eintritt, ebenſogut kann auch der Zinkguß an die Stelle der koſtbaren Bronze treten. Die Hauptſache bleibt die Wahrung des künſtleriſchen Geſchmacks in der Form und gerade nach dieſer Richtung hin leiſtet die Gladenbeckſche Gießerei Hervorragendes. Auch ihre Handelsartikel — wir reproduzieren in unſern Bildern eine Anzahl derſelben — zeichnen ſich ausnahmslos dadurch aus, daß ſie von erſten Künſtlern entworfen und aus deren Werken wiederum mit ſicherem Blick und geläutertem Kunſtgefühl ausgewählt ſind. Die lange Jahrzehnte hindurch gepflegte Verbindung mit unſern berühmteſten Bildhauern trägt hier ihre ſchönſten Früchte.

Amor auf ſchwebender Guirlande.
Modelliert von Hundrieſer.
In echter und imitierter Bronze, 34 cm hoch.

Das Fremdenbuch.

Von Fr. Bodenſtedt.

(Abdruck verboten.)

In jedem Gaſthaus liegt ein Fremdenbuch
Für Gäſte, ihre Namen einzuſchreiben,
Den Ort, woher ſie kommen zu Beſuch,
Wie ſie betitelt ſind und was ſie treiben.

Ein Gaſthaus für uns alle iſt die Welt:
Wir kommen unbewußt hinein als Fremde,
Wo jeder Gaſt nackt ſeinen Einzug hält
Und ſeinen Auszug nur im Leichenhemde.

Dazwiſchen flackert unſer Lebenslicht
Bald ſonnenhell, bald in getrübtem Schimmer;
Wie lang es brennen wird, wir wiſſen's nicht — ;
Fremdlinge bleiben wir auf Erden immer.

Wir werden heimiſch nur in kleinem Kreis
Und glücklich nur in opferfrohem Streben
Nach hohen Zielen. Dafür winkt der Preis,
Im Herzen guter Menſchen fortzuleben.

Selbſtſucht und Herrſchſucht ſind der Menſchheit Fluch,
Sie ſchöpfen Macht aus allen böſen Trieben,
Und ihre Namen ſtehn im Fremdenbuch
Der Weltherberge blutig eingeſchrieben.

Ein Genie der That.

Roman von Ernst Remin. (Abdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ein Zug war gerade donnernd über die Brücke gefahren — die Insassen steckten die Köpfe zu den Fenstern heraus und schrieen in das Rasseln und Brausen der Fahrt. Steinträger, die auf dem Hornemannschen Lager Steine abluden, kamen herbeigelaufen, und von der neuangelegten Spenerstraße her eilte ein Schutzmann herzu.

Allein schon war Hilfe von Überfluß — schon war das Mädchen sicher am Lande. Die beiden anderen Boote landeten eben — Breying hielt die betäubte, aber weder bewußtlose, noch ohnmächtige Annie in seinen beiden Armen aufrecht — die Damen ließen ihr unter dem nächsten Stadtbahnbogen sofort die nötige Hilfe angedeihen. Man kann in einer Minute doch sehr viel mehr Wasser einschlucken, als wünschenswert und behaglich ist.

Aber es ging noch einmal so ab. Der Mann der heiligen Hermandad war ein geschulter Samariter. Er leitete ganz sachgemäß die Bemühungen Astas und Fritzis. Annie war bald wieder so weit, daß man daran denken konnte, sie nach Hause zu transportieren.

Joseph und Breying legten nun ihre Hände zu einer Trage zusammen, wie es die Kinder machen.

Franz mit den Schwestern ging hinterdrein.

„Siehst du, Fritzi," bemerkte er sentenziös, als der etwas auffällige Zug, von dem Schutzmanne eskortiert, durch die leere, neue Straße sich auf Alt-Moabit zu bewegte, „siehst du, da haben wir ja nun unsre Extravaganz!"

An der Melanchthonstraßenecke kam der ausgeschickte Steinträger mit einer Droschke, in die man Annie bettete. Sie war noch sehr bleich und zu Tode erschöpft, allein klar bei Sinnen.

„Bitte — zu Euch!" brachte sie mühsam heraus, als Franz dem Kutscher die Adresse angeben wollte.

„Zu uns?" fragte Asta.

Ein bittender Blick antwortete ihr.

„Schön!" rief sie verständnisvoll. „Zu uns! Nach der Tiergartenstraße, Kutscher!"

Franz schwang sich — er war schon wieder vergnügt — auf den Bock. Die Schwestern stiegen zu Annie ein. „Hüh!" rief Franz, während der Kutscher noch mit verblüfften Augen um sich sah, und das Gefährt setzte sich in Bewegung.

Breying und Joseph schauten nach den Booten aus. Bald hatten die Schiffer von den nahen Kähnen den Rock und die Boote aufgefischt. Allein — es war zum zweitenmale innerhalb dreier Wochen — Breying mußte den Heimweg wieder ohne Hut antreten.

Eine ganz eigentümliche Freude brach — zu Josephs Erstaunen — bei ihm durch.

„Sie sind Schuld, Lieber!" meinte er zu Marenholz. „Sie haben mich mit ihrem unsinnigen Ruderabstreifen zu stark nach rechts gedrückt. So kam ich an den Pfeiler. Und obenein konnte das Mädchen nicht steuern! Doch: nitschewo! Ich hab' sie aus dem Wasser geholt! Was, Marenholz, das ist doch unbestreitbar? Aber, ich bitte, merken Sie es sich auch, thun Sie mir den Gefallen, sprechen Sie ein wenig davon, wenn es sich gerade so macht. Der Vater der Kleinen ist mir neulich grob gekommen — da soll er sich wenigstens nun verpflichtet fühlen. Soll zu mir kommen, mir danken! Meine Rache!"

„Ist ja erstaunlich edelmütig!" meinte Joseph. „Nun wollen wir aber diesen Marterkasten besteigen" — er hielt eine Droschke an. „Wir bekommen sonst ein Gefolge. Übrigens sollten Sie sehen, in trockene Kleider zu kommen! Haben Sie hier in Moabit einen Bekannten?"

„Nein," erwiderte Breying mit derselben, Joseph unverständlichen Freude. „Ist mir auch ganz egal!"

Er setzte bei sich hinzu:

„Als ich im vollen Rudern war, war ich ja auch heiß — dachte einen Augenblick ‚kann n' Schlagfluß geben, gehst du jetzt ins Wasser.' Bin aber doch gegangen. Und ob ich mir hier nun 'nen Schnupfen hole oder nicht, das geht in eins hin! Ich meine, die Partie ist gewonnen. Doch

nein — jetzt heißt es den Sieg auch ausnutzen!“

Kaum hatte er sich in seiner Wohnung umgekleidet und zwei große Gläser Allasch, den er besonders liebte, ganz hinuntergestürzt, so ließ er sich in vollem Jagen nach der Thiergartenstraße fahren, um Franz zu instruieren.

10. Kapitel.

Wie hatte es anders kommen können?

Herr Graaf hatte den Gang zu seinem Bruder Kommerzienrat antreten müssen — und in seiner Herzensangst nicht einmal daran gedacht, wie sauer ihm dieser Gang unter andern Umständen geworden wäre.

Jetzt aber — dort in der Villa lag sein Kind, das er beinahe lebend nicht mehr wiedergesehen hätte — atemlos vor Unruhe sprang er aus der Droschke und eilte durch den Vorgarten auf das Haus zu, das er mit allem und allen darinnen so gründlich verabscheute.

In der teppichbelegten, marmorausgekleideten Empfangshalle wartete in seinem Wägelchen der Bruder auf ihn.

Graaf eilte auf den Kranken zu und drückte ihm stumm die Hand — ganz anders herzlich, als an jenem Abend in der Heiligengeiststraße.

Dann kam Asta und geleitete ihn zu Annie.

So unruhig der alte Mann war, sein Kind wiederzusehen — einen raschen Blick warf er doch in den Räumen, welche er durchschritt, um sich. Unbehaglich fühlte er sich in dieser Pracht, und doch kam ihm eine unwillkürliche Regung von Stolz: ‚Ein Mann aus meines Vaters Blut hat es so weit gebracht, daß er in so einem Palast wohnen kann und zu wohnen versteht!‘

Gewiß hatte das thörichte Kind tausendmal recht — in ihrem kindischen Verstande freilich! — daß sie lieber hier, als über Herrn Guthmanns Käsehandlung leben mochte.

An ihrem Bette stand der Arzt — einer von den Großen seiner Kunst — ein Mann, der Heinrich Graaf Respekt einflößte.

Sie lag und fieberte, streckte aber ihrem Papa eine matte Hand entgegen und hatte einen guten, langen Blick für ihn.

Alle thaten leise in dem Zimmer — es war Astas Schlafzimmer — der Arzt verschrieb Phenacetin, — verlangte die äußerste Ruhe — seine beiden Hauptmittel gegen jedes Fieber — und veranlaßte bald alle Überflüssigen, das Gemach zu räumen.

Draußen auf der Spiegelgalerie reichte Heinrich mit einer unerwarteten Herzlichkeit seiner Nichte die Hand und sagte:

„Ich danke Euch — Ihr habt mein Kind da gebettet wie eine Prinzessin!“

Asta richtete ihre großen, dunklen Augen fragend auf ihn.

„Ja, wie eine Prinzessin lag sie da in dem Prachtbett!“ wiederholte er. „Zu Haus hat sie es nicht so gut!“

Das Mädchen lächelte, ein wenig belustigt:

„Erstaune nicht, Onkel, es ist nur *mein* Schlafzimmer!

Sie sah eine Falte auf seiner Stirn.

„Aber es freut mich,“ fügte sie freundlich hinzu, „daß du Annie bei uns gut aufgehoben findest. Sei nicht böse, daß wir sie dir in dem Zustande, in dem sie sich befand, nicht ins Haus gebracht haben. Ich meinte, du würdest dich zu sehr erschrecken, wenn du sie so wiederkommen sähest. Und dann dachte ich auch, daß sie bei uns, sobald sie wieder hinaus darf, den großen Garten zur Verfügung hat — und — transportieren wirst du sie doch im Fieber nicht lassen — nicht wahr, sie darf eine Woche oder so lange, bis sie sich recht erholt hat, bei uns bleiben? Bitte, hier hinein, Onkel!“

Damit öffnete sie ihm eine Thür, und sie traten in ein Gemach des ersten Stockwerks, in dessen Prunk und mattem Licht Heinrich Graaf sich wiederum höchst unbehaglich fühlte. Was so angenehm auf Nerven ‚bevorzugter‘ Menschenkinder wirkt, wenn in einem Zimmer unendlich viel schwere, weiche Stoffe am Boden wie an den Wänden jeden Schall, jedes Wort matt abdämpfen, war ihm ein Gräuel, bedrückte ihn, der im gewöhnten Lärm und freien Schall arbeiterfüllter Werkstätte sich wohlfühlte.

Aber er mußte sich zusammennehmen — er blieb nicht an der Thür stehen — er that vor dem Diener, der ihm eine Erfrischung bot, nicht, als seien ihm die dicken Kanten luxuriöser Teppiche Fallstricke zum Stolpern, ‚bequeme‘ moderne Fauteuils ein Sonntagssitz — und doch trat er sehr

vorsichtig, saß sehr steif auf dem Seidenplüschsessel.

Die Unruhe um sein Kind war gewichen — er sah, ein wenig Fieber — und sie würde ihre roten Wangen wieder haben, würde bald hier im Garten sitzen, herumtollen mit ihren Kousinen — sich recht wohlig und zu Haus fühlen hier im Luxus und in der anspruchsvollen Behaglichkeit des modernen Lebens.

Ja, dieser Luxus — so schön, stolz und berechtigt trat er dem schlichten Manne hier allenthalben entgegen, daß ein dumpfer, finsterer Haß gegen ihn, zum erstenmal ein wirklicher Haß gegen denselben in ihm aufquoll. Die Seele seines Kindes war ihm verloren, blieb sie hier, auch nur acht Tage hier — fort mußte sie, nach Haus, und — stürbe sie darüber!

Ach nein, das war ein schlechter Dämon, der ihm diesen Gedanken einflüsterte — er durfte sie nicht mit sich fortnehmen — durfte sie nicht ‚retten'.

Und dazwischen ging Astas Gespräch fort — mit einer Glätte, Sicherheit und doch voll Inhalt, voll Empfindung — ebenso, wie er sich gedrückt, klein, geschlagen, ein überwundener Standpunkt in diesem Prunkraum fühlte, ebenso bäuerisch und banal empfand er sich neben dem jungen Mädchen. Sie waren nicht flach, nicht hohl, nicht gering, diese ‚bevorzugten' Menschen — sie standen über ihm!

Er mußte sprechen.

„Asta," begann er, so ernst, daß sie mitten in der Rede abbrach und sich gütig gegen ihn neigte, „ich muß dir etwas sagen, was du nicht verstehen wirst. Mein Kind ist einfach erzogen — zieht es nicht in euren Kreis — lehrt es nicht euer für ein junges Gemüt bestrickendes Leben kennen — sie würde sich schließlich unter euch doch nicht zu behaupten wissen — sie würde mir nur traurig und verwirrt unter mein bescheideneres Dach zurückkehren, unzufrieden und gedemütigt — hier nicht zu Haus und bei mir nicht zu Haus! Ich bitte dich, Asta, ich habe zu dir Vertrauen gefaßt, da du heut so gut für sie gesorgt hast, hüte du sie mir, so gut es geht und schicke sie mir wieder, sobald sie übersiedelungsfähig ist!"

Die tiefe Erregung des alten Mannes weckte Astas herzliches Mitgefühl.

„Lieber Onkel," sagte sie ernsthaft und freundlich, „ich wollte über diese Dinge längst mit dir reden. Ich verstehe dich, Onkel — und doch, es wird nicht anders gehen, als daß du Konzessionen machst. Ich verspreche dir gern, Annie zu hüten, vor uns selber, wie du meinst — allein, es ist die alte Sache zwischen Eltern und Kindern, es wird alles nichts helfen, du wirst sie schließlich ihren Weg gehen lassen müssen!"

„Es ist gut!" erwiderte er kurz und erhob sich, „es ist gut!" Er nickte ein paarmal mit dem alten Kopf, über den das Haar strähnig von hinten herüber gekämmt war und sich vorn über der kahlen Stirn zu dünnen Locken kräuselte. „Ja, ja, die Entchen wollen schwimmen, sind dabei schon beinahe ertrunken — und ich kann ihnen nicht helfen!"

Er ging aus dem Hause wie der arme Verwandte reicher Leute — nur daß er ihnen sich auch geistig nicht ebenbürtig fühlte. — —

Nun kam der andre saure Weg.

Doch trat er diesen schon anders an, da er hier eine Pflicht ehrlich erfüllen wollte.

Breying war daheim — er hatte den alten Mann erwartet, alles im Zimmer hergerichtet, jedem störenden Eindrucke modernen Junggesellenlebens vorgebeugt, die ‚reizenden' Photographien vom Tisch und aus den Rahmen genommen, aufgeschlagene Bücher hier und dorthin gelegt, seinem Schreibtisch das Aussehen gegeben, daß da ein arbeitsamer Mann am Werke gesessen und unterbrochen worden sei — und mit dem Kitzel heimlicher Freude bemerkte er, daß Herrn Graafs Blick, der im Zimmer prüfend umging, zufrieden auf den Bewohner desselben zurückkehrte.

Der herzliche Dank des Vaters that ihm wohl. Trotzdem er sich im Stillen dem wackeren Bürgersmann gegenüber als den Mann der überlegenen Initiative, das Genie der That fühlte und frohlockte, jenen wider seinen Willen zu sich geführt zu haben, hatte er bei dem Überwallen des ehrlichen Vaterherzens wirklich die Empfindung, sich ausnehmend wacker als Erretter eines Menschenlebens erwiesen zu haben. Ein Strom angenehmer moralischer Wertschätzung seiner selbst drang auf ihn ein und das war ihm ein reizvoll ungewohntes Behagen.

Wo irgend der moderne Mensch über

sein Thun und Empfinden einen Lappen guten Scheins, höherer Bedeutung, edler Regung ziehen kann, da thut er's gewiß und lügt sich selbst mit genialer Virtuosität an.

Heinrich Graaf hatte seinen besten schwarzen Rock zu diesem Gange angezogen, seine versöhnlichsten Empfindungen gegen die ihm unangenehme Klasse derer ‚von' in sich künstlich erregt und, da alles in ihm den Umweg über den Luginsland eines prinzipiellen Standpunkts zu nehmen gewöhnt war, hatte er sich etwa folgendes gesagt:

„Ich habe es nie geleugnet, daß von je viel mehr kühnen Wagemuts, rascher Thatkraft, edlen Impulses in jenen Leuten lebt, die ich wegen ihrer sozialen Überhebung nun einmal nicht mag, als im Durchschnittsbürger. Diese Tugenden sind ihnen erblich anerzogen. Allen Respekt vor den guten alten Geschlechtern unsrer Mark und unsers Pommerlandes, vor ‚unsern' historischen Zietens und Schwerins, Bülows und Kleists, Seydlitz und dreißig anderen edlen Namen — ich wäre kein ‚Patriot', sperrte ich mich dagegen. Und hier, hier haben wir nun in einem fränkischen Junker denselben Zug. Er sieht mein Kind im Wasser, sieht vor sich eine noble That, ein weibliches Wesen in Not — er setzt sein eigen Leben ein und ihm fehlt nicht die lange Übung ritterlicher Gewandtheiten, die That zu thun, die Sache wirklich auszuführen!"

Da klangen alle Erinnerungen seiner Jugendlektüre mit — der junge Preuße der alten Zeit war mit siebenjährigem Krieg und Freiheitskriegen, mit der Bewunderung Friedrichs des Großen, seiner Generale, Blüchers und der wehmütigen Begeisterung für die Königin Luise großgezogen — da betrat er die Brücke, die zwischen den Ständen in der Mark stets bestand, die Brücke persönlichster Wertschätzung, lokalpatriotischen Behagens an den volkstümlichen Zügen jener Träger historischer Namen — und da fühlte er sich plötzlich im stillen recht befriedigt, mit einem der unangenehmen Klasse innerlich sich warm ausgesöhnt zu haben, ja er fühlte sich dadurch gehoben in seinem Selbstbewußtsein.

Von je war der Haß des alten Berliner Bürgers gegen den Adel der Mark im Grunde nur die Empfindung getrennter Zusammengehörigkeit: Sie sind vom selben Platt, von derselben altpreußischen Gemütsart, derselben Märker Derbheit und Gemütlichkeit wie wir, die gleiche Race — aber sie wollen mehr sein als wir und nichts von uns wissen! Eine schnurrig deutsche Empfindung, dieser Haß!

Ward da eine Brücke von Mann zu Mann gefunden, wie gern überschritt der Bürger sie, mit ganzem wohligen Vertrauen ergriff er die adlige Hand. Und das ward immer ein guter verläßlicher Bund.

Der wunderliche historische Rückstand, Heinrich Graaf, der Kammmacher aus der Heiligengeiststraße, bot hier fröhlich, aber sein Bürgergewissen mit tausend krummen Vorbehalten und Klauseln belügend, dem Junker die Hand. Doch war es kein märkisch Blut ihm gegenüber, es war ein Stammfremder.

Breying war mit seinem einen Erfolge nicht zufrieden.

Er benutzte die Gelegenheit, Herrn Graaf von seiner Laufbahn zu sprechen, auf der er einen Schritt vorwärts gethan.

Er war dauernd angestellter Redakteur der ***-Zeitung — seit gestern Morgen.

Und das war so gekommen.

Wer in Frankreich heutzutage aufsteigen will oder gute Geschäfte machen, trommelt „Revanche!", pfeift den Preußen aus, flötet ‚Elsaß-Lothringen' und klingelt überall mit den Schellen des Patriotismus.

Breying hatte eine Idee — nicht gehabt — sondern den Einfall gehabt, eine Idee nachzuahmen. Es ist die Art, wie die meisten modernen Menschen Ideen bekommen, völlig zeitgemäß in einer ‚time of divided labour', wo nach Fergusson, thinking itself has become a peculiar craft, wo das Denken selbst ein besonderes Handwerk geworden ist, das wirklich nicht, wie alle andern Berufsarten, überfüllt ist.

Breying hatte sich gesagt: Machen wir es den Franzosen, diesen allzeit guten Rechnern nach — münzen wir die Goldader des — deutschen — Patriotismus aus; natürlich müssen die kleinen Münzen einen Zusatz geringeren Metalls erhalten, einen Zusatz an deutschem Chauvinismus.

Nun schaute er scharf aus nach allen jungen nationalen Gedanken, die in den warmen Herzen edlerer Männer entsprangen und raffte sie an sich, um sie in den Spalten seines Zeitungsteils zu verwerten. Kaum hatte der gute Freund, den er während des

Ferienmonats vertreten sollte, den Rücken gewandt, da ward das Lokale der *„* Zeitung unheimlich deutsch-national. Die Fremdwörterfrage, die Kolonisationsfrage, die Schulfrage — er wußte sie anknüpfend an Verfügungen lokaler Behörden, an Vorträge in der Reichshauptstadt, bei jedem leisesten Anlaß in das Gebiet seiner Spalten zu ziehen. Was in der Schulfrage andere ehrliche Leute ersonnen, eignete er sich kurzerhand an, stempelte es kräftig ab: ‚deutsch-national' und Verleger wie Publikum staunten.

Er scheute keine Mühe, Artikel, die ihm wurden, in diesem Sinne umzuschreiben; und wenn er das mit dem ihm unleugbar zu Gebote stehenden Schreibtalent gethan hatte, waren die sachlichen Notizen eherne Drommetenstöße geworden, die Aufmerksamkeit erregen mußten.

Und allemal war sein Schlagwort: ‚Hier muß eine That geschaffen werden' — Graf Breying fühlte sich seit dem Stücklein an der Moabiter Brücke als das Genie der That und fühlte seit dem guten Erfolge, den er in der Unterredung mit Johannes Graaf durch den Stoß in das Horn Deutschland gehabt, deutsch-national bis in die feinste Fiber.

Schon die ersten Nummern, an denen er mitredigiert, erregten Aufsehen. Die stillen Männer der Studierstube, die mit dem Problem ‚Schulreform, nationale Einheitsschule' sich ehrlich abmühten, waren erstaunt und hielten die Breyingschen grellen Farbentöne für etwas ungehörige Überpinselung ihrer Studien. Der wackere, ehrlichdeutsche Mann, der zuerst in der Öffentlichkeit die Forderung gestellt, die Schule solle keine Humanistenlehrlinge, sondern junge moderne Deutsche erziehen, fand es eine Frechheit, daß ein anderer seinen Gedanken kurzerhand an sich riß — allein das Publikum, das nicht merkte, die heilige Fahne sei von profaner Hand ergriffen worden, dies vertrauende Lese-Publikum war rasch begeistert. Ist sonst eine Postkarte an die Redaktion aus dem Leserkreise meist Trägerin lästiger Anfragen oder Beschwerden und Rektifikationen — so regnete es jetzt auf den Tisch des Herrn Chefs und Verlegers, der alle Korrespondenz durch seine Hände gehen ließ, nur fröhliche Zustimmungen der Abonnenten, Anregungen, Beiträge von Fachmännern, Bitten, in der neuen kraftvolleren Tonart fortzufahren — kurz, der Chef machte mit einemmal die unangenehme Entdeckung, bei dem alten Lokalredakteur, dem guten Herrn von Quast, sei die Rubrik arg in Stagnation geraten — der neue aber bringe ein erfreuliches frisches Leben, neuen ‚Zug' hinein, wovon die guten Folgen bei der nächsten Quartalsbestellung schon nicht ausbleiben dürften. Nun hat ein Zeitungschef die ernsthafteste Pflicht, seine komplizierte Spieldose — die Zeitung — beständig daraufhin zu kontrollieren, ob an der Walze nicht irgend ein Stift sich abgeschliffen und durch einen neuen scharfen ersetzt werden muß — denn jedermann kennt die traurige Wirkung des in vollem Leierkastenspiel plötzlich ausbleibenden Tones, für den ein humorvolles Gähnen des Instruments eintritt. So auch hatte Breyings Chef schon am dritten Morgen die Überzeugung, einen Personenwechsel vornehmen zu müssen, vorausgesetzt, daß der neue Besen fortfahren würde, gut zu kehren.

Er fuhr fort und bei der Ausmünzung der herrlichen Goldader nationalen Empfindens fiel alsbald für Breying ein Prägeschatz von zunächst zwölfhundert Thalern jährlich als Redaktionsgehalt ab — zum Juli oder zum Oktober, je nachdem Herr von Quast sich anderweitig versorgen oder auch verabschieden ließ, sollte er fest in den Verband der *„* Zeitung eintreten.

Das war der Erfolg, den er nicht versäumte, Herrn Heinrich Graaf mitzuteilen. Denn, wenn es galt, für sich ein Ereignis auszubeuten, hielt sich Leonhard Graf Breying stets an das Bibelwort; ‚— — — und mitzuteilen vergesset nicht!'

„Also Ihre Stellung an der *„* Zeitung hat sich in eine dauernde verwandelt? Nach so kurzer Zeit? Das freut mich — ich gratuliere Ihnen!"

Dieser arme, brave Junge vom guten, alten Stamm mußte sich auf Redaktionen herumquälen — der Junker mußte sich sein Leben selbst schaffen — aber er bewährte die Tüchtigkeit seiner Race, er leistete etwas, es ging in Riesenschritten vorwärts mit ihm.

Herr Heinrich Graaf fühlte eine gewisse Hochachtung vor dem anderen in ihm aufquellen, die er um so wärmer dem einzelnen gegenüber sich als Ausnahme ge-

ſtattete, je mehr er ſie ſich dem Stande gegenüber prinzipiell verſagte.

Nun bat Breying, mit lächelndem Hinweis auf die frühere Ablehnung an der Thür, um die Erlaubnis, ihn dann und wann beſuchen zu dürfen.

Der Alte zog plötzlich die Augenbrauen hoch.

Nein ſagen? Es war ihm ſchlecht möglich bei ſeiner Gemütslage. Ja ſagen? Und Annie?

„Sehen Sie," begann Breying treuherzig, „wenn ein junger Mann von meiner Lebensſtellung und Erziehung genötigt wird, ſein Fortkommen in der modernen Welt allein zu ſuchen, ſo iſt das eine ſchwere Aufgabe. Man ſtößt ſich an ſeiner eigenen anſpruchsvollen Gewöhnung; man muß den ererbten Hochmut ablegen, er wird zu ſtark mitgenommen und verwundet; man muß die Herablaſſung früherer Standesgenoſſen hinnehmen — aber man hat den guten Willen, redlich, anſpruchslos zu arbeiten, in Reih' und Glied zu dienen, nicht an der Kommandoſtelle — und da iſt es bitter, ſich von den tüchtigen Männern, die mitten in dieſem Leben ſtehen, an die man ſich gern anlehnen, von denen man gern lernen möchte, ſich von denen zurückgeſtoßen zu ſehen. Mein Gott, es iſt doch ſchließlich kein Vorwurf und nicht mein Verſchulden, daß ich nicht in einer Bürgerwiege gelegen habe. Da ſind auch meine neuen Viſitenkarten" — er ſetzte es unter dem ſcharf beobachtenden Blick des alten Herrn hinzu, ein wenig verlegen — „wollen Sie ſehen?"

Er hielt den offenen Karton hin.

„Leonhard Graf Breying, Redakteur der *.* Zeitung," las Annies Vater lächelnd.

„Auf den Grafen verzichte ich nicht!" meinte Breying zaghaft-trotzig.

„Aber auf den Herrn vom Breyingsreuth und dem Bos'ſche!" ergänzte Herr Graaf mit wärmer werdendem Lächeln, etwas wie väterlicher Billigung im Geſicht. „Recht ſo, junger Herr — ich meine, Sie ſind auf gutem Wege!"

Er reichte ihm über die Karte hin die Hand. Ja, ja, der war vom tüchtigen, alten Stamm!

„Ich werde dem Lebensretter meines Kindes nicht meine Thür verſchließen können!" ſchloß Heinrich Graaf zögernd und doch auch gutwillig, etwa wie wenn er ſich am Kopf kraute. Und der jüngere drückte ihm mit warmem Danke noch einmal die Hand. — — —

Es war der letzte Abend der dritten Woche geweſen. Die Wette war gewonnen. Franz hatte einen Korb Moët und Chandon zu zahlen.

11. Kapitel.

Ein Offizier, der ſeinen Abſchied genommen hat, fühlt ſich plötzlich nur noch einen halben Mann. Der Dienſt, die Kameradſchaft — eben noch friſch-fröhlich bei der Arbeit als Rad in großem Getriebe — mit einemmale allein, unthätig, zuſammenhangslos — wie ein aus einem Buche geriſſenes Blatt.

Marenholz wußte nicht, wie er ſeine Tage hinbringen ſollte. Jede banale Zerſtreuung war ihm zuwider. Sein Wort falſch abgegeben — das war, als wäre ihm das Rückgrat ausgeriſſen. Damit war alles aus.

Sie waren erſtaunt geweſen in der Familie ſeiner Verlobten — er hatte eine Lüge vorgebracht, etwas von einer „dienſtlichen Kränkung" verlauten laſſen. Warum er die Uniform nie mehr trug, die ihm doch belaſſen worden? Lüge zu Lüge: er hatte erklärt, ſeit jenem Vorgang ſei ſie ihm verhaßt. Was ſein bitterſter Schmerz war, des Königs Rock nicht mehr tragen zu dürfen, weil er ihn vor ſich ſelbſt verwirkt, er hatte es mit erheucheltem Haß zugedeckt, das höchſte Ehrenkleid eine bunte Zwangsjacke geſchimpft, eine goldgeſtickte Livree der Knechtſchaft genannt.

Aſta merkte, daß etwas Tiefſchmerzliches an ihm nagte; ſie zermarterte ſich im ſtillen den Kopf, es zu erraten, war aber zart genug, nicht daran zu rühren, außer in halb ſcherzhafter, halb bauger Frage, wenn die Geſchwiſter und Joſeph unter ſich luſtig waren.

Er gab ſich Mühe, ſeine Stimmung zu verbergen; allein es fiel auf, daß er ernſter war als ſonſt, daß er ſich gern iſolierte, daß ſeine Heiterkeit eine gewollte war, daß ſich eine eigentümliche, melancholiſche Weichheit ſeiner bemächtigt hatte.

Zwiſchen ihm und Aſta erwuchs eine unſichtbare Mauer. Sie reichten ſich inniger als vordem die Hände, das ſelbſtändige Mädchen ſchmiegte ſich demütiger und leidenſchaftlicher, als früher an ihn — aber doch

Flitterwochen. Nach dem

Neu Gemälde von T. Margitay.

(Photographieverlag von Franz Kosmata in Budapest.)

ſtand etwas zwiſchen ihnen wie ein Geſpenſt, ſtumm, mehr geahnt, als empfunden, düſter und unheildrohend.

Es gibt ‚Revenants,‘ Weſen, die begraben ſind und wiederkommen, die nicht beſchworen werden können, unſichtbar mit uns leben, ihre Unſterblichkeit in unſerem Gemüte haben als Reue und Vorwurf. Das ſind die, welche uns geſtorben ſind zu einer Zeit, da wir uns gerade im Unrecht gegen ſie fühlten. Sie laſſen uns nicht, ſie morden den Frohſinn, ſie dehnen ſich wie eine kalte Wolke um uns aus und wehren der Liebe der Unſeren, warm und wirkſam in unſere arme Seele ihr Licht zu ſtrahlen.

Und auf Joſeph Marenholz häufte das Geſpenſt der Selbſtmörderin, die ihm doch verziehen, grauſame Qualen.

Aſta und er, ſie richteten ihr Begräbnis aus, Aſta wollte es nicht anders.

Aſta und er fuhren allein hinter ihrem Wagen her, als ſie nach Schöneberg hinausgebracht wurde.

Aſta und er ſtanden an ihrem Grabe, als ſie hinabgeſenkt wurde.

Aſta und er neigten ihr Haupt, als der milde Geiſtliche über die Tote und die beiden Lebenden hin ſeinen Segen ſprach.

Und dann, als ſie gemeinſam heimgehen wollten, da hielt ihn Aſta noch einmal am Rande des offenen Grabes auf, in das die Sandſchollen ſchütterten und bot ihm ſtumm ihre Hand, wie wenn ſie ſagen wollte: Sie hat dich vielleicht geliebt, die Mitleidswerte, vielleicht ſchien ihr eine Zeitlang, als erwiderteſt du ihre Neigung — ich bin nicht eiferſüchtig auf alles, was geweſen, denn ich habe dein Ehrenwort — wohlan, hier meine Hand, daß ich dir vertraue, dich liebe und das Glück von dir erwarte, das dieſe arme tote Menſchenſchweſter bei dir nicht gefunden!

Marenholz hatte alles dieſes wortlos ausgehalten — war erſt in der Stille ſeines Zimmers am Abend wie vernichtet zuſammengebrochen und hatte — wie kamen dem ſchönen, leichtſinnigen Manne ſolche ernſthaften Gedanken? — hatte vor ſich hingemurrt: „Es ſcheint, daß die Vergebung, im Angeſicht des Todes geübt, keine Kraft hat — o mein Gott, warum werde ich ſo furchtbar gepeinigt?“

Die Szene in der kleinen Portierſtube war nur ein ſanftes Vorſpiel von dem geweſen, was ihm dieſe folgenden Tage gebracht hatten.

Und, grauſamer Hohn — Aſta, die mit ihrem Empfinden höher hinaus wollte, ſich edel zu erweiſen trachtete, wollte mit all dem, das ſie ihm angethan, ihm nur Vertrauen und Liebe zeigen. ‚Sie haben dich anonym bei mir verdächtigt — ich aber helfe die mit Ehren zur Ruhe bringen, mit der du mir die Treue gebrochen haben ſollteſt, die Treue als Bräutigam, dieſes gemeinſte aller Verbrechen.‘

Und ſie ahnte nicht, daß der Mann deswegen faſt begann, ſie zu haſſen.

Da ſtand er am frühen Morgen auf dem Sandweg im Angeſicht der Kaſerne, in Civil, den Schlapphut tief in die Stirn gedrückt und ſchaute von Ferne zu, wie die Sommerrekruten übten. Er zerbiß ſeine Zigarre zwiſchen den Zähnen und ſah von Zeit zu Zeit hinter ſich, ob nicht etwa ein Kamerad von der Vorſtadt her über die Brücke käme, damit er ihm ausweichen könne.

Richtig, da kommt der Premier Sybel — Marenholz wendet ſich ab und geht davon — das würde ein ſchön ſteifes Grüßen geworden ſein zwiſchen dem pedantiſchen Sybel und ihm!

Dann geht er nach den Kirchhöfen hinüber — Aſta hat ihn gebeten zu ſehen, ob die gärtneriſche Ausſchmückung des Grabes der Unglücklichen, die ſie gewünſcht hat, nun in Ordnung ſei und ihr Beſcheid zu ſagen.

Nun ſteht er in zornigem Unbehagen, zerriſſen von ſtreitenden Empfindungen an dem Grabe zum erſtenmale allein.

„Daß du ſchön warſt — daß ich dir gefiel, das war unſer Verhängnis. Darin war noch keine Schuld — ich habe meine Larve nicht geformt. Daß ich dich lieben lernte, daß du mich lieben lernteſt, war da Schuld? Nein! Natur gab uns die Lockmasken, *damit* wir uns gegenſeitig dadurch anzögen, wie ſie dem Pfau die Federn gibt, der Nachtigall die Stimme. Allein, daß wir der Leidenſchaft nachgaben — da beginnt die Verſchuldung. Wäre es ein banales Liebesverhältnis geweſen, da wäre es verpufft, wie täglich ſolche Knoten zu Tauſenden geſchürzt und gelöſt werden. Du aber warſt ſo thöricht, Temperament ererbt zu haben, du ließeſt es zur Leidenſchaft des

Herzens werden; und das müssen wir nun beide büßen. Dein Leben ist hin — meine Ehre; wer von uns ist besser dran? O verflucht, du edelmütiges Weib, die mir noch in ihrer letzten Nacht ihr Geld schenken wollte, um mich ganz zu degradieren vor mir selber! Glaubst du, boshafte Närrin, ich würde hineinschlüpfen in das vergiftete Hemd des Bewußtseins, von deinem Gelde zu leben und mein Lebenlang, daß dein Andenken dich rächen sollte, dies mit mir herumschleppen? Und du, andere edelmütige Närrin, die mich zwingt, mich um dieses Grab eines leichtsinnigen Weibes zu kümmern, glaubst du, ich soll deine Regungen des Mitleids mit dieser für wahr, für groß, für bewundernswert nehmen und dich deswegen lieben? Großmut gegen mich soll mich verpflichten? Sie demütigt nur! Ja, bis vor wenigen Wochen empfand ich anders. Es war ein ehrliches, gutes Gelöbnis, das ich an jenem Abend, da die Tote ihre letzte Vorstellung in meinem Zimmer gab, das ich da that, ich wolle jede ihrer Thränen zu Lächeln auf deinem Gesicht, Asta, umwandeln — du solltest einen braven Kerl heiraten. Jetzt will ich das nicht mehr. Ihr habt mich genug gequält mit eurer Empfindsamkeit, ihr beiden Weiber habt mir die Ehre aus dem Leibe gerissen — jetzt bin ich toll und will euch auch beißen. Es ist ja alles hysterische Übertreibung, was ihr empfindet, eure ganze Edelmutskomödie, Astas Sorge um dies Grab — das soll sie mir nur interessant machen, begehrenswert, ich soll mich recht fest beißen an dem Köder, es ist auch nur ein Pfauenschweifrad, ein moralisches, das sie vor mir schlägt. Wart, ich will dich nicht schonen, ich will dich lehren, natürliche Empfindungen hegen, wenn ich dir nun die Geschichte vom falschen Ehrenwort erzählen werde. Das wird dir ein wahrhaftiger Schmerz sein, und ich will mich freuen, wenn du mehr leidest, weil du ihn dir wieder hysterisch übertreiben wirst. — — —"

Marenholz, der schöne, arme, weichherzige Kerl, setzte sich die Sporen in die Seiten, um den Mut zu finden, ihr wehe zu thun. Und er mußte es doch, es mußte heraus, das bittere Geständnis: ‚Ich hab' dir ein falsches Ehrenwort gegeben! Das Weib liebte mich — ich liebte sie.' Wie andere sich Mut trinken, entflammte er sich an dem Funken stillen Zornes, den Astas ungewöhnliche Handlungsweise in ihm angeblasen. Er hätte es sonst nicht vermocht, ihr so wehe zu thun, wie er nun mußte.

— — — — — — — — — — —

Annie hatte ihre leichte Erkrankung überstanden. Sie war aus gesundem Blut; aus ein wenig Ertrinken machte sie keinen Typhus und kein gastrisches Fieber. Acht Tage Ruhe und die roten Backen kamen wieder.

Sie saß in ihres Onkels Garten am Eingang der Fliederlaube, in hellem Kleide, den Rücken gegen die an Ranken hochgezogene grüne Wand. Eine warme, ruhige Sonne schien auf sie. Ihres Angesichts gesunde weiße Haut war von innen durchglüht von der verheißenden Farbe wiederkehrender Kraft, stiller Erwartung des Mannes, dem sie fortan ihr Leben schuldete.

In der Laube selbst lag Asta auf einer Hängematte. Ihr lichtes Kleid und ihre weißen Röcke flossen über den Rand des schaukelnden Segeltuchs herunter, man sah ihre gekreuzten, kleinen Füße, gewölbt mit kühnem Spann in lichtem, engem Seidenstrumpf. Sie hatte den Arm unter den dunklen Kopf gelegt und las in einem Bande Stifter.

Die beiden Mädchen waren allein — von Zeit zu Zeit wechselten sie ein Wort. Annie hatte einen Strauß schöner, herb duftender Marschall Niel in ihrem Schoß liegen und erhob ihn dann und wann, ihr Gesicht hineinzudrücken in die frischen Blüten.

Der Strauß war von ihm, der täglich nach ihrem Befinden fragen kam. Heute sollte sie ihn zum erstenmale selbst sehen.

Der Garten lag in völliger frühmittäglicher Ruhe da — nur hinten auf dem Turnplatz wand Fritzi in einer Art Jungenskostüm ihre geschmeidigen Katzenglieder um die Reckstange, sich bisweilen mit einem lauten, frohen „Hoh" anfeuernd.

„Deine Schwester turnt, als wollte sie Kunstreiterin werden!" bemerkte Annie in die Laube hinein.

„Sie liebt leidenschaftlich jede Art Leibesübung. Sie sagt, sie will sich damit so gesund und genußfähig machen, wie möglich!"

„Reitet sie auch?"

„Gewiß," sagte Asta lächelnd und fügte leiser hinzu, „am liebsten auf ungesatteltem Pferde, ohne Gurt und Decke, allein in unsrer Manege hinter dem Stall und dann, wenn man sie unbeobachtet läßt, wie ein Mann, das Pferd zwischen den Knieen! Wunderliches Mädchen!"

Dann schwiegen sie wieder.

War es erst seit diesem Gespräch, daß etwas Erregendes, Erwartungsvolles in der Luft lag? Die volle behagliche Traulichkeit war dahin. Asta blätterte und knitterte in ihrem Bande. — Wo er bleibt, ihr Verlobter? Was bringt der Tag Ungewöhnliches? Soll heute aus der unsichtbaren Wolke unerklärlicher Bangigkeit über ihnen beiden der Blitz vor ihre Füße geschleudert werden?

Und Annie? Aus Astas Mitteilung zittert ein deutsches Wort, das sie noch nicht kannte, in ihrem Orte bedeutsam und bänglich nach.

Da ward Breying gemeldet.

Asta sprang aus der Hängematte, dehnte und streckte stehend den vollerblühenden Körper, ging dann, den Grafen zu empfangen.

Bald nachher kam sie mit ihm gegen die Laube heran.

Ein Gespräch entwickelte sich — gleich darauf erschien Marenholz.

Sein Gesicht war unruhig und nervös. Es fiel Asta auf, die seinen Arm nahm, nachdem sie eine kurze Weile bei den anderen gesessen und nun mit ihm langsam vor der Laube auf- und abging, sich weiter und weiter entfernend.

Es war ein Morgen der Geständnisse. Das hatte in der Luft gelegen.

Breying saß auf einem niedrigen Gartenstuhl vor Annie — seine Augen brannten von unten herauf mit Fragen und heißen, stummen Bitten in die ihren — eine sanfte Röte begann ihre Wangen zu röten, tiefer und tiefer — eine süße Bangigkeit machte sie ein wenig schwerer und langsamer atmen wie sonst — und ihre jungen Augen fingen an zu schimmern und zu glänzen, wie sie so da saß unter seinen Blicken.

„Annie!" sagte er endlich, sehr leise, und ergriff ihre Hand, die sie ihm ließ.

Ein leichtes Zittern ging durch ihren Körper bei dem tiefen, werbenden Laut seiner Stimme.

„Annie," wiederholte er noch leiser, „ich liebe dich!"

Ein Schrecken durchrieselte sie — sie lehnte sich weich zurück in die grünen Ranken, ihr Haupt ruhte gegen die schwanken Spalierstäbe — sie schloß ihre Augen, schwieg und atmete tief, indessen die Sonnenstrahlen auf ihrem glänzenden, blonden Haar goldig aufleuchteten.

Sie entzog ihm ihre Hand nicht — sie öffnete auch ihre Augen wieder, ein ganz klein wenig; unter den blonden Wimpern ihres Lides hervor ruhte ihr Blick auf ihm, fast dunkelschimmernd die Regenbogenhaut, ein Blick fast aus den Augenwinkeln, voll erregter Erwartung.

In Breying zitterte eine gute Empfindung, wie er sie so sah. „Das liebliche, reine Geschöpf — ich liebe sie wirklich, nicht nur um ihres Geldes willen!" dachte er und wohlthätig moralisches Behagen erfüllte ihn — er fühlte sich in diesem Augenblicke selbst so ungewohnt rein und brav.

„Annie," bat er, „wiederholen Sie mir das Wort, das ich Ihnen eben sagte."

Ihre Brust wogte — etwas wie ein verstohlenes, schelmisches Lächeln flog über ihr Gesicht und blieb in den verschleierten Augen haften, blitzte ihn unter den Lidern her an.

„Wie hieß das Wort?" fragte sie flüsternd und leis erschauernd zurück.

„Ich liebe dich," sagte er lauter, ein leises Jauchzen in der Stimme, — „ich liebe dich — Wiederholen Sie mir das Wort, geliebte Annie!" bat er dringender.

„Und wenn ich es nun wiederholte," gab sie in plötzlicher Traurigkeit zurück. „Mein Vater würde nicht wollen — —"

„Er will, er will, Annie!" unterbrach er sie eifrig und triumphierend. „Er hält mir sein Haus nicht mehr verschlossen!"

Das Mädchen öffnete in freudiger Überraschung die Augen weit und näherte ihr Antlitz langsam dem seinen.

„Ja, dies große Hinderniß habe ich aus dem Wege zu schaffen gewußt," fügte er stolz hinzu. „So werden mir auch alle andern weichen müssen, wenn ich weiß, daß Sie wollen, Annie."

Sie sprachen sich ins Angesicht, Blick brannte in Blick.

„Ich will!" sagte sie sehr leise — und er warf plötzlich die Arme um ihren Hals

und küßte sie brennend auf ihre glückverlangend halb sich öffnenden feuchten Lippen.

Dann sprangen sie beide erschrocken auf — sie waren allein — Fritzi turnte nicht mehr — Asta und Franz standen fern in erregtem Gespräch, achteten ihrer nicht.

Und wieder schlang er heftig die Arme um das Mädchen und preßte sie gegen sich, mit leidenschaftlichem Druck, ihr leuchtendes Haar, ihre weiße Stirn, ihre Lippen mit wilden raschen Küssen bedeckend.

Sie rang sich los, stand vor ihm, seine beiden Hände haltend, er sprach in Stolz und Glücksrausch, wie außer sich in diesem Augenblick der Erregung, alle Berechnung vergessend, auf sie ein:

„Vertraue mir, Süße, Geliebte! Du weißt nicht, wie ich dich liebe; vertrau' meiner Kraft und Leidenschaft! Sieh, ich will es dir gestehen, wie ich deinen Vater gezwungen habe, mich anzunehmen. — Er hatte mir seine Thür barsch verschlossen; beleidigend war die Art, wie er's that. Und dein Bruder verlangte unter Drohungen, an meine Ehre appellierend, daß ich auch dem traurigen Ersatze entsagen sollte, dir zu schreiben. Du weißt nicht, wie tief verzweifelt ich war, welche finsteren Entschlüsse in mir kämpften, als du in meinem Boot saßest. Ich beherrschte mich, aber ich fühlte die Katastrophe nahen. Da kam mir der rechte Entschluß, entweder sterben wir nun miteinander, eins im Arme des andern — oder ich rette dein Leben und fordere es dann von deinem Vater, der dies Recht wohl anerkennen muß. Ich stürzte das Boot um, ja, erschrick nicht, ich mußte ja alle Hindernisse überwältigen, oder mit dir zu Grunde gehen — ich konnte nicht anders. Und sieh, wir sind nicht gestorben, wir leben und lieben, und ich darf nun kommen, um dich zu werben — das alles hat meine wilde That zuwege gebracht. Entsetze dich nicht vor der Gewalt meiner Leidenschaft, du süßes Kind, liebe mich, ich will dich auf Händen tragen; zittern vor mir mag nur, wer sich unsrer Liebe und unsrer großen Zukunft in den Weg stellt. Du weißt, immer voran, wir beiden, in stolzem großen Fluge, weit voran allen andern! Annie, wäre es dir lieber gewesen, ich hätte feig entsagt?"

Sie legte sich bebend an seine Brust und war stolz auf ihn. Der Bund für das Leben zwischen den beiden Seelen war geschlossen. Der Adlersflug der Thatkraft berauschte sie. In ihre jugendliche Liebesempfindung mischte sich die Erkenntnis, ‚dieser wird im stande sein, die geheimen, stolzen Wünsche, die du hegst, zu erfüllen, um jeden Preis.' Sie machte in diesem Augenblick den großen Sprung über den Abgrund, der von jedem heftig Strebenden einmal übersprungen werden muß, den Abgrund moralischer Vorurteile. Die Erregung ließ in ihr die Empfindung nicht zu ihrem Rechte kommen, daß es ein schamloser Frevel, ein Betrug, ein Hazardspiel mit ihrem Leben gewesen, durch das er ihren Vater umgestimmt — ihr Schauer davor ging unter in dem der Bewunderung vor der rücksichtslosen Energie der That, in den Schauern bräutlicher Sinnesregungen unter seinen heißen Küssen — einer Empfindung, die dem phantasiebegabten Mädchen so lange schon mit reizender Lockung vor der Seele gestanden, sie nun plötzlich überfiel und erzittern machte. Und dann auch wallte zugleich in ihr der Stolz auf — einer aus dem glänzenden Kreise, in den sie scheu getreten, ein Graf Breying stammelte ihr leidenschaftliche Liebesworte, warb um ihre Hand. Die Liebesromantik hatte alle ihre Register aufgezogen, Verzweiflung, verbrecherisch-kühne That, Leidenschaft und nun das Glück. Ja, jetzt ade Onkel Scholvien und Heiligegeiststraße, Käsegeruch und Spießbürgertum — dieser Mann wird stolzere Sonnen über dir anzünden.

Und wie heiß er sie an sich drückte!

„Darf ich nun bei deinem Papa um dich werben?"

„Ja, Leonhard, ja!"

Nun waren sie verbündet in Liebe und geteiltem Geheimnis einer frevelhaften That — verbündet also zu Liebe und Frevel.

Asta war lange mit Marenholz auf- und abgegangen, ohne daß er den Mut hatte, zu beginnen. Sie sprachen von diesem und dem — doch fühlte sie deutlich, ihr Verlobter habe ihr etwas zu sagen.

Sie sah, wie wieder und wieder sein Blick sie streifte, ein seltsamer Blick, scheu und voll finsteren Vorwurfs zugleich, voll des gehässigen Vorwurfs, bei dem man sich bewußt ist, ungerecht zu sein.

Endlich hielt es Asta nicht mehr aus, zu warten.

„Du willst mir heut etwas sagen, Joe?“ fragte sie und trat ihm in den Weg, so daß er ihr stehen mußte.

Sie blickten einander in die Augen, beide spähend, fast finster.

Josefs Lippen zuckten — dann ward sein Gesicht streng und starr.

„Ja, ich habe dir etwas zu sagen — habe dir zu sagen, Asta, daß ich dich nicht heiraten will.“

Sie richtete sich stolz auf.

„Nicht heiraten *kann*, weil du ein braves Mädchen bist und ich — ein Schuft!“

„Joe?“

„Ein Schuft!“ bekräftigte er mit knirschenden Zähnen.

„Joe, mein Joe!“ rief sie in schmerzlichem Staunen und ergriff seine beiden Hände. „Um Gottes willen — bist du krank?“

Er machte sich heftig los und lachte ihr in das angstvolle Gesicht.

„Nein, krank nicht, wie du meinst. Nicht verrückt, nur ein Schuft!“

Asta wollte ihn verlassen.

„Nein, laufe nicht weg, du mußt erst alles hören. Oder ja, laufe weg, aber zieh erst deinen Verlobungsring ab und wirf ihn mir vor die Füße!“

Sie hielt inne — streckte von neuem ihm beide Hände hin.

„Mein armer Joe — weißt du nicht mehr, daß ich dich liebe — wie ich dich liebe? Was drückt dich — sage mir, was dich drückt und wir wollen es gemeinsam tragen!“

„Ich will nicht“, knirschte er, „denn du bist auch schuld daran. Du Närrin heiratest — in unseren Tagen — einen jungen hübschen Mann von sechsundzwanzig Jahren und bist so überspannt zu verlangen, er solle ein Tugendheld sein“ — „In unsren Tagen!“ wiederholte er grimmig.

Asta erbleichte.

„Mein Gott, ja — sie die Tote! Sie hat mir ihre Liebe entgegengetragen! Sie war schön und leidenschaftlich, die ganze Welt schwärmte für sie und begehrte sie. Sie wählte mich, sie bevorzugte mich — sie zog mich zu sich heran — —“

„Also doch, also doch,“ unterbrach ihn Asta und schlug die Hände vors Gesicht, indes die bitteren Thränen ihr ausbrachen.

„Und du?“ rief sie plötzlich, ihn wieder ansehend, mit großen Augen voller Angst, „du?“

„Nun, ich ließ mich heranziehen!“

„Kühlen Herzens?“ diese Frage klang wie eine flehentliche Bitte.

„Nein!“ sagte er herb — „schließlich liebte ich sie. Sie war nicht eine Frau, die sich ohne Liebe und Gegenliebe gab!“

Asta richtete sich tötlich erzürnt auf.

„Dann wardst du ihrer überdrüssig?“

„Ja! Sie war zu romantisch!“

„Und verließest sie?“

„Ja!“

„Und verlobtest dich mit mir?“

„Ja!“

„Ehe du dich von ihr losgesagt oder nachdem?“

„Ehe ich mich von ihr losgesagt!“

„O pfui, pfui!“ schrie Asta auf und stampfte mit dem Fuß.

„Ich habe einmal gelogen — an dem Tage vor ihrer Leiche, als ich sie verleugnete — ich lüge seitdem nicht mehr — ich bin jetzt wahr!“

„Ja, herzbrechend wahr!“ rief sie in unsäglicher Bitterkeit, „herzbrechend wahr! Und warum hast du mich *da* belogen? Warum hattest du da, als ich ihr den Schleier vom Gesicht zog, den elenden Mut, mir — eine Lüge zu sagen?“

Sie hatte ein andres Wort gebrauchen wollen; ‚mir deine Ehre zu verpfänden‘ war auf ihrer Zunge gewesen. Allein sie hatte es doch nicht über ihr Herz gebracht, ihm *das* vorzuwerfen; sie wußte, *daran* zu rühren, in diese lebendige Wunde zu greifen, wäre allzu grausam gewesen.

„Asta“, erwiderte er ihr in tiefer Bekümmernis, „ich war damals zu feig, dir so wehe zu thun. Ich log lieber. Du hattest mir einen Brief geschrieben — am Abend zuvor, den ich auf dem Herzen trug. Ich hatte nicht den Mut, deine Erwartung so schändlich zu täuschen. Ach, warum, wenn du einen Tugendbold heiraten wolltest, warum hast du dir nicht einen Kandidaten der Theologie ausgesucht oder irgend einen andern Sachtemichel. Ich hatte junges, heißes Blut — und das schöne Weib, das sie war, o das schöne, arme, edle Weib! Mädchen, ich bin nicht schlechter, als die andern. Es hätte niemand von allen, von allen, die ich kenne, ihre Liebe ver-

schmäht. Ja, ich hätte mich selbst lächerlich gefunden, hätte ich die Josephsrolle gespielt. Und daß ich dich betrog? Alle unsre Frauen erlauben, daß wir sie betrügen, ja, sie wollen betrogen sein. Was bist du so überspannt und willst dem allgemeinen Beispiel nicht folgen: ‚ein Auge zudrücken‘, wie sie's nennen, ‚austoben lassen‘, wie sie's entschuldigen. Bitte, ich will es nicht verteidigen, du brauchst nicht zu widersprechen. Ich war nicht schlechter, als die andern, aber jetzt bin ich's. Ein Schuft, ein Schuft, daß du's weißt!“

„Weil du — —?“ sie vollendete nicht.

„Ja, weil ich nun ehrlos bin!“ erwiderte er heiser flüsternd und blickte mit raschem, wilden Blick um sich.

„Und warum thatest du's, warum warst du nicht in jener Stunde hart zu mir, statt heute so viel härter zu sein? Ach, die Wahrheit war damals nicht so fürchterlich, wie sie jetzt ist!“ klagte sie starren Antlitzes.

„Asta, es war eine grausame Qual, die du mir auferlegtest. Und es war Mitleid mit dir. Ich fühlte, wie es dich treffen würde, wie elend es dich machen müßte, gestände ich es. Und wie ich einmal gelogen hatte und sie verleugnet, ging es Schlag auf Schlag — schwindelnd rasch abwärts auf der schiefen Ebene — dringende ängstliche Frage und immer lügnerischere Antwort: „Liebtest du sie?“ — „Nein!“ — „Kannst du mir das versichern?“ — „Ja!“ — „Auf deine Ehre?“ — Ich zögerte. „Du erschrickst?“ riefst du erblassend. — „Nein, nein, ich erschrecke nicht!“ — „Auf deine Ehre?“ — „Ja, auf meine Ehre!“ — Und da lagst du glückselig an meinem Herzen. Ich hatte dich von dem Alp des Verdachtes, der dich zu Tode drückte, erlöst — um den Preis meiner Ehre. Und doch, wie du da dich an mich schmiegtest, fühlte ich ein tiefes, stilles, trauriges Frohlocken darüber, daß ich dir dies Opfer gebracht. Asta, ist dies nicht auch eine Liebe?“

Ein bitteres Lächeln, das ihre weißen Zähne entblößte, war ihre Antwort.

„Lügst du jetzt wieder?“ fragte sie dann. „War es Mitleid oder war es nur Feigheit?“

„Nein, Mädchen, es war eine gute Lüge!“ sagte er fest. „Keine Feigheit, auf mein Ehrenwort nicht — ach,“ unterbrach er sich und schlug die Hände vors Gesicht, seine hohe Gestalt knickte in sich zusammen. „Ehrenwort — das ist verwirkt — das ist vorbei. — Höhne, lache, zische doch, wenn ich sage Ehrenwort!“

In ihrem bitteren Schmerze überstrahlte Astas Antlitz eine großmütige Regung, leise erst, dann leidenschaftlich entschlossen.

„Was sollen wir nun thun, Joe?“ fragte sie, sich sammelnd und streckte ihm ihre Hand hin.

„Wir?“ antwortete er. „Ich meine, dies sei ein Abschied.“ Er nahm ihre Rechte nicht.

„Was sollen wir nun thun?“ fragte sie von neuem und ergriff seine Hand trotz allem. „Abschied? Nur nichts Kleines thun, nur nicht verzweifeln, nur nicht eine billige Kugel oder was du sonst im Sinne hast. Leben, leben, wiedergewinnen, was verloren ist!“

Er sah sie prüfend an.

„Leben? Wiedergewinnen?“ flüsterte er wie zerstreut.

An seinem apatischen Tone erkannte sie, welchen Weg seine Gedanken gingen.

„Nur nicht klein handeln!“ rief sie lauter. „Nur nicht meinen, das Ende sei gekommen, da wir keinen Ausgang sehen. Nur nicht eine feige Flucht vor dem Schmerz und der Selbstanklage. Komm“, fügte sie hinzu, die ganze Zerstörung in ihrer Brust mit mächtigem Impuls zu vergessen trachtend, „komm, laß uns diesen beiden Gespenstern ins Gesicht sehen. Mein ist der Schmerz, dein ist der Vorwurf. Es ist alles zerworfen und zerschlagen, was ich geträumt, woran ich so selig hing. Ich sehe dich nun vor mir stehen, wie du bist, vielleicht wie du warst, einer von den vielen, und doch bist du in energischer Selbstläuterung begriffen — ein anderer hätte vielleicht Betrug auf Betrug weitergehäuft — du hast wenigstens endlich mich vor dir selbst gewarnt. Seid ihr wirklich alle so? O, ich hätte so gern ein reineres Glück gehabt, als alle meine Schwestern haben — thörichte Vermessenheit! Den Schmerz aller meiner Illusionen, die herbe Enttäuschung — die kannst du mir nicht nehmen, damit muß ich selber sehn, fertig zu werden! Aber du —“ immer noch hielt sie seine Hand — „du, dir sitzt ein Wurm am Herzen, gegen dessen Nagen ich dir helfen kann. Du warst früher ein Lügner,

du schöner Mann, solange du in meinen Augen ein Ideal edler Männlichkeit warst. Jetzt, da ich sehe, daß du ein Lügner bist, bist du wahrhaftig gegen mich. Niemand weiß um den Flecken an dir, als ich. Und ich, Joe — gib mir dein Ehrenwort, daß du es überleben und mannhaft tragen willst — so will ich dir glauben!"

Er sah sie verwirrt und ungläubig an.

„Gib mir dein Ehrenwort, daß du leben willst" — er hörte mit jauchzendem Herzen den ängstlichen flehenden Ton in ihrer Stimme, „daß du in Zukunft allezeit wahr sein willst gegen mich, wahr, auch auf die Gefahr, mich zu Tode zu betrüben!"

„Und du würdest mir glauben?"

„Wenn ich dir sicher und fest verspreche, mich auf deine Ehre zu verlassen, da wirst du, denke ich, selbst wieder an sie glauben und nie wieder von dem heiligen Palladium weichen!"

„Asta, Asta!" rief er in bitterer Beschämung.

„Niemand weiß darum, als wir beide. Die Uniform — da hast du dich selbst bestraft — ich bin kein Kriegsgericht — ich bin ein Mädchen, das dich liebt. Ich verurteile dich nicht — ich spreche dich frei, weil du Kronzeuge gegen dich selbst geworden bist!"

Weinend lag er zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hand mit Küssen und Thränen.

„Ja, ich verspreche dir bei allem was mir heilig ist, ich will neu beginnen — will allzeit wahr sein gegen dich!" — —

Dann schickte sie ihn fort — sie hätte nun wieder zu Annie und Breying gehen müssen, schon aus Anstandsrücksichten — vermochte es aber nicht, sondern saß allein auf einer im Gebüsch versteckten Bank nieder, legte den Kopf weit hintenüber auf die hohe Krümmung der Lehne, müde, müde, und ließ ächzend eine Thräne bitterer Wehmut nach der anderen aus ihren Augenwinkeln über die leidgeschwellte Wange in das weiße Batisttüchlein rinnen, eine plötzlich Verarmte!

12. Kapitel.

Wer so eine alte gute Berliner Häuslichkeit kennt, der wird sich auch des Höhenpunktes im Tages-Leben derselben, des Sonntag-Mittagessens mit Behagen entsinnen.

Ein schneeweißes Tischtuch, steif und mit den unvertilgbaren Knissen, die es im Gedränge des allzuvollen Wäscheschrankes bekommen, und in die es die ganze Woche hindurch unter der Hausfrau wachsamem Auge genau wieder zusammengelegt werden muß, sollen sich die stets bereiten Donner häuslichen Zornes nicht entfesseln — ein schönes, schweres Porzellan, sinnig mit blauen oder rosa Blümchen ‚dekoriert' — vor dem Gedeck des Hausherrn die einsame feierliche Rotweinflasche — vor dem der Hausfrau eine aus weißen und braunen Stäben bestehende zusammenrollbare Holzdecke; auf dieser die gewaltige Suppenterrine, deren Deckel (während des Auffüllens mit der schweren Silberkelle) auf seinem Knopfe, den er gleich einem Schildbuckel in der Mitte hat, balancieren muß, stets Rollversuche macht, bis der Nächstsitzende oder der nervös werdende Gast irgend etwas zum Halt unter seinen Rand schiebt, um ihn festzulegen — dann die Brühsuppe selbst, so markvoll kräftig, daß der Gast bereits gesättigt ist und eine Appetitspause machen muß, hat er einen Teller davon bewältigt samt dem Einlauf oder den delikaten Fleischklößchen oder den halbzerkochten Blumenkohlstrünkchen, die darin schwimmen — nach der Suppe ein Braten, ja ein Braten, wie er überhaupt bloß in Brandenburg, Pommern und Mecklenburg auf den Tisch kommt, eine Kalbskeule von guten dreiundzwanzig Pfund oder ein Rinderschmorbraten, imposant, mit stolzen, festen Flanken, wie ein Ozeanfahrer, so appetitlich knusperig und gebräunt, rieselnd vom eignen saucegewordenen Saft, das ganze Speisezimmer mit einem so verheißungsvollen Bratenduft schwängernd, daß alle Nasen verstohlen zu schnuppern anfangen.

Nun beginnt das Tranchieren — meist übt der Sohn des Hauses seine werdende Kunst an dem Ungetüm, wobei die sorgliche Hausfrau nie verfehlen wird, ehe sie das Schlachtmesser aus der Hand gibt, einen Strich mit der Spitze desselben über das braune Fleischgebirge zu ziehen, der dem jungen Künstler den Lauf der Faser andeuten soll. Und dann schichten sich die schönen weißen, mehr oder minder dicken Scheiben köstlichen Fleisches auf dem Teller auf, von dem nun jeder, wenn herumgereicht wird, nach Geschmack die knusperigen oder die glatten Stücke wählt.

Auch die Sauce darf sich sehen lassen. In vielen Fällen ist sie mit Sahne zubereitet, in allen ist sie voll Mark und Kraft.

Sobald dann der offene Kartoffelnapf herumgegeben worden, macht die Hausfrau eine einladende Handbewegung auf die großen Kristallschüsseln mit Kompotten, welche in reichlicher Fülle aufgestellt sind, gestoofte, gelbe Borsdorfer von der feinsten Sorte, süßsaure Preißelbeeren vom Harz, Ananasschnitten oder auch ausgesteinte rote Glaskirschen, und legt in die ihr zunächststehende selbst den großen Silberlöffel, der bis jetzt artig und wartend daneben lag.

Der Hausherr hat sich inzwischen die Gläser reichen lassen und sie gefüllt, wobei die alles erspähenden Augen der gestrengen Gattin das leider wieder daneben getropfte Rotweinspritzchen, das erste auf dem jungfräulichen Tischtuche, nicht übersehen, auf das nun sofort eine Messerspitze Salz gestreut werden muß.

Und ist dann reichlich zugelangt worden, zeigt der Braten an der angeschnittenen Seite so etwas wie einen tiefen, runden Steinbruch, so erscheint die Speise. Der Konditor hat sie grade zur rechten Zeit gebracht — sie hat draußen nur noch ein paar Augenblicke auf Eis stehen brauchen, denn es ist Schlagsahne dabei. Schlagsahne — vielmehr ‚Schlachsahne' — welche Berliner Haustochter zählt diese nicht zu den Dingen, die dereinst im Himmelreich ganz besonders die Guten belohnen werden? Schlagsahne am Vormittag bei ‚Schauß' auf dem Besorgungsausflug in die Stadt — Schlagsahne Mittags über dem Kirschenkompott oder der Speise, — Schlagsahne des Nachmittags zum Kaffee; und Abends, wenn abgespeist ist: ‚Na, wer will noch von euch Kindern? Es steht noch ein Rest Schlagsahne kalt!'

O gute, alte, heimische Küche, in ganz Deutschland viel verleumdet, weil der Fremde so selten das einfach solide Hausmannsmenu vorgesetzt bekommt — wenn man in Schwaben und Franken fragt, warum grade zu Berlin und in der Mark das deutsche Einheitswerk so fest und erfolgreich angefaßt worden ist, da kommst du bei dem Weiseren und tiefer Blickenden zur wohlverdienten Ehre, denn du nährtest deine Berliner und Märker leicht und kräftig und erhieltst ihnen die kerngesunden Mägen. Und bekanntlich entsteigt jeder thatkräftige Entschluß dem Magen, der sich heiter, frei und tüchtig fühlt. Man hat immer den ‚preußischen Schulmeister' gepriesen — einen guten Teil seines Glanzes muß dieser sicherlich abtreten an unsere heimische Hausfrau und ihre Kochkunst. Denn nicht der Schulmeister macht uns Märkern die langen soliden Marschschenkel, welche das Entsetzen der Franzosen waren! Die kommen von gut braudenburgischer und plattdeutscher Küche her! Keine Trüffeln, keine Austern, keine pikanten Saucen und Gewürze — alles Einfachheit, Schmackhaftigkeit und Kraft.

Also auch war das Mittagessen, zu welchem in Herrn Heinrich Graafs Haus Breying geladen war — der Sonntagmittagsgast.

Ohne viel ‚Konversation' — Breyings Versuche dazu fanden wenig gutwillige Unterstützung — sättigte man sich am Vorhandenen. Annie fühlte eine sonderliche Rührung, daß er zwischen ihnen saß und sich's gefallen ließ, wie es bei ihnen von altersher gehalten wurde, wie sie ihn auf die guten Fleischschnitten aufmerksam machte, ihm dabei ihren eigenen Geschmack am Knusprigen aufzwingend und ihn ermahnte, die Sauce von unten heraus aus der Sauciere zu nehmen, wo die Kraft sich sammele, und nicht die Butter, die oben schwimme.

Breying stieß sich im stillen an allerlei Spießbürgerlichkeit. Das Mädchen servierte ungeschickt; als eine neue Auflage silberner Dessertgabel zum Nachtisch wegen eingeschobenen ‚Butter und Käses' nötig ward, fand sich, daß von den sonst in Gebrauch gegebenen keine mehr rein waren und daß erst aus dem schwergefüllten Silberkasten des alten Büffets ein sorglich in vielfaches Seidenpapier geschlagenes halbes Dutzend unter vielem Geknitter ausgewickelt werden mußte.

Aber im ganzen wehte ihn doch etwas von der patriarchalischen Behaglichkeit des reichen, altmodischen Bürgerhauses an, zumal es ihm nicht wenig schmeichelte, daß Annie, die Hausfrau, bei solchen kleinen Anstößen sichtbarlich beschämt wurde.

Nach Tische kam nun die ruhevolle Zeit stiller Verdauung, zwischen Mittag und Sonntagskaffee, wie eine Perle leiblichen Wohlergehens eingelagert, welche Papa

Graaf sich durch sanftes Räsonnieren über die ‚moderne Zeit', diese seine spezielle Windmühle, zu verkürzen und verschönen liebte.

So legte er auch heute seine Lanze gegen ihre rauschenden mächtigen Flügel ein und setzte sein Klepperlein Zunge in behaglichen Trab zur Attacke.

Er saß da in einem der großen, polsterlehnigen Sammetsessel, die in den tiefen Fensternischen des Vorderzimmers standen. Die leinenen Bezüge hatte Annie diesmal mit Rücksicht auf den Besuch abnehmen lassen.

Herr Graaf hatte die Hände über seinem wohlgefüllten Bäuchlein gefaltet und drehte dann und wann die Daumen. Auf dem Kopfe trug er ein flaches Sammetkäppchen und vor ihm auf dem goldbeinigen eingelegten Rokokotischchen, einem Erbstücke von seinem Vater her, lag, die ihn täglich freute, unterhielt und ärgerte, die Vossische Zeitung, dickleibig, wie sie Sonntags zu sein pflegt.

In der anderen Fensternische, so daß er ihm das Gesicht zukehrte, hatte Breying Platz nehmen müssen, in dessen Nähe Johannes sich selbst und ein wohlbestelltes Rauchtischchen placiert hatte.

Die beiden Herren blickten von ihren Sitzen über die niedrigen Fensterbretter auf die Straße hinunter und unterhielten sich über die drüben Vorbeigehenden. Doch nahm das Gespräch bald den bekannnten Flug, denn Herr Graaf war aus eingewurzelten Gewohnheiten ‚zusammengebacken,' wie der Berliner sagt.

„Sehen Sie, so eine Geschäftsanzeige," rasaunte er, „schön im Druck des redaktionellen Teils, versteckt zwischen diesem und den Inseraten, so daß das Publikum sich täusche: ‚Seine Excellenz der Herr Graf Julius Andrassy beabsichtigt, seine 280 Sorten der edelsten ober-ungarischen Dessert- und Kurweintrauben aus seinen Weinbergsbesitzungen in Deutschland speziell in Berlin einzuführen. Augenblicklich weilt der bevollmächtigte Vertreter des Herrn Grafen Andrassy hier, und wird die Bekanntmachung der Verkaufsniederlagen, welche außerdem durch Plakate kenntlich sind, demnächst erfolgen. Der erste Waggon Trauben trifft bereits in den nächsten Tagen hier ein!' Was für ein urmodernes Trara! Da hat irgend ein Weinhändler von der gräflichen Verwaltung einige Waggons Trauben gekauft und will sie nun hier an den Mann bringen. Graf Andrassy kümmert sich viel darum! Aber sein Name ‚Seine Excellenz der Herr Graf Julius Andrassy' muß vorantanzen, damit muß „Bum-Bum" gemacht werden, auf daß nun alle Berliner Materialisten, die die Plakate mit dem gräflichen Namen an ihre Thür gehängt haben wollen, zu dem ‚bevollmächtigten Vertreter' stürzen sollen und die Ware in Posten vorausbestellen. Einführung von 280 Traubensorten, als ob es sich um eine große internationale Kulturaktion handelte, wie die Einführung der Kartoffel oder so etwas. Und das alles, weil der betreffende Zwischenhändler ein Geschäftchen machen will! Darum die ganze Benebelung des Publikums. Na, und wenn nun die ‚Plakate' ausgehängt werden — s' wird auch wohl so etwas sein, wie die vermaledeiten bunten Bilder, die sich jetzt alle Tabakshändler in ihre Schaufenster stellen, irgend eine unsaubere Weibsperson mit möglichst viel zur Schau getragenem Fleisch — die gemeinste Art, Käufer für die Ware heranzuziehen, die erdacht werden kann. Dabei bin ich fest überzeugt, die Tabaksfabrikanten, welche die schamlosen Dinger herstellen lassen und an ihre Händler verteilen, nennen das obenein ‚industrielle Rührigkeit' und bilden sich etwas darauf ein, weil sie ‚kaufmännische Tüchtigkeit' zu beweisen glauben, wenn sie dergleichen Kinkerlitzchen ertüfteln. Aber es ist an allen Ecken und Enden so, wo man nur heutzutage in die Welt und ihren Spiegel, die Zeitung, guckt. Das „Genie der That", wie es ein berühmter Engländer genannt hat, beherrscht die Welt."

„Das Genie der That?" wiederholte stutzend Breying, der im übrigen stumm blieb, da er sich vorgenommen, dem alten Herrn in keiner Weise Anstoß zu erregen. ‚Das Genie der That', diese Phrase war auch ihm neulich aufgestoßen und er berühmte sich ja vor sich selber, ein solches Genie zu sein.

„Ja," fuhr grimmig der Hausherr fort und dem Gaste war, als würde er mit eiskaltem Wasser übergossen, „damit meine ich die gewissenlose und rücksichtslose Entschlossenheit des modernen Menschen, seine Ziele zu erreichen. Diese seine Ziele sind immer Geld, bisweilen daneben noch Macht.

Ruhm, Titel und dergleichen. Die That, die That! Es ist ein dämonisches Drängen in ihnen, die Thaten zu thun, die sie vorwärts bringen, seien sie gut oder böse. Immer sehen sie vor sich nur die That an sich, die absolute That, sehen sie nicht in ihrem ewigen Verhältnis zur Moral. Der moralische Sinn ist derselbe, wie früher, ist nicht abgestorben, denn er ist unausrottbar, tritt aber erst in seine Rechte, wenn der moderne Mensch gehandelt *hat* und wird dann mit den inneren Wirkungen des ‚Erfolgs,' so gut es geht, beschwichtigt. Die Schneidigkeit ist Mode geworden, die Energie grassiert, zu handeln, zu handeln, zu handeln, das ist das Genie dieser Zeit!"

„Geben Sie der Sentimentalität früherer Jahrzehnte den Vorzug?" fragte Breying.

„Beileibe nicht!" rief eifrig der alte Herr. „Aber es geschieht jetzt alles zu rasch und muß häufig wieder rückgängig gemacht werden. Sie werden mich verstehen!"

„Sie sprechen von unsrer Politik, unsrer Gesetzgebung, unsern kolonialen Unternehmungen, unsern . . .?"

„Nein, nein," unterbrach ihn der Hausherr, „ich spreche von nichts Bestimmtem — es ist eine ‚Krankheit der Zeit', äußert sich in Großem und Kleinem, ein Symptom überraschter nationaler Entwickelung — und es wird sich bessern. Der Deutsche fällt leicht aus einem Extrem ins andre. Er hat so lange zuwarten müssen — nun packt ihn das Fieber des Handelns. Und ich will Ihnen auch sagen, woher das gekommen. Sehen Sie, wir Alten sind erzogen worden in einer unsäglich innigen und intensiven Begeisterung für die Reichsidee. Ich entsinne mich, wenn mein alter Pastor in der Konfirmandenstunde vom ‚Reiche Gottes' redete, so fiel das für mich einfach zusammen mit der Wiedergeburt der ‚Reiches-Herrlichkeit.' Es war bis anfangs der siebziger Jahre mein naiver Köhlerglaube, nun müßten mit einemmale die unmöglichsten idealen Zustände in Deutschland herrschen, da wir ‚das Reich' hatten, die allgemeine Verbrüderung der Stämme, der Stände, der Konfessionen, begeistert-edler Sinn, ein gewaltiges Wiederaufleben aller artium liberalium, kein Interessenkampf, sondern brüderliche Gerechtigkeit für alle Einzelinteressen, brüderlicher Ausgleich aller im nationalen Parlament, ein ewiger Friede — ach, alles Dinge, die sich leider nicht verwirklichen ließen bisher, die sich vielleicht noch verwirklichen unter unsrem Helden Siegfried, unsrem dereinstigen zweiten Kaiser. Ich alter Mann habe Freudenthränen in den Augen gehabt, als ich die erste Münze mit dem heiligen Worten „Kaiser" und „Reich" in den Händen hielt — jetzt bin ich etwas ernüchtert; nicht die Begeisterung, unsers Geschlechts, der Alten Begeisterung, hat das Reich geschaffen, sondern die That, die kluge rücksichtslose That; diese war freilich so klug, der Begeisterung nicht ganz entraten zu wollen — allein die letztere ist durch sie doch nur ein Requisit geworden, ein wirksames Theaterrequisit, wie der Donner, den der Obermaschinist plötzlich losläßt. Die Seele des Ganzen war und bleibt die That. Darum ist diese so ein gewaltiges, alles umgestaltendes und neu beseelendes Beispiel geworden — darum aber auch ermangelt unsre Volksseele, wie sie seitdem gestimmt ist, ermangeln alle unsere Verhältnisse der geträumten Idealität!"

„Sie hören, unser Papa ist der richtige Reichsnörgeler!" meinte schmunzelnd Johannes Graaf, dem derartige Redeergüsse offenbar nichts Neues waren.

„Reichsnörgeler!" fuhr der alte Herr auf ihn los, „warum nicht gleich Reichsfeind?" Aber sein Zorn war nicht ganz echt. Es war eben die Zeit, in der der Schlimmste selbst in Frieden leben muß — Sonntags nach Tische — wo die Behaglichkeit, die aus dem Magen stammt, auch den bittersten Groll sänftigt.

Bei dieser Art gutbürgerlichen Schwadronierens fühlte Breying nur Eins lebhaft: Langeweile. Annie war draußen, hantierte am Kaffeetisch. Des alten Herrn Meinungen kümmerten ihn verzweifelt wenig. Das Genie der That braucht keine Meinung. Und das urdeutsche Behagen, in gehobenem Gespräch neue Gedanken in sich zu entwickeln und auszutauschen, war ihm ebenso unverständlich, wie zwecklos. Die That — die nackte That stand vor seiner Seele — und an eine Werbung, ehe er sich einigermaßen mit Papa Graaf angefreundet, war jetzt noch nicht zu denken. Annie hatte ihn davor gewarnt.

Aber reden mußte er doch anstandshalber. So beschloß er, dem Alten ‚Eins drauf-

zugeben,' um sich bei ihm in Respekt zu setzen — das war wenigstens eine That ad interim.

„Wie sollten sich nun," fragte er, „nach Ihrer Meinung die Dinge faktisch und praktisch entwickeln, um Ihnen zu genügen?"

So redegewandt Heinrich Graaf war, hier saß er fest.

Und er fühlte selbst, daß alles, was er vorschlug und forderte, ‚Palliativmittelchen' und Utopien waren. Als er sich aber mit seinem großen Worte „Begeisterung" aushelfen wollte, da konnte ihm sein Sohn Johannes mit Recht entgegenhalten:

„Ja, Papa, wir haben aber auch unsre nationale Begeisterung, so gut wie ihr Alten; wir haben unsre vaterländische Poesie, denke nur an Wildenbruch; allenthalben im Reich sind Krieger-, Schul- und Studentenvereine an der Arbeit, die vaterländische Empfindung zu pflegen; wir fördern die Reinheit unsrer Muttersprache, wir erstreben die Emanzipationen unsrer Schulen vom Humanismus und der Nachahmung der Antike, wir wirken und steuern für koloniale Zwecke — selbst in der Musik ist eine neue Richtung vorhanden, welche man national nennen kann, die Wagnersche — —"

„Ja, Wagner!" unterbrach ihn sein Vater. „Ich habe auch meiner Zeit meinen Grimm und Wolff gelesen — die Figuren unsrer Götter- und Heldensage sind ganz anders ernsthaft, keusch und groß, als die Wagnerschen!"

„Ich kann darüber nicht abschließend urteilen, Papa!" erwiderte Johannes mit seiner gewöhnlichen Nüchternheit, „allein in meinem Fache bin ich sicher, daß man da bald von einem neuen, nationalen Baustyl wird reden können, der sich ungewollt und ohne Lärm vorbereitet."

Der wackere Junge hätte hinzufügen können, daß seine liebsten Träume diesen Weg gingen — er beschränkte sich, es zu denken.

Bei jedem, das Johannes anführte, hatte Breying zustimmend mit dem Kopfe genickt, was deutlich sagte: Bitte, Herr Graaf, hier sitzt auch einer von den wackren Männern, die kräftig das Deutschtum fördern, der Redakteur der *** Zeitung, Leonhard Breying. Jetzt nahm er das Wort, um dem alten Herrn den Gnadenstoß zu geben.

„Ja, Herr Graaf, es ist so, wie Ihr Herr Sohn sagte. Sie haben Ihrer Zeit das „Deutschland, Deutschland über alles" gesungen — heut singen wir es. Sie sangen es sehnsüchtig und voller Schmerzen — wir singen es voll eitel Trotz und Stolz. Deutschland den Deutschen! Fort mit all und jedem Fremdtum, das noch an uns hängt oder sich wieder an uns hängen möchte! Das erste und mächtigste Land der Erde soll es sein! Seine Flagge soll herrschen draußen in der Welt! Und jeder Deutsche soll das freudige Nationalbewußtsein haben, etwas Besseres zu sein als alle andren Nationen. Sehen Sie, das ist unsre Begeisterung, das sind unsre Ideale, dafür wirke ich tagtäglich in meinem Blatte. Ist es nicht die Verjüngung und Fortsetzung Ihres Patriotismus?"

Er wurde unterbrochen. Annie kam und bat zum Kaffee. Breying legte die Zigarre fort, die ihm feierlich angeboten worden war, und Papa Graaf ging mit dem deutlichen Empfinden hinaus, die beiden jungen Leute ständen gegen ihn zusammen, sein Sohn und Breying. Und dieser Breying stelle genau jene bewußte thatkräftige neue deutsche Welt vor, die er verwünschte, die er gelten lassen mußte und gegen die er, da sie ihm nun ins Haus gedrungen, nicht einmal in seinen eignen vier Pfählen aufkam, weder gegen ihre Argumente, noch gegen die Lockung, mit der sie ihm seine Kinder nahm, und der er obenein zum innigsten Danke verpflichtet war. Ohne diesen Dank aber — ja da hätte er den jungen Herrn nie wieder über seine Schwelle gelassen.

Und hinter dem Rücken des Hinausgehenden reichte Breying seinem jungen Bundesgenossen warm die Hand, wie: „Wir beide verstehen uns, nicht wahr?"

Und dann, als er in das Berliner Zimmer an den sauber gedeckten Tisch kam, da wiederum tauschte er mit Annie hinter dem Rücken von Vater und Sohn einen tiefzärtlichen Blick.

Wie er von dem Mädchen seine Augen rasch und vorsichtig auf den alten Herrn wendete und sah, daß dieser gedankenvoll seinen Platz einnahm und mit dem vorangegangenen Gespräch nach deutsch-philiströser Weise noch lange nicht fertig war, da blitzte sein Blick in stillem Spott auf, als wolle er sagen:

„Umzingelt, gefangen genommen, alter Herr!“ —

Dies war der erste Sonntag, den Graf Leonhard in der Familie verbrachte. Ihm folgten andere. Breying entfaltete alle seine geselligen Talente und ging, so gut ihm möglich, auf der Leutchen spießbürgerliche Art ein — mit innerem Kuirschen, aber unentwegt das Ziel im Auge. Und es that ihm ordentlich wohl, wie er fühlte, daß er Fortschritte mache und aller Vertrauen erwarb — er schmeckte die Süßigkeit, welche einem Genie der That alles andere ersetzt, wenn es zu seinem Herzen sagen kann: „Siehst du wohl, mein Herz, was ich für ein Kerl bin — wir dringen durch!“

Hatte er sich aber einmal angesichts der kleinen Annie mit dem zukünftigen Schwiegerpapa gar zu sehr tantalidisch gelangweilt, so sagte er sich im stillen und glaubte es wahrhaftig selbst: „Rechte Liebe erträgt alles!“

Auch Johannes ließ sich täuschen. Er glaubte an Breyings Liebe und an Breyings Ehrenhaftigkeit, nachdem ihm dieser versichert, daß er jeden Verkehr mit Annie hinter dem Rücken des Papas aufgeben wollte. Ja, er empfand nicht einmal mehr die stille Warnung, die ihn anfangs verhindert, dem Grafen voll zu vertrauen. Das kam daher, daß in dem ordentlichsten aller Jünglinge etwas sehr Unordentliches sich angesponnen; grade jetzt, da er mitten in den Examenarbeiten stand, hatte ein weibliches Wesen auf sein jungfräuliches Herz Eindruck gemacht. Er begleitete nicht mehr aus bloßer Gewissenhaftigkeit seit der ‚Extravaganz‘ Annie jedesmal nach der Tiergartenstraße, wenn sie zu ihren Verwandten ging. Und wenn er da war, war er durchaus nicht der unbestechliche Wächter seiner Schwester, für den ihn sein Papa und er selbst sich hielt — wenn die kleine, mutwillige Fritzi begann, ihre Kapriolen zu machen, war des jungen Architekten Aufmerksamkeit völlig in Anspruch genommen — selbst der dumpfe Druck, den ein vor der Thür stehendes Examen auf jeden jungen Deutschen ausübt, wich da auf Viertelstunden völlig von seinem Herzen — wenn ihm freilich äußerlich auch niemand etwas anmerkte.

13. Kapitel.

Fräulein Irma hatte ihren freien Tag. Das war der Grund, weshalb Franz Graaf sich zu Haus mit dem dringenden Bedürfnis, einmal gründlich frische Luft schöpfen zu müssen, schon um elf Uhr vormittags ‚fortgeschlängelt‘ und für den ganzen Tag empfohlen: er wolle eine tüchtige Lauspartie durch den Grunewald machen.

Er war in der That im Grunewald gewesen.

Gegen zwölf Uhr war man aufgebrochen, hatte die Stadtbahn genommen, in Westend einen Wagen gemietet und war nach Pichelswerder gefahren.

Es war ein Wochentag — alles was sich zum Frühstück dort vorfand, war ein Käsebrödchen gewesen und eine Weiße.

Aber die Luft machte Appetit — es schmeckte.

Dann hatte man ein Boot genommen und sich ein paar Stunden lang auf der Havel getummelt. Wurde Franz müde — lange hielt er die Ruderarbeit nicht aus — so nahm Fräulein Irma die Ruder; und ihre kräftigen Arme ermüdeten nicht.

Das Paar erregte nicht allzuviel Aufsehen, obwohl Fräulein Irma ein hübsches, stattliches Mädchen war, und ihr lichtes Sommerkleid, der grüne hohe Kapottehut sie vorzüglich kleideten — aber in Berlins Nachbarschaft sind die Wirte und Sommerkolonisten mancherlei gewöhnt.

Als die Idylle auf dem Wasser die beiden zu langweilen begann, ging es heim in das Restaurant am Ufer, wo man ausgespannt hatte, und das Mittagsessen war bereit.

Nach Tisch kam ein gemütliches Schläfchen im Grünen, dann ein kleiner Bummel durch den Wald, der Nachmittagskaffee, wozu der gutmütige Wirt sogar etwas Sträußelkuchen mit Gelegenheit hatte kommen lassen, und dann ging es wieder aufs Wasser, diesmal mit einem gemieteten Ruderer.

Das war der schönste Teil des Programms, das behagliche Faullenzen im Boot auf der stillen Wasserfläche, über deren ganze Weite Sonnenglanz und Frieden gelagert war. Das arme gedrückte Geschöpf im Boote, dessen Lebenslauf aus Elend und Frechheit sich seltsam zusammensetzte, atmete frei und fröhlich auf, fühlte sich harmlos, ein Mensch, der wie andere sein Gemüt an der Natur auslüftet. Und Franz, dessen physische wie moralische Gesundheit ziemlich angegriffen war, bedurfte ebenso

einer ſolchen Anfriſchung durch die ewige Heilmutter alles menſchlichen Elends, die Natur.

Daß ſie ſchließlich nicht als Mann und Frau oder als Geſchwiſter dieſe Fahrt machten, beeinträchtigte bei der abgeſtumpften Empfindung beider dieſe gute Wirkung nicht weiter.

Man ſang auf dem Waſſer, man ‚döſte ſo hin', man wurde wieder munter und riß ſchlechte Witze, man leerte auch die mit ins Boot genommenen beiden Flaſchen ſchlechten teuren Laroſe, wobei die gutmütigen Herzen den Schifferknecht nicht vergaßen — kurz, es war ein köſtliches Vergnügen.

Dann kam die Heimfahrt im Wagen durch den dämmernden Grunewald nach Weſtend, welche beide ſchweigend auskoſteten.

Leider aber ſollte der ſchöne Tag mit einem Knalleffekt ſchließen.

Eben waren ſie in der Stadt ausgeſtiegen und kamen vom Bahnhof Friedrichsſtraße her die Straße herunter gegen die Linden. Franz führte ſeine Begleiterin — der Bürgerſteig war eng und nur langſam ſchob man ſich aneinander vorbei, da — an einer der belebteſten Stellen bei der Mittelſtraße trat vom Damm plötzlich ein graubärtiger Arbeiter vor das Paar, ſtarrte mit finſterer, verächtlicher Miene dem Mädchen ins Geſicht und ſchien keine Luſt zu haben, ihnen Platz zu machen.

„Bitte, mein Lieber!" ſagte Franz mit gutmütiger Herablaſſung und einer nachläſſigen Handbewegung.

Ein kurzer geringſchätziger Blick des Alten ſtreifte ihn.

„Teufel," fuhr Franz ärgerlich auf, „was wollen Sie, Mann? Machen Sie, daß Sie weiter kommen!"

„Was ich will?" gab der Arbeiter in einem ſeltſam grollenden Tone zurück, „dies ſaubere Geſchöpf will ich mir mal anſehen! Weiter will ich nichts, junger Herr! Und von Ihnen will ich überhaupt nichts!"

„Ich unterſage Ihnen jede beleidigende Redensart gegen dieſe Dame!" gab Franz zurück und erhob ſeine Stimme unwillkürlich zu einem lauten, befehlenden Ton. „Kommen Sie, Irma, laſſen Sie den Kerl ſtehen — ſcheint angetrunken!"

Aber es war nicht ſo leicht, im Gedränge des engen Bürgerſteigs weiter zu kommen, zumal bereits eine leichte Stockung durch das Stehenbleiben der kleinen Gruppe eingetreten war.

„Irma? Alſo ſo läßt du dich jetzt nennen, du ſauberes Früchtchen!" ſagte der Arbeiter, halblaut, dem Mädchen dicht ins Geſicht.

Irma ließ Franz' Arm los, ſchlug die Hand vor die Augen und lehnte ſich bleich und beſtürzt gegen die Hauswand.

„Jetzt geht mir die Frechheit denn doch zu weit!" rief Franz. „Machen Sie augenblicklich, daß Sie fortkommen, Mann, ſonſt laſſe ich Sie verhaften!"

Er fühlte ſich verpflichtet, als Beſchützer der Dame energiſch aufzutreten, verwünſchte aber den ganzen Handel, denn jetzt bildete ſich bereits ein Knäuel Neugieriger um ſie.

„Mich verhaften laſſen?" entgegnete jener laut. „Weil ich der Perſon da ſage, daß ſie eine Dirne iſt? Was iſt ſie denn anders? Schweigen Sie ruhig ſtill, junger Herr, ich kenne Sie ſehr gut, mit Ihnen habe ich nichts abzumachen, ich ſage es Ihnen nochmals. Aber ich habe ein gutes Recht, dieſes feine Fräulein mir 'mal anzuſehen. Und dazu glaub' ich, hat bei der jeder das Recht. —"

Zu Franz' größtem Erſtaunen erwiderte jetzt das Mädchen dem Alten, indem ſie ihn zum erſtenmale wieder feſt anſah:

„Ich ernähre mich redlich — du brauchſt mir keine Vorwürfe zu machen! Und im übrigen iſt hier nicht der Ort zu einer Ausſprache!"

Sofort trat Franz beiſeit und verſuchte, ſich durch die Mauer der Umſtehenden Bahn zu brechen.

„Na, Herr, Sie vergeſſen, Ihre Dame mitzunehmen!" rief ihm der Alte zu. „Geh Kreatur!" fügte er gegen Irma hinzu, „ich will dich nicht um deinen Verdienſt bringen!"

Das Mädchen brach in lautes Weinen aus — auch dem Graubart ſtanden — man ſah es deutlich — Thränen der Wut und des Zornes in den weitaufgeriſſenen Augen unter ſeinen buſchigen Brauen — die ganze Szene machte auf die Zuſchauer den ſeltſamſten Eindruck.

„Was iſt hier los?" fragte in dieſem Augenblick eine barſche Stimme — ein Schutzmann drängte ſich vom Damm durch die Neugierigen.

„Was hier los iſt?" entgegnete der

Arbeiter und wandte sich zum Gehen. „Nichts Besonderes. Ich wollte mir nur diese Dame mal ansehen!"

„Der Mann hat die Dame insultiert!" sagte eine Stimme aus der Menge. „Auf offener Straße. Es ist eine Schande!"

Der Beamte faßte den Sprecher ins Auge.

„Machen Sie, daß Sie wegkommen!" erwiderte er ihm. „Sie kenne ich. Bitte die Herrschaften weiter zu gehen!" — „Sie kommen mit mir, Sie auch," wandte er sich zu dem Arbeiter und dem Mädchen. „Gehören Sie zu der Dame?" fragte er Franz.

„Freilich gehört der Herr zu der Dame!" antwortete der Alte.

„Bitte, kommen Sie auch mit!" bedeutete der Beamte Franz.

Der kleine Zug setzte sich in Bewegung, der Auflauf verteilte sich.

Franz war sehr unbehaglich zu Mut. Er wurde zum Abendessen zu Haus erwartet — man hatte Gäste — es war nachgerade Zeit; und nun wurde er hier auf die Polizeiwache geführt.

„Herr Wachtmeister!" begann da das Mädchen. „Der Mann hat mir ja weiter nichts gethan. Er hat mich blos einmal ansehen wollen, wie ich aussehe. Und einen Auflauf hat es ja eigentlich auch nicht gegeben; es ist bloß so enge da in der Friedrichstraße; da mußten die Leute gleich stehen bleiben, weil wir stehen blieben!"

„Er hat Ihnen nichts gethan?" fragte der Schutzmann. „Ich denke, er hat Sie insultiert?"

„I bewahre," fuhr sie fort, „er hat mich nur gescholten."

„Gescholten?"

„Nun ja."

„Ein wildfremder Mann — was hat der Sie zu schelten?"

Irma beugte sich dicht gegen den Beamten und sagte leise:

„Er ist mein Vater!"

„Ihr Vater?" wiederholte jener laut und erstaunt, so daß Franz es hörte.

„Schrei das man ja recht aus!" fiel der alte Arbeiter grob ein, „daß es alle Leute hören! Ich will nichts von dir wissen. In die Welt gesetzt hab' ich dich — weiter hab' ich nichts mit dir zu schaffen. So steht's" — „Und gethan hab' ich ihr auch nichts weiter", redete er nun auch seinerseits den Beamten an. „Sie hören ja, sie sagt's selber!"

Der Schutzmann blieb stehen und besah sich die wunderliche Gruppe, die er arretiert. Die Blicke für Fräulein Irma und den jungen Herrn Graaf fielen nicht gerade schmeichelhaft aus.

„Was sind Sie?" fragte er das Mädchen.

Sie nannte ihren Namen und gab an, wo sie in Stellung war.

„Und Sie?" fragte er Franz ebenso kurz.

Franz mußte den guten ehrlichen Namen seines Vaters nennen.

„Kennen Sie die Dame aus dem Lokal her oder seit jetzt eben?"

Der alte Arbeiter knirschte mit den Zähnen.

„Darf ich gehen?" bat er.

„Meinetwegen," war die Antwort. „Wenn Ihre Tochter nicht etwa darauf besteht, Sie festnehmen zu lassen?"

„Nein, nein, Herr Wachtmeister!" rief das Mädchen.

Und der Alte ging, den Beamten kurz grüßend, ohne Blick oder Wort für seine Tochter, Franz eine Geberde von Zorn, Rachsucht und Ekel zeigend.

„Der Herr und die Dame mögen ebenso gehen!" setzte der Schutzmann hinzu, dem im Grunde nur daran gelegen gewesen, den Auflauf rasch zu zerstreuen.

Franz rief eine Droschke heran und ließ Irma nach Hause fahren. Er selbst blieb stehen und bot dem Beamten aus seiner Tasche ein paar Zigarren an. „Ich danke Ihnen!" lehnte der Schutzmann kurz ab, und Franz trollte sich nun gleichfalls vom Schauplatz seines wenig rühmlichen Erlebnisses. — — — —

Am nächsten Morgen hielt Asta, die des Papa's Korrespondenz zu besorgen pflegte, folgendes Schreiben in Händen:

„Geehrter Herr Kommerzienrat!

Nehmen Sie es einem Ihrer alten Arbeiter nicht übel, wenn er Ihnen etwas Unangenehmes schreibt. Ihr Herr Sohn geht mit meiner ältesten Tochter, die nichts taugt. An dem Mädchen ist nichts zu verderben. Die mag meintswegen laufen, mit wem sie mag. Aber Ihr Herr Sohn ist für solche Kreatur zu schade. Sehen Sie ihn an, ob er sich nicht zu Grunde richtet. Vielleicht, wenn Sie ihn mal ins Gebet nehmen. Und nichts für ungut, geehrtester Herr Kommerzienrat. Schreiber dieses ge-

hört zum alten Stamm von der Fabrik und ist bei Ihnen grau geworden, steht seit 1846 in Ihrem Lohn und Brot. Mit aller schuldigen Achtung

Johann Kretschmer."

Mit welchem Schmerze Asta dies Schreiben erfüllte! Fast zürnte sie dem ehrlichen Ungeschick des Alten, nicht geschwiegen zu haben. Also auch ihr Bruder!

Fast meinte sie, den Brief ins Feuer werfen zu sollen.

Aber nein! Sie mußte etwas thun.

Seit der großen Enttäuschung war sie in eine Art Apathie versunken. Ihr Vater war gelähmt — der Tod stand an der Schwelle. Ihre Schwester Fritzi wandelte ihre eigenen Wege, ließ sich von Asta nicht beeinflussen — mit Grauen gewahrte sie, daß Fritzi's Weltkenntnis und Raffinement von Tag zu Tag wuchsen, ja sich zu einem System erweiterten. Die Löwinnen in den französischen Romanen der Féval und Belot waren Fritzis Ideale, Frauen von stählernen Nerven, die ebenso gut ritten, wie turnten und eine unerschöpfliche Gesundheit und Genußfähigkeit besaßen, daneben keine Spur von Gemüt oder sittlichem Empfinden. Sie verzweifelte, die Kleine wieder auf eine bessere Bahn zu bringen. Sie hatte sie aufgegeben.

Nun kam es an den Tag, daß auch Franz drauf und dran war, zu Grunde zu gehen, daß er der doppelten Versuchung, Reichtum und Müßiggang, erlegen war.

Und Mahrenholz? Und sie selbst?

Im vollen Feuer brennenden Edelmuts hatte sie ihm verziehen — an jenem Morgen, als sie plötzlich begann um sein Leben zu bangen. Sie wollte ja, gewiß, sie mußte ihn ja nun heiraten, fühlte sich selbst sehr gerührt und sehr edel, wenn sie an das Opfer dachte, das sie ihm brachte. Aber der Stachel blieb. Und das bedauernswerte Mädchen empfand, sie besäße die ganze Kraft und Größe des Gemüts doch nicht, einfach und wirklich zu vergessen. Es ging ein Spalt durch sie. ‚Nur nicht kleinlich handeln, nur nicht kleinlich handeln,' rief ihr Verstand ihr zu, der den schönsten Idealen nachstrebte. ‚Es ist und bleibt ein großes Heldentum, das du übst, wenn du ihn nimmst, du bist edel und gerecht und er ist ein Lump!' erwiderte ihr Herz, dem die mächtigen Schwingen, dem großfordernden Verstande zu folgen, fehlten. Sie fühlte die Unzulänglichkeit ihres moralischen Könnens, fühlte sie als einen Vorwurf. Eine ganze und große Natur müßte es als ein tiefes Glück empfinden, fremde Fehle mit Bergen von Liebe zuschütten und völlig vergessen zu können — ihr blieb der Stachel im Herzen zurück.

Allein gerade darum war sie auf das Festeste entschlossen, nicht von ihm zu lassen.

Sie that unrecht daran. Man muß ganz vergeben oder gar nicht.

‚Ich laufe meinem Martyrium nach,' das war das trostlose Wort, das sie selbst für ihre Lage gefunden.

So war sie, so Franz, so Fritzi, so ihr Verlobter — alles verlorene Existenzen.

Ihr war, als sei ihres Vaters Haus dem Untergange geweiht.

Sie verwünschte ihres Vaters Reichtum, der alles verschuldet. Sie beneidete im stillen den schlichten Onkel in der Heiligengeiststraße, in dessen Haus der Segen der Arbeit blühte, in dem man den Unheilbringer, den Verderber ‚Wohlstand' ängstlich in Eisenspinden verschloß und zu vergessen trachtete, daß er da war.

Sie analysierte sich. Woher kam dieser Fluch, daß sie groß zu sein begehrte und nicht groß zu sein vermochte?

Moderne Gemütszersplitterung war es — eine Modekrankheit.

Und die kam wovon?

Davon, daß sie berufslos aufgewachsen — im Hause, ohne Hausfrau zu sein. Sie hatte keinen Wirkungskreis, keine Pflichten; durch nichts beschränkt und zusammengeschnürt zerfaserten sich ihre Neigungen, Bestrebungen und Gedanken in das Weltall hinein.

Sie verstand nun, warum sie in Tirol, wohin sie allsommerlich ging, die armen braunen Kerle beneidete. Das waren ganze Naturen, festgeschmiedet durch die Not, ganz im Lieben, ganz im Zorn, keine gebrochenen Existenzen, wie ihr Bruder, ihr Bräutigam, sie selbst.

Ja, ja, sie — Asta — gehörte zu den beiden andern, sie hatte nicht das Recht, sich einen Besseren zu begehren, als der ihre war!

Da erfaßte sie bei aller Empfindung der Unzulänglichkeit ihrer Kraft das heiße, drängende, gewaltig impulsive Bedürfnis, ihn mit ihrer Liebe zu bessern, zu retten

— ihn und ihren Bruder und — sich selbst!

Sie plante und sann und braute den ganzen Tag über ihrem Plan; als sie ihn in allen Einzelheiten erfaßt und durchgearbeitet, glaubte sie das Heil gefunden zu haben.

Fort aus dem bequemen Leben, fort aus der Stadt mit ihnen dreien aufs Land, an die Brust der Natur, in schlichte Verhältnisse, hinein in einen Strudel von Sorgen und Arbeit. Und da müßten ja andere Menschen aus ihnen werden.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen hatte Asta ein langes, eingehendes Gespräch mit ihrem Vater. Als sie diesen verließ, blickte der alte Herr mit Augen voll stillen, freudigen Stolzes dem Mädchen nach. Der Kommerzienrat war nicht blind, war nur hilflos und machtlos — er hatte manches gesehen — manchmal trübe an seines Hauses Zukunft gedacht — jetzt erstand ihm unerwartet eine leidenschaftlich eifrige Bundesgenossin, und er segnete ihren Arm, daß er die Stärke bewahren möchte, die ernster, freudiger Entschluß in ihn legte.

„Mein lieber Joseph," sagte Asta ihrem Bräutigam, als dieser kam und sie langsam durch den Garten wandelten, „habe ich dich jüngst *mit nichten* freigegeben, so hast *du* heute eine gute und rechte Veranlassung dazu, *mich* freizugeben!"

Sie sprach in jenem eignen Ton schwermütigen Scherzes, den sie sich in den letzten Wochen angewöhnt.

Joseph blickte sie befremdet an — unter der Andeutung jener früheren bedeutungsvollen Unterredung, mit welcher Asta begann, war er peinlich berührt zusammengezuckt.

„Wohlan — ich bin nicht mehr das reiche Mädchen, welches ich vordem war — seit heute Morgen weiß ich von unserem Papa, daß der Mann, welcher mich nimmt, wird arbeiten müssen!"

Sie beobachtete ihn prüfend von der Seite — er verharrte in dem gleichen, etwas stumpfen Ernst, der ihm seit Wochen eigen — ihre Mitteilung schien ihn nicht sonderlich zu erregen.

Eine kurze Zeit ging er stumm und gedankenvoll neben ihr.

„Asta," sagte er dann, „sage mir kurz und ehrlich: Willst du mich los sein? Antworte ganz ehrlich — ich nähme es dir nicht übel, wenn du es wolltest. Ich weiß am besten, was an dem Joseph Marenholz dran ist! Nun, ja oder nein?"

Und er schaute ihr fest in die dunklen Augen.

„Ganz ehrlich: Nein!" gab sie mit festem, vollem Ton zurück.

„Mein guter Genius!" rief er und zog ihre Hand an seine Lippen. „Mein guter Genius," fuhr er fort, „dann wollen wir für den Joseph Marenholz eine Thätigkeit finden, die ihm erlaubt, einen Hausstand zu begründen! Ja, liebes Mädchen, ich will arbeiten!"

„Und wie denkst du dir eine solche Thätigkeit?" fragte sie weiter. „Welche vermöchtest du zu ergreifen?"

„Der pensionirte Offizier" erwiderte er trübselig, „eine soziale Frage! Nichts kann ich, von nichts verstehe ich etwas; ein bischen von der Landwirtschaft — ich bin draußen in der Mark zwischen Stall und Scheune aufgewachsen!"

„Gut! Es wird nicht viel sein, was du da profitiert hast," meinte Asta, „aber jedenfalls vermöchtest du doch einem Inspektor auf die Finger zu sehen, ihm seine Künste und seine Erfahrung abzugucken?"

„Ich meine, es wird gehen!" Er sagte es etwas kläglich.

„Und den ehrlichen, guten Willen dazu hättest du?"

„Ja, Asta," erwiderte er mit blitzendem Blicke, „den hätte ich! Ich würde glücklich sein, hätte ich erst so ein Jahr treuer Pflichterfüllung unter deinen Augen hinter mir und fühlte mich vor dir dadurch wieder rehabilitiert!"

„Also höre! Papas Vermögen steckt zum großen Teil in der Fabrik. Diese hat in letzter Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen, welcher zunächst Kapitalien nur absorbiert, aber noch nicht verzinst. Bleibt die Zeit der Großindustrie günstig, so holt sie das später in reichem Maße nach, wenn nicht, ist es verlorenes Geld. Papa wird sich einschränken und kann mir trotzdem nicht mehr als etwa hunderttausend Mark mitgeben, wie er mir heute erklärte."

(Fortsetzung folgt.)

Am Parkthor. Nach dem Gemälde von Ferd. Pacher.

Digitized by Google

Der Mesmerismus, ein Vorläufer des heutigen Hypnotismus.

Von Prof. A. Eulenburg-Berlin.

(Abdruck verboten.)

Eine der abenteuerlichsten und dunkelsten Episoden jenes rätselvollen Jahrhunderts, das man in einseitiger Vorliebe als das „Zeitalter der Aufklärung“ zu feiern pflegt, viel richtiger aber als eine Zeit der schroffsten Gegensätze von Mystizismus und aufklärendem Rationalismus bezeichnen würde, bildet das Leben und Wirken jener ärztlichen oder halbärztlichen Wundermänner, unter denen der Schöpfer und Namengeber des Mesmerismus einen hervorragenden Rang einnimmt.

Um die Tiefe jener Gegensätze zu ermessen, genügt die Betrachtung, daß die Glanzperiode Mesmers großenteils in die Regierungszeit Josephs II fiel, und daß dieselbe Hauptstadt, in der der kaiserliche Aufklärer den Thron der Habsburger besteigen sollte, auch die Anfänge und ersten Triumphe des Mesmerismus begrüßte. Eines freilich haben sie doch miteinander gemeinsam, der erleuchtete Monarch, der in seinen Staaten die Wunder verbot, und der große Wunderdoktor und Magnetiseur, wie ihn seine Feinde spöttisch und seine Anhänger mit aufrichtiger Ehrfurcht betitelten. Beiden hat es zu ihrer Zeit an überspannten Bewunderern wie an fanatischen und erbitterten Gegnern nicht gefehlt, und es scheint, als ob über beide selbst die angeblich so unparteiische Nachwelt noch nicht ganz gerecht zu urteilen gelernt hat.

Der Name Mesmers ist für immer aufs Innigste verknüpft mit seiner Lehre, mit dem von ihm selbst gewählten Namen des tierischen Magnetismus. Was war diese Mesmersche Lehre vom tierischen Magnetismus? Nach dem Glauben ihrer Jünger ein tiefsinniges System, ein Evangelium der Heilkunde; nach dem Geschrei ihrer Gegner ein frecher Betrug, ein ganz unwissenschaftlicher Humbug, im besten Falle nichts als eine irrsinnige Chimäre. Über den Gegensätzen der Parteileidenschaft steht die unleugbare Thatsache, daß der Mesmerismus eine mächtige Anziehungskraft keineswegs bloß auf die Masse des Volkes, sondern gerade zumeist auf die Kreise der Hochstehenden und Gebildeten geübt hat. Die letzten Dezennien erst haben manches, was in Mesmers und seiner Anhänger Lehren als entwickelungsfähiger Keim schlummerte, nach Abstreifung der freilich höchst verworrenen und wunderlichen Hüllen, in dem neueren wissenschaftlichen Ausbau des Hypnotismus zu berechtigter Geltung erhoben. Unter dem unserer raschlebigen Zeit schon so veraltet vorkommenden Banner des tierischen Magnetismus wurden doch bis in die Mitte unsers Jahrhunderts hinein die Vorläufer jener Geistesschlachten geschlagen, welche heutzutage um „Hypnotismus“ und „Suggestion“ und deren vielumstrittene Geltung in der Heilkunde gekämpft werden. — Prüfen wir denn, es verlohnt wohl der Mühe, diese Lehre vom tierischen Magnetismus selbst und das Leben ihres Gründers. Sehen wir zu, ob er Prophet oder Charlatan, Betrüger oder Betrogener war, und ob jenes merkwürdige Gebäude des tierischen Magnetismus auf dem Luftboden der Spekulation, oder auf dem unerschütterten Fundament wissenschaftlicher Thatsachen ruhte.

Derjenige würde von vornherein irren, der in Mesmer den Betreter neuer Bahnen, den schöpferischen Verkündiger einer neuen Auffassung der Natur und ihres Verhaltens zur Heilkunde zu finden erwartet. Mesmer ist nur der spätgeborene Vertreter und vielleicht der erste Systematiker einer Richtung, die man gegenüber der wissenschaftlichen Medizin als die mystische oder magische Heilkunst bezeichnen könnte. Nicht, wie die Mehrzahl seiner ärztlichen Zeitgenossen, durch langatmige Rezeptformeln voll Schwulst und bombastischen Unsinns — Mesmer „heilte“ auf einfachere Weise, durch Berührung, durch Handauflegen, durch Streichen, durch den magischen Rapport, den er zwischen seiner eignen körperlichen und geistigen Persönlichkeit und Geist und Körper des Kranken hervorbrachte. Dies alles ist nicht neu; das Wesentliche von dem, was Mesmer that, hatten schon Tausende vor ihm gethan in der Absicht und in dem Glauben, Kranke zu heilen. Die Anfänge dieser magischen Medizin lassen sich bis in das fernste Altertum hinauf verfolgen. Sie ist viel älter, als die ärztliche Wissenschaft, ihre Kollegin und (wie dies bei der ärztlichen Kollegenschaft wohl zu geschehen pflegt) ihre ge-

schworene Feindin. Sie hat an der Wiege des Menschengeschlechts gestanden und seine ersten kindlichen Schritte beschützt und geleitet. Sie stammt, wenn wir uns so ausdrücken wollen, direkt von den Göttern.

Solange der Mensch den sinnenden Geist und das erfassende Auge auf den Wundern seiner nahen und fernen Umgebung umherschweifen ließ: so lange bildete sich auch bei ihm der Gedanke einer innigen Wechselwirkung zwischen den Dingen der Außenwelt und den Zuständen des eignen Ich, zwischen Belebtem und Leblosem, Geist und Materie. Dem Naturmenschen, welcher unter dem Bilde der Gottheit die Natur mit ihren bunten Gestalten und Kräften personifizierte, erschien diese Wechselwirkung als das Produkt eines mystischen Verkehrs zwischen dem Menschen und der Gottheit selbst. Die Götter sandten Krankheit und Tod; sie allein konnten auch Krankheiten heilen oder dieses Vorrecht auf besonders begnadigte Menschen übertragen. Bei allen Kulturvölkern der alten Welt sind daher ursprünglich die Priester, diese unmittelbaren Organe des göttlichen Willens, zugleich im ausschließlichen Besitze der Heilkunst. Aber diese Heilkunst ist ihrem Ursprunge gemäß wesentlich eine magische; sie steht überall mit religiösen Zeremonien, mit Wahrsagung, Orakel und der geheimnisvollen Traumwelt in mystischer Verbindung. Hier findet sich bereits vieles, was direkt an den modernen Magnetismus und Somnambulismus anklingt. In den reich geschmückten, anmutig gelegenen Äskulaptempeln zu Trikka und Epidaurus, zu Aegina und Sicyon, zu Cnidos und Cos erfolgte die Heilung der zu den Altären des Gottes wallfahrenden Kranken durch eine Art von magnetischem Traumschlaf — durch „Inkubation." Die Kranken, vorbereitet durch Umherwandern in den heiligen Hainen, durch Fasten, Opfergebräuche und das ganze Rituell eines wohlberechneten Kultus, entschlummerten endlich in den innersten Gemächern des Tempels unter der Einwirkung des nächtlichen Dunkels, der Weihrauchdüfte, der Musik und der geheimnisvollen Manipulationen, des Streichens und Handauflegens, womit die Priester alle ihre Sinne betäubten. In diesem Schlummer offenbarten sich ihnen der Verlauf ihrer Krankheit, ihr Ausgang in Genesung oder Tod, und die Hilfsmittel der Heilung. Es gab auch Orte, wie die Tempel zu Memphis oder die Grotte des Pluto zu Phigalea, wo die Priester sich selbst in Schlaf versetzten, um den sie befragenden Kranken antworten zu können. So finden wir schon im Altertum die künstliche Hervorrufung „ekstatischer" Zustände, den „Somnambulismus" zu Heilzwecken verwertet: nur daß es damals die echten Priester des Äskulap und nicht unechte Priesterinnen desselben waren, welche sich mit der Ausübung dieses Kultus befaßten.*)

Aus den heidnischen Äskulaptempeln vererbte sich mit so vielen anderen Überresten des heidnischen Kults auch die magische Heilkunde auf die Tempel des Christentums und die Gemüter der allzeit wunderbedürftigen Menge. Die Wunder fast aller kanonisierten Heiligen bestehen wesentlich in magischen Heilungen, die sie teils bei Lebzeiten, teils auch noch nach ihrem Tode verrichten. Allmählich entwickelt sich in dieser Branche eine wahrhaft erschreckende Konkurrenz, die den Verfall der ärztlichen Wissenschaft während des Mittelalters nur zu begreiflich erscheinen läßt. In der That, wozu bedurfte es der Ärzte in einer Zeit, wo jedes Marienbild, jeder einbalsamierte Körper, jeder Knochen, jede kleine Zehe, jeder Nagel eines Heiligen Unheilbare zu kurieren und vielleicht auch Tote aufzuerwecken vermochte? Die Lebenden durften unmöglich hinter einer Reliquie zurückbleiben. Von der Geistlichkeit übertrug sich die Kunst des Heilens

*) Wie eng das Älteste mit dem Neuesten, antike Inkubation und moderner Hypnotismus zusammenhängen, das zeigt u. a. in auffälliger Weise ein von Dr. Carl du Prel in München kürzlich unter der Bezeichnung „moderner Tempelschlaf" veröffentlichter Versuch („Sphinx," Januar- und Februarheft 1890). Es handelt sich dabei um eine sogenannte posthypnotische Suggestion, und zwar wurde dem tief hypnotisierten Kranken anbefohlen, von einem Heilmittel für seine Leiden zu träumen und sich dessen zu erinnern. Er träumte denn auch, daß ihm für seine — von einer Verwundung herrührenden — Schmerzen Umschläge von magnetisiertem Wasser und Kautschuk-Einwickelungen Linderung verschaffen würden. — Der Erfolg der Suggestion ist, obzwar interessant, doch nicht gerade überraschend; du Prel zieht aber aus dem Versuche einen nicht zulässigen Schluß, indem er meint, daß ein solcher „in der Verlängerungslinie der Naturkraft selbst" liegender Heiltraum medizinischen Wert nicht bloß haben könne, sondern unbedingt haben müsse.

zuerst auf die höchsten weltlichen Würdenträger, als wolle die Eifersucht zwischen Scepter und Krummstab auch auf diesem Gebiete ihr Recht wahren. Wie schon Vespasian sich von seinen Höflingen mit der Wunderkraft seiner Hand hatte schmeicheln lassen, so betrachteten es jetzt die französischen und englischen Könige als ihr erbliches Privilegium von Gottes Gnaden, Kröpfe durch Handauflegen zu heilen. Doch was sie vermochten, das vermochte in zahlreichen Fällen auch der gemeine Mann, das vermochten vor allem unter dämonischem Beistande jene zahllosen Hexenmeister und Hexen, deren oft segensreiche Kunst der finstere Aberglaube jener Zeiten mit dem Scheiterhaufen belohnte.

Als im 16., 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts die physikalischen Wissenschaften durch Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton einen ungeahnten Aufschwung erhielten und die in der Natur thätigen Kräfte und ihre Gesetze eins nach dem anderen ans Licht traten: da schien es, als ob das, was der Naturmensch dunkel gefühlt und der fromme Glaube ohne Prüfung hingenommen hatte, nun von der Wissenschaft selbst in imponierender Weise bestätigt werden sollte. Die Physik verkündete ja als eines ihrer ersten und obersten Axiome, daß alle Körper, lebende und leblose, untereinander in Wechselwirkungen stehen, deren tiefste Ursachen eben in den allen gemeinsamen Naturkräften wurzeln. Sie lehrte, daß es Kräfte gibt, die nicht allein bei der Berührung, sondern in die weiteste Ferne hinauswirken, wie die Schwere, die zwischen den fernsten Planeten und Nebelflecken — jenem „Weltenstaub" Humboldt's — und jedem Sonnenstäubchen unserer Atmosphäre ein unlösbares Band schlingt. Der Masse der Gebildeten und Ungebildeten erschien diese Fernwirkung am greifbarsten und schlagendsten verkörpert in einer, als solche ebenfalls neuentdeckten Naturkraft — dem Magnetismus. Der Magnet, welcher durch den trennenden Raum hindurch das Eisen anzieht, die Magnetnadel, deren Spitze unverrückt nach dem magnetischen Pole der Erde hinweist, waren unwiderlegbare Argumente einer für den Alltagsverstand unbegreiflichen Wirkung. Aber diese selbe magnetische Kraft, die so sichtbar in die Ferne wirkte, ließ sich auch auf andere Körper durch unmittelbare Berührung übertragen. Ein nicht magnetischer Stahlstab wird sofort zum Magneten, wenn man seine Oberfläche mit der eines Magneten in bestimmter Richtung bestreicht. Schlummernde Kräfte werden also durch den Kontakt lebendig, ein geheimnisvolles Fluidum verbreitet sich, von dem magnetischen Körper ausströmend auf den magnetisierten. Endlich zeigt die magnetische Kraft auch in ausgeprägter Weise die als Polarität bezeichneten Phänomene. Wälzt man einen natürlichen, oder noch besser einen künstlichen Magneten, d. h. einen durch Streichen magnetisierten Stahlstab, in Eisenfeilspänen, so haften dieselben nicht gleichmäßig an der ganzen Länge des Stahlstabs, sondern vorzugsweise oder ausschließlich an seinen beiden Enden — den magnetischen Polen. Diese Pole, der positive und negative, charakterisieren sich durch ihr eigentümliches Verhalten gegen die Pole eines anderen Magneten, indem jeder von ihnen den ungleichnamigen anzieht, den gleichnamigen dagegen abstößt.

Auf die Details dieser Lehre einzugehen, ist hier selbstverständlich nicht am Orte; es genügt, auf die Fundamentalerscheinungen des Magnetismus, Fernwirkung, Attraktion, Übertragung durch Kontakt, Polarität, einfach hingewiesen zu haben. Dies waren die Punkte, an welche Mesmer unmittelbar anknüpfte. Er glaubte im menschlichen Körper eine neue Kraft entdeckt zu haben, welche sich in ihren Erscheinungen und Wirkungen ganz ähnlich wie der Magnetismus verhielt, welche namentlich wie dieser Anziehung und Abstoßung, direkte Übertragung, Fernwirkung und Polarität zeigte. Mesmer ging aber noch einen Schritt weiter; er erklärte jenen anorganischen Magnetismus und diese neuentdeckte organische Kraft nicht bloß für ähnlich in ihrer Wirkung, sondern beide für Teilerscheinungen einer einzigen, allen organischen und leblosen Körpern gemeinsamen, magnetischen Urkraft — der belebenden Allkraft des Weltalls, die als Mutter aller besonderen Kräfte in Flutströmen alle Dinge durchdringt, erfüllt, und sich in ihnen nach bestimmten Gesetzen verbreitet. Sie ist die Vermittlerin der geheimnisvollen Wechselwirkung, die zwischen den Himmelskörpern, der Erde und

allen belebten Wesen auf derselben stattfindet. Sie offenbart sich im menschlichen Körper durch Eigenschaften, die mit denen des Magnets übereinstimmen und daher die Bezeichnung: „tierischer Magnetismus“ rechtfertigen. Vom Menschen aus kann diese Kraft auf alle belebten und leblosen Körper übertragen werden; aber nicht alle sind — wegen der verschieden gerichteten Polarität — zu ihrer Annahme in gleichem Grade befähigt; ja es giebt selbst Körper von so entgegengesetztem Verhalten, daß schon ihre Gegenwart genügt, um alle Wirkung des tierischen Magnetismus in anderen zu vernichten. — Dagegen gibt es wieder Körper und Individuen, welche dieselbe Kraft in vorzüglichem Maße besitzen, welche daher auch besonders fähig sind, sie von sich auf andere zu übertragen und ihr Wirken in anderen Individuen zu regulieren. — Weiter kam nun Mesmer im Verlaufe seines Systemes dahin, alle oder eine große Anzahl von Krankheiten, namentlich Nervenkrankheiten, als von Störungen in der Verbreitung, dem Wirken, der Anhäufung und Bewegung des tierischen Magnetismus abhängig zu denken. Folgerichtig konnte denn auch die Heilung dieser Krankheiten nur mit Hilfe des tierischen Magnetismus gelingen, und nur der mit dieser Kraft ganz vorzüglich begabte Mensch, der Magnetiseur par excellence, war zu solchen Heilungen fähig, die dann freilich auch ganz Wunderbares, Unerhörtes, der gewöhnlichen ärztlichen Kunst Unerreichbares zu leisten vermochten.

Der Gründer dieser Lehre, Friedrich Anton Mesmer, wurde 1734 — nach anderen 33 — zu Weiler, unweit Konstanz, am Bodensee geboren. Die erste Hälfte seiner Kindheit verbrachte er dort an den Gestaden des anmutigen Sees, über den die schneebedeckten Firnen der appenzeller und tyroler Alpen so majestätisch hereinragen, und wir dürfen uns nicht wundern, daß unter den Eindrücken dieser Umgebung der Knabe nach Aussage seiner Freunde schon frühzeitig einen Hang zu schwärmerischer Naturbeobachtung zeigte. Vom 9. Jahre ab erhielt er eine Klostererziehung; er wurde dem geistlichen Stande bestimmt und kam sechzehnjährig auf die Jesuitenschule in Dillingen. Die Sprachen und die Philosophie der Alten, Mathematik und Physik, und daneben die Musik waren seine Lieblingsstudien. Als er 1752 die Wiener Universität — damals noch eine katholische Musteruniversität! — besuchte, entschied er sich für das Studium der Arzneiwissenschaft, und schrieb nach vollendeter Studienzeit seine Dissertation, deren Thema schon das eigentümlich Mystische seiner Natur und Richtung charakterisiert: „über den Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper!“ — Als junger Arzt, dem es an persönlichen Vorzügen, an gefälligen und liebenswürdigen Manieren nicht fehlte, ließ er sich in Wien nieder, und soll, wie seine scandalsüchtigen Gegner erzählen, eine sehr reiche und ausnehmend häßliche Wittwe geheiratet, das von derselben überkommene Vermögen aber durch seine Verschwendung in kürzester Zeit völlig durchgebracht haben. Über sein erstes Debüt als Magnetiseur berichtet einer seiner heftigsten Gegner, der kurfürstlich mainzische geheime Rath Hoffmann (in seiner Schrift: „der Magnetist“ 1784) folgendes: Mesmer besuchte eines Tages seinen Freund, den kaiserlichen Hofastronomen Maximilian Hell. Dieser erzählte ihm, er leide seit geraumer Zeit an rheumatischen Schmerzen und habe, nachdem er alles vergeblich versucht, seit den letzten Tagen einen starken künstlichen Magneten angewandt und darauf Besserung verspürt. Er zweifelte, ob diese Besserung der magnetischen Kraft, oder der Kälte des Eisens, oder dem Einflusse des Streichens, zuzuschreiben sei, und forderte Mesmer zu weiteren Untersuchungen über diesen Gegenstand auf. Mesmer ließ nun eiserne Ringe anfertigen, die auf die verschiedenen Teile des Körpers genau paßten, und magnetisierte dieselben, um sie durch die Zeitungen dem Publikum als ein Mittel gegen rheumatische Beschwerden zu empfehlen — wobei er sich u. a. auf das Zeugniß Hells stützte. Die Ringe gingen auch anfangs, wie jedes neue Geheimmittel, reißend ab; als aber Hell, unzufrieden mit dem Mißbrauch seines Zeugnisses, der Reklame widersprach und außerdem die Unwirksamkeit der Ringe sich bald herausstellte, hörte die Nachfrage auf, und Mesmer war genötigt, seine Methode zu variieren. Dies, meint der obengenannte skeptische Autor, brachte ihn auf die Idee, daß er Magnetismus in seinen Fingerspitzen vorrätig habe und daher gar keinen künst-

lichen Magneten gebrauche. — Wie dem auch sei, wir sehen Mesmer vom Jahre 1772 ab die Anwendung künstlicher Magnete als unwirksam verlassen und sich statt derselben des tierischen Magnetismus bedienen, dessen Grundzüge er in 27 Lehrsätzen 1775 zum erstenmale öffentlich bekannt machte.

Begreiflicherweise fanden diese Lehrsätze, deren wesentlichen Inhalt ich bereits in dem Vorhergehenden mitgeteilt habe, den heftigsten Widerspruch namentlich von ärztlicher Seite, und Mesmer sah sich dadurch veranlaßt, dem Publikum einen möglichst eklatanten Beweis der von ihm erzielten glänzenden Heilerfolge zu liefern. Es lebte damals in Wien ein Frl. Paradies, ein schönes junges Mädchen, das als Klavierspielerin in der damaligen Zeit Aufsehen erregte, obwohl sie das Unglück hatte, seit ihrer frühesten Kindheit an vollständiger Blindheit zu leiden. Diese Dame, die nicht nur dem Wiener Publikum allgemein bekannt war, sondern auch von der Kaiserin Maria Theresia besonders protegiert wurde, erbot sich Mesmer mit Hilfe des tierischen Magnetismus wieder sehend zu machen. Nachdem er sie eine Zeitlang behandelt, veranstaltete er in Gegenwart einer großen Menschenmenge eine öffentliche Prüfung seiner Klientin. Man legte ihr verschiedenfarbiges Papier vor, und sie vermochte — heißt es — die einzelnen Farben richtig herauszufinden und zu benennen. Dies machte gewaltiges Aufsehen und bewog die Gegenpartei zu verdoppelten Anstrengungen. Auf ihr Andringen bestimmte die Kaiserin selbst zur Untersuchung der Sache eine Kommission, zu deren Mitgliedern u. a. der kaiserliche Augenarzt Prof. Barth, einer der leidenschaftlichsten Gegner Mesmers, gehörte. Diese Kommission citierte Frl. Paradies und Dr. Mesmer vor ihr kritisches Forum. Man legte der Dame weißes, schwarzes, rotes, grünes und gelbes Papier vor, und sie unterschied wieder richtig die Farben. Aber einzelne Kommissäre glaubten die Bemerkung zu machen, daß Dr. Mesmer sich durch Zeichen mittelst des Gehörs oder Gefühls mit seiner Patientin verständigte, und man forderte ihn auf, den Saal zu verlassen. Die Prüfungen wurden in seiner Abwesenheit weiter fortgesetzt, und jetzt traf Frl. Paradies keine einzige Farbe. Nun entstand ein arger Tumult; die Unglückliche, die selbst an die Herstellung ihres Sehvermögens geglaubt hatte, geriet in Verzweiflung und ihr Vater in solche Wut, daß er mit gezogenem Degen auf den zurückkehrenden Mesmer zustürzte. Die Kommissare bezichtigten Mesmer des Betrugs; dieser aber beschuldigte sie, durch ihr inquisitorisches Verfahren die Kranke zum Weinen gebracht und dadurch den schon begonnenen Kurerfolg wieder vernichtet zu haben.

Jedenfalls vermochte Mesmer nach diesen Ereignissen sich in Wien nicht mehr zu halten. Er begab sich zunächst nach München, wohin man ihn eingeladen hatte, um über die damals viel Aufsehen erregenden Kuren des Pater Gaßner sein Urteil zu hören.

War Mesmer der Messias, so war Pater Gaßner ohne Zweifel der Johannes der Täufer der neuerwachenden magischen Heilkunde. Im Priesterornat, in roter Stola und eine silberne Kette um den Hals, einen schwarzen Gürtel um den Leib, das Kruzifix in der Rechten und den Kranken vor sich auf den Knieen, heilte er im Namen Jesu durch Anrufung desselben, Beschwörung des Teufels, und, wenn dies nichts half, durch Berührung der leidenden Teile, Handauflegen auf Stirn und Nacken und durchdringendes Anblicken des Kranken. Sein Ruf war ein außerordentlicher; scharenweise strömten die Kranken aus der Schweiz, aus Tirol, aus allen Gegenden Deutschlands zu ihm, so daß er seine Pfarre verließ und anfangs in Ellwangen, später in Regensburg unter dem Schutze des dortigen Fürstbischofs seine Kuren ausübte. Bedeutende Männer, ein Lavater, selbst wissenschaftlich hochstehende Ärzte, wie Zimmermann und Hufeland, sprechen mit Anerkennung von seinen Erfolgen, und gewiß war nicht alles an denselben Gaukelei und fromme Einbildung; gewiß mußte der mächtige Eindruck, den der ganze von ihm in Szene gesetzte Apparat auf den Kranken hervorbrachte, erregend, umstimmend, unter Umständen heilend bei gewissen, ihrer Natur nach der psychischen Behandlung zugänglichen Krankheitszuständen einwirken.

Kehren wir zu Mesmer zurück. Auch in München litt es ihn nicht lange; obwohl von hochgestellten Personen protegiert, selbst von den Ärzten gefeiert, von der Akademie zum Mitgliede ernannt, zog er es vor, dem gewöhnlichen Schicksale der

Propheten zu entgehen und seinem Vaterlande freiwillig den Rücken zu wenden. Er wandte sich (1778) nach Paris — jener Stadt, die schon damals, wie später, die Bühne der Welt war.

Kaum mochte er für seine Bestrebungen ein günstigeres Terrain finden, als das damalige Paris es ihm darbot. Diese widerspruchsvolle, müde und kampflustige, blasierte und nach neuen Genüssen und Aufregungen lechzende Gesellschaft lag in den Vorwehen der Revolution. Wer ein feines Ohr hatte, wie Voltaire, hörte schon ihre heranrollenden Donner; und jeder Kanonenschuß, der in Amerika unter französischem Beistande für die Freiheit fiel, fand sein Echo in Frankreich, das ein halbes Jahrhundert lang unter einer unerträglichen Mißregierung geseufzt hatte und nun unter dem schwachen Scepter des sechzehnten Ludwig sich der Ohnmacht des Regiments und seiner eignen Kräfte bewußt zu werden anfing. Wagte man auch den Angriff gegen die bestehende Ordnung noch nicht unmittelbar auf die Politik hinüberzuspielen, so entbrannte doch desto heftiger der Streit auf sozialem und vorzüglich auf religiösem Gebiete. Die Philosophen, die Encyklopädisten, Voltaire mit den Pfeilen seiner Satire, Rousseau mit der Wucht seiner pathetischen Beredsamkeit, hatten die Herrschaft der Kirche über die Geister gebrochen, alle Fesseln der Autorität und des Dogmas abgestreift; aber was hatten sie an die Stelle gesetzt? Der Glaube war erschüttert, aber nicht ausgerottet. Die Wissenschaft war gegründet, aber ihre Resultate fingen erst zu dämmern an und waren vielfacher Deutungen fähig. Überall Unbefriedigung, Verstimmung, eine Lücke in den Gemütern. Zweifel und Unglaube erzeugten, wie überall, so auch hier als natürliche Reaktion — den Aberglauben. Diejenigen, welchen der Begriff des Göttlichen in kleinlicher Auffassung der Verhältnisse ganz abhanden gekommen, sind doch stets bereit, sich einem Unbegreiflichen, Unverständlichen, selbst Absurden freiwillig unterzuordnen. „Sie stürzen in die Knechtschaft," könnte man von ihnen, wie einst Tacitus von den Schmeichlern des römischen Senats, sagen.

Nicht lange vor Mesmers Ankunft hatte man in Paris Cagliostro gefeiert, den kecken Abenteurer und Geisterbeschwörer, ihn, der die Pariser glauben machte, daß er mit Jesus bei der Hochzeit zu Kanaan gespeist habe und bei Mahomeds Flucht nach Medina zugegen gewesen sei. Man hatte Bleton, man hatte den Grafen St. Germain und andere Wundermänner mit Enthusiasmus verehrt; wie sollte man nicht auch den fremden Wunderarzt, den Verkündiger einer neuen Naturkraft und einer neuen Heilwissenschaft, schon der Abwechselung halber mit offenen Armen empfangen? —

Die Vorträge und Kuren Mesmers fanden wahrhaft unglaublichen Zulauf. Der Hof und die Stadt, Prinzen, Herzöge, die vornehmsten Damen, die höchsten Würdenträger und Beamten, Prälaten, Richter, Schriftsteller, Ärzte — alle huldigten ihm; alle wurden seine Schüler, seine Adepten und vor allem seine Patienten. Von seinen Erfolgen berauscht oder von seinen Anhängern fortgerissen ging Mesmer weit hinaus über die ursprünglich selbst gezogenen Grenzen. Die einfachen Manipulationen, das Magnetisieren durch Handauflegen und Streichen genügten nicht mehr; um der Neugierde und Schaulust des Publikums zu fröhnen, umgab Mesmer sich und seine Kuren mit einer bunt zusammengesetzten theatralischen Staffage. In vier großen Sälen standen ebenso viele große, mit Eisen beschlagene magnetische Wannen (baquets). An den Rändern derselben waren Taue befestigt und Löcher angebracht, durch welche spitze magnetische Eisenstäbe gesteckt wurden. Rings um die Wannen saßen die Kranken auf niedrigen Strohsesseln, hielten die Füße an die Wannen oder wurden mit Stricken daran gebunden und brachten die leidenden Teile ihres Körpers mit den Tauen oder Eisenstäben in Berührung, um das magnetische Fluidum unmittelbar in dieselben überströmen zu lassen. Mit diesen Prozeduren wechselten Reibungen, Knetungen, Streichungen in den verschiedensten Richtungen, bald mit den Fingerspitzen, bald mit einer eigens präparierten magnetischen Rute. Konvulsionen und Nervenzufälle der verschiedensten Art, zuweilen sogar der Tod waren die Folgen einer so eingreifenden, die Einbildungskraft mächtig erregenden und das gesamte Nervensystem gewaltsam affizierenden Behandlung. Doch dies war noch nicht alles und noch nicht einmal das Schlimmste. Anhänger und Schüler Mesmers, die beiden Grafen

de Puy-Ségur und der Pater Hervier, machten die Erfindung des magnetischen Somnambulismus (oder der Clairvoyance, des Hellsehens). Sie versicherten, daß dieser Zustand derselbe sei, unter dessen Einflusse die Priester, Sibyllen und Seher des Altertums, wie die christlichen Apostel gestanden, durch den sie in Zungen geredet, die Zukunft prophezeit, Krankheiten entdeckt und geheilt hätten. Sie behaupteten, daß alle Besessenen, alle Epileptischen, alle Wahnsinnigen von magnetischem Fluidum erfüllt seien, und daß die Mesmeristen die Kunst besäßen, diese Zustände in dazu geeigneten Individuen künstlich zu erzeugen. Welcher immense Fortschritt war hiermit gegeben! Man überließ es nun Mesmer, den tierischen Magnetismus noch ferner zum Wohle der Menschheit praktisch in Anwendung zu bringen; seine Schüler verlegten sich in Masse auf das ebenso neue als einträgliche Geschäft, Somnambulen zu machen und sie prophezeien, in fremden Zungen reden und abgeschiedene Geister citieren zu lassen. Die keckſten Betrügereien mischten sich ein; man erhitzte die Phantasie der Großen, die hundert Louisd'or und mehr für eine magnetische Lektion bezahlten, und brachte sie zu dem Glauben, mit Heinrich dem IV. und Ludwig dem XIV. zu konversieren, oder einen Abend mit Semiramis und Sappho, mit Kleopatra und Julia zu verbringen. —

Der Hof von Versailles, und zumal die junge Königin Marie Antoinette, hatten anfangs den Mesmerismus entschieden begünstigt. Aber bald wuchs der Skandal ihnen über den Kopf. Es wurde der Königin hinterbracht, daß einige der magnetisierten Somnambulen sich über ihre galanten Abenteuer, ihren politischen Einfluß und die traurigen Folgen desselben in sehr indiskreter Weise geäußert hätten. Ohne Zweifel wurde der Mesmerismus auch als Deckmantel politischer Intriguen und persönlicher Antipathieen benutzt. Es gab unter der hohen Aristokratie eine Partei, die den Hof und die Königin mit allen Mitteln bekämpfte, und der Herzog von Orleans — der Vater Ludwig Philipps, der nachmalige Philipp Egalité der Revolutionszeit — stand an ihrer Spitze. Die Chefs dieser Partei mieteten unter dem Vorwande, den tierischen Magnetismus zu kultivieren, ein Hotel, wo sie von der Polizei ungestört Pläne und Intriguen gegen die Regierenden schmiedeten. Auch auswärtige Gesandte, teils aus Neugierde, teils aus Abneigung gegen den österreichischen Einfluß der Königin, beteiligten sich an diesen Versammlungen, die zuletzt die gerechte Besorgnis der Regierung erregten und dem Minister von Breteuil zu einem energischen Einschreiten gegen das gefährliche Treiben Veranlassung gaben.

Doch der vernichtende Hauptschlag gegen die Mesmeristen sollte von anderer und kompetenterer Seite geführt werden. Die Akademie der Wissenschaften — gerade damals ungewöhnlich reich an Männern ersten Ranges auf dem Gebiete der exakten Naturforschung — hatte bisher geschwiegen; jetzt glaubte sie es ihrer eignen Würde schuldig, den Unsinn, der sich im Namen der Wissenschaft breit machte, in seine Grenzen zu bannen. Sie wählte zur Untersuchung der Mesmerschen Lehre fünf ihrer Mitglieder, unter ihnen die unsterblichen Namen Franklin und Lavoisier, denen der König durch einen Befehl vom 12. März 1784 noch vier Ärzte der Fakultät, die Herren de Born, Sallin, d'Arcet und Guillotin hinzufügte. Die Kommission ging mit Ernst und ohne Vorurteil zu Werke. Sie untersuchte die öffentlichen Anstalten Mesmers und seines anerkannten Schülers Deslon, und konstatierte, daß unter der Einwirkung der oben geschilderten Prozeduren, denen die Kranken ausgesetzt wurden, allerdings heftige Nervenzufälle, Ohnmachten, Zuckungen und nervöse Konvulsionen auftraten; daß aber der Magnetismus an diesen Wirkungen vollkommen unschuldig war, und ein Teil derselben auf Erdichtung, ein Teil auf der Erschütterung des Nervensystems und den künstlich erregten Gemütsbewegungen beruhte. Die Kommission faßte ihre Ergebnisse in einem ausführlichen Bericht zusammen, der dem Könige vorgelegt und auf dessen speziellen Befehl noch in demselben Jahre gedruckt wurde.

Damit hatte der tierische Magnetismus seine Rolle wenigstens in Paris ausgespielt. Er war von der Wissenschaft entlarvt und gerichtet; die frivole Weltstadt, die sich sechs Jahre hatte am Gängelbande herumführen lassen, ging zu etwas anderem über. Die berüchtigte Halsbandgeschichte bot ihr bald Stoff genug; und als der einfache Skandal nicht mehr genügte, fing sie an, sich mit

Pflastersteinen und Barrikaden eine pikante Abwechslung zu bereiten. In den Provinzen fristeten die von Mesmers Freunden allenthalben arrangierten magnetischen Salons einige Zeit noch ein kümmerliches Dasein, bis der Donnersturm der Revolution sie alle hinwegfegte.

Mit ihnen verschwand auch der Prophet selbst vom historischen Schauplatze. Mesmer, den der Anbruch der Revolution fast seines ganzen erworbenen Vermögens beraubte, ging zuerst nach London, dann nach Deutschland und nach seinem Vaterlande, der Schweiz. Dort in der Nähe seines Geburtsortes, zu Mörsburg am Bodensee, lebte er noch viele Jahre unbekannt und fast verschollen, aber seinen Ansichten und seinem Berufe getreu, mit schriftstellerischen Arbeiten über den Magnetismus beschäftigt. „Da mir," heißt es in einer seiner letzten Schriften, „nur noch eine kleine Strecke auf dem Pfade meines Lebens zu durchlaufen übrig ist, so kenne ich kein wichtigeres Geschäft, als den Überrest meiner Tage allein der praktischen Anwendung eines Mittels zu weihen, dessen ungemeinen Nutzen mich meine Beobachtungen und Erfahrungen kennen gelernt haben, damit mein letztes Wirken die Anzahl der Thatsachen vermehre und die Erhaltung des Menschen künftig nicht mehr durch ungewisse Arzneimittel wie durch ein unsicheres Glücksspiel bestimmt werde." Hochbetagt, mehr als achtzigjährig, starb Mesmer am 5. März 1815.

Wer die Worte hört, die ich eben verlesen, und die Mesmer in seinem hohen Alter, zurückgezogen und vergessen von der Welt, schrieb — wer den Charakter und die Lebensumstände des merkwürdigen Mannes, die Verhältnisse seiner Zeit und den Standpunkt der damaligen Wissenschaft sorgfältig erwägt: der wird Mesmer schwerlich für einen wissentlichen Betrüger und Charlatan halten, oder gar mit jenen ärztlichen und unärztlichen Reklamemachern neuesten Stils in eine Kategorie bringen. Mir wenigstens würde zu einer solchen Verurteilung der Mut fehlen. Ich halte Mesmer für einen Mann der ehrlichen Überzeugung, der, wie es hochgebildeten Adepten und Dilettanten der Wissenschaft nur zu oft geht, mehr mit genialer Auffassung und lebhaftem Fluge der Phantasie, als mit jenem in die Tiefe dringenden, analysierenden und gleichsam sezierenden Geiste der strengen Forschung begabt war. Er beobachtete Thatsachen, aber er vermochte sie nicht zu deuten; wie betäubt vom Blitze seiner eigenen Entdeckung ließ er sich von seiner Einbildungskraft treiben, formte er phantastische Gedankenbilder zu Theorien von Scheinkräften und Scheinwirkungen, denen jeder reelle Anhaltspunkt mangelte. — Mesmer fehlte besonders in zweierlei Dingen. Einmal, daß er in ein System brachte, was für ein solches nicht reif war und vielleicht niemals reif sein wird — die unleugbar vorhandene Möglichkeit einer magischen, d. h. einer wesentlich psychischen, durch Willen und Vertrauen vermittelten Heilwirkung. Er fehlte dadurch in ähnlicher Weise wie Gall, der ebenfalls das an sich berechtigte Problem der Schädellehre voreilig als gelöst annahm und durch Einzwängen in den Rahmen eines abgeschlossenen Systems zur Karikatur entstellte. Der Fehler rächte sich an Mesmer selbst: er war gezwungen, die undefinierbaren Äußerungen des magischen Lebens mit den in der Natur herrschenden Gesetzen und Kräften zu identifizieren, und er beschwor dadurch einen Sturm gegen sich herauf, der alle seine Anschauungen und Lehrsätze als auf unwissenschaftlicher Willkür beruhende Abstraktionen verwehte. — Der zweite und noch schlimmere Fehler war der, daß er ungestüm und unzeitig sogleich auf den Markt des Lebens und in die weitesten Kreise der Öffentlichkeit brachte, was vorher der strengsten Sichtung, der sorgfältigsten Prüfung durch das Experiment und durch eine unparteiische Kritik bedurft hätte. Der Vorwurf des Charlatanismus, der Spekulation, des unwissenschaftlichen Humbugs, den seine Gegner mit großem Geschrei erhoben, und der seine Schüler jedenfalls mit größerem Rechte trifft, war durch das anmaßliche Auftreten Mesmers in hohem Grade verschuldet, wenn auch eigennützige Absichten ihm im Anfange und vielleicht bis ans Ende seiner Laufbahn ganz fern gewesen sein mögen.

Das Ende Mesmers war nicht auch das Ende des tierischen Magnetismus. Die Zeit seiner späteren Lebensjahre freilich — eine Zeit blutiger Eroberungskriege, despotischer Unterdrückung, geistiger Wiedergeburt und glänzender Freiheitsschlachten; mit einem Worte, die Zeit Napoleons — war einer Wiederaufnahme seines Werkes nicht günstig.

Tanzunterricht. Nach dem Gemälde von F. Lesler.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Gratulation. Nach dem Gemälde von F. Lesser.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Aber als nach dem Sturze des korsischen Giganten eine Epoche des tiefsten Friedens, der Reaktion, der Erschlaffung und Stagnation in den Geistern eintrat, da konnte mit so vielen anderen Überbleibseln der vorrevolutionären Zeit auch der tierische Magnetismus sein Haupt wieder erheben. Die damals in Deutschland auch unter den Forschern und Ärzten allgemein herrschende Naturphilosophie war einer Lehre besonders günstig, welche sie als schlagendstes Beispiel für eine „Wiederholung niederer Naturkräfte auf höherer Stufe" und „organischer Polaritäten" in ihrem System wohl zu benutzen vermochte. Mit besonderem Eifer stürzte man sich auf die Vorgänge des Hellsehens und die damit verwandten Zustände. Kieser glaubte des Rätsels Lösung gefunden zu haben, als er das gesamte Nervenleben auf Polaritäten zurückführte, und sein „System des Tellurismus" fand außerordentlichen Beifall. Man sprach hinfort, ohne sich um die Berechtigung solcher Phrasen zu kümmern, von Tag- und Nachtleben des Geistes, von der höheren „solaren" Gehirnseele und der niederen „tellurischen" Ganglienseele, von den Sternen des Unterleibes, die da aufgingen, wenn die Sonne des Gehirns nächtlich untergegangen. Der Dichter Justinus Kerner, nebenbei Arzt zu Weinsberg, schrieb in Verbindung mit dem Philosophen Eschenmeyer die Geschichte der bekannten Seherin von Prevorst, in der überall die „Nachtgebiete der Natur", das „Hereinragen der Geisterwelt in die unsere", ein unheimlich phantastischer Spuk von Gespenstern, Bezauberungen, Exorzismen die Hauptrolle spielen. Fromm gewordene Ärzte führten die Krankheit auf den Sündenfall, die Behandlung auf die Heilsmittel der Kirche zurück; sie lehrten, daß die Krankheit ihren Sitz in der „entzündeten", durch Lust und Begierde wild gewordenen Seele habe, von wo sie ausgetrieben werden müsse durch gläubige Gebete und durch Exorzismen.

Aber — war die Verwirrung der Geister auch noch nicht getilgt, das wirksame Gegenmittel war schon bereitet. Die Naturwissenschaft hatte seit der Zeit von Mesmers erstem Auftreten Riesenschritte gemacht; sie hatte den Galvanismus entdeckt, die innige Verbindung zwischen ihm und dem Magnetismus erwiesen, die ungeheuersten Wirkungen der vereinten Zwillingskräfte für das Leben gefunden, und die Lehre vom gesunden und kranken Leben, Physiologie und Pathologie, auf unantastbaren Grundlagen geschaffen. Vor ihrem Lichte erbleichten die Nachtgespenster einer frömmelnden Mystik oder transcendentalen Theosophie, zerstiebten die bunten Nebelbilder der Spekulation und versank endlich auch die letzte Umwandlung des Mesmerismus, die Reichenbachsche Lehre vom Odd, trotz der Thatsachenfülle und bestrickenden scheinbaren Exaktheit, womit sie ihre innere Hohlheit umkleidete, in das Grab wohlverdienten Vergessens.

So kam endlich auch die Zeit, in welcher der spät gewürdigte schottische Arzt James Braid, der Schöpfer des modernen „Hypnotismus". der Mesmerschen Lehre vom tierischen Magnetismus den wissenschaftlichen Gnadenstoß geben — zugleich aber das, was an brauchbaren Gedanken und Beobachtungen unter der Masse wüster Irrtümer verborgen lag, herausgreifen und einer wissenschaftlichen Bearbeitung und Fortentwickelung zuführen konnte. Als Braid, dessen gewaltige Bedeutung neuerdings der ihm kongeniale Preyer*) nach Gebühr würdigte, gleich im Beginne seiner Untersuchungen fand, daß zum Hypnotisieren kein Magnetiseur, kein aus- und überströmendes magnetisches Fluidum, kein Kontakt und kein wie immer gearteter magnetischer Rapport erforderlich sei, sondern nichts als die die Augenmuskeln ermüdende Anspannung der Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Punkt, daß man auf solche Weise sich selbst ohne und gegen den Willen des Magnetiseurs, ja unter Umständen auch gegen die eigene Absicht zu hypnotisieren vermöge: da war das Rätsel gelöst, das lange gehütete Geheimnis des „tierischen Magnetismus" entschleiert. Da war aber auch für diese Irrlehre die Zeit gekommen, sich gleich der Sphinx nach Lösung ihres Rätsels in den Abgrund zu stürzen und für immer zu entschwinden. An ihrer Stelle entstieg das jüngste Lieblingskind experimental-psychologischer und ärztlicher Forschung, der heutige Hypnotismus, der, wenn auch immer noch nicht über die Jahre der Kinderkrankheiten hinaus und mit aller-

*) Vgl. Preyer, die Entdeckung des Hypnotismus, Berlin 1881; der Hypnotismus (Vorlesungen gehalten an der K. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin), Wien 1890.

lei Kinderunarten und Jugendthorheiten behaftet, doch in der Hut strenger wissenschaftlicher Erzieher und Bildner eine gesunde Fortentwickelung verspricht und schon jetzt die Seelenforschung um manche ungeahnte Erkenntnis, die ausübende Heilkunde, zumal das Feld nervenärztlicher Thätigkeit, um manche schätzbare Errungenschaften bereichert.

Was sollen und können wir aus der Geschichte Mesmers und seiner Jünger, aus den Schicksalen des tierischen Magnetismus für uns und unsere Zeit Nutzbares lernen? Vor allem dies: den Nutzen und die Notwendigkeit einer streng wissenschaftlichen Naturforschung, und die Verbreitung gediegener naturwissenschaftlicher Einsicht auch in Kreise, die ihr bisher — aus Vorurteil oder aus mangelnder Gewohnheit und Gelegenheit — noch fern stehen. Nur ein mit den Grundsätzen der Wissenschaft durchtränktes Denken schützt vor den Verirrungen, dem Betrug, den Selbsttäuschungen, denen Mesmer und die Mesmeristen in wahrhaft unheimlicher Weise anheimfielen, und zu denen das schlimme Schein- und Halbwissen fast noch mehr disponiert als das volle Nichtwissen. Eine unselige Folge dieses bei der Art unserer Erziehung fast unvermeidlichen Halbwissens ist jene selbst den besten Köpfen unserer Zeit vielfach anhaftende geistige Zerfahrenheit, wobei die Produkte grundverschiedener, ja entgegengesetzter Welt- und Lebensanschauungen unvermittelt nebeneinander liegen, oder das Gemüt noch tief in mystischen Nebeln steckt, während der Verstand in den freien Himmel der Forschung emporragt. „Das Wissen der meisten Gebildeten besteht", wie einmal Virchow sich ausdrückte „aus einem Gemenge"; es hat etwas Porphyrartiges: „Unsere Aufgabe", fügt derselbe Forscher hinzu „muß es sein, dafür zu sorgen, daß das Wissen wieder ein gleichmäßiges, ein homogenes, ein aus gleichmäßiger Quelle fließendes werde". Das ist freilich nicht erreichbar auf dem Wege einer flachen Popularisierung des Wissens, sondern einzig auf dem Wege einer rationellen Erziehung, die kein modisch zusammengeflicktes Stückwerk, sondern eine einheitlich verknüpfte, festgefügte Erkenntnis allen Volkskreisen darbietet. Gewiß ist dies eines der Hauptziele, welche uns bei der jetzt so eifrig betriebenen Reform unseres Schulwesens anzustreben bleiben: jene echte „Aufklärung", welche die erleuchteten Monarchen und Denker des vorigen Jahrhunderts im Sinne hatten, endlich zu verwirklichen, und — bei voller Wahrung und Förderung der im Volksleben thätigen religiösen und sittlichen Kräfte — zugleich immer weitere Kreise zu erhöhter Teilnahme an dem inzwischen so unendlich angewachsenen naturwissenschaftlichen Besitz zu berufen.

Opferduft.

Von Maurice von Stern. (Abdruck verboten.)

Still, wie aus gold'nen Opferbecken,
So dampft im Blütenduft die Flur;
Es haucht aus den Holunderhecken
Der heil'ge Atem der Natur.
Die blauen Glockenblumen läuten
Des Frühlings süßen Sonntag ein;
Der Blumen Gotteswort zu deuten,
Ergeh' ich mich im Sonnenschein.

Wie predigt warm in frommen Gluten,
Ein Duftprophet, der Rosenstrauch!
Bald wird in Opferfreude bluten
Der Flammenbusch im Abendhauch.
Bald wird er sanft sein heißes Leben
Aushauchen mild im Morgentau
Und mit dem feinen Duft der Reben
Aufsteigen in des Himmels Blau.

Wie glüh'n der Erde Opferbecken!
Wie raucht der Duft so wunderbar!
Wie dampft aus allen Rosenhecken
Der Schönheit heiliger Altar!
Wie eint sich Rauch und Duft und Farbe
Zum Opfer, wie es Gott gefällt! —
Der Frühling ist die Erstlingsgarbe,
Und Gottes Tempel ist die Welt!

Der „europiſche Kaiſer“ im Zerrbilde.

Von Ernſt Schubert.

(Abdruck verboten.)

Mit Bildern nach zeitgenöſiſchen Karikaturen aus der Sammlung des Kunſtantiquars Max Grüner in Leipzig.

Die heutige Zeit macht ſich kaum eine Vorſtellung davon, wie unſere Vorväter aufatmeten, nachdem der ungeheure Alp, der drückend auf ganz Europa gelaſtet hatte, endlich verſcheucht war. Schon das Strafgericht, das 1812 in Rußland über den Eroberer niederging, weckte in den Herzen der Patrioten die Hoffnung auf eine beſſere Zukunft, aber noch blieb er furchtbar, bis die allgemeine Erhebung, der Bund der Fürſten und Völker ihn niederwarf. Zu den Freiheitsſängern, die mit ihren ſturmbewegten Liedern zum Kampf aufriefen, geſellten ſich die Geiſter des Spottes und Hohnes, und alles, was durch lange traurige Jahre ſich an Grimm, zorniger Empörung und Verachtung angeſammelt hatte, in zahlloſen Flugblättern, meiſt in poetiſcher Form, gelangte es zum ätzenden Ausdruck. Von der ungeheuren Fülle dieſer Spottſchriften gegen den „europiſchen Kaiſer,“ wie er nun höhnend genannt wurde, hat nur derjenige den rechten Begriff, welchem die bald nach Ende des Befreiungskrieges herausgegebene Sammlung zu Geſicht gekommen iſt. Sie füllt in einem breiten Bücherſchranke wohl ein ganzes Fach und enthält Tauſende von Spottliedern, die meiſten ohne poetiſchen Wert, aber doch charakteriſtiſch für die Volksſtimmung. Hand in Hand mit den Zerrgedichten gingen die Zerrbilder; auch ſie erſchienen, obwohl die Vervielfältigung vor achtzig Jahren viel ſchwieriger und koſtſpieliger war als jetzt, in unendlicher Menge, und beklagen müſſen wir es, daß in den Tagen unſerer Großväter die heute ſo ſorgfältig gepflegte und für die Kulturgeſchichte ungemein wichtige Kunſt des Sammelns faſt gar nicht geübt

Der „europiſche Kaiſer“ im Zerrbilde: Die Haſenjagd.

Der „europiſche Kaiſer“ im Zerrbilde: Napoleons Glück und Ende.

wurde. Indeſſen iſt uns doch manches erhalten geblieben, und von dieſen papiernen Zeugen einer denkwürdigen Zeit geben wir etliche Proben wieder, die nach Originalen aus der ungemein reichhaltigen Sammlung des Kunſtantiquars Max Grüner in Leipzig reproduziert ſind.

Der „europiſche Kaiſer“ im Zerrbilde: Die europäiſche Barbierſtube.

Aus dem Anfang des Jahres 1813 ſtammt augenſcheinlich „Die Haſenjagd.“ Zahlreiche Anekdoten berichten uns, welche gewaltige Furcht die aus Rußland zurückgekehrten, unabläſſig gehetzten Franzoſen vor den Koſaken empfanden, welche ſich die Bauern in Preußen und Pommern wohl zu nutze machten. Wenn ſo ein Schwarm Ausgehungerter das Dorf überfiel, da genügte oft der bloße Ruf „Koſak! Koſak!“, um die ungebetenen Gäſte Hals über Kopf von dannen zu ſcheuchen. So ſehen wir vor einem einzigen, drohend den Kantſchu ſchwingenden Koſaken eine ganze Schar Franzoſen — wenn wir genau nachzählen, ihrer ſechzehn — das Haſenpanier ergreifen. Mit den Uniformen der verſchiedenen napoleoniſchen Regimenter angethan, doch ohne Wehr und Waffen, die ſie als Hinderniſſe der Flucht beiſeite geworfen, ſtürmen ſie in wilder Haſt vorwärts. Helme, Säbel, Flinten, Patrontaſchen u. ſ. w. bedecken den Boden; nur einer der Haſen, oben auf dem Hügel, hat noch die Flinte behalten, und der Kamerad rechts neben ihm trägt die Fahne daher, doch ſchon ſinkt dem Adler der Lorbeerzweig herab. Der große Haupthaſe in der Mitte, der über den Baumſtamm hinwegſetzt, trägt die grüne Uniform Napoleons mit den dicken goldenen Raupen, und in dem weitausgreifenden Lampe in der pelzverbrämten Huſarenjacke links im Vordergrunde haben wir wohl Murat zu vermuten. Die armen gehetzten Häslein haben recht, ſich zu beeilen, denn welches Schickſal ihnen droht, zeigen die vom Sattelgurt des wilden Koſaken herabhängenden Bälge ihrer erlegten Kameraden.

Der „europiſche Kaiſer“ im Zerrbilde: Der Tanzbär.

Noch deutlicher als dieſes Blatt ſpricht „Die europäiſche Barbierſtube.“ Der Barbierte wider Willen iſt Napoleon, den der Kaiſer von Öſterreich auf den Seſſel niederdrückt, während König Friedrich Wilhelm III von Preußen, mit der Linken den ſich Sträubenden an der Naſe packend, in der Rechten das Schermeſſer führt, und der Zar Alexander mit Teller und

Der „europiſche Kaiſer“ im Zerrbilde: Heerſchau auf Elba.

Schwamm bereit ſteht. Der Tellerrand trägt die Jahreszahl 1812, das Raſiermeſſer die Zahl 1813. Nehmen wir die Lupe zur Hilfe, ſo erkennen wir noch mancherlei andere Inſchriften. Auf dem Kinn Napoleons ſteht „Holland,“ das dem gierigen Eroberer gerade wieder abraſiert wird, und ſechs andere Namen auf der übergebundenen Serviette ſpieten auf Niederlagen des Korſen an: Mailand, Kulm, Brabant, Katzbach, Leipzig, Dennewitz. Bei Betrachtung des Bildchens hat ſeiner Zeit wohl mancher Patriot auch eins der Spottliedchen dazu geſummt, wie:

Ei das Spiel, das gehet ſchön, kommt ja Sieg auf Siege!
Bei Kulm fiele der Bandamm von der Glücksſtiege;

oder:

Bei Dennewitz da haben wir ihnen 's Maul geſtopft
Und den Franzoſen die Hoſen recht tüchtig ausgeklopft.

Ein beſonders hübſches Blatt haben wir in „Napoleons Glück und Ende“ vor uns. Nach Art der bis in die Mitte unſers Jahrhunderts beliebten volkstümlichen Darſtellungen vom Schickſale berühmter Männer ſehen wir in elf Einzelfiguren und Gruppen den Lebenslauf des Eroberers veranſchaulicht. Links zu Füßen des ſtaffelförmigen Aufbaues ſpielt der Knabe auf Korſika mit Trommel und Gewehr; eine Stufe höher erſcheint er als Kriegsſchüler zu Brienne, weiter hinauf als Leutnant zu Toulon, ſodann als Bürgergeneral und Sieger von Arcola, die Fahne in der Hand ſchwingend, hierauf als erſter Konſul der Republik, endlich auf der höchſten Stufe, im Gewande der römiſchen Imperatoren, als Kaiſer des großen Weltreiches. Viel ſchneller als der mühſame Aufſtieg und in größeren Sprüngen erfolgt der Abſtieg. Der „Abſchied von Spanien“ zeigt Napoleon auf bäumendem Roſſe, bedroht von der Kugel des Guerilla, während die „Heimkehr aus Rußland“ in der faſt typiſchen Art der Zeit dargeſtellt iſt. Gewaltig treibt mit der Peitſche der Schlittenführer das weitausgreifende Pferd an, indeſſen der Kaiſer ängſtlich nach dem verfolgenden Koſaken ausſpäht. Zwiſchen beiden flattert ein Blättchen mit der Inſchrift: XXIX. Bulletin — ein Hohn auf die prahleriſchen und lügneriſchen Berichte von der großen Armee, die immer noch ſiegte, während ſie bereits in völliger Auflöſung begriffen war. Draſtiſch veranſchaulichen die beiden Bildchen am Ausgange

Der „europiſche Kaiſer“ im Zerrbilde: Die große Heldenoper: „Das befreite Europa.“

des Staffelbaues die „Flucht aus Deutschland“ und den „Sturz in Frankreich.“ Ein Kosak, ein österreichischer Infanterist und ein preußischer Landstürmer mit der Pieke stürzen den besiegten Kaiser in den Abgrund. Er fällt jedoch verhältnismäßig günstig, nämlich in einen Kahn, der ihn nach Elba trägt. Dort sehen wir den entthronten Weltbeherrscher unter einer Trauerweide liegen, zu seinen Füßen ein Blatt mit der Inschrift: Sic transit gloria mundi. Auf hoher See halten englische Kriegsschiffe die Wacht, während der „Einsiedler auf Elba,“ wie ihn die Unterschrift auf dem Inselraude nennt, sich in trübsinnigen Träumen ergeht. Die luftigen Seifenblasen, nach denen er die Hand ausstreckt, tragen die Namen von Ländern, die er gegründet oder an sich gerissen hatte: Westfalen, Holland, Rom, Piombino (das ehemalige kleine Fürstentum in Oberitalien), Spanien, Italien, als größte Luftblase das „große Reich.“

Die Kunde, daß der Titularkaiser zum Zeitvertreib alle die Schlachten, in denen er gekämpft, im Geiste noch einmal schlüge, gab wohl die Veranlassung zu unserer „Heerschau auf Elba.“ Ein Spottlied von 1814 höhnte:

Auf Elba drin schaut's friedlich aus,
Da gibt's kein Trommelrühren,
Soldaten sein da nicht zu Haus,
Ist nix zu kommandieren;

aber das Bildchen lehrt uns, wie der „Kaiser ohne Heer“ sich zu helfen wußte. Über gewaltige Kolonnen von Bleisoldaten hält er Revue, und an der Spitze der berühmten alten Garde sehen wir ihn in Miniatur sogar selbst daherreiten. In der geöffneten Thür drängt sich ein Haufe Neugieriger, die mit spöttischer Miene auf das kindische Spiel des einstigen Weltgebieters herabblicken.

Indessen sann Napoleon auf Elba ernstere Dinge, und zum Schrecken Europas erschien er plötzlich wieder auf dem Plan. Freilich dauerte die Herrlichkeit nicht lange, und schlimmer denn vorher war sein Fall. Unser fünftes Bildchen zeigt, wie der Bär, völlig gezähmt und geknechtet, vor den drei verbündeten Monarchen tanzen muß, sowie es der grimme Führer befiehlt. Als Affen umhüpfen den Tanzbären Soldaten der früheren großen Armee, während Krieger der Alliierten auf Querpfeifen zu dem schlimmen Tanz aufspielen.

Das merkwürdigste Stück unserer kleinen Sammlung ist indessen das „Finale der neuen großen Heldenoper ‚das befreite Europa‘.“ Das Orchester bilden die drei Monarchen, zu denen als vierter sich der Kronprinz Karl Johann von Schweden (Bernadotte) gesellt. Als einzigen, und zwar sehr widerwilligen Zuhörer gewahren wir Napoleon. Dem Blatte ist auch ein Text beigegeben, der folgendermaßen anhebt:

Der Kaiser Alexander schlägt den Takt mit der Kanone,
Und Friedrich Wilhelm streicht den Baß auf seinem ehrnen Throne,
Der Kaiser Franz und Karl Johann die spielen Geig' und Flöte;
Als das Quartett mit Kraft begann, da sprang die grüne Kröte.
Seht, wie der Schalk die Löffel hält, das will ihm nicht gefallen;
Du weltberühmter großer Held, so geht's den Dieben allen!
Er will entfliehn, doch ach, wohin? Der Teufel folgt ihm immer,
Denn all sein Glück weicht jetzt von ihm und all sein Heldenschimmer.
Und seine Freunde ziehen sich hübsch hinter die Koulissen
Und denken: Hol der Teufel dich, sonst werden wir gebissen.

Die ehemaligen Freunde nun, die sich seitwärts in die Koulissen schlagen, sind rechts der Fürst von Anhalt, durch die Büchse als ein großer Nimrod gekennzeichnet, und der König von Sachsen, hinter welchem ein Mann, eine Brille in der Hand schwingend, Kapriolen macht — wohl eine Anspielung auf die politische Kurzsichtigkeit des Fürsten. Vorn an der Koulisse links lehnt bedenklich der Großherzog von Baden, während hinter ihm Dalberg, von Napoleons Gnaden Großherzog von Frankfurt, mit dem Mantelsack unter dem Arme entweicht. Die Figur links im Vordergrunde der Bühne, die schnöde Napoleon den Rücken kehrt, stellt den König von Württemberg dar, die andere rechts den König von Baiern. Der wunderliche Drachenreiter zu Häupten aller ist der König „Hei Rümmt Rietut“ (H. N. R. = Hieronymus Napoleon Rex), und die wohlbeleibte Dame unten, die verzweifelt nach ihm die Hände ausstreckt, seine Gattin, Königin Katharina von Westfalen. Im Hintergrunde aber kommt, den Marschallsstab in der Hand, Lord Wellington angesprengt. Die schwer

erkenntlichen Darſtellungen am Podium der Bühne gehen nach dem Texte unſeres Flugblattes auf die Schweiz und Holland, die noch überlegen, ob ſie ſich an dem allgemeinen Ausblaſen Bonapartes beteiligen ſollen. Von dem endgültigen Abſchluß der napoleoniſchen Herrlichkeit hat der Dichter noch keine Ahnung; er rät ihm, hinzugehen, wo er hergekommen, nach Korſika, und da hübſch ruhig zu bleiben. Bald darauf aber war das Schickſal des Störenfriedes beſiegelt, und das Spottlied ſang:

Deine Marſchäll groß und klein,
Deine Räuberhorden,
Alle, alle wie ſie ſein,
Sind zu ſchanden worden.
Wie ihr's g'macht, wird's euch ergehn,
Euch darf nichts verdrießen:
Sankt Helena ſollt ihr ſehn,
Und da müßt ihr büßen.

Der Elfenring.

Von J. Trojan.

(Abdruck verboten.)

Sieh her, auf dem Raſen, dem Blumen entblüh'n,
Erblick' ich ein liebliches Wunder.
Es zeichnet da ab von dem anderen Grün
Ein Ring ſich, ein ſchimmernder, runder.

Ein Kreis iſt's von Grün, das in ſchönerer Pracht
Erglänzt als das andre der Halde.
Da haben die Elfen getanzt in der Nacht,
Umgeben von ſchweigendem Walde.

Sie tanzen ſo leicht, wie ſchwebend im Traum,
Die Elfen, die zierlichen, holden;
Mit den glänzenden Füßchen ſtreifen ſie kaum
Die Spitzen der Halme und Dolden.

Nun ſiehſt du vom nächtlichen Reigen die Spur,
Die gewebt iſt zum ſchimmerndem Kranze.
Und willſt du's nicht glauben, ſo frage ſie nur,
Die ſelber geſehen das Ganze.

Jetzt ſchlafen ſie feſt noch, doch trifft du ſie an,
Wenn vom Tau wird die Wieſe befeuchtet.
Leuchtkäferchen ſind es, die frage alsdann,
Sie haben zum Tanze geleuchtet.

Der jugendliche Liebhaber.
Nach einer Originalzeichnung von C. W. Allers.

Die muntere Liebhaberin.
Nach einer Originalzeichnung von C. W. Allers.

Die Linde.

Eine realiſtiſche Dichtung von Max Hobrecht.

(Abdruck verboten.)

I.

Bei meinem Hauſe ſteht ein Lindenbaum,
Es iſt der letzte Baum in unſ'rer Straße —
Vor Zeiten war's wohl Brauch, daß jedermann
Vor ſeiner Thüre ſolchen Hausgeiſt pflanzte,
Als Wetterdach, als luft'gen Sonnenſchirm,
Darunter man zur Feierſtunde ſaß,
Als Sommerhaus für Spatz und Meiſenvolk,
Als grünes Freundſchaftszeichen für den Fremdling,
Als — Gott weiß was? genug, es war ein Band,
Das dieſes Haus mit Gott und Welt verknüpfte.
Als ich in dieſer Straße Anker warf,
Gab's nur mehr vier dergleichen Überſtänder.
Birnbäume waren drei — da weiß man doch,
Wozu die da ſind: kam der Herbſt herbei
Und färbten gelblich ſich die erſten Früchte,
Begann der Kampf um's Recht, der Kampf um's Daſein:
Als Wurfgeſchoß aus böſer Buben Hand
Flog Stein und Knittel in die grüne Krone,
Mit dem herabgeſchlag'nen Blätterſchmuck
Fiel manche Frucht vorzeitig in den Sand.
Nicht um zu feiern, ſaß der Hausherr da —
Als grimmer Wächter ging er ſeine Runden,
Allnächtlich fuhr er auf aus tiefſtem Schlaf:
War es der Wind, der an den Zweigen zerrte,
War's Diebeshand? Verdammt die Finſternis!
Es kann der Beſte nicht in Frieden leben —!
Der Beſte doch vielleicht, ein Birnbaum nicht,
Zumal nicht an der Straße — ſo geſchah's,
Daß ihrer drei mit eins der Axt erlag
Und in den Ofen kroch — die Linde blieb.

II.

Die Linde blieb — bald zählt ſie hundert Jahr;
Das alte Haus, daran man ſie gepflanzt,
Ward abgebrochen, an die Stelle dann
Ein neues Haus gebaut — die Linde blieb.
Man hat ihr manchen guten Aſt genommen,
Auch an der Wurzel hat man ſie gerührt,
Die Sauger mußten ſich dem Grundbau fügen,
Der Stamm ward aus dem rechten Lot gedrängt,
Sie krankte wohl, allein ſie überwand,
Und ihre Krone, ſeitwärts nun geneigt,
Wirft wieder breiten Schatten auf die Straße,
Webt meinen Saal in einen grünen Dämmer
Und ſtreift das Fenſter meines Schlafgemachs
Mit Blütenzweigen, wenn der Sommer kommt.
Das Haus, wie einſt das alte, ſteht am Thor;
Der inn're Winkel, draus die Linde ſteigt,
Iſt ſo ein rechter Platz für müß'ge Leute,

Für trauliches Geſchwätz und ſtilles Sinnen.
Wie einſt der Waibel mit dem Thorwart hier,
Kann jetzt der Nachbar mit dem Nachbarn ſitzen
Und Überlief'rung pflegen ohne Müh —
So dacht' ich und, wie man der Windenblume
Ein Stäbchen, daß ſie dran ſich ranke, ſteckt,
Wie man dem Kürbis leichte Fäden zieht,
Daß er dran klettert in Gelehrigkeit,
So ließ ich einen Feldſtein, der, vom Bau
Zurückgeblieben, noch im Hof mir lag,
Weil ſich kein Ort ihn zu verwenden fand,
Zur Linde wälzen, an den Stamm ihn lehnen,
Als wollt' ich ſagen: Freunde, ſetzt euch drauf!

III.

Im Plaudereck am Thor die alte Linde,
Der Feldſtein drunter, wie zum Sitz gemacht,
Ein rechtes Bild — und nun noch Leben drauf:
Die Botenfrau mit abgeſetztem Korb,
Die Magd, die barfuß her zum Jahrmarkt kam
Und erſt mit Strumpf und Schuh ſich ſtädtiſch putzt,
Der Nachbar Schuſter mit dem Rauſch von geſtern,
Der gerne Vortrag hält vor müß'gem Volk,
Und was ſich ſonſt vor dieſen Fenſtern zeigt —
Man bleibt doch jung, gottlob; trotz grauem Haar!
Zwar, wenn ich geſtern einen Kern mir legte,
Geh ich nicht heut' ſchon nach dem Pflänzchen ſehn —
Nach jenem Stein hab' ich doch oft geſchielt
Und immer öfter, ward gar ungeduldig,
Dann ließ ich's ſein — kein Menſch faß jemals drauf!
Unheimlich blieb er — ſelbſt der Affenpintſcher
Des Nachbars drüben kam voll Mißtrau'n nur
Und gab dem Mißtrau'n den geläuf'gen Ausdruck:
Auch ſeine Freunde fanden dann ſich ein —
Mein eigner Köter fehlte nicht darunter —
Dem Griechenchor gleich kreiſten ernſthaft ſie
Um den Altarſtein, blieben wieder ſtehn
Zu flücht'gem Opfer und verzogen ſich.
Am Ende ward das Weſen gar zum Spuk:
Die aus dem nächſten Wirtshaus vor dem Thor
Nach Hauſe trollten um den Hahnenſchrei,
Bierfrohe Jugend, hatten was gebraucht,
Die Kraft zu üben und ſo ward, den Stein
Herumzurollen gleich dem Siſyphus,
Ein Feſt für jetzt und blieb's für lange Zeit.
In mancher Nacht, wenn mir der Schlaf nicht kam,
Hört' ich das polternde Geräuſch des Steins
Und früh am Morgen war er auf dem Platz.
Die Nachbarn haben endlich ſich beklagt —
Da ließ ich ſtille meinen Stein verſchwinden.

IV.

So ſchlug mein Plan, der Welt zu dienen, fehl,
Wie fein er auch erdacht und ausgeführt.

Und wo ich, nach des Dänenprinzen Art,
Vor lauter Überlegen nichts gethan,
Geriet mein Nichtthun wunderbar zum Guten.
Ein ſtarker Aſt, der mich beim Bau geſtört,
War meiner guten Linde weggenommen;
Das weiche Holz mit grober baſt'ger Rinde
Gab keinen glatten ſaubern Schnitt am Stamm,
Voll Runzeln blieb die Narbe, drin das Naß
Sich ſammelte von Regen oder Schnee;
Allmählich nahm die Fäulnis ihren Weg
Ins Innere, und weit und weiter gähnte
Der ſchwarze Mund des ganz gemeinen Aſtlochs.
Hier iſt ein Fall, ſo ſprach ich zu mir ſelbſt,
Wo man durch einen Pflock die Höhle ſchließt
Mit guter Wirkung — beſſer iſt es noch,
Man füllt ſie ganz mit einem derben Teig
Aus Lehm und Schlacke, oder — Kohlenſtaub?
Darüber ein geteerter Leinwandfleck —
Auch wohl ein Blech mit Rinnen für die Näſſe?
Kurz, immer weiter griff die Phantaſie
Und — tiefer ward und dunkler nur das Loch
Und immer ſtärker Zweifel und Bedenken.
Im Frühling war's, erſt halb entwickelt nur
Das junge Laub, die Krone meines Baums
Durchſichtig noch, vom Sonnenlicht durchfloſſen;
So nahm ich leicht der neuen Gäſte wahr,
Die im Gezweige dort ihr Weſen trieben,
Nicht Spatz, nicht Meiſ', noch Fink — von größ'rer Art
Und voller Leben und Beweglichkeit:
Ein Staarenpaar! die hatten bald bemerkt,
Was ihnen dienlich, und die Kreuz und Quer
Durchforſchten ſie das Loch und fuhren aus
Moder und faules Holz recht wie die Kärner.
Schon andern Tags ward mir die Wirtſchaft klar:
Er ſaß in luft'ger Höh' auf ſchwankem Zweig
Und ſang und pfiff, ein ganzer Kavalier;
Sie ſteckte tief im Loch in Hausſtandsſorgen,
Strohhalme, Federn ſah man ſich bewegen,
Sie ſelbſt blieb unſichtbar für lange Zeit.
Und wie von Tag zu Tag das Laub ſich mehr
Ins Breite legte und zuſammenſchloß,
So ſchob ſich eine Wand von grünen Schirmen
Zwiſchen die Welt und dieſe Wochenſtube.
— Ob ich das Aſtloch wohl im nächſten Jahr
Verſtopfen werde? Nun — man wird ja ſehn! —

V.

Zur Zeit der Heuauſt, wenn die duft'ge Fracht
In ſchweren Fudern durch die Straßen fährt,
Iſt meine Linde, wie ein rechter Schlecker:
Sie ſtreicht mit ihren langen grünen Fingern
Von jedem Wagen ſich das Beſte ab
Und nimmt den Zehnten ſicher wie ein Pfaff.
Die Heuer, die es angeht, lachen drob:

„Soviel muß übrig sein!“ ist Bauernsinn,
— Dem Geben fremd, Verschwenden eigen ist. —
In Städten herrscht, seit Trojas Banner flog,
Der Ordnung strenger Geist und Bürgersinn,
Der ängstlich sorgt, daß jeder gleiches Maß,
Und Keiner was erhält, das Andre missen.
— Ließ sich der Sonnenstrahl in Stücke schneiden,
Es kriegte jeder seinen Viertelzoll —
Und allen ist's das halbe Tagewerk,
Dem Nachbarn fleißig auf die Finger sehn.
's ist nicht mehr Brauch, vorm Hause Bäume pflanzen,
Und viele — weiß ich — fühlen sich beengt
Von meinem Baum, der keinem doch im Wege.
Wenn auf den Steinen heiß die Sonne brennt,
Steht mancher gern im Lindenschatten still —
Vorm Regenschauer kommen sie gerannt,
Die Röcke überm Kopf, und suchen Schutz —
Aufatmend stehn sie wohl und schwatzen dann
— Von meinem Zimmer hör' ich das Gemurmel —
Was reden sie? — „Wie's doch nur kommen mag,
Daß hier der einz'ge Lindenbaum noch steht
Und ob's wohl in der Ordnung? —“ aber halt!
Einsamer Grübler, wie verirrst du dich!
Nicht Bauern, oder Bürger — Menschen sind's,
Und mit den Maßen ihrer Zeit zu messen.
Einstmals wird Lindenpflanzen wieder Brauch
Und — Sitt' und Brauch sind mächt'ger, als die Liebe.

Die Kolonialbestrebungen und die Marine des Großen Kurfürsten.

Von Reinhold Werner.

(Abdruck verboten.)

„Herr, lasse mich wissen den Weg, darauf ich wandeln soll!“ Das war der Wahlspruch des gottesfürchtigen Herrschers, der vor 250 Jahren, als unser Vaterland auf das tiefste erniedrigt, vollständig verarmt und zerrissen am Boden lag, den Beschluß faßte, Kur-Brandenburg aus der Not und dem unsagbaren Elend, welche der dreißigjährige Krieg hinterlassen, emporzuheben, es zu einem festgefügten einheitlichen Staate zu machen und damit den Grund zu einer geachteten und gefürchteten nordischen Macht zu legen.

Und der Herr hat dem ebenso frommen, wie tapferen und weitschauenden Manne den richtigen Weg gewiesen. Trotz aller Ungunst der Verhältnisse, der Armut und Entvölkerung seines von Feind und Freund verwüsteten Landes, der vielen Neider und Feinde, selbst vom Kaiser, zu dem er stets treu gestanden, verlassen, hat er in seiner langen gesegneten Regierung unendlich viel Gutes für sein Kurfürstentum und ganz Deutschland geschaffen, sodaß schon die Mitwelt ihn mit dem Beinamen des „Großen“ ehrte.

Nur wenige wirkliche Friedensjahre waren ihm vergönnt. Er wurde gezwungen, gegen alle möglichen Feinde zu kämpfen; sein tapferes Heer, das sich überall auszeichnete und ruhmvolle Siege errang, verschlang den größten Teil der spärlichen Einkünfte, und dennoch gelang es ihm, sein Land durch weise Maßnahmen allmählich zum Wohlstande zu bringen, Handel und Industrie neu zu beleben und Kur-Brandenburg zu dem bestregierten Staate der damaligen Zeit zu machen.

Während seines mehrjährigen Aufenthaltes als junger Prinz in den Niederlanden hatte er gesehen, welche Macht und Reichtümer Handel und Schiffahrt auch einem kleinen Staate zu verleihen vermögen, und deshalb blieb als Herrscher sein Haupt-

augenmerk stets auf diese Quellen des Wohlstandes und der Größe einer Nation gerichtet.

„Der gewisseste Reichthumb und das Aufnehmen eines Landes kommen von den Commercien her; Seefahrt und Handlung sind die fürnehmsten Säulen eines Estats, wodurch die Unterthanen, beides zu Wasser, als auch durch die Manufacturen zu Lande, ihre Nahrung und Unterhalt erlangen." Diese eignen Worte des Kurfürsten blieben seine stete Richtschnur und geradezu bewunderungswert ist die gewaltige Thatkraft, mit der er sehr bald nach Antritt seiner Regierung bestrebt war, diese seine volkswirtschaftliche Überzeugung in Thaten umzusetzen.

Sein erster Plan, den Seehandel seines Landes zu beleben, war die schon vor Abschluß des westfälischen Friedens von ihm beabsichtigte Gründung einer Brandenburgisch-Ostindischen Kompanie. Im Jahre 1646 lernte er bei einem Besuche im Haag einen Mann kennen, den holländischen Admiral Gijsels, der die geeignete Persönlichkeit war, um an die Spitze eines solchen Unternehmens zu treten. Derselbe hatte sich in der Holländisch-Ostindischen Kompanie durch eigne Tüchtigkeit zum Admiral, Gouverneur von Amboina und Rat von Indien aufgeschwungen, war ein gründlicher Kenner aller einschlägigen Handelsverhältnisse, und eine passendere Persönlichkeit konnte der Kurfürst für seine Zwecke kaum finden.

Letzterer nahm ihn 1647 in seine Dienste als Geheimer Rat. Er trug sich damals noch mit der Hoffnung, bei dem sich vorbereitenden Frieden Pommern oder wenigstens die Odermündungen mit ihren guten Häfen zu erhalten. Wenn er in wenigen Monaten darüber auch bitter enttäuscht wurde, beharrte er trotzdem bei seinem Entschlusse, eine solche Kompanie zu gründen und wählte Pillau zum Sitze derselben. Das Grundkapital sollte eine Million Thaler betragen und sowohl der Kurfürst wie Gijsels wandten alle Energie auf, um die nötige Zahl Teilnehmer zur Aufbringung der Summe zu gewinnen und das Werk schleunigst in das Leben zu rufen.

Dies gelang auch einigermaßen und 1649 war die Sache im besten Zuge, verwirklicht zu werden, als sich Brandenburgs politische Lage wegen der Jülich-Kleveschen Staatssachen sehr umwölkte und Friedrich Wilhelm sich gezwungen sah, die Sache vorläufig zu vertagen. Am Schlusse des Jahres wurde sie wieder aufgenommen und versucht, die Hansastädte, sowie Königsberg, Danzig und Elbing dafür zu interessieren, um das noch fehlende Kapital herbeizuschaffen.

Der Kurfürst bat den Kaiser um ein Patent und Privilegien, da die Unternehmung dem gesamten Deutschland zu gute kommen werde, erreichte von Dänemark eine Ermäßigung des Sundzolles für die Kompanieschiffe und knüpfte mit ihm Verhandlungen wegen Überlassung von Tranquebar an der Küste Koromandel an (1650). Dänemark ging darauf ein, forderte aber 400 000 Thaler für die Kolonie. Gijsels, der letzteres aus eigner Anschauung kannte, protestierte auf das energischste gegen diesen maßlosen Preis, und nach längerem Zögern wurde Mitte 1651 der Kaufvertrag geschlossen, in dem der König von Dänemark 120 000 Thaler, davon bar 20 000 und den Rest in Aktien verlangte, und der innerhalb zwei Monaten von Brandenburg ratifiziert werden sollte.

So glaubte sich der Kurfürst schon am Ziel seiner heißen Wünsche, als der jülichsche Krieg dazwischen trat und die Angelegenheit wiederum auf ein halbes Jahr hinausschob. Dann wurde sie wieder aufgenommen, aber die Ratifikation konnte trotzdem nicht vollzogen werden, weil noch immer 26 000 Thaler fehlten, die bei der gänzlichen Erschöpfung der Landeskassen nicht aufgebracht werden konnten. Vergebens waren alle seine Bemühungen bei den Hansastädten, dem Herzog von Kurland und in Königsberg. Es gelang ihm nicht, die betreffende Anleihe zu erhalten, und die engherzigen Königsberger weigerten sich, ihrem Landesherrn auch nur einen Pfennig vorzustrecken.

In seiner Not versuchte er, den König von Dänemark hinzuhalten und dieser wartete auch bis zum Jahre 1653, dann aber erklärte er sich nicht länger gebunden; Tranquebar wurde an England verkauft und damit war die Gründung der Kompanie trotz sechsjähriger Bemühungen endgültig gescheitert. Die Hindernisse waren unüberwindlich, und der Kurfürst mußte bis auf weiteres auf die Verwirklichung seines Planes verzichten.

Neue politische Sorgen und Kriegsrüstungen des Dänemark und damit das eigne Land bedrohenden Schwedens lenkten für Jahre seine Aufmerksamkeit auf andere, näher liegende Dinge, und erst nach dem Frieden von Oliva (1660), der ihm die Souveränität über das Herzogtum Preußen sicherte, konnte er daran denken, sein armes Land wieder einigermaßen zu Kräften kommen zu lassen, wobei er jedoch seine maritimen Pläne keineswegs aus dem Auge verlor.

Die Zeiten für ihre Verwirklichung kamen, aber nicht infolge längeren Friedens, sondern in Anlaß eines abermaligen Krieges, zu dem der Kurfürst gezwungen wurde. Schweden war in die Mark Brandenburg (1675) eingefallen, und die ganze Zukunft des Staates stand auf des Schwertes Spitze. Durch die Schlacht von Fehrbellin war die Mark zwar von den Schweden befreit, aber der Krieg nicht zu Ende. Der siegreiche Kurfürst beschloß, sich diesmal die Gelegenheit zur Eroberung Pommerns und der Odermündungen nicht entgehen zu lassen. Schon gleich nach Ausbruch des Krieges hatte er den Mangel einer Marine bitter empfunden und er begrüßte deshalb freudig das Anerbieten eines kühnen, unternehmenden Mannes, Benjamin Raule, Schöffen von Middelburg in den Niederlanden, der ihm den Vorschlag machte, auf eigne Kosten Kaper gegen die Schweden auszurüsten, wenn der Kurfürst ihm Schutz gewähren und Kaperbriefe erteilen wolle. Letzterer ging sofort auf beides ein und Raule machte sich so energisch an das Werk, daß er in kaum zwei Monaten die See vollständig von schwedischen Schiffen säuberte.

Leider befanden sich auf einigen Prisen auch holländische Güter und dies regte die Niederländer ungemein auf. Die Generalstaaten drohten, ihre Feindseligkeiten gegen Schweden nur unter der Bedingung freien Seehandels aufrecht zu erhalten, und der Kurfürst sah sich genötigt, um nicht einen so wertvollen Bundesgenossen zu verlieren, die Prisen im Gesamtwerte von anderthalb Millionen Thalern wieder herauszugeben. Raule kam dadurch natürlich in die größte Verlegenheit und in große Schulden, und er vermochte sich nur dadurch in Holland vor dem Gefängnis zu retten, daß der Kurfürst ihm bedeutende Geldsummen zur Befriedigung der Hauptgläubiger anweisen ließ. Dadurch ermöglichte dieser es auch, daß Raule nach der Schlacht von Fehrbellin mit drei Fregatten: „Kurprinz," „Berlin" und „Potsdam," von 16—20 Kanonen, sowie mit zwei kleineren Fahrzeugen, „Bielefeld" und „Bulle" mit 6—10 Geschützen auslaufen durfte, um ihn in seinen Kriegsoperationen zu unterstützen. Dem Geschwader schlossen sich noch drei von der Admiralität in Amsterdam gemietete Fregatten an, um zunächst die schwedische Feste Karlsburg an der Weser anzugreifen und dann in die Ostsee zu kommen.

Man darf diesen Zeitpunkt als den Beginn der brandenburgischen Marine ansehen. Zwar waren die Schiffe nur monatsweise gemietet, aber sie führten doch brandenburgische Flagge und zum ersten Male entfaltete der rote Aar seine Schwingen auf dem Meere und kündete, daß er teilhaben wolle an dessen Herrschaft.

Leider war dieser Anfang jedoch nicht gerade ermutigend. Der Angriff auf die von Stade unterstützte Feste Karlsburg mißlang, die Schiffe mußten sich zurückziehen, und der nahende Winter beendete für dies Jahr die Feindseligkeiten zur See.

Der Kurfürst mußte jedoch die Tüchtigkeit Raules erkannt haben, denn er ernannte ihn 1676 zum Schiffsdirektor und schloß mit ihm einen neuen Vertrag zur Stellung von fünf Fregatten und sechs Schaluppen. Letzterem wurden in Holland zwar alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt, da es fürchtete, durch die Thatkraft dieses Mannes in Brandenburg eine die holländischen Privilegien in der Ostsee bedrohende Seemacht erstehen zu sehen, doch Friedrich Wilhelm trat so fest für seinen Schützling ein, daß dieser schließlich mit drei Fregatten, „Kurprinz," „König von Spanien" und „Berlin," zwei Gallioten, „Potsdam" und „Klara," sowie mit der Jacht „Breda" mit zusammen 67 Geschützen und 287 Mann unter Segel gehen konnte und Mitte Mai in Kopenhagen eintraf.

Er erhielt den Befehl, sich der verbündeten dänischen Flotte anzuschließen, außerdem aber bei Blockade der mecklenburgischen und pommerschen Küsten alle Schiffe mit Kriegskontrebande fortzunehmen. Raule entledigte sich dieses Auftrages nicht nur durch alsbaldige Aufbringung einer Anzahl Prisen, sondern, was wichtiger war,

die brandenburger Kriegsflagge erhielt unter ihm ihre ruhmvolle Feuertaufe.

Am 5. Juni 1676 fand bei Bornholm eine Seeschlacht zwischen Dänen und Schweden statt, in der letztere vollständig geschlagen wurden. An ihr nahm Raule teil und eroberte mit den Fregatten „Berlin“ und „Spanien“ und der Galliot „Kleve“ die schwedische Fregatte „Leopard“ mit 22 und einen Brander mit acht Geschützen, welche nach Kolberg gebracht und „mit überaus großem Frohlocken und Zulaufen hiesiger Stadt allhier aufgebracht wurde,“ wie es in dem betreffenden Berichte heißt. Diese in ganz Brandenburg mit allgemeiner Freude aufgenommene Waffenthat bereitete natürlich dem Kurfürsten eine große Genugthuung, andererseits aber vermehrte sie den Neid und die Eifersucht der anderen Seemächte, namentlich Hollands, das dem jungen aufstrebenden Kurstaate fortan stets Schwierigkeiten in den Weg legte.

Raule machte noch mehr Prisen, die von einem in Kolberg errichteten Prisengerichte gesetzmäßig abgeurteilt wurden, während man die eroberten Kriegsschiffe zur Verstärkung der eignen Marine verwandte.

Der Winter setzte der Thätigkeit der Schiffe ein Ziel; im nächsten Frühjahr schloß der Kurfürst jedoch mit Raule einen neuen Vertrag auf Gestellung einer gleichen Zahl Schiffe mit 76 Kanonen und 350 Mann, zu denen letzterer noch sechs Kaper auf eigne Kosten ausrüstete, während Friedrich Wilhelm sechs eigne Schiffe mit 57 Kanonen und 300 Mann zu dem Geschwader stoßen ließ, das damit eine nicht zu unterschätzende Macht bildete.

Dasselbe blockierte die pommerschen Küsten, machte Prisen und eroberte die schwedische Galliot „Das Eichhorn“ von zwölf Geschützen. Der dänische Admiral Niels Juel schlug die schwedische Flotte wiederholentlich so entscheidend, daß sie sich nicht weiter auf See wagte, und die Schweden in Stettin abgeschnitten wurden. Dies zwang sie im Dezember zur Übergabe der Stadt, nachdem einige Monate zuvor noch acht schwedische Schiffe gegen drei brandenburgische, welche unweit der Festung die Vorwache hielten, einen vergeblichen Ausfall gemacht. Die in der Strommündung liegenden Schiffe konnten ihren Kameraden nicht zu Hilfe kommen, aber diese kämpften mit größter Tapferkeit gegen die Übermacht. Eins ihrer Schiffe wurde in Brand geschossen und ging verloren, trotzdem aber wichen die beiden anderen nicht, und die Schweden wurden so zugerichtet, daß sie sich zurückziehen mußten. Wie heiß gestritten wurde, mag man aus der Thatsache entnehmen, daß während des Gefechts 2500 Kanonenschüsse fielen; Raule aber wurde vom Kurfürsten in Anerkennung der großen geleisteten Dienste zum Oberdirektor des Seewesens ernannt.

So schloß das Jahr 1674 ruhmvoll für den Kurfürsten und seine Marine, die so wesentlich zum Falle Stettins beigetragen, aber es blieb noch eine schwere Aufgabe zu lösen, die Eroberung von Rügen, Stralsund und Greifswald, und mehr als je war der Kurfürst dazu einer starken Schiffsmacht benötigt. Er wandte sich wieder an Raule, obwohl eine gegnerische Partei am Berliner Hofe diesen stark verdächtigte, wie es denn überhaupt das Schicksal dieses unzweifelhaft sehr tüchtigen, aber in Geldsachen möglicherweise nicht immer einwandfrei vorgehenden Mannes war, während seines ganzen späteren Lebens von vielen Seiten angefeindet zu werden.

Friedrich Wilhelm gab zwar jenen Einflüsterungen, als habe Raule bei den Verträgen ihn übervorteilt, kein Gehör, aber dieser bestand selbst auf einer Prüfung seiner Rechnungen durch den berühmten holländischen Admiral Tromp, der bis vor kurzem die dänische Flotte befehligt hatte. Dies geschah, und zur Beschämung seiner Ankläger ging Raule völlig gerechtfertigt aus der Untersuchung hervor. Ein neuer Schiffsvertrag des Kurfürsten im Mai 1678 bewies ihm, daß er das Vertrauen seines Herrn in vollem Maße genoß, der ihn gleichzeitig beauftragte, bezüglich der Eroberung Rügens soviel Tansportfahrzeuge wie möglich für die Truppen zusammen zu bringen.

Die gemieteten Kriegsschiffe trafen im Juli bei Wolgast ein, der Kurfürst stellte drei eigne dazu, und Raule vollführte, im Bewußtsein des hinter ihm stehenden mächtigen Herrschers, den anderen Auftrag in etwas zu energischer Weise, sodaß er 350 Fahrzeuge ohne Rücksicht auf ihre Nationalität zusammenbrachte, „ohne,“ wie er sich in einem späteren Berichte ausdrückte, „daß

Lustige Arrestanten. Nach dem
Verlag der Photographische

Gemälde von Fr. Sonderland.
hen Union in München.)

sie Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht einen Pfennig Miete kosteten." Er verstand sich auf Requisitionswesen. Auch Dänemark stellte einige Fregatten und am 10. September schifften sich die Truppen nach feierlicher Einsegnung in Gegenwart des gesamten Hofes ein.

Der Plan für die Landung stammte von Raule; Admiral Tromp führte den Oberbefehl über die Schiffe, der greise Derfflinger mit dem mutigen Jünglingsherzen den über die Truppen. Unter dem schützenden Feuer der Kriegsschiffe wurde auf Wittow gelandet. Mit unvergleichlichem Heldenmut erstürmten die braven Brandenburger das Ufer und die Höhen, überrannten mit teutonischem Feuer die Schweden, eroberten die Fährschanze im Sturmlauf, und der schwedische Befehlshaber, Graf Königsmark, rettete sich nur mit Mühe, indem er in einem kleinen Boote nach Stralsund floh.

Dann wurden die Truppen wieder eingeschifft und Stralsund belagert, das die Kriegsschiffe von der Seeseite einschlossen. Bereits am 28. Oktober kapitulierte die Stadt und am 6. November folgte Greifswald nach kaum zweistündiger Beschießung mit glühenden Kugeln dem Beispiel. Ganz Pommern und die so eifrig begehrten Odermündungen waren jetzt in des Kurfürsten Händen. Zu ihrer Eroberung hatten wesentlich die Kriegsschiffe beigetragen; der Gedanke, eine eigne ständige Marine zu gründen, reifte dadurch in Friedrich Wilhelm zu festem Entschlusse und andererseits belohnte er Raule für die geleisteten Dienste mit einer für jene Zeit hohen Summe.

Es war dem tapferen Fürsten jedoch nicht beschieden, die Früchte seiner Siege lange zu genießen. Ludwig XIV, dessen Machtwort damals die Welt lenkte, bewirkte, daß Spanien und Holland das Bündnis mit Brandenburg lösten, und vermochte die Schweden zu einem Einfalle in Preußen. Auch der Kaiser ließ den treuen Vasallen im Stich und nur Dänemark blieb ihm treu. Trotzdem beugte dies nicht seinen Mut; er schloß mit Raule 1679 einen neuen Schiffsvertrag auf sechs Jahre, ließ durch dessen und die eignen Schiffe die Verbindungen der Schweden in der Ostsee unterbrechen und eilte trotz Krankheit mit seinen Truppen im harten Winter zu Schlitten über das Kurische und Frische Haff, um die Feinde mit einem Verluste von 14 000 Mann aus dem Lande zu jagen.

Aber auch diese Heldenthat vermochte ihn nicht im Besitze des so schwer Errungenen zu halten. Überall verlassen, den eignen Kaiser gegen sich, der die aufstrebende Macht „eines neuen Wendenkönigs" fürchtete, mußte er mit Zähneknirschen den Frieden von St. Germain über sich ergehen lassen, der ihm Pommern und die Odermündungen raubte, um sie an Schweden zurückzugeben. „Einst wird aus meinen Gebeinen ein Rächer erstehen!" rief er in schmerzlichem Zorne aus und er hatte prophetisch gesprochen. Seine Nachkommen, Friedrich II und Wilhelm I, haben die Prophezeiung wahr gemacht.

Trotz dieses Unglücks in politischer Beziehung verlor er mit hohenzollernscher Energie und Ausdauer den Gedanken an die maritime Entwickelung seines Landes nicht aus dem Auge. Im selben Jahre noch gründete er zur Hebung der Schiffahrt ein Marinekollegium, dessen Direktor Raule wurde. Mit den acht gemieteten und vier eignen besaß Brandenburg jetzt zwölf Kriegsschiffe, die beständig seebereit liegen sollten. Dessen eigne Schiffe standen unter Raules, die des Kurfürsten unter des Letzteren Gerichtsbarkeit, doch galten für alle die brandenburgischerseits aufgestellten Kriegsartikel.

Wenn man diese liest, wird man von einem gelinden Grausen erfaßt, muß jedoch dabei bedenken, daß die harten Strafen teilweise im Geiste der damaligen Zeit lagen, teils eine Erklärung in der moralischen Qualität der Matrosen fanden.

Diese wurden geworben, bestanden zum großen Teil aus dem Abhub der Menschheit, und die Mannszucht ließ sich nur mit eiserner Faust aufrecht erhalten.

Anständige Menschen ließen sich nur anwerben, wenn sie keine andere Wahl hatten, denn im Vergleich zu dem Leben eines damaligen Kriegsseemannes war das Los des gemeinen Soldaten noch beneidenswert. Wenn in den Urkunden jener Zeit von Fregatten mit 40—50 Kanonen die Rede ist, so darf man sie nicht entfernt den gleichklassigen Schiffen der Gegenwart entsprechend halten.

Sie waren nicht viel größer als unsere alten Kanonenboote, d. h. 120—130 Fuß lang bei einem Gehalt von 400—500 Tonnen, während letzterer bei den jetzigen Fregatten

das zehnfache beträgt. In den kurfürstlichen Marineetats werden „Fregatten" von zwanzig Kanonen aufgeführt, die nur eine Länge von 75 Fuß haben.

Wenn nun jene größeren Schiffe mit 40—50, der „Friedrich Wilhelm zu Pferde" sogar mit 60 Geschützen bewaffnet waren, so geht schon daraus hervor, daß die letzteren von kleinstem Kaliber sein mußten, um überhaupt Platz zu finden, und dennoch ganz gedrängt standen. In der That waren es auch nur 3—6-Pfünder und es gab nur sehr wenige 9—12-Pfünder. Eine 50-Kanonenfregatte hatte 220 Mann Besatzung. Nun denke man sich das Schiff mit soviel Geschützen, einer mehrmonatlichen Ausrüstung an Proviant, Wasser ꝛc., sowie mit 220 Mann vollgepfropft, und man wird es begreiflich finden, wie zusammengepfercht die Leute sein, wie schrecklich der Aufenthalt schon bei gutem, geschweige denn bei schlechtem Wetter und geschlossenen Luken sich gestalten mußte. Dazu trat noch die geringe Löhnung von monatlich drei Thalern, eine in Qualität wenigstens höchst mangelhafte Verpflegung, und es ist kein Wunder, daß sich im allgemeinen nur solche anwerben ließen, denen der Boden auf dem Lande zu heiß geworden war.

Die ersten Artikel des brandenburgischen Seekriegsrechts handeln von der christlichen Zucht, aber dabei lag der Ton mehr auf der letzteren als auf dem ersteren, was freilich gerechtfertigt sein mochte. Wer z. B. während des Gebetverlesens lachte, plauderte, oder den Namen Gottes unnützerweise im Munde führte, wurde an den Mast gebunden und gepeitscht.

Widerstand gegen den Gewaltiger (Profoß) war mit Leibesstrafe bedroht. Verlassen der Wache und Schlafen auf derselben zog dreimaliges Kielholen und Auspeitschen durch die ganze Mannschaft nach sich. Plünderung und Mißhandlung von Bürgern wurde mit dem Tode bestraft. Trunkenheit bei Offizieren (sic!) wurde mit vierzehn, bei Mannschaften mit acht Tagen „in Banden setzen" geahndet, bei öfterem Vorkommen mit „willkürlicher" Strafe.

Wer einen anderen schlägt oder mißhandelt, fällt dreimal von der Raa und wird von einem Quartier (Wache) Volks gepeitscht; wer ihn verwundet, wird dreimal gekielholt und muß die Kurkosten zahlen. Wer ein Messer zieht, wird mit letzterem durch die Hand an den Mast genagelt und muß so lange stehen, bis er das Messer durch die Hand zieht. Wer jemand erschlägt, wird lebendig mit dem Toten Rücken an Rücken gebunden und über Bord geworfen. Feigheit bedingt ohne Gnade den Tod. Dem Würfel-, Kartenspiel und Tabak-„Trinken" in den unteren Schiffsräumen folgt Fallen von der Raa ins Wasser ꝛc. Man sieht, wie furchtbar hart und grausam gestraft wurde, denn bei dreimaligem Kielholen dankte der Betreffende es nur einem besonders glücklichen Zufalle, wenn er mit dem Leben davonkam. Die besonders schweren Strafen bei Messergebrauch und Tötung waren aus dem von Richard Löwenherz während der Kreuzzüge aufgestellten Seekriegsrecht übernommen.

Außer dem Stören der schwedischen Wasserverbindungen entsandte der Kurfürst 1679 auch noch einige Kriegsschiffe auf eine Expedition gegen Hamburg, das sich seit längerer Zeit sträubte, schuldige Winterquartiergelder zu zahlen. Sie kaperten verschiedene Schiffe, welche in Kopenhagen versteigert wurden, was die Hamburger in so heilsamen Schrecken setzte, daß sie alsbald 120 000 Thaler zahlten.

Wegen einer ähnlichen nicht beizutreibenden Schuld Spaniens — 1 800 000 Thaler Subsidiengelder — beschloß der Kurfürst im folgenden Jahre (1680) in gleicher Weise vorzugehen. Unter Claas van Bevern, der schon die Hamburger zur Raison gebracht, lief ein Geschwader von sechs Schiffen und einem Brander mit 160 Geschützen und 700 Mann von Pillau aus, um gegen die Spanier zu kreuzen. Der Seezug war jedoch nicht von dem erhofften Erfolg gekrönt, abgesehen davon, daß er bei dem Passieren des Sundes bei den nordischen Seemächten Aufsehen und lebhafte Unruhe verursachte, „da des Kurfürsten Armatur in der Ostsee mit der Zeit so zunehmen möchte, daß denen nordischen Kronen daraus ein Präjudicium entstehen möchte."

Beim Kreuzen im Kanal nahm Bevern ein großes spanisches Schiff, mit Brabanter Spitzen und Leinwand beladen, den „Carolus II," und geleitete es merkwürdigerweise, indem er sein Geschwader verließ, mit zwei Fregatten nach Pillau, was ihm jedoch seine Stellung kostete. Die Prise ergab beim

Verkauf nur 100 000 Thaler, was Raules Widersacher benutzten, um ihn zu bezichtigen, daß er dabei zu seinem Nutzen beteiligt gewesen. Die Untersuchung ergab jedoch wiederum seine völlige Unschuld und als Entgeld für die ungerechte Anklage ernannte ihn der Kurfürst zum Generaldirektor der Marine.

In Beverns Stelle wurde Rees zum Geschwaderchef ernannt. Er ging nach Westindien, aber ein $4\frac{1}{2}$ monatliches Kreuzen dort brachte nur eine kleine Prise. Dieser geringe Erfolg verstimmte zwar den Kurfürst sehr, aber er gab deshalb die Sache nicht auf. Im folgenden Jahre entsandte er wieder ein Geschwader, bestehend aus dem mit 50 Kanonen bewaffneten „Carolus II," jetzt „Markgraf von Brandenburg" genannt, dem „Fuchs" und „Löwe" von je zwanzig Geschützen und einigen kleinen Aoisschiffen unter Kapitän Alders, um die spanische Silberflotte abzufangen. Alders kreuzte im Mexikanischen Meerbusen, nahm dort Prisen im Werte von 150 000 Thalern, verfehlte aber die Silberflotte. Er segelte nun schleunigst in die Nähe von Cadix, um letztere dort zu erwarten.

Die Spanier hatten jedoch Wind davon bekommen, in größter Eile zwölf Kriegsschiffe und zwei Brander unter dem Marquis von Villafiel ausgerüstet und zum Schutze der Silberflotte in See geschickt. Beide Geschwader trafen sich in der Nähe von Kap St. Vincent. Alders hielt die Spanier für die Silberflotte und griff sie, obwohl er wußte, daß sie bewaffnet waren, mit kühnem Mute an. Sehr bald wurde er jedoch seinen Irrtum gewahr; trotzdem kämpfte er zwei Stunden tapfer gegen die vierfache Übermacht, bis er, um nicht vernichtet zu werden, sich mit Verlust von zehn Toten und dreißig Verwundeten nach Lagos in Portugal zurückziehen mußte. Einige Tage später ging er wieder in See, erfuhr aber, daß die Silberflotte inzwischen in Cadix eingelaufen war und kehrte nach Pillau zurück. Die Prisen deckten zwar die Kosten des Seezuges, aber die Subsidiengelder waren nicht gewonnen.

Doch auch dieser nicht glückliche Ausgang vermochte nicht, den Kurfürst zu entmutigen. Alders hatte sich auf das bravste geschlagen, Brandenburgs Flagge größere politische Bedeutung erhalten, und mehr als je beharrte Friedrich Wilhelm bei seinem Entschlusse, auch im Frieden eine ständige Marine zum Schutze des Seehandels zu halten.

Er schloß deshalb 1682 mit Raule nochmals einen Vertrag auf Stellung von fünf größeren und vier kleineren Schiffen mit 194 Geschützen, zu denen noch der dem Kurfürsten gehörige „Markgraf von Brandenburg" mit 50 Kanonen trat, gab aber schon 1684 das fernere Mieten auf und kaufte am 1. Oktober von Raule neun Schiffe mit 176 Geschützen für 109 000 Thaler, sodaß er jetzt eine eigne Marine von vorläufig zehn Kriegsfahrzeugen besaß.

Da nach dem Frieden von St. Germain die politischen Verhältnisse sich dauernd ruhiger zu gestalten schienen, trat Friedrich Wilhelm den ihm von Raule unterbreiteten Vorschlägen zur Gründung einer afrikanischen Handelsgesellschaft näher. Unter den kleinmütigen Kaufleuten des eignen Landes fand diese Idee leider keinerlei Anklang, und so mußte er sich damit vorläufig begnügen, einigen seeländischen Kaufleuten, welche zwei Schiffe, den „Mohrian" und „Das Wappen von Brandenburg," nach der Küste von Guinea entsandten, seinen Schutz angedeihen zu lassen, ihnen die Führung seiner Flagge zu gestatten, Geschütze mit kurfürstlichem Wappen und zwanzig brandenburgische Soldaten mitzugeben.

Im Herbst 1680 traten beide Schiffe unter Befehl des Kapitän Blonck ihre Reise an und erreichten glücklich den Ort ihrer Bestimmung bei Arim in der Nähe des Kaps der drei Spitzen. Der Handel ging flott, die Neger stellten sich freundlich und Blonck schloß mit drei Häuptlingen einen Vertrag, in dem diese sich verpflichteten, in Zukunft nur mit brandenburgischen Schiffen zu handeln, unter den Schutz des Kurfürsten zu treten und einen Platz zur Anlage einer Festung zu überlassen.

Es schien jedoch, als ob die Mißhelligkeiten, mit denen Friedrich Wilhelm bei seinen maritimen Bestrebungen zu kämpfen hatte, kein Ende nehmen sollten. Schiffe der Holländisch-Westindischen Kompanie, welche sich das Recht anmaßte, allein an der Küste von Guinea Handel zu treiben kaperten das „Wappen von Brandenburg" und die Generalstaaten hießen dies Verfahren gut.

Der Kurfürst protestierte auf das energischste gegen diese Gewaltthat, ließ eine Fregatte ausrüsten, um Repressalien zu üben und wenn dieselbe auch auf der Ausreise bei Bornholm scheiterte, hatte dies ernste Auftreten doch die Folge, daß die Generalstaaten Brandenburg das Recht zum Handel an den nicht der holländischen Jurisdiktion unterstehenden afrikanischen Küsten einräumten und auch später das genommene Schiff herausgaben, sowie eine Entschädigung für die Ladung zahlten.

Es wurden jetzt abermals zwei Schiffe unter kurfürstlicher Flagge nach Guinea geschickt, und da dieselben mit günstigen Erfolgen zurückkehrten, im März 1682 mit der Bildung einer Brandenburg-Afrikanischen Kompanie vorgegangen, an der sich sowohl Friedrich Wilhelm, wie eine Reihe seiner Würdenträger mit Einlagen beteiligten.

Unmittelbar nach Gründung der zunächst auf die Dauer von dreißig Jahren vorgesehenen Gesellschaft wurden dann die Fregatten „Kurprinz" mit 32 und „Mohrian" mit 12 Geschützen entsandt, teils zu Handelszwecken, teils um die mit den Negerfürsten abgeschlossenen Verträge zu ratifizieren und auf deren Territorium ein Fort zu erbauen.

Die Kapitäne Voß und Blonck befehligten die mit 100 Mann besetzten Schiffe, und die politische und militärische Leitung erhielt der bereits vielgereiste Kammerjunker v. d. Gröben. Ihm wurden zwei Ingenieure, ein Fähnrich, drei Unteroffiziere und 72 Soldaten zum Bau und der Besatzung des Forts beigegeben. Ebenso nahm er Geschenke für die Häuptlinge, sowie ein Bild des Kurfürsten und einen „mit vergüldeten Buchstaben" geschriebenen Brief desselben mit.

Die Reise ging glücklich von statten, und Gröben entledigte sich seines Auftrages in vollkommenster Weise. Nach einigen Hin- und Herfahrten an der Küste zur Aufsuchung eines günstigen Platzes, wobei er die Anmaßung holländischer Gouverneure und Schiffe energisch zurückwies und zum Zeichen, daß er auch einen Kampf nicht fürchtete, eine scharf geladene Breitseite abfeuern ließ, fand er auf der Kuppe eines Hügels, unweit des Kaps der drei Spitzen, die gewünschte Örtlichkeit zur Anlage einer Befestigung. Am 1. Januar 1683 marschierte er mit fliegenden Fahnen den Berg hinan, pflanzte unter dem Donner der Schiffsgeschütze auf ihm die brandenburgische Flagge auf und nahm damit feierlich von der neuen Kolonie Besitz. Dann leisteten die Negerhäuptlinge den Eid der Treue und bekräftigten ihn durch Trinken einer Schale mit Pulver gemischten Branntweins. Den Berg aber benannte Gröben „Groß-Friedrichs-Berg", weil, wie er aussprach, „Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht Name in aller Welt groß ist."

Es wurde nun sofort mit dem Bau des Forts begonnen und dasselbe mit Hilfe der Neger so schnell gefördert, daß schon nach kaum acht Tagen vorbeisegelnde englische und dänische Schiffe die neue Feste mit fünf Schuß salutierten. Sehr bald erschien aber aus den nächsten holländischen Faktoreien eine Gesandtschaft in großer Gala, um gegen die Besitznahme des Berges zu protestieren. Gröben ließ sich das nicht anfechten, verwies sie nach Berlin, stellte ihnen aber sonst anheim, zu thun, was sie nicht lassen könnten, er würde dann auch seinerseits zu handeln wissen, und so mußten sie unverrichteter Sache wieder abziehen.

Ein anderer gefährlicherer Feind nahte jedoch den braven Brandenburgern in der Gestalt des Klimafiebers. Dasselbe trat mit solcher Heftigkeit auf, daß von den siebzig Mann der Besatzung in wenig Tagen nur noch fünf dienstfähig waren. Auch Gröben selbst wurde von der Krankheit befallen, und man kann sich denken, wie ihm zu Mute war, als er die Nachricht erhielt, daß 3000 Neger, von den Holländern aufgehetzt, heranrückten, um den Berg zu erstürmen. Trotzdem verließ ihn nicht sein Mut. Schleunigst wurden Matrosen ausgeschifft, um das Fort wenigstens einigermaßen widerstandsfähig zu machen und noch mehrere Schiffsgeschütze hinaufgebracht.

Die treuen Neger erboten sich zur Verteidigung und brachten Frauen und Kinder in die Befestigung. Bald rückte der Feind in Massen an und stürmte mit wüstem Kriegsgeschrei den Berg hinan. Gröben ließ sie auf wenige hundert Schritte herankommen. Als dann aber ein wohlgezielter Kanonenschuß mitten in den dichtesten Haufen schlug, da stürzten die Angreifer in wilder Flucht die Anhöhe hinunter, und der Krieg war vorbei.

Es konnte nicht fehlen, daß dieser Ausgang den Mut der treuen Neger gewaltig hob, die Achtung und Furcht vor den tapferen Brandenburgern in weitem Umkreise vermehrte und nicht wenig dazu beitrug, späteren Angriffen feindlicher Eingeborener einen Riegel vorzuschieben. So konnte Gröben das Fort vollenden und mit zwanzig Geschützen bewaffnen, obwohl er immer noch schwer am Fieber litt. Dann übergab er den Befehl über dasselbe dem der Negersprache kundigen Kapitän Blonck, ließ die siebzig Soldaten als Besatzung und schiffte sich auf dem „Mohrian“ unter dessen ältestem Offizier Philipp nach Pillau ein. Er traf dort wohlbehalten und gesundet ein und wurde in Anerkennung seiner Thaten vom Kurfürsten zum Amtshauptmann von Marienburg ernannt. Der „Kurprinz“ ging mit einer Ladung Sklaven nach Westindien.

Inzwischen hatte Raule den Kurfürsten aufmerksam gemacht, wie wichtig und vorteilhaft für das Gedeihen der Kompanie eine Verlegung des Sitzes derselben von dem im Winter so lange vom Eise eingeschlossenen Königsberg nach einem Nordseehafen sein würde. Die dafür vorgebrachten Gründe leuchteten Friedrich Wilhelm ein, und er ergriff eifrig die sich ihm gerade bietende Gelegenheit, Emden dafür zu gewinnen.

Die Fürstin-Witwe von Ostfriesland lag mit ihren Ständen in Streit. Der Kaiser nahm die Partei der letzteren, und der Kurfürst erbot sich zur Wahrung des kaiserlichen Ansehens, dort 300 Mann Truppen hin zu senden, was angenommen wurde. Damit faßte er in Ostfriesland festen Fuß, schloß mit den Ständen 1683 einen Vertrag, Emden zum Sitz der Gesellschaft zu machen, und dafür beteiligte sich die Stadt an dieser mit 25 000 Thalern. Er sicherte Emdens Seehandel seinen Schutz zu und gewährte demselben außerdem Vorteile in Preußen. Von den Kriegsschiffen blieben „Dorothea“ (40), „Litauer Bauer“ (14) und „Rummelpot“ (8 Geschütze) in Königsberg; „Friedrich Wilhelm zu Pferde“ (60), „Markgraf von Brandenburg“ (50), „Kurprinz“ (36), „Fuchs“ (20), „Friede“ (10), „Philipp“ (6), „Maria“ (6) wurden in Emden stationiert und dazu noch sechzehn Raule gehörige Schiffe, welche er stets fertig halten mußte, wofür er aber nur für kurfürstliche Dienste Entschädigung erhielt. Beide Stationen standen unter einer Admiralität und an der Spitze der Emdener Station Freiherr von Dankelmann.

Somit hatte denn das langjährige Streben des Kurfürsten einen Abschluß gefunden und wohl durfte er mit Befriedigung auf das Erreichte schauen. Nicht weniger als 26 Kriegsschiffe standen zu seiner Verfügung, um bezüglichen gerechtfertigten Forderungen dem Auslande gegenüber den notwendigen Nachdruck zu geben. Es war eine überseeische Handelsgesellschaft gegründet, eine durch Befestigung gesicherte Kolonie erworben, und wenn man bedenkt, unter welchen schwierigen, den Kurstaat öfter mit Vernichtung bedrohenden Verhältnissen er das alles geschaffen und er sein armes zerstückeltes Land empor gebracht hatte, so kann man die zähe Ausdauer, den nie gebrochenen Mut und die gewaltige Thatkraft dieses edlen Hohenzollern nicht genug bewundern, der seine Zeitgenossen riesengroß überragte und der seinem Jahrhundert weit vorauseilte. Bei alledem war aber sein ganzes Bestreben auf die Erhaltung des seinem Volke so nötigen Friedens bedacht und er suchte deshalb mit allen Seemächten, namentlich dem aufstrebenden England, Schiffahrtsverträge anzubahnen, um seiner Flagge allgemeine Anerkennung und Gleichberechtigung zu verschaffen.

Die gedeihliche Entwickelung der afrikanischen Kompanie ging indessen nicht so von statten, wie die Teilnehmer und der Kurfürst selbst gehofft. Die größte Schuld daran trugen die nicht rastenden Feindseligkeiten der holländischen und französischen Handelskompanieen, welche der brandenburgischen Konkurrenz alle möglichen Schwierigkeiten bereiteten. Die Folge war, daß die ausgesandten Schiffe nur mäßige Erträge lieferten, neue Einschüsse nötig, die alten Teilnehmer kopfscheu wurden und neue nicht zu gewinnen waren. Um die Gesellschaft über Wasser zu halten, beschloß man deshalb, den einträglichen Sklavenhandel in das Auge zu fassen, über dessen moralische Berechtigung man damals andere Ansichten hegte, wie heutzutage.

Dazu mußte man aber Absatzmärkte auf eignem Grund und Boden haben. Die Gesellschaft knüpfte mit Spanisch-Westindien an, aber diese fürchteten sonstigen Handel der Brandenburger in ihren Kolonien und

verlangten die Sklavenlieferung an einem neutralen Orte. Frankreich lehnte den vom Kurfürsten gewünschten Verkauf der Inseln St. Vincent oder St. Croix ab, mehr Glück hatte dieser jedoch mit Dänemark, mit dem er Ende 1685 einen Vertrag schloß, nach dem an die Kompanie auf der Insel St. Thomas so viel wüstes Land pachtweise überwiesen werden sollte, wie 200 Sklaven bebauen könnten, wogegen die Brandenburger gewisse Abgaben zu entrichten hatten, während ihnen jedoch ein die dänische Kompanie schädigender Handel mit anderen Nationen untersagt wurde.

Damit war der Afrikanischen Kompanie jetzt auch der zweite Weltteil eröffnet, und das Streben des Kurfürsten schien um so mehr von Erfolg gekrönt zu werden, als sich auch die Besitzungen in Afrika ausdehnten. Kapitän Blonck hatte noch mit verschiedenen Negerfürsten Verträge geschlossen, welche die brandenburgische Herrschaft der anderer Seemächte vorzogen, und so trat 1684 Accada, im folgenden Jahre Taccarary und 1687 auch die bei Kap Blanco gelegene Insel Arguin unter kurfürstlichen Schutz.

Alles versprach sich auf das beste zu gestalten, aber die wachsende Handelseifersucht der übrigen europäischen Seemächte trat abermals störend dazwischen. Die französische Senegal-Kompanie kaperte 1685 den „Mohrian," weil er am Gambia Handel getrieben, den die Franzosen als ihr alleiniges Gebiet betrachteten. Der Königliche Rat in Frankreich billigte dies Vorgehen, und das Schiff wurde als Prise verkauft. Wenngleich es auf energische Reklamation des Kurfürsten wieder herausgegeben und 20 000 Franks Entschädigung gezahlt wurden, mußte durch solche willkürliche Feindseligkeiten das Gedeihen der Kompanie um so empfindlicher geschädigt werden, als sie sich mehrfach wiederholten. So nahm die Holländisch-Westindische Kompanie bald darauf den „Wasserhund" unter ähnlichen Vorwänden fort, zwang die „Charlotte Sophie" zur Rückkehr nach Emden und vertrieb portugiesische Schiffe von der Rhede von Groß-Friedrichsburg.

Raule berechnet die dadurch entstandenen Einbußen der brandenburgischen Gesellschaft auf 143 000 Gulden; aber das war es nicht allein, ein ärgerer Feind erwuchs dem Unternehmen im eignen Lager. Der brave Blonck starb, aber seine Nachfolger waren Betrüger, und Raule wies 1686 dem Kurfürsten nach, daß sie die Kompanie um 31 000 Thaler geschädigt hatten.

So zeigte sich statt erhofften Gewinnes bald ein Fehlbetrag. Die Teilhaber wurden immer schwieriger, der Kurfürst, dem alles daran gelegen war, sein Werk zu erhalten, kaufte sie aus, und Raule bewog ihn, die inzwischen von der Marine getrennte Kompanie wieder in eine Hand zu vereinigen, sowie ihm selbst mit großen Befugnissen die Oberleitung beider anzuvertrauen. Die Folge dieser Änderung zeigte sich in einem bedeutenden Aufschwunge der Gesellschaft, und das Jahr 1687 ergab einen Überschuß von 57 000 Thalern. Diese erfreuliche Thatsache bestimmte den Kurfürsten, fortan nun mit um so größerer Energie für den Schutz der Kompanie gegen ihre Feinde einzutreten, es sei, wie es sei, und leider bot sich sehr bald Gelegenheit dazu. 1688 traf plötzlich die Nachricht ein, daß der holländische General de Sweers ohne Kriegserklärung Accada und Taccarary erobert, die Besatzungen gefangen genommen und alle Vorräte geraubt hatte.

Friedrich Wilhelm war über diese Gewaltthat außer sich. In einem Briefe an die Generalstaaten erging er sich in den bittersten Vorwürfen. Er wies seinen Gesandten im Haag an, die sofortige Herausgabe der beiden Plätze und Entschädigung zu fordern, widrigenfalls er andere „mesures" ergreifen würde — er war zu einer Kriegserklärung entschlossen. Diese drohende Sprache hatte Erfolg, und Amsterdam erklärte sich bereit, die gestellten Forderungen alsbald zu erfüllen.

Diese Nachricht traf den großen Herrscher auf dem Sterbebette, aber sie erhellte noch seine letzten Augenblicke. Nach wenigen Stunden schlossen sich die Augen des erhabenen Hohenzollern für immer, die stets mit kühnem Adlerblick in die Ferne geschaut und nur auf das Wohlergehen seines Landes gerichtet gewesen waren. Die letzte von ihm ausgegebene Parole war „Amsterdam."

Der Kurfürst war ein Siebziger, als er der Natur seinen Zoll zahlte. Während seiner langen ruhmreichen Regierung war

Brandenburg ein geachteter und gefürchteter Staat geworden, aber sowohl für diesen, wie für seine maritimen Neuschöpfungen starb er zu früh.

Seine Nachfolger waren anders geartet, sie besaßen weder die mächtige Persönlichkeit, noch die ausdauernde Thatkraft und den unbeugsamen Willen ihres großen Vorgängers. Obwohl sein Sohn Friedrich III aus Pietät gegen den Vater Marine, Kolonieen und die Kompanie zu erhalten strebte, hatten alle drei mit dem Tode des letzteren den Höhepunkt ihrer Entwickelung erreicht. Friedrich III dachte an die Königskrone und daneben trat das Interesse für Seesachen mehr in den Hintergrund.

Von jetzt ab begann deren allmählicher Verfall. Raule blieb noch zehn Jahre an ihrer Spitze und hatte, obwohl von allen Seiten mehr als je angefeindet, eine mächtige Stütze an Dankelmann. Aber auf die Dauer vermochte dies dem Zurückgehen doch nicht Einhalt zu thun. Erneute Streitigkeiten mit den anderen Seemächten führten zu vielfachen Wegnahmen der Kompanieschiffe, gegen welche der Kurfürst nicht mit dem nötigen Nachdrucke auftrat, um nicht das Wohlwollen jener Staaten für seine höheren Zwecke einzubüßen; die Kriegsschiffe verfaulten in den Häfen, teils aus dem angegebenen Grunde, teils aus Mangel an Geld, St. Thomas wurde aufgegeben und die festen Plätze in Afrika Ruinen; Unglücksfälle der Schiffe und Betrügereien der Kolonialbeamten gaben dem Ganzen den Rest.

Den Gegnern der Marinebestrebungen gelang es, Dankelmann zu stürzen und mit ihm fiel auch Raule, welcher 23 Jahre lang die Seele der ersteren gewesen. Im Jahre 1698 wurde ein Prozeß wegen aller möglichen Missethaten, Betrug, Unterschleif u. s. w. gegen ihn anhängig gemacht, und er befand sich jahrelang unter so traurigen Verhältnissen in Untersuchungshaft, daß seine Gesundheit schwer darunter litt. Trotzdem gelang es nicht, ihn in dem von seinen Feinden gewünschten Sinne zu überführen und schließlich gestattete ihm 1705 der König Friedrich V, unter Bewilligung eines Jahresgehaltes von 1000 Thalern, nach Hamburg überzusiedeln. Lange genoß er dasselbe nicht; gebrochen an Körper und Geist starb er daselbst 1707. Sein in wenig Tausend Thalern bestehender Nachlaß bewies, daß die ungeheuren Unterschleife, deren man ihn bezichtigte, nur in der Einbildung seiner Feinde bestanden hatten.

Hatte, wie bemerkt, Friedrich I der Marine und dem Kolonialwesen, aus Pietät gegen seinen Vater, nicht gänzlich sein Interesse entzogen, so stand sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm I, auf einem anderen Standpunkte. Einige Jahre nach seiner Thronbesteigung hatte ihm sein Gesandter im Haag Vorschläge zu einer neuen Schiffsexpedition gemacht. Er erwiderte denselben unter dem 29. September 1717: „Wir mögen Euch nicht bergen, daß gleich wie Wir dieses Africanische Commereien Wesen, und daß solches von einigem reellen Nutzen war und sein konnte, jedesmal und von aller Zeit als eine Chimere angesehen“ . .

Damit war das Todesurteil für die Kolonieen gesprochen und in derselben Ordre bietet der König sie auch den Holländern zum Kauf an. Er forderte 150000 Thaler; in dem nachfolgenden Vertrage wurde die Summe jedoch auf 6000 Dukaten ermäßigt. Es gelang jedoch erst 1725 den Holländern, von den Kolonieen faktisch Besitz zu nehmen. Solange hatte ein Negerfürst, Jean Cunny, dem der letzte Gouverneur die Bewachung von Groß-Friedrichsburg übertragen, es siegreich verteidigt und die Holländer stets unter großen Verlusten zurückgeschlagen. Als er endlich die Abtretungsurkunde des Königs erhielt, verschwand der tapfere Schutzgenosse in den Wäldern seiner Heimat.

Dasselbe Jahr verwehte auch die Reste der Afrikanischen Kompagnie in Emden. Ihr Inventar wurde für 5982 Thaler verkauft und damit waren die letzten Spuren von des Großen Kurfürsten genialen Schöpfungen ausgelöscht.

„Das Alte stürzt und neues Leben blüht aus den Ruinen!“

Das Dichterwort findet auch auf Deutschlands Seemächtigkeit Anwendung, die Friedrich Wilhelm begründen wollte und deretwegen ihm keine Sorge zu viel, kein Opfer zu groß war.

Wie unser geeintes Vaterland aus dem Kurfürstentum herausgewachsen ist, so weht auch seine Flagge, wie vor 200 Jahren der rote Aar, nicht nur im Atlantischen Ozean, sondern auf allen Meeren der Erde, geachtet und gefürchtet, so daß keine fremde

Macht ihre Ehre anzutaſten wagt. Unſer Seehandel hat einen ungeahnten Aufſchwung genommen und wächſt mächtig von Jahr zu Jahr. Viele Tauſende Quadratmeilen Afrikas und Neu-Guineas ſind ohne Anfechtung in deutſchen Beſitz, um in Zukunft Macht und Reichtum des Vaterlandes zu mehren, und wie einſt das helle Auge ſeines großen Ahnen, wacht heute das unſeres jungen Kaiſers verheißungsvoll über Marine, Seehandel und Kolonieen. Unter ſeiner kräftigen Herrſchaft, mit den ihm zu Gebote ſtehenden Machtmitteln und bei dem liebevollen Intereſſe, das er allem zuwendet, was mit dem Meere verknüpft iſt, haben wir nicht zu beſorgen, daß wir nicht den Anteil der Seeherrſchaft erringen und erhalten, der dem deutſchen Reiche gebührt.

Der Zwerg Perkeo.

Von Dr. Oscar Daering.

(Abdruck verboten.)

Das war der Zwerg Perkea
Im Heidelberger Schlaß,
An Wuchſe klein und winzig,
An Durſte rieſengraß.
Man ſchalt ihn einen Narren,
Er dachte: Liebe Leut',
Wärt ihr, wie ich, nur alle
Feuchtfröhlich und geſcheit.

Von wem dieſe Verſe ſind? Von wem wohl anders als von dem luſtigſten Sänger altdeutſcher Bier- und Weinſeligkeit, deſſen wunderbare „feucht-fröhliche" Poeſie jedes jugendliche Herz entzückt, jedes alternde — kraß philiſtröſe ausgenommen — verjüngt, Viktor Scheffel. Da ſteht der Held ſeines Liedes vor uns, in heiterſter Weiſe durch den Pinſel eines zeitgenöſſiſchen Malers verewigt.

Der Zwerg Perkeo.
Nach einem zeitgenöſſiſchen Bilde.

Zu ſeiner Charakteriſtik läßt ſich nach den kurzen und doch vollſtändig erſchöpfenden Worten Scheffels füglich kaum nach etwas ſagen. Soviel ich aus den mehr als dürftigen Nachrichten entnammen habe, die uns über den kleinen Herrn erhalten ſind, hat es mit dem rieſengroßen Durſte ſeine Richtigkeit gehabt. Tag für Tag leerte Perkea vor den Augen der ſtaunenden Mitwelt fünfzehn Flaſchen Wein. Wie ſein Zuſtand geweſen, wenn er dies würdige Tagewerk beſchloſſen hatte, iſt uns nicht überliefert, ohne Zweifel, weil jeder es ſich ſelbſt denken kann. Da hatte denn ſein Brat-, oder richtiger geſagt, ſein Weinherr, der wenig rühmlich bekannte Kurfürſt Karl Philipp von der Pfalz, einer jener ſchlimmen Landesväter aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, gewiß weidlich zu lachen, wenn ſein Hofnarr ſich in ſolcher Weiſe produzierte. Auf der Plattform des Rieſenfaſſes im Heidelberger Schloßkeller feierte man die wüſteſten Trinkgelage, und ſicherlich mußte der Zechvirtuoſe Perkea dazu helfen, die Gäſte unter den Tiſch zu befördern. Wer mochte ſich auch von einem Zwerge beſchämen laſſen! Da galt es denn mit den eignen Talenten zu glänzen, ſolange es nur gehen wollte. Übrigens brauchte man ſich, was Perkeas äußere Erſcheinung betraf, ſeiner Geſellſchaft nicht zu ſchämen. Da die Zeiten vorüber waren, wo man den Hofnarren mit Pritſche und Schellenkappe umhergehen ließ, ſo hatte ihn der Kurfürſt zum Kavalier herausgeputzt, mit Ordensband und Degen, ſowie einem großen Kreuze auf der Bruſt zum Zeichen ſeiner glänzenden Siege. Auf unſerm Bilde ſehen wir den mit ſtattlicher Perrücke geſchmückten Helden jener unterirdiſchen Wettkämpfe ſeinem Thatendrange noch auf eine andere Art Luft machen. Er iſt zum Zeichen, daß er unter Umſtänden hoch hinaus wollte, auf das Dach des Schloſſes geklettert und übt ſeine Kräfte im Entzweiſchlagen aller möglichen Gegenſtände. So verſchieden dieſe Thätigkeit von ſeiner gewöhnlichen, im Keller betriebenen auch iſt, ſo ſcheint mir doch zwiſchen beiden ein ſtarker urſächlicher Zuſammenhang zu beſtehen. Immerhin beweiſt das Bild, daß der Luſtigmacher des Herrn Kurfürſten von der Pfalz kein einſeitiges Genie war. Der dankbare Gebieter ſorgte denn auch dafür, daß dem Edlen ein würdiges Denkmal geſetzt wurde. Es befindet ſich in der dämmernden Tiefe des Schloßkellers, gegenüber dem großen Faſſe. Dort ſteht Perkeas holzgeſchnitztes Bildnis auf einem niedrigen Sockel, der ſeinen Namen trägt.

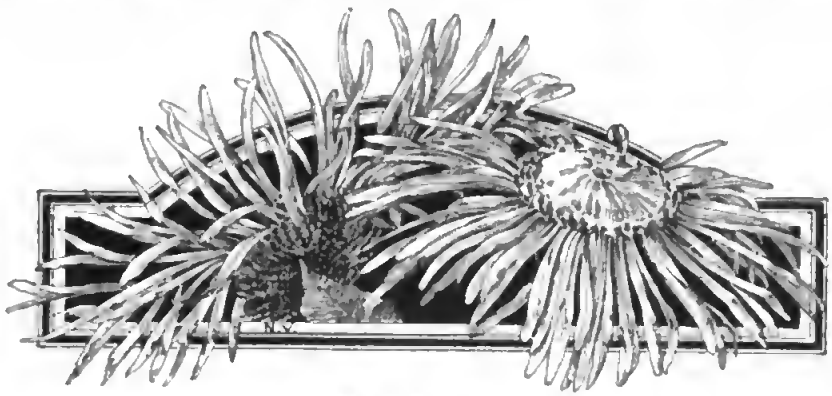
Sein Geſicht mit den kleinen, liſtigen Augen und der Trinkernaſe iſt von einem dreieckigen Hute beſchattet, ſeine Kleidung iſt eine angemeſſene Hoftracht, Orden und Ehrenzeichen fehlen jedoch. Die linke Hand führt ein Glas zum Munde, während die rechte eine leere Flaſche verkehrt gefaßt hält, offenbar um ſie demnächſt an der Wand zerſchellen zu laſſen.

Viktor Scheffel behauptet in dem Gedichte, deſſen Anfang wir oben genoſſen, Perkeo ſei dort unten bei dem großen Faſſe, nachdem er es in fünfzehnjähriger Thätigkeit geleert hatte, begraben worden. Für die Richtigkeit beider Angaben, beſonders der erſteren, kann ich mich nicht verbürgen. Das zweite aber wäre nach den Gepflogenheiten unſrer biedern Vorfahren keineswegs undenkbar. Da ſie alle lange tot ſind, ſo hat es keinen praktiſchen Wert mehr, ſie tadeln zu wollen. Gewiſſermaßen haben ſie ſich doch auch um uns verdient gemacht, denn ſie haben bewirkt, daß der Heidelberger Schloßkeller einer der ſtimmungsvollſten Räume in dieſer Welt iſt. Wer mir nicht glaubt, den mag Wilhelm Buſch belehren, der da ſingt:

Ruinen machen vielen Spaß,
Auch ſieht man gern das große Faß.

Und noch klarer wird es aus dem Schluſſe des angeführten Scheffelſchen Liedes. Die letzte, sotto voce zu ſingende Strophe (Melodie im Kommersbuche deutſcher Studenten) lautet:

Perkeo ward begraben.
Um ſeine Kellergruft
Am leeren Rieſenfaſſe
Weht heut noch feuchte Luft.
Und wer als frommer Pilger
Frühmorgens ihr genaht,
Weh ihm, als Weinvertilger
Durchtobt er nachts die Stadt!



Der Schmetterling.

Von Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

Es fing ein Kind in ſeinem Beerenkrug
Im Wald einſt einen Schmetterling und trug
Ihn heim, gar ſelig, daß der Fang ihm glückte,
Eh's noch das Thongefäß voll Beeren pflückte.
Vorſichtig, ſtolz, als ſei's von Schätzen ſchwer,
Trug's das bedeckte Krüglein vor ſich her.
Sonſt war's ein wildes Ding. Es ſprang und ſang
Und hüpfte atemlos den Pfad entlang.
Doch leis, nur auf den Zehen, ſchwebt es jetzt,
Daß ſich der ſchöne Findling nicht verletzt.
Wie aus dem Gras die rote Beere nickt, —
Es geht vorbei, als hab' es nichts erblickt.
Wie's dann zum Spiel die luſt'gen Kameraden,
Wie's rings zum Ruhn die Schattenplätze laden,
Wie lockend überall die Blumen blüh'n,
Das Kind geht weiter. Seine Wänglein glüh'n;
Je mehr ſich's ſtandhaft müht zu ſeinem Ruhm,
Je heiliger wird ihm ſein Heiligtum.
Zu Haus erſt deckt's nach langem frommen Lauf
Voll hoher Seligkeit ſein Krüglein auf.
Da regt ſich keine gold'ne Schwinge mehr.
Der Schmetterling war fort. — Der Krug war leer.

Es weinte heiß, das kleine wilde Ding! — — —
Ich kenne Eine, der es schlimmer ging.
Die trug durch ihre Jugend, ernst und mild,
Im gold'nen Schrein ein teures Götterbild.
Mit seligem, weltabgewandtem Sinn
Schritt sie dahin, die zarte Träumerin,
Sah nie umher, sah immer weit voraus,
Wich ihrer Jugend holden Spielen aus,
Versäumte lächelnd Glück um Glück und frug
Nur nach dem Himmelsbilde, das sie trug.
Und dann geschah's auch ihr mit einemmal:
Sie war getäuscht, und tot ihr Ideal;
Der Goldschrein, den sie trug, — für sie so schwer
Von heil'gem, süßem Wert — der Schrein war leer.
Und immer schon, seit frühster Jugend Tagen
Hat sie den leeren Schrein dahergetragen.

Du Kleine, der der Schmetterling entflohn,
Lauf in den Wald; die Freunde warten schon!
Füll dir mit Beeren, — ei, es gibt genug! —
Voll bis zum Rande deinen leeren Krug.
Ziehst du dann heim, wirst du schon wieder singen! —
— — — — — — — — — — — — —
Der andern weiß ich keinen Trost zu bringen. —

Auf der Teufelsbult.

Von Ernst Behrend. (Abdruck verboten.)

Weg mit des Alltags Grillen und Sorgen! Öffnet eure Herzen dem heiligen Schauer, der aus der Stille der moosbedeckten Gründe, aus dem Rauschen der windbewegten Wipfel, aus dem Dunkel des alten deutschen Waldes wonnevoll euch entgegenströmt! O du wunderschöner Wald! Wie oft hast du mein Gemüt erquickt an sonnigen und trüben Tagen, unwandelbar im Segenspenden, wie in der Liebe eine Mutter, ob nun Dank oder Undank der Lohn. Auch ich habe dir mit Undank gelohnt und an deinem Frieden gefrevelt in kindischem Übermut, du aber hast mich dann in den Stunden bittrer Reue getröstet und wenn ich jetzt eintrete in den Bereich deiner Herrlichkeit, fühle ich mich leicht und froh, wie die Vöglein, die von Zweig zu Zweig flattern und des Gesanges kein Ende finden, solange das Licht des Tages scheint.

Die damerower Stadtheide ist ein Stück jenes mächtigen Waldgebietes, das sich vom Herzen unserer guten Mark Brandenburg nordwärts nach dem Gestade der Ostsee zieht. Mit ihren weiten Beständen uralter Eichen und Buchen und himmelanstrebender Fichten, ihrem stämmigen jüngeren Nachwuchs und den Schonungen, die hier noch dem Auge gestatten, wie über einen krausen Teppich hinwegzuschweifen, dort bereits ansehnliches Dickicht und günstigen Versteck für Schwarz- und Rehwild bilden, ist sie der Stolz der damerower Bürger. Und mögen diese auch in erster Reihe die reichen Erträge ihrer Holzung schätzen, so hat doch daneben die ernste Schönheit des Waldes Geschlecht auf Geschlecht zu reiner Freude an der Natur zu erziehen vermocht. Daher ist die Heide, obwohl eine Stunde Wegs von der Stadt entfernt, bei gutem Wetter, namentlich an Sonn- und Festtagen, ein beliebtes Ziel der Lustwandler. Doch auch bei schlechter Witterung. Denn wer sich nicht unter den Bäumen tummeln mag, findet behaglichen Unterschlupf in der an der Heerstraße belegenen Stadtförsterei, deren jeweiligem Inhaber der hohe Magistrat um der wegemüden, hungrigen und durstigen Stadtkinder willen die Erlaubnis zum Betriebe einer kleinen Gastwirtschaft nicht hat versagen können.

Zu jener Zeit, als ich, Joachim Kieseling, wohlbestallter jüngster Lehrer an der

Bürgerschule zu Damerow geworden war, hauste der alte Hegemeister Kempernick mit Hannchen, seinem eben zur Jungfrau erblühten Töchterlein, in der Försterei. Den hochmögenden Herren setzte er wohl, wenn ihn sein Dienst nicht im Walde hielt, selber ein Glas schäumenden Bieres vor; im übrigen besorgte eine Magd die Bedienung der Gäste. Wer aber an Tagen mit vielem Besuch den erfrischenden Trank von dem braunlockigen Hannchen kredenzt bekam, durfte sich glücklich preisen, denn es war ein gar zu liebes Mädchen, sinnig, minnig und rührmichnichtan, ein echtes Heideröslein. Mag damals mancher nicht nur des guten Bieres halber, sondern vornehmlich um einen Blick aus ihren Rehaugen zu erhaschen, in dem alten, am Giebel mit stattlichen Geweihen verzierten Jägerhause eingekehrt sein! Von mir wenigstens muß ich dies aufrichtigst vermelden. Und nicht gar lange, nachdem ich entdeckt, daß das liebliche Kind ganz allein die Wallfahrt nach der Heide wert war, wußte ich, daß ich meine Seligkeit ihr verschrieben hatte. Wie früher nach leiblicher Speise — denn ich war in Armut und Entbehrung groß geworden und hatte bis zu meiner Anstellung den Schmachtriemen für eine der notwendigsten meiner Siebensachen gehalten — so hungerte ich jetzt in seliger Qual nach dem, was aus ihres Herzens Reichtum die Holde, und sonst niemand in der Welt, mir hätte bescheren können. Ich hätte nun kurz und bündig dem Mädchen mein Inneres erschließen und sie um Herz und Hand bitten sollen: doch hat nicht die Gewalt der ersten Liebe ganz andere Leute, als den jüngsten Lehrer der damerower Bürgerschule, zu schüchternen Tölpeln gemacht? Und dann die Hauptsache — liebte sie mich wieder? Noch hatte ich nicht den geringsten Beweis, daß sie mir freundlicher gesinnt war, als anderen jungen Männern meines Schlages oder sonst irgendwem. Ich hungerte also weiter und ach! gegen solchen Hunger ließ sich kein Schmachtriemen anlegen.

An einem heißen Sonntage bald nach Pfingsten war ich mit lustigen Gesellen zur Stadt hinaus gezogen. Natürlich galt unsere Fahrt der Heide. Meinen Freunden stand die helle Lust an der Partie auf den Gesichtern geschrieben, ich aber konnte in dieser Hinsicht nicht gleichen Schritt mit ihnen halten, denn die Aussicht, das angebetete Mädchen zu sehen und auf das geziemende Hutab einen freundlichen Gegengruß zu erhalten, wurde mir einigermaßen durch den Gedanken vergällt, daß alles Glück, welches mir heute begegnen könnte, doch nicht mehr bedeuten würde, als die problematische Freude des armen Tantalus an den vor seinen Augen aufgebauten Schaugerichten. Indessen stob, je näher ich der erhofften Augenweide kam, ein Nebelflöckchen nach dem anderen von meiner Seele hinweg und als nun die Försterei vor mir lag, war ich glückselig und meinem Schicksal im voraus dankbar für jeden Blick, den mein Engel mir heute spenden würde. Es kam jedoch ganz anders, als ich erwartet.

Nachdem wir unter der Laube neben dem Hause Platz genommen und einen leckern Imbiß bestellt hatten, erfuhr ich beiläufig von der Magd, Hannchen sei durch den Wald nach der Hegermühle auf Besuch gegangen. Ich mußte mich zusammennehmen, um meine Enttäuschung nicht zu verraten; die andern aber waren zu sehr mit dem Gedanken allgemeiner Ergötzung beschäftigt, als daß sie das verhaltene Herzeleid eines einzelnen wahrgenommen hätten. Ich beteiligte mich alsbald wacker an dem fleißigen Umtrunk und dem Gesange der Lieder, die zu Ehren des grünen Waldes, des goldenen Reben- und Gerstensaftes sowie der schwarzen und braunen Mägdelein in allen deutschen Gauen angestimmt wurden, und hatte in diesem Thun und Treiben schnell mein Leid vergessen. Nach einiger Zeit munteren Kommersierens beschlossen wir aufzubrechen und uns auf der Teufelsbult mit Barrlauf und anderen turnerischen Spielen zu vergnügen.

Nicht weit, etwa eine Viertelstunde von der Försterei befindet sich im Walde ein kleiner tiefer Teich, die Teufelskuhle, wie ein dunkles Auge, von Ellern- und Haselgebüsch bewimpert, geheimnisvoll gen Himmel blickend. Kein lebendes Wesen schwimmt in dem Wasser, kein Vogel nistet am Ufer, nachts aber führen taumelnde Irrwische ihre Tänze dort auf. Man erzählt sich, daß es zu Zeiten in der Nähe der Teufelskuhle nicht geheuer sein soll. So viel ist gewiß, daß vor Jahrhunderten heidnische Bewohner der Gegend an dem düsteren Weiher ihren Götzen gefröhnt und dadurch Anlaß zu späterer Sagenbildung gegeben haben. Damals reichte der Wald wohl bis an das Ufer. Seit vielen

Jahren jedoch ist in ziemlich gleichmäßigem Umkreise eine geraume Fläche abgeholzt und gerodet. Stellenweise, nach der äußeren Grenze zu, wo der Boden höher liegt als in der Nähe des Teichs, tritt der klare weiße Sand, der märkische Schnee, zwischen vereinzeltem Heidegestrüpp und struweligen Grasbülten zu Tage; nach dem Mittelpunkte der Lichtung, also der Teufelskuhle zu, vermag der schwerere Boden saftigen Wiesenwachs zu tragen, dessen grünes Einerlei hie und da durch einen bunten Fleck — der Wind hat den Blumensamen weither über den Wald herangeweht — anmutig unterbrochen wird. Im großen und ganzen ist der Platz, die Teufelsbult, wie er genannt wird, eine Wüstenei. Weshalb man ihn so lange hat verwahrlosen lassen, weiß ich nicht, nun aber paßt er in seinem ruppigen und struppigen Aussehen durchaus zu der gespensterhaften Teufelskuhle. Übrigens hatte am nördlichen Ende der Bult Hegemeister Kempernick vor mehreren Jahren einen Pflanzgarten für Fichten angelegt, dessen Bäumchen bereits kniehoch standen und die Freude ihres Züchters bildeten.

Als ich mit meinen Gesellen hier angelangt war, sahen wir eine Anzahl alter Weiber damit beschäftigt, von den Pflänzlingen Raupen abzulesen, welches Ungeziefer in jenem Jahre den Wald arg heimsuchte. Die Gefahr dieser Landplage hatte die wohllöblichen Behörden bestimmt, das Raupensammeln auch am Sonntage vornehmen zu lassen. Es waren durchweg frühere Vagabundinnen und andere Übelthäterinnen, die auf ihre späten Tage Unterkommen im Spittel gefunden hatten und nun zu jener wenig angenehmen Lese verwendet wurden. Ich glaube nicht einmal, daß der ihnen dafür ausgesetzte Lohn, wenn sie überhaupt einen erhielten, erklecklich gewesen sein wird. Dieser Meinung war auch Freund Marquardt, der Provisor der damerower Apotheke, welcher in schnellem Antriebe von Mildherzigkeit vorschlug, für die geplagten Weibsen auf der Stelle eine Geldsammlung zu veranstalten.

Wenn aber der Fromme irgendwo ein Nest baut, legt rasch der Teufel ein Ei hinein und also geschah es, daß der jüngere Sohn des Brauers Schneider am Markt, der Militärschneider, wie wir ihn hießen, weil er des Königs Rock getragen, zum Unterschiede von seinem Bruder, der nicht gedient und den Spitznamen Civilschneider erhalten hatte, das frevelhafte Ansinnen aussprach, die Weiber sollten den ihnen zugedachten Mammon noch besonders verdienen und zwar, da es uns heute doch zu heiß für den Barrlauf sein würde, indem sie statt unser laufen, nach Preisen um die Wette rennen sollten. Mit dröhnendem Jubel wurde dieser Vorschlag von uns begrüßt und zu meiner Schande sei's gesagt, ich stand in dem Verlangen, die Huzeln laufen zu sehen, hinter keinem zurück. Was aber das Wunderlichste an der Sache war — von den alten Weibern ließen sich einige durch den Glanz der Silberlinge, die wir flink zusammengelegt, verblenden und gingen unbedenklich auf die verrückte Idee ein.

Ich schäme mich hier zu schildern, wie der Militärschneider, der während seiner Dienstzeit bei einem Kavallerieregiment in Berlin vom Vater Zuschuß genug erhalten hatte, um neben anderen Vergnügungen die Sportfreuden Hoppegartens gründlich kennen zu lernen, demnächst die Rollen der Posse verteilte, wie es zwischen den Preisbewerberinnen noch vor dem Beginn des Rennens zu Streit und Rauferei kam und wie schließlich das schändliche Schauspiel vor sich ging.

Dunkle Wolken waren inzwischen am Himmel aufgestiegen, ein mächtiger Windstoß fuhr durch die Kronen der Bäume, aber keiner der sturmgeschüttelten Stämme wurde zur Geißel, die auf die dahinrasende Hexenzunft und die hetzenden Zuschauer losgepeitscht und dem gräulichen Unfug ein Ende gemacht hätte. Als ich, von der allgemeinen bacchantischen Lust erfüllt, mit lachenden Blicken den Sprüngen der Scheusäler folgte, taumelte ich plötzlich, wie ins Gesicht geschlagen, zurück. Zornflammenden Auges und schier majestätisch schön anzuschauen stand die Tochter des Hegemeisters vor mir, welche von uns allen unbemerkt aus dem Walde hervorgetreten war. Ein paar Herzschläge lang blitzte sie sprachlos mich an. Dann zog es wie ein Schatten über ihr Antlitz, mit zitternden Lippen rief sie mir zu: „Schämen Sie sich, Herr Lehrer, an solchem Hexensabbath teilzunehmen!" und dann wandte sie sich schnell ab und ging davon, das übrige Gelichter keines Blickes würdigend.

Nun rollte ein langer Donner über die Teufelsbult dahin, Schlag auf Schlag entlud sich das Gewitter, aber ich sah kaum die

Blitze des Himmels, hörte kaum seine Sprache, denn meine Augen waren wie geblendet von den flammenden Blicken, in meinen Ohren hallte es wieder von den zürnenden Worten des edlen Mädchens. So jäh wie der erste Wetterstrahl war mir die Erkenntnis gekommen, welch' unwürdiges Spiel wir mit der Armut und Habgier der Spittelweiber getrieben. O Joachim Kieseling, hattest du nicht selbst lange genug gedarbt, um zu wissen, daß Armut eine Krankheit, die an Leib und Seele frißt und an Leib und Seele geheilt sein will? Und hatte man wohl je deinen Hunger gemißbraucht, um dich durch den Sündenlohn für derartige Teufelspossen zu sättigen? Ich fühlte mich in tiefster Seele zerknirscht und lief, während die anderen dem Forsthause zuflüchteten, dem Sturm und Wetter entgegen immer weiter in den Wald hinein, als müßte ich Meilen zwischen mich und den Schauplatz des wüsten Tummels bringen. Erst als sich der Aufruhr der Elemente gelegt hatte und ich erschöpft am Fuß einer knorrigen Eiche niedergesunken war, kam mir die andere Erkenntnis, daß ich heute nicht nur schwer gefrevelt an der Heiligkeit der Armut und dem Frieden des Waldes, sondern auch die Liebe Hannchens unwiderbringlich eingebüßt hatte. Nun da ich dies Herz verloren, wußte ich erst, daß ich es besessen, denn würde das Mädchen, hätte es mich nicht geliebt, mich allein unter meinen Genossen ihres Zornes wert erachtet haben? — Die Wolken hatten sich verzogen, über mir blaute der Äther, die Strahlen der Sonne schossen siegreich durch das Gitterdach der Bäume und entzündeten funkelnde Pracht in den leis an Blättern und Zweigen herniederrollenden Regentropfen, die Vöglein hielten verwundert Zwiesprach über den fürchterlichen Wirrwarr der Natur, den sie soeben erlebt, und stimmten dann schmetternde Fanfaren an — ringsum Wonne des wiedergeborenen Tages, doch in meiner Seele sah es trüb und traurig aus.

So verging mancher Tag, der anderen hell und golden, mir aber grau und grämlich erschien, doch allmählich richtete der Segen der Arbeit mich wieder hoch, und der Wald, der oft genug den unmutigen Gast aufnahm, duftete mir Balsam ins Herz. Ich dachte über mein Unsal nach und gelangte mehr und mehr zu der Überzeugung, daß ich mir keinen Vorwurf verderbten Gemütes zu machen brauchte. Mir fiel das Wort bei Hiob ein: „Siehe, unter Seinen Knechten ist keiner ohne Tadel und in Seinen Boten findet Er Thorheit." Paßte dies nicht so ganz und gar auf mich? Thorheit, Thorheit war's gewesen, ein kindischer Streich, abgebüßt durch Reu' und Scham, die ich bitter geschmeckt! Und sollte nicht das Mädchen, das ich inniger als zuvor liebte, das Mädchen mit dem klaren und verständigen Blick jetzt ebenso denken, sollte der rosige Mund nicht auch ein Wort der Verzeihung sprechen können? Mit dieser Frage im Herzen wagte ich es, wieder vor das Antlitz der Angebeteten zu treten, doch als sie mich wahrnahm, blickte sie kalt hinweg und ich fühlte, daß sie mir ein strengerer Richter war, als das eigne Gewissen. Es war der ödeste Sommer, den ich je erlebt!

Den Becher der Bitternis mir bis zum Rande zu füllen, fügte es nun gar das Schicksal, daß der damerower Magistrat den Hegemeister zum Herbst in den Ruhestand zu versetzen und daß der Alte nach einem entfernten Orte, woher er stammte, zu ziehen beschloß. Er hatte sich in der letzten Zeit den Anforderungen des Dienstes körperlich nicht mehr gewachsen gezeigt und mußte durch eine frische Kraft ersetzt werden, zumal jetzt gerade ein paar verzweifelte Kerle den Wald unsicher machten und unter dem Wildstand stark aufräumten. Kempernick hatte allerdings, wie er behauptete, dem einen Hallunken einen tüchtigen Denkzettel in Form einer Schrotladung irgendwohin gegeben, allein das verbrecherische Treiben der Wilddiebe ließ nicht nach. — Nun sollte also der Hegemeister gehen und mit ihm das Mädchen, dem, trotz seiner Grausamkeit gegen mich, all mein Sinnen und Sehnen galt! —

Eines Abends zu Anfang des September — es war ein schöner Tag gewesen und der Mond stieg blutigrot aus den Nebeln der Wiesen empor — führten mich meine Schritte von der Stadt in der Richtung nach der Heide. In süße Träume verloren, denn welcher Liebende träumt nicht meistens süß, wenn er auch noch so wenig Ursach' dazu hat, ging ich des Weges und ehe ich mich dessen versah, lag der Wald in ernster düsterer Pracht vor mir. Da durfte ich nicht versäumen, bevor ich mich auf den Heimweg machte, meinen stillen Gruß dem Hause zuzunicken, in welchem

die Geliebte weilte. Vielleicht bekam ich sie von fern zu sehen! In dieser Hoffnung setzte ich mich auf einen kleinen Rasenhügel zwischen Buschwerk gegenüber der Försterei nieder. Nur die Straße trennte mich von dieser, so daß ich Hannchen hätte erkennen können, wenn sie an das offene, vom Mond beleuchtete Fenster getreten wäre. Sie ließ sich aber nicht blicken und traumselig schmachtete ich weiter.

Einmal raschelte es neben mir im Busch. Ich glaubte, es sei ein Reh und um es nicht zu stören, verhielt ich mich ruhig. Ein anderer Ritter Toggenburg, schaute ich unverwandt nach dem Fenster, ob die Liebliche sich zeigen würde.

Da fiel ein Lichtschimmer in die Stube; aus einem hinter ihr gelegenen Gemache trat, die Lampe in der Hand, der Hegemeister hinein. Gerade, als sein Bild im Rahmen des Fensters sichtbar wurde, gab es neben mir einen scharfen Knall. Ich sah, daß die Lampe erlöschend zu Boden fiel und hörte zu dem Klirren der Scherben einen markerschütterten Schrei aus weiblicher Brust. Mir zur Seite raschelte es wieder, lauter als zuvor. Ich sprang auf, sah einen blanken Gewehrlauf und starrte in das wüste Gesicht eines vierschrötigen Kerls. Sofort wußte ich, daß es einer der Wilderer war, der jetzt auf den Hegemeister aus Rache geschossen und ihn oder — — das Herz stand mir im Leibe still — — Hannchen getroffen hatte. Denn sie mußte es gewesen sein, die den Schrei ausgestoßen. War es ihr Todesschrei gewesen? — — Dies alles denken und mich auf den Mordbuben stürzen, war das Werk eines Augenblicks. Mit niegeahnter Kraft warf ich ihn in die Kniee und umschlang ihm die Schultern. Da packte er mich an der Gurgel und würgte mich, daß ich am Leben verzagte. Im Instinkt der Abwehr faßte ich ihn in die zottigen Haare und riß ihm ein tüchtiges Stück Skalp vom Schädel. Wie ein Stier brüllend, ließ er meine Kehle los und stieß mir beide Fäuste zugleich vor den Leib. Ich wankte nach Luft schnappend zurück, währenddem er Zeit fand, sich aufzurichten. Und ohne sich um sein Gewehr zu bekümmern, daß ihm bei unserem ersten Aneinanderprall zur Erde gefallen war, sprang er in mächtigen Sätzen davon. Ich bekam die Luft schnell wieder und lief ihm mit einem gellenden Hilfeschrei nach. Zwar hatte er einen Vorsprung von einigen Dutzend Ellen gewonnen, gleichwohl gelang es ihm nicht, meinen Blicken zu entschwinden. Und wenn mir auch manchmal Zweige ins Gesicht schlugen, daß ich die Augen schließen mußte, hörte ich ihn doch immer vor mir durch die Büsche brechen.

Das war eine wilde Jagd! All mein Lebtage werde ich daran denken. Verlieh ihm die Angst Flügel, so halfen mir Zorn und helle Wut auf die Sprünge. In berserkerhafter Lust an dem wilden Lauf lachte mir das Herz. Mit einem Male kamen wir an eine Lichtung. Der Wilddieb stutzte und wandte sich nach seinem Verfolger um. Als er mich aber dicht auf seinen Fersen sah, jagte er weiter vorwärts, in das freie Feld hinein, um jenseits den Wald wiederzugewinnen. Ich in gleichen Sätzen hinter ihm her. Bleiches Licht ergoß der Mond über die Weitung. Dunkler aber, als der flüchtige Mörder vor mir, lief wie ein Gast aus der Hölle sein Schatten neben ihm her. Meine Sinne waren so geschärft, daß ich jede Naht auf dem Rücken des Fliehenden sah und sein Keuchen trotz dem meinigen hörte.

Nun erscholl Hundegebell in der Ferne hinter uns, dann Rufen von Menschenstimmen, wie ein dumpfes Hussah des wilden Heeres. Es begann mir in den Ohren zu rauschen und vor den Augen zu flimmern. Jetzt dort und dort Schatten am Himmel, eilende Schatten an der Erde! Waren es Wolken? Waren's gespenstische Schemen? Jetzt flogen wir an einem bläulich glitzernden Weiher vorbei. Die Teufelskuhle! — Es war die Teufelsbult, über die wir dahinfegten! — Und die flüchtigen Schatten um mich und über mir — hu! waren das nicht die Geister der alten Huzeln, die dort einst leibhaftig gerannt und gerast? — Fort, fort von dieser Stätte und sollt' es die letzten Atemzüge kosten! — Umtanzt von dem scheußlichen Troß der Hexen und Truden, hinter mir laut und lauter erschallendes Hundegekläff und höllisches Horridoh, wurde ich gehetzt, wütete ich, selber dem hetzenden Wode gleich, über die Bülten dahin, dem gescheuchten Schächer immer näher und näher im Nacken. Und kaum hatte er den rettungwinkenden Wald wieder erreicht, da sprang ich ihm ins Genick. Krachend stürzten wir nieder, er platten Leibes auf die Erde, ich mit dem Gesicht auf seinen Schädel schlagend und drüber hinweg in wurzeldurchwucherten

Sand schießend, daß mir das Feuer aus den Augen spritzte.

Einige Minuten Totenstille. Darauf Blaffen von Hunden und menschliche Stimmen ganz in der Nähe. Ich versuchte zu rufen, aber nur ein schwacher Mißton rang sich mir aus der Kehle. Da schnupperten ein paar Tölen an meinem und dem starr unter mir liegenden Körper herum und gleich hernach unterschied ich die Stimmen des Forstgehilfen und des langen Michels, des Knechtes aus der Försterei; dann diejenige des Hegemeisters.

Der Schrei, der als Antwort auf den Knall des Mordgewehrs aus dem Forsthause zu mir gedrungen, war also der Todesschrei der Geliebten gewesen! Die Sinne vergingen mir. — —

Als ich wieder wach geworden, war der Hegemeister, der mich an einen Baumstamm gelehnt hatte, um mich beschäftigt, während Michel und der Gehilfe den Wilderer, der sich, wie ich hernach erfuhr, beim Falle die Kniescheiben zerschmettert, aufluden, um ihn nach dem Gehöft zu schleppen. Mir war ganz ramsköpfig und der Jubel, mit welchem der Vater Hannchens mein unverloren gegangenes Dasein begrüßte, berührte mich nur obenhin. Aber wie das Schicksal der Geliebten mein letzter Gedanke vor der Ohnmacht gewesen, so war's mein erster in dem neuerlangten Bewußtsein und zunächst der einzige. Gleichsam willenlos folgte ich, von dem Alten geführt, dem Transport des schwarzen Buddenbohm. So hieß der Mordbube und er war wirklich von dem Hegemeister vor einiger Zeit angesengt worden.

Ich vermochte nicht zu reden. Die Frage nach dem Geschick des holden Mädchens wollte mir nicht übers Herz. Mir bangte vor der Antwort, als würde durch diese das Unheil erst ganz vollendet. Wie ich aber den Alten fortdauernd so frohgemut sah, mußte ich doch wohl merken, daß ihr kein Leid am Leben widerfahren und nun wollte ich fragen. Ach, ich hatte gut wollen. Mein Mundwerk war schier zerschlagen, ich fühlte, daß Lippen und Nase infolge des Stoßes gegen Buddenbohms harten Schädel und den raspelrauhen Erdboden dick angeschwollen und mit Blut überlaufen waren. Endlich aber gelang es mir, zwei Worte herauszubringen.

„Und sie?" fragte ich den Hegemeister, indem ich stehen blieb.

„Danke, danke! Wie Sie sehen, bester Herr Kieseling, mir geht's gut," erwiderte er.

„Nein — sie!" Ich glaubte, nun müßte er mich verstehen.

„Ja, ja, Gott sei Dank bin ich ganz heil," war seine Antwort. „Wie ein Sonntagsjäger hat der schwarze Teufel geschossen! Nicht einmal Mannsbreite getroffen! Einer armseligen Öllampe den Garaus gemacht! Pfui du mein — solche Pfuscherarbeit! Na, mir muß es recht sein, meinen Sie nicht auch? Und nun vorwärts, Herr Kieseling, daß Ihnen meine Tochter bald eine kalte Kompresse aufs Gesicht legen kann. Aus dem Schulehalten wird wohl die ersten vierzehn Tage nichts werden; Sie haben sich ja zum richtigen Rauhklas gemacht. Hahaha! Nehmen Sie's nicht übel, aber wenn jetzt ein kleiner Scherz nicht erlaubt sein soll, dann weiß ich nicht, wann?"

Ich versuchte zu lächeln, weniger über den kleinen Scherz, als weil meine Gesichtsmuskeln der Freude des Herzens über die frohe Botschaft, daß Hannchen in der Lage, mir Samariterdienste zu erweisen, durchaus einen passenden Ausdruck geben wollten, doch brachte ich, wie ich mir denken kann, bloß eine greuliche Grimasse zu stande.

Jetzt waren wir am Forsthause angelangt. Mit nicht geringerem Jubel, als ihn vorher ihr Vater gegen mich geäußert, empfing uns Hannchen an der Thür und nahm den Bericht des Alten entgegen. Ich ging derweile an den Brunnen, um mich von Blut und Schmutz zu reinigen. Auf dem Hofe machten die Leute das Fuhrwerk zurecht, mit dem der Verbrecher noch heute nach der Stadt befördert werden und das auch ich zur Heimfahrt benutzen sollte. Als ich dann ins Zimmer trat, sah ich einen Augenblick in den Spiegel und — ließ mich mit stillem Entsetzen in einen Stuhl fallen: so scheußlich hatte ich mir meine Entstellung nicht gedacht. Da stand Hannchen — o du süßes Bild! — vor mir, ein zusammengefaltetes weißes Tuch in der Hand, um mein Gesicht zu bewickeln, und sagte mit einer Stimme, deren lieblicher Klang mir wie aus höheren Sphären zu kommen schien:

„Herr Lehrer, schön sieht Ihr Gesicht heute freilich nicht aus, aber es gefällt mir doch viel, viel besser wie damals, als Sie über die Sprünge der Spittelweiber lachten."

Und da sie es gesagt, errötete sie hold,

als hätte sie etwas Thörichtes geredet und nicht den schönsten Trost, den mein Herz begehrte. Ich vermochte ihr nur dadurch meinen Dank zu bezeugen, daß ich die Hände der teuren Ärztin ergriff und an meine Lippen drückte, wobei mir ein paar Thränen in den kühlenden Maulkorb rannen, den sie mir inzwischen umgelegt.

Alsbald kam der Hegemeister nachzusehen, ob ich zur Abfahrt bereit. Er nickte mir freundlich zu und meinte:

„Beim Hubertus, Hannchen, du hättest das Rennen sehen sollen, welches der brave Herr Kieseling mit dem Hallunken veranstaltete! Eine Teufelsjagd, nur daß der Teufel nicht Jäger, sondern das Wild war! — So, jetzt kommen Sie, lieber Freund; ich werde es Ihnen nie vergessen, wie Sie den Buddenbohm bis zum Halali gehetzt haben."

Als ich ihm dann zum Hause hinausfolgte, flüsterte mir Hannchen unter heimlichem Händedruck zu:

„Ich werde Ihnen die mutige That gleichfalls nie vergessen, Herr Lehrer. Aber — — wenn Sie's hören mögen — die alte Geschichte — Sie wissen wohl — die werde ich von diesem Augenblick für immer vergessen." — —

Es war eine herrliche Mondnacht, durch welche unsere Fahrt nach der Stadt ging. Ich saß mit dem Hegemeister vorn im Wagen. Hinter uns auf einer Strohschütte lag gebunden der schwarze Buddenbohm, neben dem der Knecht Wache hielt. Keiner sprach ein Wort; es mochte jeder so seine besonderen Gedanken haben. Ich aber dachte an die köstliche Arznei, die mir heute von den Lippen und Augen der schönen Försterstochter geworden war. In der Seligkeit meines Herzens sah ich mich nach dem Hause um, welches mein Glück barg. Dabei fiel mein Blick auf den dunkeln Wald, dessen oberer Saum, vom Mond geküßt, gleichsam einen Heiligenschein ausstrahlte. „O du lieber Wald," dachte ich, „der du meinen Frevel und mein Leid und meine Sühne gesehen — wie wird es weiter werden?" Von meines Herzens Weh war ich jetzt genesen; daß ich des Schadens, den der äußere Mensch genommen, bald wieder so weit ledig sein würde, um der Geliebten leidlich unter die Augen zu treten, war ja gewiß. — Und es kam dieser Tag und brachte eine himmlischschöne Stunde, der nun im Laufe der Jahre viele, viele andere schöne Stunden gefolgt sind, welche mir Hannchen bereitet hat, die Hausehre des glückseligen Schullehrers Joachim Kieseling zu Damerow.

Neues Leben.

Von Reinhold Fuchs.

(Abdruck verboten.)

Primeln an der Wiesenhalde,
Junges Grün am Buchenbaum,
Amselruf im nahen Walde; —
Ist es Wahrheit, ist es Traum?

Lang in winternächt'gem Dunkel
Lag mein Herz in starrem Weh,
Kalt beglänzt vom Sterngefunkel
Wie ein übereifter See.

Aber nun wie warme Quellen
Sprudelt's drin, die lang geruht,
Und die Hoffnung taucht im hellen
Goldhaar aus der finstern Flut.

Mit dem Kinderblick, dem süßen,
Schaut empor sie, freudig-bang:
„War es nicht der Liebe Grüßen,
Was mich weckte wie Gesang?“ —

Und die Königin des Lenzes
Lächelt mild: „Es ist kein Trug!
Schwester, heb' dein Haupt und kränz' es
Dir wie einst zum frohen Flug!

Manchem holden Traum verderblich
Ward der Winter, der uns schwand,
Doch wir beide sind unsterblich; —
Komm und fasse meine Hand!“ —

Das deutsche Harmonium und die amerikanische Hausorgel.

Von M. Allihn.

(Abdruck verboten.)

Neuerdings ist dem Harmonium in der amerikanischen Orgel eine neuer Konkurrent entstanden, der ihm anfängt, geradezu verderblich zu werden. Und dies geschieht in der Zeit der Mc-Kinley-Bill. Amerika schließt seine Thüren zu, es legt einen erheblichen Teil unseres Exportes und unserer heimischen Industrie lahm, fährt aber ungestört fort, uns seine Erzeugnisse zuzusenden. Es sind vornehmlich: Silber, Schweinefett und Hausorgeln. Das Silber halten wir uns durch die Goldwährung vom Leibe, das Schweinefett durch Zölle, aber die Hausorgeln werden in Massen eingeführt und dank der Unkenntnis des kaufenden Publikums auch abgesetzt. Und damit erwirbt man ein Instrument, das durch einen weichen Ton und ein gefälliges Äußere besticht, aber weder an musikalischem noch an materiellem Werte unserem deutschen Harmonium gleichgestellt werden kann.

Beide Instrumente könnten recht wohl neben einander bestehen, denn sie sind eigentlich gar keine Konkurrenten, sondern verschiedene Instrumente, das eine ein Harmonium im engeren Sinne, das andere eine Hausorgel. Jedoch werden vom Händler die amerikanischen Orgeln als Harmonien verkauft, ja man fängt an, von den deutschen Instrumenten mit einer gewissen Geringschätzung zu reden und ihnen die amerikanischen als etwas viel Besseres und selbst Preiswerteres gegenüber zu stellen.

Sehen wir uns die Sache etwas näher an. Der Grundunterschied des deutschen und amerikanischen Instrumentes ist der, daß das deutsche Instrument die Luft durch die Zungen bläst, während das amerikanische die Luft von außen durch die Zungen einsaugt, gerade so, wie man auf der Mundharmonika ziehend und blasend Töne hervorbringen kann. Auch auf der Mundharmonika ist zu bemerken, daß der eingesogene Ton milder ist als der geblasene. Das gleiche findet beim amerikanischen Harmonium statt. Der Ton dieses Instrumentes ist äußerst milde, angenehm, von ausgezeichnetem Piano. Aber dieser mildere Ton wird mit einem Opfer erkauft, das gar nicht groß genug angeschlagen werden kann. Die amerikanische Orgel hat keine Expressian, sie kann den Ton nicht modulieren, nicht ausdrucksvoll machen, was beim Harmonium ein diesem Instrumente ganz eigentümlicher Vorzug ist; sie kann nur durch eine Schallklappe ein wenig Crescenda und Decrescenda hervorbringen. Andrerseits fehlt auch die Kraft. Instrumente großen Umfanges und teuren Preises werden an männlichem Tone und Kraft von dem viel kleineren deutschen Instrumente geschlagen. Der Ton dieses Instrumentes ist schärfer. Ältere Instrumente haben sogar einen spitzen und näselnden Ton, aber neuere Instrumente werden so weich und schön intoniert, daß berechtigte Klagen nicht wohl möglich sind. Ein Unterschied im Toncharakter bleibt aber, wie auch beide Instrumente für verschiedene Zwecke bestimmt sind. Die amerikanische Orgel will eine Orgel sein und ist bestrebt, den Klang der Orgelpfeifen nachzuahmen, was ihr auch in anerkennenswerter Weise gelingt. Das deutsche Harmonium will ein Orchesterinstrument sein, es benennt seine Register nach Orchester-Instrumenten und bildet deren Klang nach. Wer also eine Orgel haben will, der kaufe eine Hausorgel. Aber hierbei ist zu bemerken, daß eigentliche Orgelmusik auf dem Harmonium doch nicht zu spielen ist, schon wegen des Mangels an einem Pedal. Die Hausorgel sucht ein solches zu ersetzen durch $1^1/_2$ Oktaven von Subbaßtönen, die mit der linken Hand gegriffen werden, aber was für eine Art Musik gibt das! Ferner hat die amerikanische Orgel die Eigentümlichkeit, daß die tiefen zwei Oktaven häufig eine andere Registrierung haben, als die drei hohen. Im vollgriffigen Spiel merkt man das nicht, sowie aber eine Figur über die Grenze hinweg geht, bricht sie entzwei. Mit dieser Orgel ist nicht einmal ein Bachscher Choral zu spielen. Es ist ein Instrument, das von Leuten geringen musikalischen Standpunktes für Leute gleichen Standpunktes gebaut wird.

Das deutsche Harmonium allein aber in Verbindung mit Klavier oder Violine stellt ein sehr leistungsfähiges Haus-Orchester dar. Es gibt eine Fülle guter Arrangements, eine ganze musikalische Litteratur für das Harmonium, für die Hausorgel gibt es soviel wie nichts. Das muß doch seine Gründe haben.

Nun kommt aber noch dazu, daß auch der materielle Wert der amerikanischen Orgel hinter dem des Harmonium zurück steht. Die Hausorgel ist nur scheinbar billiger als das Harmonium, faktisch teurer. Und das ist, wenn man den

Transport, die Kosten des Zwischenhandels, den Eingangszoll und die äußere Ausstattung berechnet, nur natürlich. Man muß schon sehr fabrikmäßig und sehr billig produzieren, um überhaupt in Konkurrenz treten zu können, man muß vor allen Dingen das Publikum darüber im Unklaren lassen, daß es mit einer amerikanischen Orgel an klingendem Material — auf das es doch ankommt — weniger erwirbt, als es zu erwerben glaubt. Sehen wir uns eine kleinere Orgel an. Sie kostet 500 Mark und hat folgende Register: Grand-Jeu, Diapason, Flöte, Melodia, Viola, Dulciana, Dolce, Vox Humana, I Forte, II Forte. Auch die amerikanische Orgel ist in der Mitte geteilt und es gehören also zu einer Zungenreihe zwei Züge. Melodia und Diapason bilden eine Zungenreihe vom Achtfußton, Viola und Flöte eine zweite im Vierfußton und Dulciana und Dolce — beziehen sich auf dieselbe Zungenreihe, welche durch Melodia und Diapason regiert werden, nur mit dem Unterschiede, daß im ersten Falle eine vor den Zungen liegende Klappe mit hoch geht, im zweiten Falle nicht. Dulciana und Dolce erscheinen also als selbständige Register, sind aber nur Hilfszüge. Das Grand-Jeu ist ein Kollektivzug, die Vox Humana ein Tremulant, die beiden Forte regieren wie beim Harmonium Schallklappen. Das Instrument hat also in Summa zwei Zungenreihen und kostet 500 Mark, während das zweispielige deutsche Instrument 450 Mark kostet. Nun ist zwar die Zahl der Zungenreihen in den Preisverzeichnissen angegeben, aber im Magazin kauft man es nicht nach dem Preisverzeichnis und der Orgel selbst sieht man es nicht an, was man an ihr hat. Dazu kommt, daß in der Disposition und Registerbezeichnung eine solche, vielleicht beabsichtigte Verwirrung herrscht, daß kein Mensch vergleichen, prüfen, sich zurechtfinden kann. Man muß eben das Instrument so kaufen, wie es besteht. Und das ist eben der amerikanische Pfiff.

Ein zweiter, sehr wirkungsvoller besteht in dem hohen Rabatt, der den Händlern gewährt wird. Die Herrn Händler haben eine wahre Zärtlichkeit für die amerikanische Orgel und raten jedem Käufer ab, ein deutsches Instrument zu kaufen, auch wenn sie letztere mit auf Lager haben, weil sie an der ersten mehr verdienen. Da aber das kaufende Publikum nicht sachverständig ist, so läßt es sich leicht bestimmen dem Händler zuliebe, das geringerwertige und teurere Instrument zu kaufen. Vor mir liegt der Prospekt der Wilcox & White Organ Co. In demselben wird dem Händler fünfzig Prozent Rabatt gewährt und ihm überlassen, seinen Kunden Rabatt nach eigenem Ermessen zu geben. Nehmen wir also als Beispiel Whites Salonorgel von zwei Spielen 460 Mark, so ist von diesem Verkaufspreis abzuziehen 230 Mark Rabatt, 25 Mark Eingangszoll, 60 Mark Transport und Verpackung. Bleiben also 145 Mark Fabrikpreis übrig. Und das bietet man dem deutschen Publikum für 460 Mark an. Es ist zu verwundern, wie man in Amerika so billig produzieren kann, aber es ist nicht zu verwundern, daß das Produkt eine ganz geringe Ware ist. Gegen die ältere Estayorgel will ich so viel nicht sagen, neuerdings aber werden von anderen Fabriken Orgeln eingeführt, die auch die eigentümlichen Vorzüge der amerikanischen Orgel nicht haben, vielmehr als Schundware bezeichnet werden müssen. Was aber die so viel gerühmte Ausstattung anbetrifft, so stellt sich dieselbe dar als eine Art gotisch-romanisch-indianischer Styl und in der Ausführung bisweilen als die reine Zimmermannsarbeit.

Allen amerikanischen Orgeln ist in Bezug auf die Haltbarkeit nicht zu trauen, was teils an der Konstruktion, teils am Material liegt. Die berühmte, seiner Zeit in allen Blättern abgebildete Wagnerorgel ist längst verstummt, während mein deutsches ebenso altes und vielleicht mehr gebrauchtes Instrument noch nicht einmal zu einer Reparatur Veranlassung gegeben hat.

Es ist Zeit, daß wir uns des amerikanischen Fabrikats erwehren. Amerika schließt uns seinen Markt zu, es müßte nicht nötig sein, den deutschen Patriotismus aufzurufen gegenüber einer Konkurrenz mit unserer deutschen Harmoniumfabrikation, die echt amerikanisch ist. Solange man es nur mit der Estayorgel zu thun hatte, wußte man doch einigermaßen, woran man war. Jetzt aber fängt ein halbes Dutzend anderer Firmen an zu importieren — natürlich mit der nötigen Reklame und dem nötigen Rabatt. Es ist Zeit, jeder amerikanischen Orgel ein großes Mißtrauen entgegen zu bringen. Wer ein großes Instrument kaufen will, das dem deutschen Harmonium sicher in musikalischem und höchst wahrscheinlich auch in materiellem Werte nachsteht, der kaufe eine amerikanische Hausorgel.

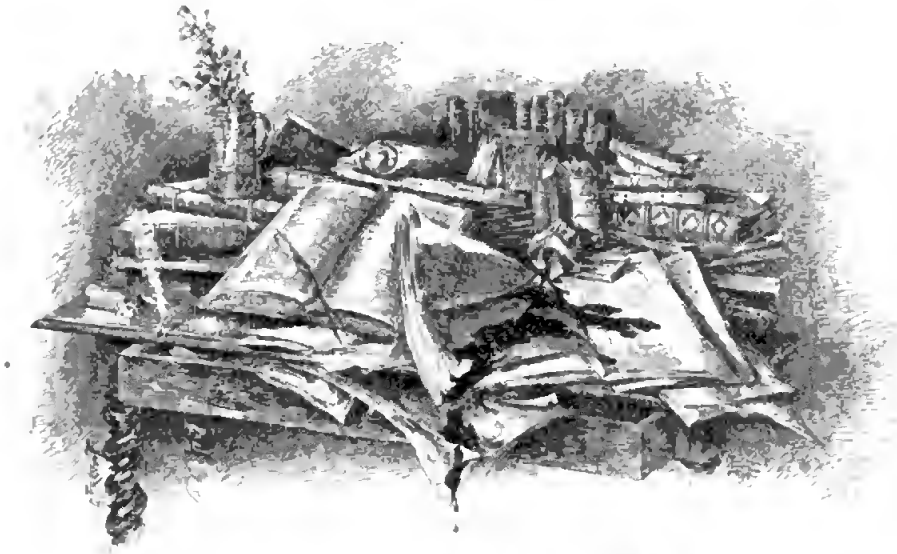
Frühlingsträume.

(Abdruck verboten.)

Wie rosige Wolken in Frühlingswinden
Hauchend erscheinen und duftig entschwinden,
So wurden in jenen dämmernden Tagen
Träume mir über die Seele getragen.
Noch ward der Himmel nicht dunkler und trüber,
Aber wie Stahl nun blendend und klar:
Die Wölkchen und Träume, sie zogen vorüber.

Hans Hoffmann.

Digitized by Google



Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

Wenn in einer Erzählung schließlich alles anders kommt, als der Leser es erwartet hat, so ist das an sich gewiß kein Fehler; der Geschichten, über deren Fortgang und Ausgang man nach den ersten zehn Seiten im Klaren ist, gibt es in der deutschen Romanlitteratur so unzählige, daß selbst Leute, die Romane nicht um ihrer romanhaften Handlung willen lesen, zur Abwechselung ganz gerne mal nach einem Buche greifen, dessen Erzählungsfaden etwas labyrinthisch verwickelt ist. Nicht ungern läßt sich der Leser nach dieser Richtung hin überraschen. Freilich verlangt er dann auch vom Autor, daß ihm dieser den Glauben für seine Erzählung abnötigt, daß er die kunstvoll verschlungenen Fäden ebenso kunstvoll entwirrt und daß er nicht auf dem Wege einer unmöglichen Charakteristik sich die Möglichkeit seiner überraschenden Wendungen verschafft. Hans Hopfens neueste Erzählung „Der Stellvertreter“ (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel) ist ein Muster für diese letztere Art von Romanen, die den Leser überraschen, aber nicht befriedigen, die er schließlich trotz ihres Reichtums an Handlung, ohne gefesselt zu sein und trotz der Ernsthaftigkeit ihres Vortrags mit einem ungläubigen Kopfschütteln aus der Hand legt. Das starke Unbehagen, das dieses neueste Werk Hans Hopfens hervorruft, wird leider dadurch noch erhöht, daß der Erzähler fast durchgehends mit stark verbrauchten Romanrequisiten arbeitet, Requisiten, die auch am 25. März 1879 bereits verbraucht waren, an welchem Tage nach einer Schlußnotiz der Dichter sein Werk begonnen hat. Nach derselben Notiz am 15. Juni 1890 beendet, wird man den „Stellvertreter“ als eine Erzählung betrachten müssen, die Hopfen vielfach liegen gelassen hat, weil er an seinem Werke selbst keine Freude haben konnte. Diese Vermutung scheint mir wenigstens den großen Zeitraum von zehn Jahren zwischen Beginn und Abschluß der Arbeit wahrscheinlicher zu erklären, als diejenige, daß Hopfen durch diese Zeitangabe auf den „Stellvertreter“ als auf das Werk seiner letzten zehn Jahre habe hinweisen wollen. — Egbert Graf von C. und Roderich von der M. waren Freunde. „Nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern in jenem höheren, besten, wie ihn das Jünglingsalter unter seinen Idealen oben anreiht und wie ihn das spätere Leben nur selten ausreift, aber gern als einen Rest schönster Empfindungen sich bewahrt, wenn die Seelen im Weltgetriebe nicht verrohen und der eignen Jugend absterben.“ Also Freunde im höchsten Sinne, wenn ich diese Auseinandersetzung richtig verstehe. Zudem sind sie sehr verschiedenen Temperamentes, Graf Egbert feurig und zugreifend, sein Freund Roderich behäbig-gemütvoll, eine von den Naturen, denen das Vertrauen aller Welt zufliegt, ohne daß sie sich darum drängen. Unter diesen Umständen, sollte man meinen, kann es wenig Gefahr haben, daß beide sich gleichzeitig in eine junge vornehme Polin verlieben, um so weniger, da diese, Komtesse Stephanie, in ihrer Neigung nicht einen Augenblick schwankt, sondern des Grafen Egbert Leidenschaft schwärmerisch erwidert. Ihrer Verbindung steht in der That nichts im Wege; sie wird nur aufgeschoben, weil Graf Egbert, einer Tradition seiner katholischen Familie folgend, vorher noch seinen Eintritt in die Kavaliergarde des Papstes in Ordnung bringen will. Während dieser Aufschubszeit entnimmt der Rittmeister Roderich einem zufälligen Gespräch mit dem alten Grafen Ladislaus von P., dem Vater Stephanies, daß dieser ein grundsätzlicher Gegner des Duells ist. Das verwundert ihn an dem alten Herrn, der im übrigen ein solches Bild moderner Ritterlichkeit ist, aber bei einem Gespräch mit Leuten, die den Grafen in seiner Jugend gekannt haben, wird ihm bestätigt, daß dieser als junger Petersburger Gardeoffizier schon den Mut seiner Über-

zeugung bewiesen hat, indem er lieber den Dienst quittierte, als einer Provokation zum Duell entsprach. So wenig der Rittmeister von der M. die Ansicht von der Verwerflichkeit des Duells teilt, so beruhigt er sich doch damit, daß er selbst den Grafen Ladislaus als einen vollkommenen Gentleman kennen gelernt hat, und daß selbst die Aufwärmer alter Geschichten keinen Versuch machen, ihm diese Eigenschaft abzusprechen. Als dann der Zufall ihn Zeuge sein läßt, wie ein toller Hund, der alte Freund der Romandichter, sich der Gräfin Stephanie in verdächtiger Weise nähert, als es ihm wie dem Grafen Egbert in diesem kritischen Augenblicke weniger an Mut als an Geistesgegenwart fehlt, während der greise Graf Ladislaus sich auf die Bestie stürzt und ihr mit der ganzen Kraft seiner morschen Arme die Kehle zuschnürt, da fühlt er sogar die gerechte Beschämung, daß er sich durch eine Gegensätzlichkeit der Anschauungen einmal dazu hat hinreißen lassen, auch nur in der Stille seines Herzens dem wackeren Manne einen Mangel an Mut zuzutrauen. In dem Gefühl dieser Beschämung macht Roderich seinem Freunde, dem Grafen Egbert, Mitteilung von dem, was er über den Grafen Ladislaus erkundet hat, — „der alte Graf hatte ja seinen persönlichen Mut eben vor ihren Augen so glänzend bewiesen, daß fernere Mißdeutung seines Charakters ausgeschlossen war." — Man sollte meinen, Graf Egbert würde seinem Freunde nun entweder erwidern, er möge sich darüber beruhigen, daß er den Grafen Ladislaus einmal verkannt, da Vorurteile so häufig den Sieg über den gesunden Menschenverstand davontragen. Oder aber, er würde ihm entgegnen, auch er sei ein grundsätzlicher Gegner des Duells, nicht aus den freieren Anschauungen des Grafen heraus, sondern weil er ein guter Katholik sei und seine Religion ihm das Duell verbiete. Das letztere wäre die angemessene Antwort für einen katholischen Edelmann gewesen, der die Absicht hat, in die Kavaliergarde des Papstes einzutreten, und Fälle dieser Art sind nicht selten gewesen, in denen katholische Adlige die Pflichten gegen die Religion ernster genommen haben als von der Standesehre auferlegte Verpflichtungen. Aber Graf Egbert glaubt mit keiner dieser Antworten über den kitzlichen Punkt hinwegkommen zu können. Er sistiert die Verlobung mit der Tochter des Grafen Ladislaus und reist nach Petersburg, um sich nähere Informationen über den Vater der Geliebten zu holen. Dort erfährt er, was ihn eigentlich völlig beruhigen müßte, — daß nämlich Graf Ladislaus, beeinflußt von einem seinem Jahrhundert vorangeeilten deutschen Erzieher, als junger Offizier die Ansicht vertreten hat, daß das Duell verwerflich sei, und daß er lieber den Dienst quittiert als ein in frivoler Weise provoziertes Duell angenommen hat, daß er im übrigen für einen Ehrenmann gilt, und daß er selbst vor dreißig oder vierzig Jahren, als diese Geschichte passierte, dafür gegolten hat. Trotzdem fühlt sich der gute Mann in seinem Gewissen noch nicht beruhigt, vielmehr glaubt er sich verpflichtet, aus Gründen der Ehre auf die Tochter dieses Vaters verzichten zu müssen, er löst die Verlobung mit Gräfin Stephanie auf und verschwindet nach Rom, wo er seinen Pflichten gegen den heiligen Vater nachkommt. — Was thut Gräfin Stephanie? Wenn sie nicht vor Gram stirbt, so hält sie sicher nur das Bewußtsein aufrecht, daß damit die Geschichte zu Ende wäre, denn sie ist in der That eine der unglücklichsten Romanjungfrauen, denen die Prüfung einer unglücklichen Liebe auferlegt wird. Sie ist so unglücklich, daß der natürlich seinem unbegreiflichen Freunde Egbert ein wenig grollende Rittmeister Roderich auf den Gedanken kommt, sie könne dem Schrecken ohne Ende ein Ende mit Schrecken vorziehen. Aber als sie ihm diesen Gedanken, der nicht über seine Lippen kam, an den Augen abgelesen hat, erwidert sie ihm still und groß: „Nein, mein Freund. Ich denke nicht daran, ein gewaltsames Ende vor der Zeit zu machen. So nicht. Denn ich glaube an Gott und mag meinen armen Vater nicht noch mehr kränken. Ich muß leben bleiben!" Und Gräfin Stephanie reist mit ihrem Vater auf ihre Güter in Polen, um in Stille und Einsamkeit ihres Schmerzes Herr zu werden. Die besten Wünsche des Lesers folgen der schwergeprüften Jungfrau. Rrrrr, sechs Monat später, ein ander Bild! Der Rittmeister Roderich hat einen längeren Urlaub, und da, wie wahr, „Paris immer eine Reise wert ist," und er außerdem erfahren hat, daß Graf Ladislaus und Tochter sich gegenwärtig dort aufhalten, so zögert er nicht, sich dorthin auf den Weg zu machen. Aber wie groß ist seine Überraschung, als er der schwergeprüften Stephanie zuerst im Boulogner Wäldchen in einer ganzen Kavalkade von Damen und Herren begegnet, in auffallendem Anzug und desgleichen Benehmen, unbändig auflachend, — „hop, hop, hop, und Gelächter immerzu!" Für eine Komtesse, die niemals eine Sportskomtesse, sondern immer ein wohlerzogenes und gefühlvolles Grafentöchterchen gewesen ist, in der That eine überraschende Verwandlung, besonders wenn man bedenkt, daß Roderich sie vor nur sechs Monaten zum letztenmal gesehen hat, „in Thränen zerflossen, auf den Trümmern eines einzigen Glückes, trostlos, hoffnungslos." Und nun erst, als Roderich sie wiedersieht in dem Hotel in der Avenue de l'Imperatrice, das Graf Ladislaus und seine Tochter bewohnen! Zwischen Frauen mit geschminkten Gesichtern, die sich zweideutige Geschichten zutuscheln, und Pariser Gommeux, die sich mit ihren Klubnamen „Weltende," „Gossenprinz" und „Wickelkind" titulieren, findet er die unglückliche Stephanie, gepudert, gemalt, in extravaganter Toilette, die übermütigste der ganzen zweifelhaften Gesellschaft, in einem Kreise, wie er auf der Bühne des Residenztheaters seine Scherze zu machen pflegt. Es ist erstaunlich, — am erstaunlichsten, daß der alte Graf, der durchaus als ein Mann von innerer Vornehmheit gedacht werden soll, diesen Rummel mitmacht, — „der alte Mann machte gute Miene zum bösen Spiel, wie man etwa einen Arzt walten läßt mit einem gefährlichen Mittel." Denn so klug ist natürlich auch Roderich, um bald zu erkennen, daß Gräfin Stephanie nur eine Maske trägt, daß sie noch immer

Digitized by Google

totunglücklich ist und doß sie jetzt nur im Geräusch der Welt zu vergessen sucht, weil sie in der Einsomkeit nicht vergessen konnte. Das würde ja auch der Leser begreiflich finden, wenn der Ton dieser Welt nur nicht so stork genommen wäre, daß er aus der Pariser Holbwelt herüberzuklingen scheint. Die Studien zu dieser Episode in dem Leben der Gräfin Stephonie scheinen, wie gesagt, im Berliner Residenztheater gemacht zu sein. Begreiflich, doß Rittmeister Roderich keine Freude doran findet. Ob seine freundschoftlichen Vorstellungen indessen etwos nützen würden, bliebe dennoch zweifelhoft, wenn nicht ein Skondol in dieser „Gesellschoft," der die bedauernswerte Gräfin darauf aufmerksam mocht, daß sie ouf dem besten Wege ist, sich unmöglich zu machen, dem Rittmeister zu Hilfe käme. An dem schrecklichen Ende „Weltendes" und des „Gossenprinzen" erkennt Gräfin Stephanie, wohin der Weg des Losters führt, und sie legt sich auf die Chaiselongue und geht in sich. Donn ober ruft sie ihre Getreuen, darunter natürlich den Rittmeister, und hält ihnen folgende Rede: „Ich habe in diesen Tagen viel nachgedocht. Ich bin in der einen oder ondern Weise ein verlorenes Wesen, wenn ich nicht in ganz ondere Verhältnisse komme und ein ganz neues Leben ansange. Loßt mich in ein Kloster gehen ... oder sucht mir irgend einen braven Mann. Eins oder dos ondere, mir ist beides genehm, aber nur durch das eine oder das andere bin ich noch für ein vernünftiges Leben zu retten. Mir ist jedes Kloster recht; ich werde in jedem meine Pflicht thnn und an Gott genesen. Ich nehme jeden Mann, den ihr mir auswöhlt, für dessen Ehrenhaftigkeit ihr euch verbürgt, und will ihm eine treue sorgsame Gottin sein, so gut ich es vermag." — Der alte Grof weint darob Freudenthränen, der Rittmeister erklärt sich bereit, zu der gewünschten Veränderung der Verhältnisse seine Hond zu bieten, und er und Gräfin Stephanie werden ein glückliches Paor durch sechs Jahre hindurch, in denen ein blondlockiger Knobe zwischen ihnen heranwuchs, wöhrend zwei später geborene Kinder leider bold nach der Geburt storben. Auch Major wurde der Rittmeister in diesen Jahren, und als Major z. D. bewirtschoftete er die Güter seines Schwiegervaters und seine eigenen. Von den beiden Trouersällen in der Familie des auf so sonderbare Weise von Hans Hopfen zusommengeführten Ehepoares abgesehen, hötte sicher nichts das Glück dieser Ehe gestört, wenn nicht zu Ende des sechsten Jahres das beängstigende Gerücht durch die kotholische Welt gelaufen wäre, der Papst sei schwer erkrankt nnd liege im Sterben. Es wird einiges Kopfschütteln erregen, daß dieses Gerücht im stande war, ein so starkes Eheglück zu zerstören. Aber dennoch verhält es sich so. Der olte Graf Ladislaus nämlich, der inzwischen sehr alt geworden wor, bekam plötzlich pietistische Anwandlungen und meinte, dos Heil seiner Seele hänge davon ab, daß er noch einmal des neunten Pius Züge sehe, bevor der Tod ihnen sein Siegel aufgedrückt. Nun hätte er sich mit dem klaren Gedankengonge seiner Jugend zweifellos gesagt, daß man ouch den Grafen Ladislaus von P. schwerlich on das Sterbebett eines Papstes lossen werde, ober die Johre hotten ihn auch geistig stork mitgenommen und er unternohm die aussichtslose Reise noch Rom. Gebrechlich, wie er war, mußte ihn seine Tochter begleiten, und unerbittlich wie das Schicksal spielt, mußte sie in Rom notürlich dem Grofen Egbert, dem Geliebten ihrer Jugend, wieder begegnen. Damit ist der Boden geebnet, auf dem die Geschichte von neuem onheben konn. Auf nicht weniger dunklen Pfoden, als die, auf denen sich Herr Major Roderich v. d. M. und Frou Gemahlin gefunden haben, entfernen sie sich wieder voneinonder, und wenn Hans Hopfen es auch nicht zu einer Schuld zwischen der Frou Majorin und dem Grafen Egbert kommen läßt, so kommt es doch zu einem Mißverständnis zwischen ihr und ihrem Gatten, dorouf böswillige Verlassung ihrerseits, verletzter Stolz seinerseits, johrelonge Trennung, endlich die beruhigende Versicherung, daß am Sterbebett des Grafen Ladislous sich die Getrennten wiedergefunden haben und gegenwärtig eine neue Periode ehelichen Glückes durchleben. Graf Egbert ist in Neapel an der Cholero gestorben, — der Leser hat also die Garantie, daß der Roman nach sechs Jahren nicht von neuem beginnt.

Eine zweite Geschichte von Hons Hopfen, im gleichen Verlage erschienen, „Die fünfzig Semmeln des Studiosus Toillefer" hat den Vorzug bedeutend kürzer zu sein ols der „Stellvertreter." Ob sich aber nicht mit etwa sechs Semmeln noch eine stärkere bescheidenhumoristische Wirkung hätte erzielen lassen, als mit fünfzig, ist eine Frage, die ich an ihren Ort stelle. Es dauert longe, bis der etwos angeheiterte Corpsstudent seine fünfzig Semmeln an den Monn gebrocht hat, und ouch ein guter Scherz wird noch fünfzigmoliger Wiederholung altbocken. Einem guten Buch geht es glücklicherweise nicht ebenso: jede neue Auflage ist vielmehr eine neue Anerkennung seines Wertes. Ich freue mich daher, onzeigen zu können, daß Hopfens bekannte bayrische Dorfgeschichte „der alte Praktikant" gleichzeitig mit diesen neueren und weniger gelungenen Werken in dritter Auflage erschienen ist.

Ein neuer „antinihilistischer" Romon von Richard Voß, „die Auferstandenen," (zwei Bönde, Dresden, Verlag von Heinrich Minden) ist mehr ein Beweis von der Wunderlichkeit als von der Größe des Talentes dieses Dichters. Daß ein selbstschöpferischer Geist sich von andren großen Geistern beeinflussen läßt, ist gewiß nichts seltenes und nichts, das seiner eigenen schöpferischen Kraft Abbruch thun konn. Daß er sie einfoch kopiert, sollte eigentlich unmöglich sein, weil diese Kopistenarbeit eine Entäußerung seines Selbst vorausfetzt. Richard Voß ober hot es wirklich fertig gebrocht, einen deutschen Original-Roman zu schreiben, den mon, in dem ersten Drittel wenigstens, von einer Übersetzung ous dem Russischen gornicht unterscheiden kann. Später bricht sich freilich in der Charakteristik der Personen der wahre Richard Voß freie Bahn, — das einzige Motiv der Handlungen seiner Moskouer Nihilistengruppe wird die Liebe in allen Varianten, von der schüchternsten An-

betung bis zur Raserei der Leidenschaft. Das, was das russischeste an dem Buche sein soll, die Charakteristik des Nihilismus, ist daher das verfehlteste; man findet sowohl über die Ursachen wie über die Ziele des Nihilismus nicht einmal eine Vermutung des Verfassers. Das ist ja bei den russischen Autoren nicht viel anders; sie begnügen sich meist, die Stimmung zu charakterisieren, aus der der Nihilismus entstanden ist, und begnügen sich alle mit einem Fragezeichen am Schluß. Das ist erklärlich, weil die Volksstimmung ihre eigene Stimmung ist, und weil die gegenwärtige Übergangsperiode in der Kulturentwickelung Rußlands mit einer Übergangsperiode in der russischen schönen Litteratur zusammenfällt. Im Munde eines deutschen Autors aber ist es nur eine Phrase, wenn er davon spricht, daß das Mütterchen Rußland befreit werden muß, und sie klingt um so leerer, wenn sie von lauter erotischen Neigungen seiner Helden und Heldinnen erstickt wird.

Karl von Heigel, der Münchener Dichter, der bekanntlich längere Zeit als Privatdichter Ludwigs II fungierte, veröffentlicht einen Roman „Das Geheimnis des Königs“ (Berlin, Emil Dominik). Sensationslüsterne, welche der Titel veranlaßt, in dem Roman Intimitäten aus dem Leben des unglücklichen Bayernkönigs zu suchen, werden enttäuscht sein. Zwar fängt der Roman vielversprechend an: „Adelhard der Kronprinz liebte die Einsamkeit,“ aber der weitere Verlauf ist freies Spiel Heigelscher Phantasie. Außer seiner Liebe für die Einsamkeit unterscheidet sich dieser Kronprinz Adelhard nämlich nach dadurch von den meisten andern Kronprinzen, daß er sich nicht für den Thron seiner Väter berufen fühlt. Er entsagt deshalb zu Gunsten seines einzigen energischeren Bruders, auf Wunsch seines Vaters aber wird der Verzicht vorläufig geheim gehalten, — nur der König, der Kronprinz, der Erzbischof und der Kriegsminister wissen darum. Da verunglücken der König und der Kriegsminister, — der erstere ist tot, der letztere dem Tode nahe und bewußtlos. Kronprinz Adelhard wird als König begrüßt. Und es gefällt ihm König zu sein und sein Volk glücklich zu machen. Er beschließt also, sein Geheimnis zu haben und den freiwilligen Verzicht zu ignorieren. Der Erzbischof, der ihn erzogen hat, läßt sich durch Überredung zum Schweigen bewegen, — der Kriegsminister ist vorläufig ein stiller Mann, da er durch seinen Sturz das Gedächtnis verloren hat. Aber König Adelhard lebt in beständiger Furcht, daß er es wiederfinden könne und damit das Ende seiner Macht kommen werde. Auch sonst ist er nicht ganz befriedigt; denn er merkt bald, daß es ein beschwerliches Amt ist, König zu sein, und daß der Wille, ein Volk glücklich zu machen, noch nicht die Kraft zu so löblichem Thun gebiert. Also beschließt er zum zweiten Mal abzudanken. Und diesem zweiten Verzicht wird aller Zwang dadurch genommen, daß die heimlich gefürchtete Besserung im Gedächtnis des Kriegsministers wirklich eintritt. Er entsinnt sich auf den Verzicht des Kronprinzen, aber auch gleichzeitig, daß König Adelhards Vater noch am Tage vor seinem Tode das kompromittierende Dokument den Flammen übergeben hat. König Adelhard ist also zu Recht König, und als er trotzdem die Krone niederlegt, stärkt ihn das Bewußtsein, daß er sie nicht zu Unrecht getragen hat. Der einzig Geschädigte ist der Erzbischof, dem sein Stillschweigen so auf das Gewissen gedrückt hat, daß er an seinem Unrecht inzwischen gestorben ist. — Etwas straffere Handlung könnte dem Roman nicht schaden, und dieses Manco des im übrigen gut geschriebenen Buches mag zum Trost darüber helfen, daß Karl von Heigel eine Anzahl von Dramen für königliches Separatbedürfnis geschrieben hat, welche die Öffentlichkeit nicht mitgenießen durfte.

Zwei Bände Erzählungen, die einen losen inneren Zusammenhang haben, sind von dem innerlichsten und vertiefteften der neueren Dichter, von Hans Hoffmann, erschienen. (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.) Die Novelle „Ruhm“ ist im vorigen Jahrgang dieser Monatshefte veröffentlicht worden, und die Leser werden sich noch des unglücklichen Stolpenburger Zeichenlehrers gut erinnern, bei dem niemand den Größenwahn vermutet, während er selbst das Wachsen desselben mit dem Scharfsinn eines Psychiaters verfolgt, und seines glücklicheren Kollegen vom Stolpenburger Gymnasium, der die Reise nach dem Elsaß unternimmt, um des armen Menschen Mutter von der eingetretenen Katastrophe zu benachrichtigen, und der es sich gefallen lassen muß, dort an Stelle des Erkrankten von aller Welt für verrückt gehalten zu werden, während er doch so vernünftig ist, sich von dieser peinlichen Reise das allerliebreizendste Mädchen als Frau mit in seine hinterpommersche Heimat zu nehmen. Das Lehrerkollegium des gleichen weltentlegenen Gymnasiums hat dem Dichter eine ganze Reihe von Typen für eine Anzahl von kleineren Novellen geliefert, die unter dem Titel „Das Gymnasium zu Stolpenburg“ in einem zweiten Bande vereinigt sind, psychologische Studien von einer künstlerischen Vertiefung, die Hans Hoffmann als einen Meister allerersten Ranges zeigen. Hoffmann schildert lauter Originale, Originale aus einer Zeit, in der alle Welt darüber klagt, daß die Originale ausgestorben sind. Trotzdem wird ihm niemand absprechen können, daß er moderne Menschen geschildert hat. Die Art, wie er diese Originale dem Leser nahe bringt, ist von einziger Vollendung. Ihre Schwächen reizen zum Lachen, ihre Größe, jener unausrottbare Idealismus, der nicht nur Eigentum des Stolpenburger Lehrerkollegiums sondern des deutschen Volkes ist, wandelt dieses Lachen in Teilnahme, Rührung und Bewunderung. Etwas stiefmütterlich hat Hans Hoffmann, wie mir scheint, den Hintergrund seiner Stolpenburger Geschichten behandelt. Ganz so reizlos, wie er glauben machen möchte, ist Hinterpommern auch in landschaftlicher Beziehung wirklich nicht; der Gesamteindruck ist sogar, wenn mich nicht Heimatliebe täuscht, auch von der Küste abgesehen nach etwas anmutiger, als ihn Brandenburg, Sachsen oder Posen zu bieten haben.

Erstaunlich viel Sentimentalität und wenig

Wahrheit stecken in den drei Novellen von Villamario, die unter dem Titel „Aus Dorf und Wald und Schloß“ in einem Bande vereinigt sind (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel). Eine Dorfgeschichte, eine Waldgeschichte, eine Schloßgeschichte, — da sie vereinigt jedenfalls auch elegant gebunden zu haben sind, eignen sie sich als Musterproben unserer Novellenlitteratur vortrefflich zu Vielliebchengeschenken für junge Damen von sechzehn bis achtzehn, je nach ihrer geistigen Reife und Vorliebe für gesundheitsschädliche Süßigkeiten auch für ein früheres oder späteres Alter. Außerdem sind sie wahre Musterbilder für die zahlreichen Litteraturbeflissenen, die lernen möchten, wie man mit Erfolg Novellen schreibt. Litterarischen Wert haben sie schon deshalb nicht, weil sie an innerlicher Unwahrheit ersticken.

Sehr viel erquicklicher sind die Skizzen von Anno Haverland, die unter dem Titel „Lose Blätter“ bei Felix Vogel, Düsseldorf, erschienen sind. Nicht nur, weil sie sich anspruchsloser geben, sondern auch weil die große Bühnenkünstlerin eine scharfe Beobachtungsgabe für das wirkliche Leben besitzt, weil sie nichts sieht, was nicht ist und was nicht sein kann. Manche der Skizzen dürften sich weniger fragmentarisch geben; wenn man aus dem Fenster sieht, fühlt man sich dadurch schon unterhalten, die Vorübergehenden nur anzusehen, — wenn ein Autor uns eine Reihe von Gestalten vorführt, dürfen wir einen mehr oder weniger knappen Kommentar von ihm verlangen. Daran fehlt es einigen dieser losen Blätter, und sie fesseln deshalb zum Teil den Leser nur so lange als er sie vor sich hat, wie man die Vorübergegangenen aus dem Gedächtnis verliert, sobald man das Fenster schließt und sich zu einer weniger müßigen Beschäftigung anschickt.

Der neunte Band der Gesammelten Schriften von Heinrich Seidel erschien eben unter dem Titel „Sonderbare Geschichten“ bei A. G. Liebeskind, Leipzig. Da ich vor noch nicht langer Zeit ausführlicher über Heinrich Seidel gesprochen habe, der Dichter den Lesern dieser Hefte auch ein alter und stets willkommener Freund ist und ein Teil der sonderbaren Geschichten hier zuerst veröffentlicht wurde, so genügt es, das Erscheinen des Bandes, welcher des Dichters bekannte Eigenart in allen ihren vertrauten und sympathischen Zügen trägt, hier anzuzeigen.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Vor ganz kurzer Zeit, bei Gelegenheit des neunzigsten Geburtstages des Feldmarschalls Grafen Moltke, haben wir das charakteristischeste Porträt des Heimgegangenen aus den letzten Jahren, das von Lenbach gemalte Porträt des großen Schlachtenlenkers, veröffentlicht; unser Heft bringt ein Bild Anton von Werners, das den von ganz Deutschland betrauerten Paladin Kaiser Wilhelms des Siegreichen in seiner Wohnung in Versailles, auf dem Gipfelpunkte seines thatenreichen Lebens darstellt. — Der vielseitige Paul Meyerheim ist mit dem Studienkopf eines jungen Mädchens vertreten, das noch dem Geliebten ausschaut. Von gewaltiger Kraft ist das Gemälde des Grafen Harrach „Eines Seekönigs Grab:“ auf seinem Schiffe, das die Wikinger auf einen einsamen Felsen im Meere haben austreiben lassen, ist die Leiche des toten Helden aufgebahrt, die rollenden Wogen singen ihm das Schlummerlied. Unbehagliche Flitterwochen sind es, denen T. Margitay sein Motiv entnommen hat; die Schwiegermutter scheint ziemlich vorzeitig in Aktion treten zu müssen, um ihr schutzloses Töchterchen vor dem Äußersten, dessen ein Vorbar von Gatte fähig ist, zu bewahren. Stimmungsvoll ist die Landschaft von Ferd. Pacher „Am Parkthor,“ doppelt anmutig in dem koketten Rokkokotum sind die Kindergruppen von F. Lefler, froppierend charakteristisch in ihrer ganzen Auffassung und Ausführung der jugendliche Liebhaber und die muntere Liebhaberin von C. W. Allers, und Fr. Sonderland hat dem leidigen und gefürchteten „Nachsitzen“ eine äußerst humoristisch wirkende Pointe abgewonnen.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. Friedrich Andreas Perthes, Gotha.

Berner, Dr. Ernst. — Geschichte des preußischen Staates. Reich illustriert. Abteilung 4. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, München.

Bielsky, Boris von. — Glück! Roman aus der heutigen Gesellschaft. Carl Ulrich & Co., Berlin.

Carus, Dr. Paul. — The soul of man. An investigation of the facts of physiological and experimental psychology. With illustr. The Open Court Publishing Co. Chicago, Ill.

Chabot, E. — Katharina Elsmere's Witwenschaft. Eine Kritiknovelle. W. Mecks Buchhandlung, Konstanz.

Deutsche Zeit- und Streitfragen. — Neue Folge. (Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G., Hamburg.)

Heft 58: Dr. Christ. Meyer, Die Entwickelung des modernen Stadtbürgertums.

Heft 70: Ed. Arnhs, Rückblick auf den Anschluß Hamburgs und Bremens an das deutsche Zollgebiet.

Heft 74: Aug. Lammers, Die Verpflanzung armer Kinder ins Freie.

Heft 77: E. Metzger, 40 Jahre niederländischer Kolonialherrschaft in Ostindien.

Heft 80: Dr. Arthur Kleinschmidt, Katharina II. als Civilisatorin.

Elster, C. — Eine Reichstagsrede. Romm. v. Elischer Nachf. (Br. Winckler), Leipzig.

Eötvös, Josef Freiherr von. — Gesammelte Werke. Bd. 1: Der Karthäuser. Roman. 8. Auflage. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Falkenstein, Dr. med. Oberstabsarzt a. D. — Ärztlicher Reisebegleiter und Hausfreund. Eine Anleitung zur Verhütung von Krankheiten und Notschläge zu deren Behandlung bei Mangel an ärztlicher Hilfe. Mit 10 Holzschnitten. Th. Chr. Fr. Enslin, Berlin.

Friderich, C. G. — Naturgeschichte der deutschen Vögel einschließlich der sämtlichen Vogelarten Mitteleuropas. 4. Aufl. Lfg. 1 bis 18. Julius Hoffmann, Stuttgart.

Gerok, Karl. — Die Psalmen. In Bibelstunden. 3. Band (Ps. 101—150). Carl Krabbe, Stuttgart.

Hauffs Werke. — Illustrierte Ausgabe. Lieferung 1/2. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Holland, H. S. und **Rockstro,** W. S. — Jenny Lind. Ihre Laufbahn als Künstlerin, 1820 bis 1851, nach Briefen, Tagebüchern und andern von Otto Goldschmidt gesammelten Schriftstücken. Autor. deutsche Übersetzung von Hedwig J. Schoell. 2 Bde. Illustr. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Jedina, Leopold von. — An Asiens Küsten und Fürstenhöfen. Illustriert. Lfg. 11 bis 31 (Schluß). Eduard Hölzel, Wien.

Kerstan, — Sapere aude. Roman. 3 Bde. 2. Aufl. Max Spahr, Leipzig.

Meyers Reisebücher. — Der Harz. 11. Aufl. Mit 10 Karten und einem Brockenpanorama. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Nicht rasten und nicht rosten! — Jahrbuch des Schefferbundes in Österreich für 1891. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Neumann, Karl. — Die Staatseinrichtungen des deutschen Reiches und des Königreichs Preußen. Für jedermann verständlich und übersichtlich zusammengestellt. Verlagsanstalt von Carl Mang, Hannover-Linden.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Neue Folge. (Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G., Hamburg.)

Heft 91: Dr. C. Koppe, Die Fortschritte auf dem Gebiete des Vermessungswesens in Preußen unter der Regierung König Wilhelms I.

Heft 105: Dr. M. A. Olschanetzky, Entdeckung des Sauerstoffes.

Heft 107: Dr. Fr. Reinhardt, Die englische Emin-Entsatz-Expedition.

Heft 109: Dr. J. H. Kloss, Die Ostsee und die Insel Bornholm.

Heft 110: E. R. Müller, Die elektrischen Maschinen unter Berücksichtigung ihrer geschichtlichen Entwickelung.

Heft 112/113: Dr. Carl Cranz, Gemeinverständliches über die sogenannte vierte Dimension.

Heft 116: Dr. Moritz Alsberg, Die Rassenmischung im Judentum.

Heft 118: Dr. Johannes Petersen, Der Zustand im Erdinnern.

Schilling von Canstatt, Heinrich Freiherr. — Durch des Gottes kleine Wunderwelt. Naturforschende Streifzüge. Lieferung 2. Trawitzsch & Sohn, Frankfurt a/O.

Shakespeares dramatische Werke. — Übersetzt von August Wilhelm von Schlegel und Ludwig Tieck. Im Auftrag der deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Wilhelm Oechelhäuser. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Sievers, Prof. Dr. Wilhelm. — Afrika. Eine allgemeine Länderkunde. Heft 1. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Sturm, August. — Lied und Leben. Der neueren Dichtungen erster Band. Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G., Hamburg.

Uniformenkunde. — Lose Blätter zur Geschichte der Entwickelung der militärischen Tracht in Deutschland. Herausgegeben, gezeichnet und mit kurzem Texte versehen von Richard Knötel. Band II. Heft 1. Max Babenzien, Rathenow.

Waldemar, H. — In der letzten Stunde. Roman. Otto Janke, Berlin.

Ward, Herbert. — Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongostaates. Deutsch von H. von Wedekes. Illustriert. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.

Wedel, Heinrich von. — Gedichte. Bernhard Hermann, Leipzig.

Wilbrandt, Conrad. — Des Herrn Friedrich Ost Erlebnisse in der Welt Beelzebubs. Mitteilungen aus den Jahren 2001 und 2002. Hinstorffsche Verlagshandlung, Wismar.

Wildermann, Dr. Max. — Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1890/91. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben. Illustriert. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i/Br.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Studienkopf von Chr. Rauch zur Donalde.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Blind. Nach dem Gem
(Aus der diesjährigen Internationa

ilde von B. Pigthein.
len Kunst-Ausstellung zu Berlin.)

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepanski.

V. Jahrgang 1890/91. Heft 11, Juli 1891.

In der Schule des Lebens.

Novelle von Balduin Groller.

(Abdruck verboten.)

I.

„Wenn ich ein Mann wäre!“ seufzte Frau Lori Bergmann, indem sie sich auf ihrer Ottomane zurücklehnte und an einem Fläschchen mit stärkender und anregender Essenz roch.

„Wir leben doch in einer konfusen Welt,“ erwiderte Heinrich Prank, der ihr gegenüber saß und ihr Gesellschaft leistete. „Kein Mensch ist zufrieden mit seinem Lose. Wenn man Sie so ansieht, sollte man glauben, daß Sie von Millionen von Frauen beneidet werden könnten. Sie sind schön, reich, sorgenlos, — was in aller Welt bleibt Ihnen zu wünschen übrig?“

„Man ist unglücklich, wenn man sich unglücklich fühlt, lieber Freund; und es kommt dann nicht darauf an, ob man Grund dazu hat oder nicht.“

„Freveln Sie nicht, Frau Lori!“

„Die Jugend ist glücklich, und für eine Frau ist es ein Unglück, zu altern.“

Prank sah die schöne Frau eine Weile lächelnd an, dann erwiderte er:

„Als Ihr Spielkamerad aus der Jugendzeit kann ich leider nicht Unwissenheit heucheln und Ihnen damit einen Trost bieten, daß ich mit treuherziger Miene Ihr Alter nach Ihrem Aussehen, also um zehn Jahre niedriger taxiere; zudem würden ja auch Ihre Kinder verraten —“

„Unnötig; ich mache kein Geheimnis aus meinen sechsunddreißig Jahren.“

„Davon also ganz abgesehen, sind Ihre beiden Behauptungen doch falsch, grundfalsch. Die Jugend ist nicht glücklich, das ist ein Vorurteil. Ein solches Talent, sich unglücklich zu fühlen, hat gar kein anderes Lebensalter. Ich habe mich noch nicht darum gekümmert, aber ich zweifle nicht, daß die Statistik zeigt, daß die Jugend die allermeisten Selbstmordkandidaten liefert. Ich selbst habe doch wahrhaftig in meinem Leben genug des Schweren und Harten zu überstehen gehabt, aber so unglücklich habe ich mich doch nie wieder gefühlt, wie am Ausgange meiner Flegeljahre aus Anlaß einer albernen Verliebtheit! — Was endlich das Altern betrifft, so sind wir erstens noch nicht so weit und zweitens ist es an sich überhaupt kein Unglück. Denken Sie nur nach darüber.“

„Wenn ich ein Mann wäre, hätte ich alle diese Sorgen nicht. Ich hätte einen Beruf und dürfte schaffen; so aber tötet mich die Langeweile. Meine Nerven haben Zeit, mich zu quälen, und die Migräne Muße, sich bei mir häuslich einzurichten. Weil ich mich langweile, habe ich meine Zustände, und weil ich meine Zustände habe, kann ich nichts thun und muß mich langweilen. — Worüber lächeln Sie nun wieder?“

„Über die Unbefangenheit und Aufrichtigkeit, mit der Sie große, geheimnisvolle Wahrheiten ausplaudern.“ —

II.

Wenn ein armer Teufel plötzlich zu mächtig viel Geld und Gut gelangt, so wird ihm wohl ein momentaner Glücksrausch zu Kopfe steigen, in den meisten Fällen wird er auch, wenn es ihm gelingt, sich seinen Besitz zu erhalten, sich jedenfalls freier und weniger gedrückt fühlen, als in den Zeiten seiner Armut, aber von da bis zu einem positiven, dauernden Glücksgefühl hat es noch seine weiten Wege.

Frau Lori hatte nicht die Fähigkeit, im Reichtum einen Rechtstitel zum Glück zu sehen. Sie war im Reichtum aufgewachsen, einem reichen Manne war sie zum Altar gefolgt; niemals hatte sie sich einen Wunsch zu versagen gehabt, dessen Erfüllung lediglich vom Geldpunkte abhängig war; niemals hatte sie die Entbehrung kennen gelernt. Wie hätte sie da zu einer richtigen Abschätzung der Dinge gelangen sollen?

Wenn die Sorge das Glück tötet, so ist ihm gewiß auch die stete Sorgenlosigkeit nicht förderlich. Jeder Erfolg, jeder Sieg ist erfreulich und glückspendend nur als das Ergebnis von Kampf und banger Sorge; schon die Befreiung an sich von letzterer ist ein Glück, dem sich kaum ein anderes an die Seite stellen läßt. Wie soll nun die Siegesfreude und das Glück einziehen, wenn es vorher nicht Not und Kampf und Sorge gegeben? Das Glück ist, um in der Sprache der Maler zu reden, ein Lichteffekt, ein entzückender Lichteffekt; den bietet aber der wolkenlose Tag nicht. Dazu gehören schwarze Wolken mit ihren tiefen Schatten.

In einem Capua hatte Frau Lori zeitlebens geweilt; ihre seelischen und körperlichen Kräfte waren heruntergekommen, und weil sie eine dunkle Empfindung von diesem allgemeinen Niedergange hatte, fühlte sie sich unglücklich.

Sorgsame Fischzüchter setzen in einen Karpfenteich einige Hechte oder Waller. Sie wissen, daß die Raubfische Schaden anrichten werden, sie wissen aber auch, daß den Karpfen der Kampf und das Gehetztwerden gut thut, daß sie gesünder bleiben, an Kraft gewinnen, und daß ihr Fleisch fester wird.

Verweichlicht an Geist und Körper sehnte sich Frau Lori nach „Emotionen," nach irgend etwas, sie wußte selbst nicht, was, nur um aus dem eintönigen Einerlei ihres Daseins herauszukommen; es war die Sehnsucht, die berechtigte Sehnsucht nach dem Glücke, über welches ihr Heinrich Prank so belehrende Einreden zu machen wußte. Sie wollte ihre „große Sensation" haben, — und sie war nicht fern davon, sie zu erhalten. —

In dem großstädtischen Gesellschaftsleben war ihr ein junger Mann näher getreten, dessen Huldigungen nicht ohne Eindruck auf sie geblieben waren. Dr. Karl Möllers Persönlichkeit war in der That ganz danach angethan, bei den Frauen Interesse und Sympathien wachzurufen. Er galt überall als der „kommende Mann", dem eine glänzende Zukunft bevorstand. Obschon noch jung an Jahren hatte er das Glück gehabt, in einigen sensationellen Gerichtsdramen, die wochenlang den Gesprächsstoff für ganz Wien lieferten, als Verteidiger eine wirksame und erfolgreiche Rolle zu spielen. Seine glänzende Beredsamkeit hatte ihn wiederholt zum Helden des Tages gemacht, und aus dem armen, unbekannten Anfänger war rasch eine Berühmtheit geworden. Seine Kanzlei kam in Flor, und er selbst ward ein Liebling der Gesellschaft, die ihn um so bereitwilliger in ihre Kreise zog, als er noch unvermählt war und daher für jede töchtergesegnete Familie den Gegenstand verdoppelten Interesses bildete. Schon seine Gegenwart war eine hochbefriedigende, noch weit mehr versprach seine Zukunft; seine Umgangsformen waren liebenswürdig, seine äußere Erscheinung, die schlanke Gestalt, das geistvolle Auge, der wohlgepflegte blonde Bart bestechend.

Schon hatte er angefangen, seine glücklich gewonnene Popularität ernsthaft zu verwerten. Er war nach seinen rednerischen Erfolgen im Gerichtssaal auch schon auf mehreren politischen Versammlungen als Redner aufgetreten, und man hatte sich schon daran gewöhnt, in ihm einen Mann der Öffentlichkeit zu sehen. Es war nur noch zweifelhaft, ob er schon bei den bevorstehenden Gemeinderatswahlen kandidieren werde, oder ob er auf ein Mandat für den Landtag oder den Reichsrat warten wolle. —

Das Haus Joachim Bergmann war eines der ersten in der Stadt, sowohl in geschäftlicher, wie in gesellschaftlicher Beziehung. Geschäftlich war es von dem Großvater des jetzigen Firmaträgers, der, einer Familientradition folgend, ebenfalls den Vornamen des Vaters und Großvaters erhalten hatte, begründet worden, gesellschaftlich erst durch Frau Lori. So zahlreich waren die gesellschaftlichen Beziehungen des Hauses, daß ein „Jour" in der Woche sich schon längst als unzureichend und unbequem herausgestellt hatte. Es gab nun dreimal in der Woche an bestimmten Tagen Empfänge, von fünf Uhr nachmittags bis

zur Theaterzeit und oft auch darüber hinaus bis in die späten Nachtstunden.

Wie die Clientel des altbewährten Bankhauses sich aus den reichsten und vornehmsten Gesellschaftskreisen zusammensetzte, so auch die wogende, lachende, gelegentlich auch sehr ernsthaft thuende, dann wieder oberflächlich flirtende Menge in den Salons der Frau Lori.

Daß Dr. Karl Möller, als die neueste Berühmtheit Wiens, dem Hause Bergmann nicht auf die Dauer fremd bleiben konnte, verstand sich von selbst; was sich aber nicht von vorne herein selbst verstanden hatte, das war die ungewöhnliche Wärme, mit der ihn Frau Lori alsbald auszuzeichnen begann. Sie war in ihrem Verkehr mit ihm etwas offener, aber auch etwas unvorsichtiger, als er. Während er ihr seine Huldigungen, die ihr so süß ins Ohr klangen, heimlich und von andern unbemerkt zuflüsterte, dankte sie es ihm, wie sie meinte auf harmlose Art, durch offenkundige Auszeichnungen. Erst als sie sich dann selbst sagen mußte, daß es für sie ein Gebot der Vorsicht sei, ihre Äußerungen besser zu überwachen, drang es ihr ins Bewußtsein, daß sie mehr für ihn empfand, als sie zeigen durfte und daß es da für sie eine Gefahr gebe. Auch hier zeigte sich aber die Anziehungskraft der Gefahr. Sie begann mit der Gefahr zu spielen, sie begann sich an sie zu gewöhnen und sie hörte allmählich auf, sich vor ihr zu fürchten.

Neben den offiziellen Empfängen hatte Frau Lori auch einen Nachmittag und den auf diesen folgenden Abend für ihre „Allerintimsten" reserviert. Da waren selten mehr, als ein Dutzend Leute beisammen und da durften auch die Kinder des Hauses mit dabei sein. Cäsarine, die älteste achtzehnjährige Tochter freilich, die fehlte auch sonst bei den Gesellschaften nicht, aber der sechszehnjährige Joachim und das Jüngste, der vierjährige kleine Rudolf, die durften sich sonst nicht zeigen. Auch Joachim Bergmann, der Herr des Hauses, hielt darauf, durch seine stete Anwesenheit diesen Zusammenkünften den familiären Charakter zu wahren. Er ließ sich durch keinerlei geschäftliche Rücksicht abhalten, diese Stunden ganz seiner Familie zu widmen, und gab es doch noch unvermeidliche Geschäfte auch während dieser Zeit zu erledigen, so ließ er sich Meldungen in diese intimen Familienversammlungen bringen und traf von da aus die nötigen Anordnungen.

Neben den nächsten Verwandten zählten zum engen Zirkel noch die alten Freunde des Hauses, der alte weißhaarige Baron Christian Prank, sein Sohn Heinrich Prank, der unseren Lesern bereits als ein Jugendfreund Frau Loris vorgestellt worden ist; ferner Franz Rummel, einer der gesuchtesten Porträtmaler von Wien, der gerade an einem Bildnisse Cäsarinens arbeitete und mit Rücksicht auf das im Entstehen begriffene teure Kunstwerk gebeten worden war, an diesen intimen Abenden teilzunehmen, um so die Züge und das Wesen Cäsarinens für seine künstlerischen Zwecke am besten studieren zu können.

Franz Rummel selbst ging von der kaum anzufechtenden Ansicht aus, daß einem Porträtmaler bloß mit einer Pose im Atelier, die für den Photographen ausreichend, nicht gedient sei. Umständlichere und eingehendere Studien konnte er sich um so leichter gönnen und wurden ihm um so lieber zugestanden, als sich ein Bildnis von seiner Hand auf viele Tausende von Gulden stellte.

Zu dieser Gesellschaft wurde nun auch Dr. Karl Möller herangezogen, und da der Herr des Hauses in der letzten Zeit auch während dieser Mußestunden durch allerlei geschäftliche Anordnungen, durch kommende und abzufertigende Boten mehr als jemals zuvor in Anspruch genommen war, und da ferner hier die löbliche Gepflogenheit eingeführt war, den Teilnehmern an der Gesellschaft volle Freiheit zu gewähren, was sie thun und lassen und wie sie sich unterhalten wollten, sei es durch ein Spiel zu zweit oder dritt, durch Blättern in Albums und sonstigen Kunstwerken, durch selbständiges oder gemeinsames Musizieren, durch eine der Allgemeinheit gewidmete Konversation oder eine solche unter vier Augen, so hatte der neue Gast reichlich Gelegenheit, den Zauber seiner glänzenden Unterhaltungsgabe, sowie den ganzen Reiz seiner interessanten Persönlichkeit auf Frau Lori wirken zu lassen.

Frau Lori berauschte sich an dem süßen Gifte, das sie aus der Freude über den späten Triumph sog. Sie hatte niemals über sich selbst reflektiert, sonst hätte sie wohl selbst aus dieser betäubenden Siegesfreude auf die Wurmstichigkeit ihrer ganzen Existenz einen vollberechtigten Schluß ziehen müssen. Wie das neue wunderbare Heilmittel des

Professors Koch keinerlei Wirkung zeigt bei gesunden Menschen, und sich in heißen Fieber-Reaktionen nur dort äußert, wo der verderbliche Krankheitskeim sich im Organismus bereits eingenistet hat, so lieferte auch hier ein heiß aufflammendes Gefühl die Diagnose auf sittliche Krankhaftigkeit.

Ihr Mann war viel zu sehr von seinen Geschäften in Anspruch genommen, als daß er sich die Zeit genommen hätte, sie zu beobachten, aber einen Menschen gab es doch, der sie genau kannte und der sie deshalb auch ganz durchschaute, und das war Heinrich Prank.

Als sie ihm wieder einmal auf dem Divan liegend aus ihrem unbefriedigten Gefühl heraus Klagen über ihr that- und zweckloses Dasein vorbrachte und die Männerwelt wegen des ihr offenstehenden Schaffensgebietes beneidete, erwiederte ihr Heinrich Prank nicht ohne Schärfe:

„Es wundert mich, daß gerade Sie sich so darnach sehnen, ein Mann zu sein."

„Warum gerade ich?"

„Weil gerade Sie die Frau sind, wie sie im Buche steht."

„Soll das eine Schmeichelei sein?"

„Es ist eine Ansicht."

„Und dann kommt es doch noch sehr darauf an, in welchem Buche?"

„Ich denke an gar kein Buch; mein Ausspruch sollte nicht wörtlich genommen werden; ich habe mich nur einer Redensart bedient, die, wörtlich genommen, allerdings einen falschen Sinn gibt. Ich wollte sagen, daß Sie ein Musterweib sind, wie es das Leben liefert."

„Ein Muster! Also doch eine Schmeichelei; das wirkt immer angenehm und darauf wird auch meine Migräne immer besser."

„Ich habe heute Unglück mit meinen Aussprüchen; Sie haben mich schon wieder mißverstanden. Ich meinte auch nicht eigentlich ein Musterbild, sondern ein schlagendes Beispiel. Sie sind die richtige Frau —"

„Wie sie sein soll?"

„Wie sie ist, mit all ihren Vorzügen und all ihren Fehlern."

„Jetzt wollen wir sie aber hören, die Fehler alle und die Vorzüge!"

„Nein, gnädigste Frau! Einem solchen Examen halte ich nicht Stand. Einen Fehler will ich Ihnen allerdings nennen; Ihr Hauptfehler ist der, daß Sie das Leben noch nicht in seine Schule genommen hat."

Frau Lori fand bei diesem Gespräche die Pointe nicht heraus, und es hörte auf, sie zu interessieren. Sie wußte freilich nicht, daß Heinrich Prank einen Anlauf genommen hatte, ihr ins Gewissen zu reden und daß ihn dann doch im entscheidenden Momente der Mut verlassen hatte. Mit steigendem Unmut sah er weiter zu, wie Möller seine stillen Bewerbungen unermüdlich fortsetzte, und er gab sich auch keine sonderliche Mühe, seine Mißstimmung jenem gegenüber zu verbergen. Möller wußte es genau, daß er an Heinrich Prank einen stillen Gegner habe, und er hütete sich, ihn zu reizen. Heinrichs Persönlichkeit hatte etwas, das imponierte und Respekt erzwang. Seine Gestalt war hoch und stark, ein athletischer Brustkasten und mächtige Schultern deuteten auf außergewöhnliche Körperkraft, so auch der starke, keineswegs kurze Hals. Die sich weit hinaufschiebende Stirne zeugte für reiche Gedankenarbeit, aber weder all das, noch der große, braune Knebelbart, noch auch die merkwürdig sonore, tiefe Stimme wirkten auf Möller, sowie auf alle, die mit Heinrich Prank verkehrten, so eindrucksvoll, wie seine verhältnismäßig kleinen, zwischen Wülsten eingelagerten Augen. Das Weiße dieser Augen war immer etwas gerötet, und immer loderte aus ihnen ein fast unheimlich gewaltthätiges und leidenschaftliches Temperament, das — Möller fühlte das sehr gut, — nicht mutwillig gereizt werden durfte.

Immer schwerer wurde es aber dem leidenschaftlichen Mann, seinen Groll wider Möller zu meistern, als er die seltsame Entwickelung gewahr wurde, welche die Dinge zwischen Frau Lori und ihrem Verehrer genommen hatten.

Zeit zu träumen hatte ja Frau Lori zur Genüge, da sie einen großen Teil ihres Lebens thatlos auf dem Divan liegend zubrachte, was sie als ein notwendiges Zugeständnis an die Anforderungen ihrer angegriffenen Nerven betrachtete, und da war ihr denn in ihren Träumen eine heroische Idee gekommen. Sie wollte sich aufraffen, wollte eine edle Gattin und gute Mutter sein und sich ein Opfer abnötigen, indem sie Möller zu verstehen gab, daß das zwischen ihnen still aufkeimende Verhältnis unterdrückt werden müsse. Möller hatte sich dann bei ihren Eröffnungen

der ihm zugewiesenen Stellung vollkommen gewachsen gezeigt. Ja, er legte bei diesem Anlaß eine Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit an den Tag, auf welche sie nicht gefaßt war und die sie völlig verblüfften und in Erstaunen versetzten. Er sträubte sich nicht gegen die von ihr vorgeschlagene neue Ordnung der Dinge, er versuchte es nicht einmal, sich gegen sie aufzulehnen, er nahm sie einfach an. Er sah die Notwendigkeit, daß da Wandel geschafft werden müsse, ein, ohne allerdings dabei zu verhehlen, daß er nun den größten Schmerz seines Lebens erfahren habe. Nur etwas gäbe es auf der ganzen Welt, nur ein einziges weibliches Wesen auf dem weiten Erdenrund, das ihm in seinem maßlosen Leid Trost und Ersatz zu bieten vermöchte, jenes weibliche Wesen, das wie kein anderes der geliebten Frau an Leib und Seele gleiche, und das sei Frau Loris Tochter Cäsarine.

Frau Lori war durch die Kühnheit dieser Frontveränderung und die ganze Seltsamkeit dieser neuen Werbung so außer Fassung gebracht, daß ihr die ungeheure Frivolität derselben vorerst nicht einmal ganz ins Bewußtsein drang. Die rasche Fassung Möllers und die Findigkeit, mit der er sich Trost und Ersatz zu schaffen bedacht war, hatten zwar erkältend und ernüchternd auf sie gewirkt, aber es war etwas, wie weiblicher Stolz, was sie abhielt, jetzt eine verletzte Empfindlichkeit zu zeigen. So gelangte sie dazu, nachdem sie mit blitzartiger Geschwindigkeit im Kopfe einen Überschlag über alle hier in Frage kommenden Verhältnisse gemacht hatte, zu dieser neuen Werbung ihre Zustimmung zu geben.

Auch hier war also Dr. Karl Möller der „kommende" Mann; aus dem verabschiedeten Anbeter der Mutter war im Handumdrehen der Auserkorene der Tochter geworden. —

III.

Nun kam in die intimen Familienabende bei Bergmanns doch etwas mehr Farbe. Karl Möller war nicht der Mann des langen Zauderns, er hatte keine Zeit, Zeit zu verlieren. An Stelle der heimlichen Schwärmerei trat jetzt die offene Bewerbung. Er überhäufte Cäsarine mit Blumen und entfaltete ihr gegenüber seine ganze glänzende Beredsamkeit in feurigen Garben. Cäsarine war anfänglich erstaunt über diese plötzlichen Huldigungen, aber sie nahm sie mit dem feinen Instinkt junger Mädchen widerspruchslos entgegen, als sie bemerkte, daß sie nicht gegen den Willen der Eltern, sondern sogar, was nicht schwer zu erkennen war, im Einverständniß mit ihnen dargebracht wurden.

Heinrich Prank hatte den ganzen Handel sehr bald durchschaut, und er dünkte ihm ein schmählicher. Es wurde ihm immer schwerer, mit seiner wahren Gesinnung, die er Möller gegenüber hegte, zurückzuhalten; bei alledem wußte er sich aber doch noch immer so zu beherrschen, daß auf keiner Seite seiner Stimmung eine besondere Beachtung geschenkt wurde. Nur Cäsarine täuschte sich nicht über ihn; sie beobachtete ihn schärfer, als alle anderen, weil sie von jeher ein ihr selbst unerklärliches Interesse für ihn gehegt hatte. Sie wußte, daß es in Heinrich Pranks Leben einen dunklen Flecken gab, von dem niemals gesprochen wurde; sie wußte, daß es sich dabei nicht um Kleinigkeiten gehandelt habe, und doch mühte sie sich vergebens, etwas an seiner Persönlichkeit herauszufinden, was ihr als Erklärung für das Geheimnisvolle hätte dienen können. Sie fand nichts, zumal nichts, was auf eine Unlauterkeit hätte schließen lassen.

In der letzten Zeit hatte sich ihr Interesse durch eine Bemerkung Heinrich Pranks noch gesteigert, ohne daß sie aber dadurch zu größerer Klarheit hätte vordringen können. Sie hatte ihm nämlich einmal mit absichtlicher Plötzlichkeit die Frage gestellt, wie er über Möller denke. Sie hatte ihn gefragt, wie ein junges Mädchen einen alten Freund des Hauses in einer wichtigen Angelegenheit sehr wohl im Vertrauen zu Rate ziehen konnte. Heinrich Prank war von der unvermuteten Frage sichtlich betroffen und suchte einer Antwort auszuweichen. Als aber das Mädchen darauf beharrte, seine Meinung zu erfahren, erwiderte er mit tiefem Ernst in der Stimme:

„Fragen Sie mich nicht, Cäsarine. Sie wissen ja, daß ich von der Gesellschaft eigentlich ausgeschlossen bin, und daß es daher mir am allerwenigsten zusteht, Moralitätszeugnisse über andere auszustellen."

Cäsarine drang hierauf nicht weiter in ihn, aber sie nahm sich fest vor, nicht zu ruhen, bis sie volle Aufklärung über Heinrich Prank haben würde, und zwar durch ihn selbst. Denn wenn sie sich auch zunächst

über Möller erkundigt hatte, so wollte sie dabei doch nicht sowohl über diesen, wie über Heinrich Aufschluß erhalten, da ihr das vorläufig mehr am Herzen lag.

Jetzt schien ihr die Zeit nicht passend, das begonnene Gespräch fortzusetzen; denn es wäre aufgefallen, wenn sie sich nicht an der allgemeinen Unterhaltung beteiligt hätte. Maler Rummel hielt gerade einen Vortrag über ihre Hände, die nun bei dem der Vollendung entgegenreifenden Bildnisse von ihr an die Reihe kommen sollten, und da wäre es unartig gewesen, nicht zuzuhören. Frau Lori hatte gemeint, daß Cäsarine auf dem Bilde dem ganzen Kostüm entsprechend Handschuhe anhaben sollte. Dieser Ansicht widersprach Rummel mit vollem Eifer. Er wies darauf hin, wie für jeden Menschen auch die Hände charakteristisch seien, er sprach von der Psychologie der Hände und davon, daß er sich eines wichtigen Ausdrucksmittels berauben würde, wenn er zugeben wollte, daß die Hände verdeckt würden.

Der alte Baron Prank ergriff die Partei des Künstlers; dann wurden die alten Meister zitiert, um die verschiedenen Anschauungen zu bekräftigen oder zu widerlegen, und schließlich prüfte man sich gegenseitig die Hände, um zu beurteilen, wie sie gerade zum Gesichte und zu der gesamten Individualität der betreffenden Persönlichkeit stimmten.

Als dieses Thema erschöpft war, wurde Herr Joachim Bergmann von verschiedenen Seiten belagert, trotz seiner vielen Geschäfte, die er auch hier noch erledigte, indem er die geflüsterten Meldungen der ab und zu kommenden Boten empfing, die er dann wieder mit ihnen zugeflüsterten Aufträgen entließ. Cäsarine klagte, daß ihre Armenkasse schon wieder leer sei, die nun lächelnd wieder gefüllt wurde. Frau Lori hatte größere Wünsche in betreff einiger Wohlthätigkeitsanstalten, an welchen sie hervorragende Ehrenstellen einnahm. Auch ihre Ansprüche wurden befriedigt, nur Joachim jun. ging leer aus und wurde kurz abgewiesen, als er die Sehnsucht nach einem eigenen Wagen und einem Paar fescher ungarischer Jucker aussprach. Er meinte gekränkt, daß nur gerade ihm nie etwas bewilligt werde, und ging beleidigt davon, um sich bei seinen Reitpferden im Stalle zu trösten.

Dann wurde der kleine vierjährige Rudolf, eskortiert von seiner Französin, hereingebracht, und in seinem braunen Sammetanzuge mit dem schönen spanischen Spitzenkragen allseitig bewundert und abgeküßt. Man genoß das ungetrübteste Familienglück.

Während insbesondere die Damen sich ganz dem holden Spiele mit dem süßen Kinde hingaben, zog der Hausherr Heinrich Prank in ein vertrauliches Gespräch.

„Prank," begann er leise, „ich möchte eine Gefälligkeit von Ihnen erbitten."

„Verfügen Sie über mich."

„Ich erhalte soeben Nachrichten von der Abendbörse. Aus Frankfurt und Berlin wird kolossale Hausse gemeldet, — ein Manöver, das sich nicht lange behaupten kann, aber vorläufig stecke ich in der Kontermine, natürlich nur für meine Klienten, denn ich selbst spiele selbstverständlich nicht. Bis ich aber von diesen die notwendige Deckung erhalte, muß ich ungeheure Summen flüssig machen."

„Mit vieviel kann ich dienen?"

„Im Moment brauche ich achtzigtausend Gulden."

Prank griff nach seiner Brieftasche, um eine Anweisung zu schreiben, aber Bergmann hielt ihn davon ab.

„Lassen Sie das, Prank," sagte er. „Ich habe einen Schein vorbereitet, Sie brauchen nur zu unterschreiben."

Heinrich Prank unterschrieb mit voller Gemütsruhe; das Haus Joachim Bergmann hatte ja Kredit auch für den hundertfachen Betrag. Als er aber den unterschriebenen Schein Bergmann übergab und ihm dabei harmlos ins Gesicht sah, da fuhr er doch wie von einem plötzlichen, tödlichen Schrecken erschüttert zurück, und unwillkürlich und fast wie ein leiser Schreckensruf entschlüpfte es seinen Lippen:

„Bergmann!!"

„Was ist's, Prank?" fragte nun dieser sichtlich auch seinerseits erschrocken. Heinrich Prank hatte seine Fassung rasch wiedergewonnen und erwiderte lächelnd:

„Was sollte es auch sein? Nichts ist's, gar nichts. Ein plötzliches Stechen im Kopf; bei mir kein Wunder, — erklärliche Nachwehen!"

„Papa! Komm' doch herüber zu uns," rief nun Frau Lori lachend Bergmann an. „Höre nur, wie Rudi französisch plappert!"

Herr Bergmann ging zu der mit Rudi

beſchäftigten Gruppe, und der Kleine mußte ſeine ſämtlichen franzöſiſchen Kunſtſtücke zum Entzücken der ganzen Geſellſchaft vorreiten.

Während ſich dieſe idylliſche Familienſzene, welche die volle Aufmerkſamkeit aller Beteiligten abſorbierte, abſpielte, hatte der alte Baron Prank eine kurze Unterredung mit ſeinem Sohne. Er hatte, als Bergmann von Frau Lori angerufen wurde, Heinrich mit den Augen zu ſich herangewinkt. Dieſer ſetzte ſich zu ihm, und der alte Baron begann:

„Bergmann hat Geld von dir verlangt?“

„Jawohl.“

„Viel?“

„Achtzigtauſend Gulden.“

„Das Geld ſcheint mir nicht ganz ſicher angelegt zu ſein.“

„Ich halte es für verloren.“

„Hm!“ Der alte Herr ſchaute erſtaunt auf. „Haſt du Ungünſtiges über die Firma gehört?“

„Nicht eine Silbe!“

„Weißt du, daß er vor einigen Tagen auch von mir Geld entlehnt hat und zwar doppelt ſoviel, wie von dir?“

„Ich hatte keine Ahnung davon.“

„Alles in allem alſo nahezu eine Viertelmillion! Damit wäre die Freundſchaft gerade teuer genug bezahlt. Weitere Anforderungen müſſen abgelehnt werden.“

Heinrich nickte zuſtimmend.

„Ich höre nämlich,“ fuhr der alte Herr fort, „ſchon ſeit geraumer Zeit ſehr unerfreuliche Dinge über ſeine Operationen. In geſchäftlichen Kreiſen wird man Genaueres wiſſen, — ich muß mich doch 'mal erkundigen. Wenn du aber all' das nicht wußteſt, wie kamſt du dazu, das Geld für verloren zu halten?“

„Nicht nur das Geld, ich halte auch Bergmann für einen verlorenen Mann.“

„Ich ſah, wie du plötzlich erſchrakſt. Warum haſt du ihm denn das Geld, oder was dasſelbe iſt, deine Unterſchrift, doch gegeben?“

„Ich hatte ihm meine Zuſage ſchon gegeben, als ich meine Entdeckung machte, und dieſe Entdeckung war's, über die ich ſo erſchrak, nicht über den bevorſtehenden Verluſt.“

„Welche Entdeckung?“

Heinrich Prank ſah ſich um, ob ſie auch unbelauſcht ſeien, dann antwortete er leiſe, aber mit beſtimmtem Tone:

„Bergmann iſt ein Zuchthauskandidat, ſein Schickſal iſt beſiegelt!“

„Um Gotteswillen, was ſagſt du da?!“

„Er iſt verloren, ſage ich dir; er hat den Zuchthausblick. Über dieſen Blick habe ich mich noch nie getäuſcht, über den kann ich mich nicht täuſchen. Ich war lange genug im Zuchthaus, um den Blick zu kennen. Nicht alle Zuchthäusler haben den Blick, aber viele, und außer dieſen nur ſolche Menſchen, die entweder ſchon im Zuchthaus waren oder die doch ganz beſtimmt und unzweifelhaft noch hineinkommen.“

„Man kann ſich täuſchen, Heinrich. Daraufhin allein —“

„Ich halte eine Täuſchung für ganz und gar ausgeſchloſſen, und ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, daß Bergmann heute ſchon ein Verbrecher iſt, der unterſchlagen, betrogen und geſtohlen hat. Es kann ja ein Wunder geſchehen und noch längere Zeit dauern, bis die Entdeckung erfolgt; er kann ja auch über Nacht einen koloſſalen Gewinn an der Börſe erzielen und alle Abgänge decken. Vielleicht verliert ſich dann auch zeitweilig der verhängnisvolle Blick, aber der Mann iſt gezeichnet und er entgeht ſeinem Schickſale nicht. Es iſt ſeine Beſtimmung, ins Zuchthaus zu kommen, und ſeiner Beſtimmung entgeht der Menſch nicht.“

„Ich muß mir den Menſchen einmal auf den Blick hin anſehen, — es wäre doch intereſſant, wenn du da Recht behalten ſollteſt.“

„Wer den Blick einmal erkannt hat, der täuſcht ſich über ihn niemals mehr. Es iſt etwas Heißes, etwas Fieberiſches in dem Blick, etwas Flackerndes und dabei etwas beinahe Fröhliches. Prüft man aber dieſes ſcheinbar Fröhliche genauer, dann wird es etwas ſehr Trauriges, denn es iſt der lachende Irrſinn, wenn du willſt, der moraliſche Wahnſinn, die helle Verzweiflung und Verwegenheit. Es könnte noch zweifelhaft ſein, ob dieſer Blick auch auf hereditäre Belaſtung zurückzuführen ſei oder ob er ſelbſt erworben und durch die zwingende Kraft der Verhältniſſe hervorgerufen worden iſt, — doch darauf kommt es nicht an; ſicher, ganz ſicher iſt es, daß die Verhältniſſe, die Schuld ſich dieſen Blick erzwingen, und ſo ſicher bin ich meiner Sache, daß mir von

dieſer Stunde an Bergmann für einen verlorenen, toten Mann gilt."

Hier wurden die beiden durch die helle Stimme Frau Loris aufgeſtört, die zu ihnen herüber rief:

„Das müſſen aber ſehr intereſſante Geheimniſſe ſein, die da Vater und Sohn miteinander zu verhandeln haben. Dürfen wir nicht auch etwas davon erfahren?"

„Alles, was Sie zu erfahren wünſchen, ſchöne Frau," entgegnete mit verbindlichem Lächeln zu ihr tretend der alte Baron.

„Ich bin nicht neugierig," gab Frau Lori zurück. „Sie ſollen nur beide mit zuhören, wie Rudi ſeine franzöſiſchen Verſe herſagt; es iſt zu herzig!"

Nachdem dann der kleine Rudolf zur Genüge bewundert worden war, wurde er hinausgeſchafft, und nun waren die Großen wieder unter ſich. Auch Bergmann beteiligte ſich an der allgemeinen Unterhaltung, und der alte Baron beobachtete ihn mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit, um womöglich auch ſeinerſeits den merkwürdigen Blick zu entdecken, aber wie er auch hinſah, — er fand nichts Auffälliges.

Dagegen fand Heinrich Prank des Auffälligen genug in der Art, wie ſich Möller unabläſſig um die Gunſt Cäſarinens bewarb, des Auffälligen und Aufreizenden. Vielleicht fand auch nur er es, weil nur er eine ausgeſprochene Abneigung gegen die Perſönlichkeit das ſonſt allerſeits ſo beliebten jungen Mannes hegte. Möller wußte, daß er, wie ihm auch die ganze übrige Welt huldigen mochte, an Heinrich Prank keinen Freund habe, aber er wußte nicht, daß er durch ſeine Bemühungen, ſich ihm angenehm zu machen, jenem nur um ſo widerwärtiger wurde. Da war es nun allerdings ſehr ſchwer, es dem reizbaren Mann recht zu thun, und Möller ſtieß trotz ſeiner großen Vorſicht bei ihm doch immer an; und ſo geſchah es auch nun. Bei der Verhandlung über irgend ein gleichgültiges Thema wandte ſich Möller an Heinrich Prank mit den Worten:

„Der Herr Baron wird zugeben —"

„Ich bin kein Baron," fiel ihm Heinrich Prank kurz und trocken ins Wort, „und ich muß bitten, mir nicht taxfrei einen Titel zu verleihen, der mir nicht zukommt."

„Aber ich wollte doch gewiß nicht —" verſuchte Möller ſich zu entſchuldigen.

„Ich weiß nicht, was Sie wollten," entgegnete Heinrich Prank nicht ohne Hochmut, „aber ich weiß, daß Ihre Anſprache für mich eine verletzende iſt."

„Aber, ich bitte —"

„— Eine verletzende iſt! Sie wiſſen, daß mir der Adel," — Heinrich Prank ſprach dieſe und die folgenden Worte mit abſichtlicher Deutlichkeit und Beſtimmtheit, — „durch Gerichtsbeſchluß bei meiner Verurteilung zur Strafe des ſchweren Kerkers aberkannt worden iſt. Was ſoll das nun heißen, wenn Sie mich dennoch als Baron anſprechen? Sollte das eine Schmeichelei ſein, dann war ſie recht ungeſchickt, denn ſie hat eine Erinnerung in mir wachgerufen, die mir nicht gerade angenehm ſein konnte. War aber etwas anderes damit beabſichtigt, eine vorbedachte Verhöhnung —"

Möller erſchöpfte ſich in Entſchuldigungen und machte tauſend Worte, um darzuthun, daß er mit der unglücklich gewählten Anrede garnichts beabſichtigt habe. Die übrige Geſellſchaft legte ſich ebenfalls ins Mittel, und ſo ward der Riß notdürftig verkleiſtert. Die allgemeine Stimmung blieb aber an dieſem Abende doch eine gedrückte, und man trennte ſich bald. Beim Abſchiede hielt Cäſarine die Hand Heinrich Pranks einen Augenblick in der ihrigen, als wolle ſie noch eine Frage an ihn richten. Sie beſann ſich aber dann doch wieder, und ſie ſchied von ihm mit ſtummer Neigung des Kopfes.

IV.

Die Hauptallee des Nobelpraters in Wien iſt eine der ſchönſten der Welt. In ſchnurgerader Linie erſtreckt ſie ſich vom Praterſtern, der noch von dem vollen Gewühl wahrhaft großſtädtiſchen Lebens erfüllt iſt, und den noch der Stephansturm aus naher Nachbarſchaft grüßt, faſt durch eine volle deutſche Meile an grünen Auen vorbei und durch ſtille Waldeinſamkeit, wo nicht ſelten ein paar ſcheue Rehe herausäugen oder furchtſame Haſen geräuſchlos dahinhuſchen, bis zum Luſthaus, das ihren Abſchluß bildet. Endlos verjüngt ſich für das Auge die durch die mächtigen Baumkronen gebildete Wölbung der Allee, und man glaubt, wenn dem Auge ſich nicht gerade ein Hinderniß entgegenſtellt, von einem bis zu dem anderen Ende ſehen zu können.

Der breite Fahrdamm in der Mitte iſt

immer in vorzüglichem Stande, die Reitallee auf der rechten Seite desſelben immer ſorglich mit Lohe hoch bedeckt, und die ſchattigen Fußwege auf beiden Seiten, ausreichend für hunderttauſend Spaziergänger, ſind ebenfalls immer in tadelloſem Zuſtand. Das erſcheint alles ſelbſtverſtändlich; wir ſind hier auf kaiſerlichem Grunde.

Schon in früher Morgenſtunde entwickelt ſich in dieſer großartigen Allee ein farbiges, bewegtes Leben. Die Zeit der Unterhaltung und der Erholung beginnt für reiche Leute ſehr früh. In der That ſind da am Morgen nur die Vertreter der oberen Geſellſchaftsſchichten zu ſehen, denen es gegönnt iſt, ihre wirklichen oder eingebildeten Leiden in die herrliche Natur hinauszutragen anſtatt ins Comptoir oder an den Werktiſch. Jene aber, die nicht einmal eingebildete Leiden haben, und die es thun können, leiten hier die Unterhaltungen des Tages noch durch die edelſte ein, deren ſie vielleicht fähig ſind, durch die Freude an der friſchen, grünen Natur. Feierliche Karoſſen rollen dahin und werden überholt von flinken Fiakern, Reiter und Reiterinnen tauchen auf, verſchwinden zwiſchen den Bäumen, und die Fußgänger ſchauen und grüßen und meſſen die Zeit und den Weg.

So war das Bild auch an einem ſonnigen Herbſtmorgen, nur leichte Morgennebel brauten in der Luft, als ein ſtattlicher Reiter ſichtlich überraſcht ſein Pferd vor einer ihm entgegenkommenden jungen Reiterin parierte.

„Ach, Fräulein Cäſarine, ſo zeitlich aus den Federn!“

„Ich wußte, daß ich Sie hier treffen würde, Prank, und darum bin ich gekommen. Ich muß einmal mit Ihnen reden.“

Heinrich Prank wandte ſein Pferd und ritt nun im Schritt neben Cäſarinen, die nach dem raſchen Ritt tief und haſtig atmete. Ihr Antlitz war von der friſchen Morgenluft roſig angehaucht, und die feinen blonden Löckchen an Stirne und Nacken waren vom Wind etwas zerzauſt.

„Ich ſtehe Ihnen zur Verfügung, Cäſarine,“ begann Heinrich nach einer kurzen Pauſe.

„Nicht hier, Prank,“ erwiderte Cäſarine. „Ich will in Ruhe mit Ihnen ſprechen. Reiten wir zum Luſthaus; dort laſſen Sie mir eine Chokolade ſervieren. Mein Stallmeiſter kann inzwiſchen unſere Pferde — übrigens — ich ſehe, Sie haben ja auch Ihren Reitknecht mit, — die Pferde wären alſo verſorgt.“

Es geſchah, wie Cäſarine angeordnet hatte, und nachdem im Luſthaus der befrackte Kellner ſich ſeines Auftrages entledigt und ſich ſodann mit einer ſtummen Verbeugung wieder zurückgezogen hatte, begann Cäſarine, Prank feſt anſehend:

„Prank, Sie müſſen mir reinen Wein über ſich einſchenken.“

„Muß das ſein?“ erwiderte er lächelnd.

„Ja, es muß ſein, es muß unbedingt ſein; ich habe ein Recht zu fragen.“

„Wohlan, ſo fragen Sie.“

„Sie müſſen furchtbares durchgemacht haben; ich dachte, es ſei etwas Geheimnisvolles und habe nicht gefragt. Ich ſehe aber, daß man kein Geheimnis daraus macht, Sie ſelbſt nicht. Sie ſagten mir ſelbſt, daß Sie aus der Welt ausgeſchloſſen ſeien; Sie ſelbſt haben geſtern vor der ganzen Verſammlung in unſerem Hauſe es ausgeſprochen, daß Sie verurteilt worden ſeien wie ein Verbrecher, — alle Welt weiß, um was es ſich handelt, nur ich weiß nichts. Ich weiß nur, daß Sie kein Verbrecher ſind.“

„Ich war es, Cäſarine.“

„Sie waren es auch nicht, und wenn man Sie hundertmal verurteilt hat, — Sie waren es nicht.“

„Hat man Ihnen zu Hauſe nichts erzählt?“

„Bei uns zu Hauſe ſpricht man nie davon. Vor Jahren allerdings, — es muß ſich etwas Schreckliches begeben haben, da war von Ihnen und von einem großen Strafprozeß die Rede, aber ich war damals ein Kind, ich faßte die Sache nicht auf, und ſeither iſt jeder Eindruck verwiſcht.“

„Man hätte Sie nicht im Dunkel über mich belaſſen ſollen, wenn man ſchon zugab, daß Sie mit mir in Berührung kamen,“ ſagte Heinrich Prank ernſt.

„Ich meine, man hätte vieles nicht ſollen,“ gab Cäſarine traurig zurück.

„Sie haben recht, Sie müſſen Aufklärung haben. Ich ſpreche mit ſchwerem Herzen zu Ihnen darüber, denn ich habe Sie lieb, Cäſarine, und ich bin nicht ſicher, ob Sie mir das, was Sie hören werden, nicht entfremden wird, ob Sie nicht einen Abſcheu vor mir faſſen werden, wenn Sie aus meinem Munde vernehmen werden, daß ich

mit Recht zu sechsjährigem schwerem Kerker verurteilt worden bin, und daß ich thatsächlich fünf Jahre im Zuchthause abgesessen habe; das eine Jahr habe ich mir durch reichliche Einzelhaft mühsam genug abverdient. Einzelhaft wird einem nämlich höher angerechnet, wie die Kriegsjahre beim Militär, — fünf Jahre Zuchthaus, ehrlich abgesessen!"

Cäsarine schlug die Hände vors Gesicht.

„Entsetzlich!"

„Es war hart, aber verdient, — ich habe es überstanden."

„Erzählen Sie weiter, Prank! Weshalb wurden Sie verurteilt?"

„Wegen eines Totschlags. An meinen Händen klebt Blut, Cäsarine!"

„Wegen eines Totschlags! Um Gottes Willen, es war doch ein Zweikampf?"

Heinrich Prank schüttelte den Kopf.

„Es war kein Duell, kein verfeinerter, eleganter Totschlag, es war der rohe, brutale Totschlag, ohne mildernde Umstände. Trinken Sie einen Schluck Wasser, Cäsarine, Sie sind ganz blaß geworden."

„Erzählen Sie nur, erzählen Sie!"

„Gut denn! Aber lassen Sie mich etwas ausholen, damit Ihnen die Sache im Zusammenhange klarer wird. Es scheint, daß ich zum Unglück und für das Unglück geboren bin, und zwar für das Unglück in seiner blutigen, gewaltthätigen Erscheinung. Ich möchte sagen, daß ich ein prädestiniertes Talent dafür habe, und nicht nur da, wo mir das Schicksal selbst eine unheilvolle und unheilbringende Rolle zuteilt, sondern auch da, wo es mir vergönnt ist, Hilfe zu bieten. Ich hätte wohl ein Arzt, am besten ein Chirurg werden sollen. Im allgemeinen flößen Blut und Wunden den Menschen ein Grauen ein, mich haben sie immer magisch angezogen. Nicht etwa, daß ich auch Freude dabei empfunden hätte, nein, es wurde nur immer mein höchstes Interesse geweckt, die Thatkraft und der Wunsch, da zu helfen, wo sich andere in ihrem Entsetzen gern scheu zurückzogen. Es ist merkwürdig, wie mich das Unglück, nicht das persönliche, verfolgt, und gerade in dieser Thatsache möchte ich meine vorbestimmte Begabung für alle Gewaltsamkeit erkennen. Jeder wird ja das eine oder das andere Mal Zeuge irgend eines Unglücksfalles, ich glaube aber nicht, daß es noch einen Menschen gibt, der so viel mit erlebt und mit angesehen hätte, wie ich. Es ist, als hätte das Unglück eine geheimnisvolle Anziehungskraft, die mit unwiderstehlichem Zwange auf mich wirkt, daß ich zur rechten Zeit an Ort und Stelle sei. Bei unzähligen Unglücksfällen war es mir vergönnt, die erste Hilfe zu leisten, und wie ich nach dieser Richtung hin vom Glück oder, sagen wir meinetwegen, vom Zufall begünstigt werde, dafür mag Ihnen der Umstand sprechen, daß ich bisher elf Menschenleben und das meist mit eigener Lebensgefahr gerettet habe."

„Und das nennt man dann Verbrecher!" sagte Cäsarine, trüb vor sich hinlächelnd.

„Und das mit vollem Recht, wie Sie sehen werden," fuhr Prank fort. „Wo bin ich stehen geblieben, — richtig! Elf Menschen habe ich gerettet, darunter sieben aus dem Wasser, zum Teil bei eisiger Kälte, und mehr als einmal glaubte ich dabei, daß für mich selbst schon die letzte Minute gekommen sei. Und doch war ich bisher immer noch stark genug, daß Äußerste abzuwenden und das begonnene Werk zu gutem Ende zu führen."

Cäsarine sah in ehrlicher Bewunderung zu Prank auf; er hatte den Blick aufgefangen und erwiderte auch gleich auf denselben:

„Ich sage das nicht, um mich meiner Thaten vor Ihnen zu berühmen, aber Sie sollen beide Seiten der Medaille kennen lernen, zu der Kehrseite kommen wir ja gleich. Ich spreche von dem, was ich Gutes gethan zu haben glaubte, weil kein Grund vorliegt, es zu verschweigen. Man trägt ja auch seine Orden offen, die oft leichter verdient worden sind. A propos Orden! Ich weiß, daß man hohen Orts einigermaßen in Verlegenheit ist meiner geringen Person wegen. Man weiß, was ich bei verschiedenen Anlässen geleistet, und fühlt, daß das wohl eine Auszeichnung verdienen würde, — aber man kann doch, um Gottes willen! einem entlassenen Zuchthaussträfling keinen Orden anhängen!"

„Papa hat eine ganze Menge Orden, und hat noch keinem Menschen das Leben gerettet."

„Dann hat er sich andere Verdienste erworben; aber im allgemeinen genügt es ja, zu rechter Zeit einen Wagenschlag zu halten oder einen schönen Portierpelz anzuhaben, wenn fürstlicher Besuch kommt, —

der Orden bleibt dann gewiß nicht aus. Doch gehen wir weiter. Wie ich also zu allerlei Arm- und Beinbrüchen, zu Explosionen, Feuersbrünsten und in Wassernot zurecht kam, so verließ mich auch diese magische Affinität zur blutigen Gewaltsamkeit nicht, wo sich für mich nur halbwegs eine Gelegenheit ergab, Unheil anzurichten. So oft ich in die Lage kam, den verbrecherischen Blödsinn des Duells mitzumachen, gab es für mich oder für meine Gegner, meist allerdings für diese, einen sehr blutigen, unheilvollen Ausgang. — Warum sehen Sie mich denn so erstaunt an, Cäsarine?"

„Was sagten Sie da vom verbrecherischen Blödsinn?"

„Ich nannte das Duell so."

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Aber Cäsarine! Stecken Sie so in den Vorurteilen?! Ist es denn kein Blödsinn, kein Verbrechen? Denken Sie nur: Ich beleidige einen Menschen, ich raube ihm seine Ehre, (als wenn das nur gleich so ginge!), er will Genugthuung. Gut; ich schieße ihm eine Kugel durch den Leib, — jetzt hat er seine Ehre wieder. Hat das einen Sinn, ist das recht??"

„Sehen Sie, Prank, warum redet man mit mir nicht über alles so? Ich lebe so dumpf und dumm dahin. Im Nu wird mir der entsetzliche Mißbrauch klar, und doch dachte ich bisher steif und fest, es müsse so sein. Und wenn mein eigener Bruder zum Zweikampf ausgerückt wäre, so wäre ich vor Angst vielleicht gestorben, aber ich hätte nicht ein Wort dawider gesagt, weil es mir ja heilige Schrift war: Es muß sein! — Es ist aber keine heilige Schrift, es muß nicht, es soll nicht, es darf nicht sein!"

Prank zuckte mit der Achsel.

„Kein vernünftiger Mensch kann anderer Ansicht sein, und doch scheuen sich die vernünftigsten Leute — ach, es gibt ja noch vielerlei, über das sich vieles reden ließe, — mit demselben Erfolg! — Lassen Sie mich weiter berichten, wie mich mein Verhängnis, diese seltsame Wahlverwandtschaft mit aller Gewaltsamkeit in den Kerker brachte. Ich hatte ein selten schönes Exemplar eines Steinadlers geschossen. Den brachte ich selbst zu meinem Präparator, der ihn ausstopfen sollte, und dem ich persönlich meine besonderen Wünsche bei diesem Anlaß bekannt geben wollte. Ich hatte meine Geschäfte besorgt und schritt nun, von dem Präparator geleitet, über den schneebedeckten, weitläufigen Hof des niedrigen Hauses. Da wurde ich durch einen Auftritt gefesselt. Ein Gerichtsvollzieher hatte Streit mit einem Perlmutter-Drechslergehilfen und dessen Weib, denen die letzten armseligen Einrichtungsstücke abgepfändet werden sollten. Die ebenerdige Kammer, welche die Leute bewohnten, hatte nur eine Thüre nach dem Hofe, und wegen dieser Thüre war der Streit entbrannt. Der Gerichtsvollzieher wollte sie offen haben, um seine Geschäfte von der Schwelle aus besorgen zu können; der Perlmutter-Gehilfe und sein Weib wollten aber, daß die Thüre geschlossen bleibe, denn in der Kammer hatten sie zwei Kinder im Fieber liegen. Der Gerichtsvollzieher widersetzte sich der Zumutung, daß er sich da eine Ansteckung hole, da die Kinder wahrscheinlich den Scharlach oder den Typhus hätten. Man war erhitzt, als ich dazukam, und im Begriff, zu Thätlichkeiten überzugehen. Wie das Lachen ansteckend wirkt, so auch der Ärger und der Zorn. Ich hatte da schlichten wollen und war nun durch ein heftiges Wort des Gerichtsvollziehers selbst augenblicklich in einen blinden Jähzorn hineingeraten. Ich hätte ruhig den ganzen Bettel bezahlen sollen, und die Geschichte wäre erledigt gewesen, aber ich war schon in sinnloser Aufregung. Ein Wort gab das andere und als ich zu bemerken glaubte, daß der Mann die Hand gegen mich erhob, da versetzte ich ihm mit furchtbarer Wucht einen Schlag ins Gesicht. Er fiel mit einem markerschütternden Schrei um und schlug im Falle mit dem Kopf auf den steinernen Stufenabsatz, — um sich nicht wieder zu erheben. — —"

„Und dann?" forschte Cäsarine in fieberhafter Spannung weiter, als hier Prank tief aufatmend eine Pause machte.

„Und dann," fuhr er fort, „war das Unglück geschehen. Der Mann hatte eine tödliche Gehirnerschütterung erhalten. Der Präparator und der Perlmuttergehilfe drängten mich nun zum Hofe hinaus und beschworen mich, mich schleunigst davon zu machen. Sie hätten nichts gesehen und sie würden nichts gegen mich aussagen; was auch kommen solle, von ihnen werde man meinen Namen nie erfahren. Ich bestieg

meinen Wagen und fuhr ins Landesgericht, wo ich mich sofort selbst der Staatsanwaltschaft stellte. Man behielt mich gleich dort; dann kam der Prozeß, die Verurteilung, der Kerker."

„War der Gerichtsvollzieher ein Familienvater?"

„Ja. Ich hatte ein Weib und drei kleine Kinder unglücklich gemacht. Natürlich wurde ich auch vom Gerichte verurteilt, für den Unterhalt der Hinterbliebenen zu sorgen."

„Das haben Sie dann auch gethan?"

„Ich habe ihnen das dreifache dessen ausgesetzt, was mir durch das Urteil auferlegt worden war."

„Bei alledem," sagte nun Cäsarine nach langem Sinnen, „scheint mir das Urteil, die lange Kerkerhaft, furchtbar hart. Ich verstehe nichts vom Gesetz, aber das war zu hart!"

„Vergessen Sie nicht, Cäsarine, daß da besonders erschwerende Umstände hinzukamen. Es war eine Amtsperson, die in der Ausübung ihrer Amtspflicht begriffen war; Einmengung in eine Amtshandlung, Vereitelung derselben, — das sind sehr ernste Dinge!"

„Trotz alledem, — es war zu hart!"

„Das Urteil hätte vielleicht auch milder ausfallen können bei entsprechender Verteidigung, aber ich wollte mich nicht verteidigen, ich wollte verurteilt und streng verurteilt werden. Auch mein Verteidiger hatte strenge Weisung von mir, nichts wesentlich Entlastendes vorzubringen. Dafür erhielt er als Pflaster für seine verletzte Eigenliebe bei dem vorauszusehenden Mißerfolg ein glänzendes Honorar. Es hätten sich ja mildernde Umstände namhaft machen lassen, so aber wurde nur der Junkerübermut bestraft."

„Man könnte wahnsinnig werden, wenn man sich da zurecht finden soll! Warum wollten Sie sich denn nicht verteidigen, Prank?"

Prank stutzte einen Augenblick bei dieser Frage, dann fuhr er fort:

„Ich sehe, daß ich Ihnen schon zuviel gesagt habe, Cäsarine. Lassen wir es dabei sein Bewenden haben. Ich hatte in der That einen Grund, meine Verurteilung herbeizuwünschen, ja ich sehnte mich förmlich nach einer strengen Verurteilung, und ich war ordentlich beruhigt und glücklich, als sie endlich erfolgt war."

„Mein Gott, wie ist das zu verstehen? Dann hatten Sie noch etwas auf dem Gewissen, wofür Sie noch nicht gesühnt hatten."

„So ist es, Cäsarine, ich wollte für etwas Früheres gleich mitbüßen."

„Was war das?"

„Es ist ein Geheimnis, Cäsarine; das Geheimnis meines Lebens!"

„Ich will es kennen!"

„Ich habe außer mit meinem Vater mit keinem Menschen auf der Welt darüber gesprochen."

„Prank! Ich bitte Sie, sagen Sie es mir," flehte Cäsarine und ihre Augen füllten sich dabei mit Thränen. „Ich frage ja nicht aus dummer Neugierde oder aus Unbescheidenheit. Gerade, weil es sich um ein großes Geheimnis handelt — sagen Sie es mir!"

Heinrich Prank blickte erstaunt auf Cäsarine, als er sie so bewegt sah, dann sagte er ruhig:

„Gut; Sie sollen alles wissen, auf alle Gefahr hin."

„Gefahr??"

„Ah!" erwiderte Prank abwehrend, „ich fürchte nicht, daß Sie die Geschichte weiter tragen werden, obschon man mir einen Vorwurf daraus machen könnte, daß ich einem jungen Mädchen mit derartigen ernsthaften Geschichten komme, aber Sie sind ja auch ernsthafter, als sonst die jungen Mädchen Ihres Alters und Standes. Ich meine, auf die Gefahr hin, daß ich Sie mir entfremde und daß Sie sich mit Grauen von mir abwenden. Also hören Sie: mein Gewissen war allerdings von einer Blutschuld bedrückt. Ich hatte schon einen Menschen getötet, als das Unglück mit dem Gerichtsvollzieher geschah."

Cäsarine atmete schwer und tief auf bei dieser Eröffnung.

„Es ist vielleicht doch besser, wenn ich schweige," gab Prank noch einmal zu bedenken. Cäsarine schüttelte den Kopf und sah ihn bittend an; darauf fuhr Prank fort:

„Ich komme auf eine sehr trübe Zeit meines Lebens zu sprechen. Ich hatte in — in einer Tänzerin mein Ideal gefunden zu haben geglaubt und wollte sie heiraten. Mein Vater war damit natürlich nicht einverstanden und es gab damals häufig sehr unerquickliche Szenen zwischen uns. Einmal,

als wir nach Mitternacht zusammen eine Gesellschaft verließen und, weil die Nacht schön war, zu Fuße nach unserem Palais gingen, — den Wagen hatten wir vorausgeschickt, — entbrannte der alte Streit aufs neue. Wir wurden beide heftig, bis ich in meiner Aufregung davon eilte und um den Streit nicht fortsetzen zu müssen, ihn allein gehen ließ. Wie ich nun so durch die öde, verlassene Lazarethgasse dahinstürme, sehe ich an der Ecke einer Gartenmauer zwei Studenten mit bunten Mützen stehen und höre, wie der eine zum andern sagt: Der nächste, der da vorbeikommt, kriegt eine patente Ohrfeige! — In meiner Aufregung drang mir weder die Erscheinung, noch das Gehörte recht in das Bewußtsein; erst als ich gleich darauf wirklich das klatschende Geräusch eines Schlages und darauf weiteren Lärm vernahm, wurde mir der empfangene Eindruck klar und mir tauchte die schreckensvolle Vorstellung auf: Herr Gott! Es ist mein Vater, der da geschlagen wird! — Ich stürze zurück und sehe meinen Vater mit blutendem Gesicht auf der Erde liegen. Er hatte den Angreifer mit dem Stocke abzuwehren gesucht und nun hieb dieser noch immer mit seinem Ziegenhainer auf den Kopf meines Vaters ein. Ich faßte den Burschen beim Kragen und wandte ihn zu mir, damit er nicht sagen könne, ich hätte ihn hinterrücks überfallen. Nun schlug er auf mich los; ich hob ihn auf und stellte ihn fest wieder auf das Pflaster, aber er stand nicht mehr auf den Füßen. Als ich ihn aufhob, ich weiß nicht mehr, wie ich ihn zu fassen bekam, gerieten seine Füße in die Höhe, der Kopf nach unten, und der ist dann allerdings in die Brüche gegangen. Eine leblose Masse entsank meinen Händen. Sein Genosse war nirgends sichtbar. Ich half meinem Vater auf und führte ihn nach Hause. Am nächsten Morgen traten wir eine Reise nach Indien an, wo wir Tiger jagen wollten. Das haben wir auch gethan; wir blieben ein volles Jahr aus."

„Und der geheimnisvolle Fall ist niemals aufgeklärt worden?" fragte Cäsarine bebend.

„Niemals. Ich hatte oft selbst die gerichtliche Anzeige machen wollen, aber nach eingehender Beratung mit meinem Vater unterließ ich es doch. Zu helfen war doch nicht mehr, und dann — und vor allen Dingen: mein Vater ist Feldmarschall-Leutnant im Ruhestande; es durfte nicht zum Stadtgespräch gemacht werden, daß er von einem nichtswürdigen Burschen geohrfeigt worden sei. — Nun wissen Sie alles, Cäsarine, nun wissen Sie auch, warum ich mich nach einer Verurteilung sehnte. Ich habe — trotz alledem — ein lebhaftes Rechtsgefühl, und ich wollte sühnen. Seien Sie mir wenigstens ein gnädiger Richter!"

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Prank Cäsarine aufs Pferd half und er sich selbst sodann auf den Rücken seines starken Tieres schwang, um den Heimweg anzutreten. Schweigend ritten sie nebeneinander dahin und nur, als sie sich, am Praterstern angelangt, trennen wollten, konnte Cäsarine sich nicht enthalten, noch zu fragen:

„Und — die Tänzerin, was ist aus ihr geworden?"

„Der Himmel weiß es," erwiderte Prank lächelnd. „Sie war nach meiner Rückkehr durchgegangen; ich habe die Thorheit längst verwunden und vergessen!" —

V.

Frau Lori lag in einer geschmackvollen schwarzen Toilette auf ihrer Ottomane und fühlte sich von ihrer Migräne und ihren Nerven ärger heimgesucht als je. Ihr Antlitz war von einer interessanten Blässe angehaucht, die recht wirksam von ihrer dunklen Toilette abstach. Sie hatte schon mehrmals geläutet, aber weder ein Kammerdiener, noch eine Zofe ließen sich auf das Zeichen blicken. Cäsarine ging mit verweinten Augen durch die Gemächer, Joachim jun. drückte sich mit verlegen mürrischer Miene herum, und der kleine Rudolf spielte unbeaufsichtigt mit Papa's Papierkorb. Auf den polierten Möbeln zeigte sich ein feiner Staubüberzug, so daß man mit dem Finger Spuren ziehen konnte, und auch sonst zeigte manche kleine Unordnung, daß an jenem Tage im Salon noch nicht gehörig aufgeräumt worden war. Dies hatte etwas zu bedeuten im Hause Bergmann, wo doch sonst alles im Glanze blitzblanker Reinlichkeit blinkte.

Es hatte etwas zu bedeuten. Der verwichene Abend war ein verhängnisvoller gewesen für das Haus Bergmann.

Man war wieder einmal im intimen Zirkel vereinigt gewesen; Frau Lori war so aufgeräumt gewesen, wie seit langem nicht, und in

ihrer guten Stimmung wußte sie ihrem Gemahl wieder erhebliche Zuwendungen für ihre verschiedenen Wohlthätigkeitsvereine abzunötigen. Dr. Karl Möller erschöpfte sich in Liebenswürdigkeiten gegen Cäsarine, Maler Rummel gab sein künstlerisches Glaubensbekenntnis zum Besten; der alte Baron Prank mußte von seinen Tigerjagden in Indien erzählen, — kurz man unterhielt sich vortrefflich. Da meldete der Kammerdiener, daß zwei Herren Herrn Bergmann dringend zu sprechen wünschten. Bergmann gab Befehl, die beiden Herren in ein Nebenzimmer zu führen und begab sich sodann ebenfalls dahin. Frau Lori rief ihm noch schmollend nach, daß er unausstehlich sei mit seinen vielen Geschäften, dann verschwand Herr Bergmann und ward von seiner Familie nicht mehr gesehen. —

Die zwei Herren hatten sich Bergmann als Kommissäre der Sicherheitsbehörde vorgestellt und ihm angezeigt, daß auf mehrfache Anzeigen über zurückgehaltene Depots, über Veruntreuungen und Unterschleife seine Verhaftung verfügt worden sei und daß gleichzeitig mit seiner Verhaftung in seinen Geschäftsräumen eine Hausfuchung vorgenommen werde. Bergmann war vom Schrecken wie gelähmt und flehte die Kommissäre an, ihm noch Zeit zu gönnen.

„Nur noch vierundzwanzig Stunden!“ beschwor er sie. „Es stehen Millionen auf dem Spiele, in vierundzwauzig Stunden kann alles wieder gut sein, und kein Mensch kommt zu Schaden. Nur vierundzwanzig Stunden, — Millionen, Millionen! — ein Umschwung an der Börse —“

Es war das alte Lied; immer dieselbe Ausflucht, dieselbe verzweifelte Hoffnung aller Spieler und hazardierender Bankruttierer. Die Kommissäre kannten die Weise und überhörten sie. Sie fragten Bergmann, ob er sich von seiner Familie verabschieden wollte, — es müßte in ihrer Gegenwart geschehen. Bergmann hatte nicht den Mut dazu, und er folgte ihuen gebrochen zu dem Wagen, der schon vor dem Hausthore bereit stand.

Wenige Minuten später überbrachte schreckensbleich ein junger Kontorist Frau Lori die Nachricht von der Hausfuchung, dann erfuhr sie die Verhaftung, dann folgten Schlag auf Schlag die Meldungen von Betrug und Unterschlagung.

Das glänzende Haus brach in sich zusammen, als sei es von einem Erdbeben heimgefucht worden. Dem fröhlichen Nachmittag folgte ein trauriger Abend und eine traurige, sehr traurige Nacht. Und am Morgen nach dieser Nacht lag nun Frau Lori auf der Ottomane im Salon und versuchte vergeblich, zu einem klaren Gedanken über ihre Lage zu gelangen.

Die Dienerschaft meldete sich nicht auf ihr Rufen. Natürlich; zwei Kammerdiener hatten mit ihren Habseligkeiten das Haus schon verlassen. Kammerdiener, die etwas auf sich halten, bleiben auch nicht eine Stunde länger als unumgänglich nötig in einem Hause, auf welches sich die dunklen Schatten eines Verbrechens senken, in welchem polizeiliche Wohnungsdurchsuchungen vorgenommen werden. Solche Durchsuchungen könnten ja auch auf ihre Sachen erstreckt werden, und das geht erstlich einmal wider die Ehre eines Kammerdieners, und zweitens könnten dabei unter ihren Siebensachen Dinge gefunden werden, über deren Provenienz Rede und Antwort zu stehen, doch mindestens lästig werden könnte. Was aber sonst noch von der Dienerschaft übrig geblieben war, das war in den Gesindestuben mit der Besprechung und Kommentierung der jüngsten großen Ereignisse so vollauf beschäftigt, daß es sich jetzt nicht so ohne weiteres durch jedes Glockenzeichen stören lassen konnte.

Der erste, der sich an jenem Morgen bei Frau Lori einfand, um ihr seine freundschaftliche Teilnahme zu bezeigen und sich ihr zur Verfügung zu stellen, falls man seiner bedürfen solle, war Heinrich Prank. Er fand aber, daß Frau Lori sich noch keineswegs ein richtiges Bild von ihrer und ihrer Kinder Lage gebildet habe. Sie sprach immer von einem unseligen Mißverständnisse, das sich jedenfalls im Laufe weniger Tage aufklären und mit der vollständigen Rehabilitierung Bergmanns enden müsse. Freilich sei das Geschehnis auch so geradezu als eine folgenschwere Katastrophe zu betrachten, an deren Folgen man sein ganzes Leben lang zu tragen haben werde, aber schließlich werde ihr Gatte doch nach Thunlichkeit alles in das alte Geleise zu bringen suchen.

Heinrich Prank hatte nun die undankbare Aufgabe, die mit leeren Wahngebilden sich vertröstende Frau in möglichst schonender Weise mit dem wahren Stand der Dinge bekannt zu machen. Die Morgenblätter

hatten schon ausführliche, spaltenlange Berichte über den sensationellen Zusammenbruch des Hauses Joachim Bergmann gebracht, und die dort mitgeteilten wesentlichen Daten stammten ersichtlich aus amtlichen, polizeilichen Quellen. Nicht die ungeheuren Summen, mit welchen die großen Banken und bekannte Firmen in Mitleidenschaft gezogen erschienen, waren es, welche in erster Linie die allgemeine Sensation erregt hatten; das waren vielmehr die verhältnismäßig kleinen Beträge, die doch das ganze Hab und Gut vertrauensseliger kleiner Leute ausgemacht hatten, die nun an den Bettelstab gebracht waren. Deren gab es eine schier endlose Reihe. Die Kautionen seiner eigenen Kassierer hatte Bergmann angegriffen, um seine Börsenverluste zu decken. Wie ein feuriger Moloch hatten die zuletzt mit wahnsinniger Verwegenheit ins Werk gesetzten Spieloperationen alle bei Bergmann erliegenden Ersparnisse seiner eigenen Angestellten, die ihm vertrauensvoll übergebenen Einlagen seiner Klienten verschlungen. Als reicher Gönner und Wohlthäter hatte er Witwen, pensionierten Offizieren, kleinen Gewerbsleuten das ganze Vermögen entlockt unter dem Vorwande, daß er ihnen für eine bessere und solidere Anlage sorgen wolle. Wer hätte auch Zweifel gesetzt in Joachim Bergmann!

Sogar ein Zahlkellner eines bekannten Hotels, in dessen Restaurant Bergmann oft verkehrte, hatte sich glücklich geschätzt, noch wenige Tage vor dem Zusammenbruch dem hochmögenden Herrn bare zwölftausend Gulden, Kreuzer auf Kreuzer zusammengelegt in unverdrossener Sparsamkeit während einer mehr als zwanzigjährigen Dienstzeit, übergeben zu dürfen. Der Mann wollte inzwischen überlegen, ob er sich zur Ruhe setzen oder sich ein anständiges Wirtsgeschäft kaufen sollte, um sein eigener Herr zu werden. Die Milchfrau, die täglich beim Morgengrauen die Milch ins Haus brachte, übergab Bergmann noch zwei Tage vor seiner Verhaftung viertausend Gulden, eine beglückende Erbschaft, und Bergmann nahm auch diese. —

Dabei war Bergmann durchaus kein Spieler von Haus aus. Jahrzehntelang hatte er das Geschäft geführt in dem ruhigen, besonnen soliden Geiste, dem es noch aus der Zeit seines Vaters und Großvaters her seinen ehrenvollen Ruf und seinen Kredit dankte. Da hatte sich aber einmal bei einem Jahresabschluß eine etwas ungünstigere Bilanz ergeben, als sonst gewöhnlich. Es waren einige geschäftliche Unternehmungen nicht nach Wunsch ausgegangen und namentlich — das zeigte sich auf den ersten Blick — war der Aufwand für den Haushalt selbst für das sehr bedeutende Vermögen Bergmanns ein zu großer. Einschränkungen ein- und durchzuführen, hielt er für unmöglich, und so kam er, der niemals zuvor auf eigene Rechnung an der Börse gespielt hatte, auf die Idee, von der Börse zu „naschen." Die Sache sollte ganz harmlos sein; es sollte nur der kleine Abgang in der Bilanz gedeckt und womöglich ein kleiner Überschuß darüber für den Hausgebrauch erzielt werden.

Er hatte sich in ein Spiel mit dem Feuer eingelassen. Statt des erhofften angenehmen kleinen Gewinnes ergab sich ein empfindlicher Verlust. Nun galt es, den zurückzuerobern; er verlor wieder, und nun war er, ehe er es sich versah, der großen, rasenden Spielleidenschaft, dem Spielerwahnsinn verfallen, von dem es keine Heilung mehr gibt. Wie soll ein Mensch noch Sinn dafür behalten, sich Woche um Woche mühsam abzuarbeiten, redlich und ohne Unterlaß, um schließlich seine Arbeit kärglich belohnt zu sehen, wenn er es in seine Hand gegeben wähnt, in wenigen Minuten mühelos ein Vermögen zu gewinnen.

Seitdem Bergmann zum Spieler geworden war, betrog er auch sein eigenes Geschäft, beziehungsweise seine eigenen Angestellten. Er gab fingierte Posten zur Buchung auf, um in den Büchern wenigstens scheinbar das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, und im übrigen hatte er bald selbst aufgehört zu wissen, wie es stand, und vornehmlich darum, weil er es nicht wissen wollte. Denn, daß es nicht gut ging, davon hatte er das klare Bewußtsein, wenn ihm auch sonst die furchtbare Unordnung längst schon über den Kopf gewachsen war.

Frau Lori war auf das Tiefste betroffen bei den Eröffnungen, die Heinrich Prank ihr notgedrungen machte. Über alle Sorge und allen Schmerz hinaus war es aber zumeist ein Gefühl der Empörung und der tiefen Erbitterung gegen ihren Mann, das sie erfüllte.

(Schluß folgt.)

Die Fischer-Rosl. Gemalt von Alois Eckardt.
(Von der diesjährigen Internationalen Kunst-Ausstellung zu Berlin.)

Neue Lieder von Rudolf Baumbach

Heimweh.

Ich lag am Seegestade
In Myrten und Jasmin
Und sah im blauen Bade
Den springenden Delphin.
Ein Schifflein sah ich schweben,
Nach Norden wies das Spriet.
Es sang in jungen Reben
Der Staar sein Wanderlied.

Er sang vom grünen Anger
Voll Blüten mannigfalt,
Von Kirschenhainen sang er,
Vom malenfrischen Wald.
Und eine blasse Dirne
Durchschritt die Büsche leis
Und rührte meine Stirne
Mit einem Tannenreis.

Da sah ich rings erbleichen
Die Rosen im Gerank,
Da starrten wie die Leichen
Die Götterbilder schlank,
Das Singen der Sirenen
Klang mir wie Krähensang;
Des bittern Heimweh's Sehnen
Mein frohes Herz bezwang.

Die Myrten und Cypressen,
Der Griechentempel Pracht,
Du machst sie mich vergessen,
Harzduft'ge Waldesnacht.
In deinem Heiligtume
Voll Andacht will ich knie'n,
Wo mir die blaue Blume
Im Frühlingstraum erschien.

Neue Lieder von Rudolf Baumbach

Wenn über Tannenhügel
Des Meilers Rauch ſich hebt,
Und mit geſpreiztem Flügel
Der Wanderfalke ſchwebt,
Dann ſeh' ich wieder ragen
Des Schloſſes Wunderbau,
Den ich in frühen Tagen
Getürmt ins luft'ge Blau.

Des Bergquells friſche Labe
Wird mir zum Jugendborn,
Und wieder naht der Knabe
Mit ſeinem Wunderhorn.
Es hält im Tannengrunde
Die graue Sage Ruh'
Und raunt mit weiſem Munde
Mir alte Mären zu.

Die Sendboten des Mai.

Der alte Winter iſt verbannt,
Die Spatzen höhniſch pfeifen.
Bald wird von dem geräumten Land
Der Mai Beſitz ergreifen.
Aus ſeinem Haus
Schickt er voraus
Vier dienſtbefliſſ'ne Geiſter,
Flink und gewandt,
Reich an Verſtand,
Der freien Künſte Meiſter.

Ein Maler iſt der erſte Geiſt,
Er malt mit tauſend Händen
Und pflegt in Wald und Flur zumeiſt
Viel Saftgrün zu verſchwenden.

Neue Lieder von Rudolf Baumbach

Er malt mit Fleiß
Den Schlehbuich weiß,
Das Veilchen färbt er dunkel,
Gelb ſtreicht er an
Den Löwenzahn,
Windröslein und Ranunkel.

Der zweite iſt ein Architekt
Mit Zirkel, Maß und Rolle,
Und jedes Neſt im Grün verſteckt
Nimmt er zu Protokolle.
Er mißt genau
Der Schwalbe Bau
In Tiefe, Breite, Länge
Und prüft, ob feſt
Das Finkenneſt
Im Apfelbaume hänge.

Der dritte Meiſter ſchwingt den Stock
Mit unerſchöpften Kräften,
Und hinten ſchaut ihm aus dem Rock
Ein Pack von Notenheften.
Er übt und probt
Und ſchilt und lobt
Schwarzdroſſel, Staar und Meiſe,
Bis rein erſchallt
In Feld und Wald
Der Vogel Frühlingsweiſe.

Der vierte quält in ſtiller Nacht
Und früh beim Hahnenkrähen
Das arme Volk, das Verſe macht,
Mit Jamben und Trochäen.
Es hat ſein Sang
Ach, ſtundenlang

Im Ohre mir geklungen.
Da ward ich ſchwach
Und gab ihm nach
Und hab' dies Lied geſungen.

Sommergäſte.

Der Frühling that ſein Wunder,
Der Winter iſt beſiegt,
Schon um den Berghollunder
Der goldne Käfer fliegt.
Aus Hagedorn und Rüſter
Der Droſſel Stimme ſchallt,
Der Kuckuck und ſein Küſter
Regiert im Buchenwald.

Nun zieht das Volk der Städte
Zum grünen Waldesſaal.
Bald ſieht geheime Räte
Das allerfernſte Thal,
Und wo ſonſt Hirten raſten
Umblökt von Schaf und Rind,
Sitzt mit dem Farbenkaſten
Ein pinſelführend Kind.

Wo Fuchs und Haſ' ſich ſagen
Am Abend gute Nacht,
Da ſieht man Frauen ſchlagen
Die heiße Kaffeeſchlacht,
Und wo ſonſt Jäger ſpüren
Nach Edelhirſch und Reh,
Lauſcht fromm des Leutnants Schwüren
Die Tochter des Bankier.

Neue Lieder von Rudolf Baumbach

Nun badet Haupt und Glieder
In harzgetränkter Luft,
Genießt der Vögel Lieder,
Der Blumen ſüßen Duft.
Geſegnet ſei die Quelle,
Die euren Gaumen letzt;
Die zarteſte Forelle,
Euch wird ſie vorgeſetzt.

Langt zu, langt zu, ihr Gäſte
Und nehmt, was euch behagt;
Der Gaben allerbeſte
Bleibt leider euch verſagt.
Ihr ſeht doch nun und nimmer,
Was unſereiner ſieht,
Ergießt ſich Mondenſchimmer
Auf Wieſe, Wald und Ried.

Führt euch ein Zwerg mit Winken
Zu Zauberhöhlen hin?
Seht ihr das Krönlein blinken
Der Schlangenkönigin?
Der Burgfrau weißer Schleier
Hat niemals euch geſchreckt,
Kein Waſſermann am Weiher
Hat jemals euch geneckt.

Es jagt mit flücht'gen Hufen
Die wilde Jagd vorbei;
Ihr hört nur Kranichrufen
Und heiſ'ren Eulenſchrei.
Und wenn von goldnem Rocken
Frau Holle Fäden ſpinnt,
Dann ſeht ihr Nebelflocken
Und ſehend ſeid ihr blind.

Neue Lieder von Rudolf Baumbach

Beſſer wenig als nichts.

Auf dem Feldweg den hemmenden Stein
Schieb' ich zur Seite,
Daß, wer pilgert hinter mir drein,
Sicherer ſchreite.

Leider hemmen den Wanderlauf
Steine noch viele.
Nimmer, läſ' ich ſie ſämtlich auf,
Käm' ich zum Ziele.

Sitzt ein Bettler mit bleichem Geſicht
Hungernd am Raine.
Alle Thränen trocknеſt du nicht;
Trockne die eine!

Aus der guten, alten Zeit.

Es melden Bücher und Sagen
So manches Wunderding
Von einem gelben Wagen,
Der durch die Länder ging.
Die Kutſche fuhr, man denke! —
Des Tags drei Meilen weit
Und hielt vor jeder Schenke. —
O gute, alte Zeit!

Es ward von den Paſſagieren
Zuvor das Haus beſtellt.
Sie ſchieden von den Ihren,
Als ging's ans End der Welt.
Sie trugen die Louisdore
Vernäht in Stiefel und Kleid,
Im Sack zwei Feuerrohre. —
O gute, alte Zeit!

Neue Lieder von Rudolf Baumbach

Oft, wenn die Reisegenossen
Sich sehnten nach Bett und Wirt,
Da brummte der Schwager verdrossen:
„Potz Blitz! Ich hab' mich verirrt."
Dann hat's gewöhnlich geregnet,
Gehagelt oder geschneit.
Gelobt sei und gesegnet
Die gute, alte Zeit.

Auch war es sehr ergötzlich,
Wenn mit gewaltigem Krach
In einem Hohlweg plötzlich
Der Wagen zusammenbrach.
War nur ein Rad gebrochen,
So herrschte Fröhlichkeit;
Mitunter brachen auch Knochen. —
O gute, alte Zeit!

Und thäten die Rosse verschnaufen
Im Schatten des dunkelen Tanns,
So nahte mit seinem Haufen
Der tapfere Schinderhans.
Sie brachten nach Väterweise
Die Mantelsäcke beiseit
Und wünschten glückliche Reise. —
O gute, alte Zeit!

Der Abenteuer Perle
War doch das Waldwirtshaus.
Es spannten verdächtige Kerle
Die müden Schimmel aus.
Ein Bett mit Federdecken
Stand für den Gast bereit,
Das zeigte blutige Flecken. —
O gute, alte Zeit!

Und waren der Gäste hundert
Verſchwunden im Waldwirtshaus,
Dann ſchickte der Rat verwundert
Berittene Häſcher aus.
Die Leichen wurden gefunden,
Beſtattet und geweiht,
Der Wirt gerädert, geſchunden. —
O gute, alte Zeit!

Jena.

Biſt du, mein Sohn, voll Wiſſensdrang
In Jena angekommen,
Hemmt dir ein brauner Strom den Gang;
Da heißt es durchgeſchwommen.
Er wandelt ſchäumend her und hin
Wie Phrygiens Mäander,
Und raſſelnd durch die Wellen zieh'n
Unzähl'ge Salamander,

Am Ufer wächſt ſtatt Schilf und Rohr
Ein Wald von blanken Klingen;
Die pfeifen ſcharf um Naſ' und Ohr.
Den Wald mußt du durchdringen.
Am End' des Stromes liegt ein Sumpf
Von Kröten voll und Unken,
Und aus den Waſſern ſchallt es dumpf:
„Verkommen und verſunken."

Und haſt du den verrufnen Pfuhl
Mit klugem Schritt umgangen,
Siehſt du auf einem goldnen Stuhl
Die Alma Mater prangen.

Neue Lieder
von
Rudolf Baumbach

Sie thront gleich einem Götterbild
Mit ſonnenheitren Augen
Und läßt den durſt'gen Knaben mild
An ihren Brüſten ſaugen.

Und willſt du ſatt von hinnen geh'n,
Und tropfen Abſchiedszähren,
Mußt du noch einen Kampf beſteh'n
Mit angebundnen Bären.
Dann trägſt du einen ſchwarzen Hut,
Heißt Doktor und Magiſter,
Und hohnend ruft die junge Brut:
„Ade, ade Philiſter!“

Die Gäſte der Buche.

Mietegäſte vier im Haus
Hat die alte Buche.
Tief im Keller wohnt die Maus,
Nagt am Hungertuche.

Stolz auf ſeinen roten Rock
Und geſparten Samen
Sitzt ein Protz im erſten Stock,
Eichhorn iſt ſein Namen.

Weiter oben hat der Specht
Seine Werkſtatt liegen,
Hackt und zimmert kunſtgerecht,
Daß die Spähne fliegen.

Auf dem Wipfel im Geäſt
Pfeift ein winzig kleiner
Muſikante froh im Neſt. —
Miete zahlt nicht Einer.

Neue Lieder von Rudolf Baumbach

Eingeregnet.

Der Morgennebel ſank zu Thal,
Klar kam der Bach geſloſſen,
Der Wetterdiſtel weißer Strahl
Hat freudig ſich erſchloſſen,
Der Laubfroſch ſitzt mit rundem Bauch
Hoch oben auf der Leiter,
Empor ſteigt kerzengrad der Rauch,
Und dennoch regnet's weiter.

Es wallt heran auf naſſer Bahn
Durch feuchte Tannengaſſen.
Kaum kann „der ſchwarze Auerhahn"
Das Volk der Fremden faſſen.
Verdroſſen ſtarrt ins Nebelgrau
Der Wandrer durch die Scheiben,
Die Wirtin aber lächelt ſchlau;
Heut heißt es „ſitzen bleiben."

Da rumpelt über Stein und Stock
Ein halbgedeckter Wagen.
Dem Bauernjungen auf dem Bock
Tropft Ärmel, Hut und Kragen.
Der klapperdürre Schimmel zeigt
Am Leib kein trocknes Härchen,
Und lachend aus der Kutſche ſteigt
Ein reiſend Hochzeitspärchen.

Der junge Mann hat Wäſche fein,
Sein Ton hat etwas Schärfe.
Aſſeſſor ſcheint er mir zu ſein
Und Leutnant der Reſerve.
Die junge Frau ein wenig ſcheu
Aus Decken wird gewickelt.

Das Handgepäck iſt nagelneu,
Die Schlöſſer ſind vernickelt.

Es grüßt der Wirt, der Kellner fliegt;
Bereitet ſteht das Zimmer.
Der Sturm die alten Bäume biegt,
Der Guß wird immer ſchlimmer,
Vom Berge ſtürzt ein trüber Bach,
Der Wald verſinkt in Nebeln.
Im Trocknen ſitzen unter Dach
Zwei Spatzen, die ſich ſchnäbeln.

Johannistrieb.

Es ſteht ein Eſchenbaum am Rain.
Einſt ſchnitt ich deinen Namen ein
In ſeine glatte Rinde.
Dann ſchritt ich auf dem Wanderpfad
Durch Dick und Dünn und viel zu ſpat
Fiel mir vom Aug' die Binde.

Jüngſt ſaß ich unter'm Baum allein;
Da kam des Wegs dein Töchterlein
Mit andern jungen Maiden.
Sie war ſo maienfriſch und lieb;
Dem Baum wuchs ein Johannistrieb.
Da heißt es raſch beſchneiden.

Süße Raſt.

Die Grille geigt im gelben Korn,
Im Sand die Käfer rennen,

Neue Lieder von Rudolf Baumbach

Es glüht die Luft, kein Baum, kein Born,
Die müden Sohlen brennen,
Am heißen Gaumen klebt die Zung',
Das Auge blendet Glast. —
Das schönste auf der Wanderung,
Das ist die süße Rast.

Jetzt steigt ein braunes Dach empor,
Ein gülden Zeichen schimmert.
Der Tannentisch, die Bank davor
Sind just für mich gezimmert.
Bring Wein herbei, du Kellnerjung,
Den besten, den du hast! —
Das schönste auf der Wanderung,
Das ist die süße Rast.

Gewandert bin ich kreuz und quer,
Verlernt hab ich das Sitzen.
Die Sonne sah ich auf dem Meer
Und auf der Firne blitzen.
Bald rüst' ich mich zum letzten Sprung,
Vom Rucken sinkt die Last. —
Das schönste auf der Wanderung,
Das ist die süße Rast.

Das letzte Gasthaus, drin ich ruh',
Ist klein und eng geraten.
Der Hausknecht schließt die Thüre zu
Mit einem Eisenspaten.
Nun schlaf' dich aus; hast Zeit genung,
Du wegemüder Gast. —
Das schönste auf der Wanderung,
Das ist die süße Rast.

Minna Herzlieb.

Eine Spätherbſtblüte aus Goethes Liebes- und Dichterleben.

Von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß. (Abdruck verboten.)

Kaum ein anderes Werk Goethes hat ſo viel Tadel erfahren, iſt von ſo grundverſchiedenen Standpunkten aus beleuchtet worden, wie der Roman ſeines Alters „Die Wahlverwandtſchaften.“ Die einen preiſen ihn als tiefſittliche Verherrlichung der Ehe, dieſes „Anfangs und Gipfels aller Kultur,“ weil er mit erſchütternder Unerbittlichkeit über dem Frevel, auch dem geiſtigen, an der Ehe zu Gerichte ſitze; die anderen nennen ihn unmoraliſch, weil er auf dem Boden der ſogenannten naturwiſſenſchaftlichen Weltanſchauung erwachſen ſei und die Freiheit des Individuums dunklen Naturmächten unterordne. Wir glauben, wir haben es in dieſem Roman und namentlich in ſeiner Kataſtrophe weder allein mit dem Dichter, noch allein mit dem Sittenrichter, ſondern auch in ganz hervorragender, ja, ungewöhnlich hervorragender Weiſe mit dem Menſchen Goethe zu thun.

Wenn Ottilie, die unglückliche Pflegetochter und Nebenbuhlerin Charlottens, in dem Augenblicke, da ein Bündnis zwiſchen ihr und Eduard, dem Manne Charlottens, nach vollzogener Löſung des im eigentlichen Sinne tief unſittlichen Bundes zwiſchen den beiden Gatten, allen beteiligten Perſonen als die günſtigſte Löſung des Konflikts erſcheinen muß, — wenn Ottilie in dieſem Augenblicke nicht nur auf ihr eigenes, ſondern auch auf das Glück Eduards, auf das Glück des Hauptmanns und der ihm „wahlverwandten“ Charlotte verzichtet, ſo glauben wir dieſe zur erſchütternden Kataſtrophe führende Wendung und die Schnelligkeit, mit der jene ſelbſt ihrem Abſchluſſe entgegenrollt, mehr auf den perſönlichen inneren Drang, als auf äſthetiſche und ethiſche Rückſichten des Dichters zurückführen zu müſſen. Er ſelbſt hat gelegentlich in einem Geſpräche mit einem jüngeren Freunde, Sulpice Boiſſerée, „Gewicht darauf gelegt, wie raſch und unaufhaltſam er die Kataſtrophe herbeigeführt habe.“ — „Er ſprach,“ erzählt Boiſſerée in ſeinen Aufzeichnungen weiter, „von ſeinem Verhältnis zu „Ottilie,“ wie er ſie lieb gehabt und wie ſie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt faſt rätſelhaft ahndungsvoll in ſeinen Reden.“

Es war die Leidenſchaft einer unglücklichen Liebe, die ihn gewaltſam zum Ende fortriß; die ihn keine andere Löſung des Konflikts als wahr empfinden ließ, denn diejenige, die er ſelbſt erlebt: tiefſchmerzliche Entſagung! Wir wüßten kaum eine zweite Dichtung des Altmeiſters von Weimar, aus welcher die Funken perſönlicher Leidenſchaft uns mit ſolcher Gewalt entgegenſprühen, in welcher der weiſe, ſonſt ſo ruhige Meiſter den heißen Golfſtrom ſeiner eigenen Gefühle ſo offenkundig und ſelbſtvergeſſen den klaren Spiegel der Handlung durchfluten läßt, wie hier. Das „ſchöne,“ das „liebe,“ das „herrliche,“ das „himmliſche Kind,“ — das ſind auf

Ottilie angewandte Bezeichnungen, von denen der schaffende Dichter, das zärtlich liebende Herz, oft genug überfließt.

Man muß glauben: vielfache, große geistige und körperliche Vorzüge müssen eine Frauengestalt ausgezeichnet haben, die einen 58 jährigen Goethe noch mit solchem Zauber zu umstricken, noch solche wundersame Liebesblüten auf der Spätherbstflur seines Lebens zu treiben vermochte. Und in der That — Minna Herzlieb, das Urbild der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften," war nach mehr als einer Richtung hin ein seltenes Wesen!

Geboren wurde Minna am 22. Mai 1789 zu Züllichau als Tochter des Superintendenten und Oberpfarrers Chr. F. Karl Herzlieb. Vater und Mutter, die beide an der Schwindsucht starben, ließen sie früh, als fünf-, beziehungsweise achtjähriges kleines Mädchen, als Waise zurück. Ein reicher Industrieller, der Kommerzienrat Müller in Züllichau, nahm sich des Kindes als Pflegevater an. Bei diesem blieb Minna, bis dessen Bruder, ihr Vormund, ihre Übersiedelung in ein anderes Haus bewirkte, weil sie allmählich zur Jungfrau heranwuchs und ihr Pflegevater unverheiratet war. Nun sehen wir sie im Hause des Buchhändlers Frommann in Jena wieder, eines Freundes ihrer Eltern, der ihre ganze fernere Erziehung leiten sollte. Das Frommannsche Haus wird von allen Zeitgenossen übereinstimmend als der Sammelpunkt der gebildetsten und geistreichsten Gesellschaft geschildert. Hier sollte Goethe seine Ottilie kennen lernen. Als Kind, das den Namen Backfisch kaum noch für sich in Anspruch nehmen durfte, erblickte er sie zum erstenmale, um sie dann gelegentlich seiner häufigen Ausflügen nach Jena, die stets einen kürzeren oder längeren Aufenthalt dort im Gefolge hatten, unter seinen Augen von der zarten Knospe zur jungfräulichen Blüte sich entfalten zu sehen. Wie sich mit den Jahresringen ihres jungen Lebens auch der Wechsel in *seinen* Empfindungen ihr gegenüber vollzog, das hat er selbst in dem fünften der später an sie gerichteten Sonette („Wachstum") in anmutiger Weise geschildert:

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein *Töchterchen* mit holden Sorgen,
Möcht' ich als *Vater* segnend Häuser bauen!"
Und als du anfingst in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine *Schwester*, und ich wär' geborgen:
Wie könnt' ich *ihr*, ach! wie sie *mir* vertrauen!"
Nun kann das schöne Wachstum nichts beschränken,
Ich fühl' im Herzen heißes *Liebestoben*.
Umfaß' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?
Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen.

So ist des Dichters Gefühl von väterlicher Zärtlichkeit zu brüderlicher Neigung und von dieser wiederum zu „heißem Liebestoben" fortgeschritten. Es darf als sicher angenommen werden, daß Minna die Gefühle des großen Mannes erwiderte, daß auch ihre Empfindungen Wandelungen durchgemacht haben, die den in obigen Strophen geschilderten entsprechen. In dem sechszehnten der auf sie bezüglichen Sonette stellt Goethe die „unbelohnte Liebe" Petrarkas, dessen „ew'ges Herzensweh" und „ewigen Charfreitag," seiner eigenen glücklichen Liebe als einem „ew'gen Maitag" gegenüber Was für Petrarka der Charfreitag, das sei für ihn „Advent von achtzehnhundertsieben" gewesen — eine Anspielung, die sich auf Goethes Aufenthalt in Jena in der Adventszeit des erwähnten Jahres, vom 11. November bis 18. Dezember, bezieht. Minna stand damals im 19. Jahre, ein Wesen, das von allen, die es gekannt, fast als Ideal holder Weiblichkeit gerühmt wird. „Eine hohe, schlanke imponierende Gestalt" — so wird sie von einer der Personen geschildert, die ihres Umgangs genossen haben — „schönes Auge, schöne, freundliche, anziehende Mienen, ein wohlklingendes Organ, durchaus anmutiges Behaben; in der Kleidung einfach, aber gewählt und geschmackvoll. Nicht, was man gelehrt nennt, vielleicht auch nicht durch vorzüglichen Schulunterricht gebildet, aber ausgestattet mit nachdenkendem, tieferfassendem Geiste. Von einem herrlichen Herzen, dem tiefsten und treuesten Pflichtgefühl, Freude und Leid anderer innig mitempfindend, fern von aller Selbstsucht, sich vielmehr für andere freudig aufopfernd. So habe ich sie kennen gelernt und durch mehr als fünfzig Jahre gekannt. Freilich verlangt die Wahrheit hinzuzufügen: häufig zerstreut, was sie selber gern zugestand, und von schwärmerischer Neigung."

Was wunder, wenn ein Gemüth, das

noch im 74. Lebensjahre in tiefer Leidenschaft erglühen konnte, wie das Verhältnis Goethes zu dem Fräulein von Levetzow beweist, von den Reizen einer so herrlich ausgestatteten Frauengestalt ganz gefangen genommen wurde. Aber eine unüberwindliche Schranke war zwischen beiden aufgerichtet. Ein Jahr zuvor erst hatte der Bund des Dichters mit Christiane Vulpius die kirchliche Weihe empfangen. Wozu sollte also diese Neigung führen? Das war die Frage, die sich auch den Freunden des liebenden Paares aufdrängte. Wohl nur, damit Minna dem Gesichtskreise Goethes entzogen werde, wurde sie schon nach zwei Jahren, 21 Jahre alt, zu einem Wechsel ihres Aufenthalts bewogen. Aus dem Frommannschen Hause zog sie in ihre Vaterstadt Züllichau. Die Sonne ihres Lebensglücks hatte den Zenith überschritten, und langsam sehen wir die Schatten heraufziehen, deren Dunkel schließlich nicht einmal die holde Leuchte ihres Geistes verschonen sollte.

Es ist das Verdienst Adolf Stahrs, den Lebenslauf Minna Herzliebs in großen Zügen festgestellt zu haben, und den von ihm zusammengestellten Materialien verdanken auch wir unsere biographischen Mitteilungen über das Urbild der Ottilie. Der bekannte Goethebiograph Lewes gibt uns eine kurze Andeutung über ihre weiteren Schicksale. Danach hätte sie „in der Ehe mit einem mäßig geliebten, gleichalterigen Manne eine Art ruhigen Glückes gefunden." Minna Herzlieb war auf dieser Welt kein anderes Glück beschieden als das: von dem größten deutschen Dichter geliebt worden zu sein.

In Züllichau bewarb sich ein junger Schlesier, von Schweinitz, um ihre Hand, ein edler Jüngling, der ihrer wohl wert gewesen wäre, dessen Mutter sich aber nicht entschließen konnte, ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit der armen, mittellosen Waise zu geben. Schweinitz kämpfte und fiel im Freiheitskampfe. Zu spät bereute die alte Frau, den Sohn durch ihre Härte und Vorurteile in den Tod getrieben zu haben, um so mehr, als sie später seine Geliebte persönlich kennen und schätzen lernte. Man darf sich füglich darüber wundern, wie viele Verlöbnisse Minna Herzlieb geschlossen und wie viele deren gescheitert sind. Als sie im Jahre 1812 nach Jena zurückkehrte, war sie bereits mit einem jungen Professor verlobt, der sie indessen in schnöder Weise verließ, um sich mit einer anderen zu verheiraten. Zwei weitere Verbindungen lösten sich gleichfalls, bis ihr Lebensschifflein endlich im Jahre 1821 in den Hafen der Ehe einlief.

Ach! Dieser Hafen war keine freundliche, stille Bucht, die der armen Waise Ruhe, Sonnenschein und inneren Frieden gewähren sollte, er war nur eine trügerische Fata Morgana. Minnas Gatte, Oberappellationsrat und Professor an der Universität Jena, Walch, war zwanzig Jahre älter als sie, ungewöhnlich häßlich, dazu von trocken pedantischer, wenn auch keineswegs unedler Gemütsart, der die verschwiegenen Tiefen ihres zarten Herzens immer verschlossen blieben. Nur die unermüdlichen Werbungen Walchs und das Zureden ihrer Freunde, das Bewußtsein, der Güte anderer zur Last zu fallen und daher kein Recht zu haben, eine dem äußeren Scheine nach „glänzende Partie" abzuweisen, dann aber auch ein gewisser unendlich weicher Zug ihres Charakters, der inständigen Bitten niemals widerstehen konnte, hatten sie vermocht, dem nicht nur ungeliebten, sondern auch geradezu antipathischen Manne die Hand zu reichen. Diese Antipathie war so groß, daß sie, wie man erzählt, gleich nach der Hochzeit zu ihren Verwandten nach Züllichau entfloh. Spätere Versuche eines freundlichen Zusammenlebens fielen sämtlich gänzlich erfolglos aus. Professor Walch war und blieb ihr von Grund aus dermaßen zuwider, daß sie gelegentlich zu einem Freunde äußerte: „Es ist schrecklich, aber wenn ich in meiner Stube arbeite und Walchs Stimme nur im Hausflure höre, auch wenn ich ganz gewiß weiß, daß er nicht zu mir eintreten wird, so zittere ich schon am ganzen Körper." Der Konflikt, in den die unglückliche Frau durch den Widerstreit zwischen ihrer unüberwindlichen Abneigung und dem, was sie als freiwillig übernommene Pflicht erkannte, unvermeidlich geraten mußte, hat sicherlich nicht wenig dazu beigetragen, ihren Geist den dunklen Mächten der Gemütskrankheit in die Arme zu treiben. Wohl erlöste sie der Tod ihres Gatten im Jahre 1853, nach 32jähriger Trennung, aus diesem unseligen inneren Zerwürfnis, aber Minnas Kraft war bereits gebrochen. Ihr Gemüt verfinsterte

Minna Herzlieb in ihrem 20. Lebensjahre. Nach dem Gemälde von Luise Seidler.

sich immer mehr, so daß man sie in eine Heilanstalt nach Sorau, dann zu demselben Zwecke nach Leipzig bringen mußte. Von dort wurde sie nach zwei Jahren als geheilt entlassen. Aber schon nach kurzer Zeit fühlte sie selbst das Bedürfnis nach einer erneuten ärztlichen Behandlung. So brachte man sie denn in eine Heilanstalt zu Görlitz, wo sie am 10. Juli 1865, im 76. Lebensjahre verschied. Es ist, als ob Goethe in der Zeichnung des Charakterbildes der Ottilie das düstere Ende ihres Vorbildes tiefschauend vorausempfunden hätte.

Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" ist von dem Gedanken beherrscht, daß ein „feindseliger Dämon" über ihr walte; daß sie gegen „die ungeheuren zudringenden Mächte" weder von außen noch von innen her Schutz finden könne. So siecht sie, indem sie sich von Speise und Trank enthält, langsam dahin, bis sie endlich tot zusammenbricht. Ihr Vorbild im Leben fällt gleichfalls den „ungeheuren, zudringenden Mächten" zum Opfer, „dem Dämon" der Geistesumnachtung. Die naturalistische Kritik hat die Schlußworte der tief ergreifenden Goetheschen Dichtung herbe getadelt: „So ruhen die Liebenden nebeneinander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere, verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen." Wir hören in diesem Hinweis auf die jenseitige Welt die Stimme ewiger Harmonie, welche allein im stande ist, uns mit der Trauer, mit der Wehmut, die über dem Einzelschicksal lagert, zu versöhnen. Liegen sie auch nicht nebeneinander im Raume, Goethe und seine Ottilie, so wird es doch dereinst ein freundlicher Augenblick sein, wenn die wahlverwandten Geister wieder zusammen erwachen, — dort, wo man weder freit, noch sich freien läßt. —

Eine hübsche Episode aus dem Leben Minna Herzliebs erzählt uns Adolf Stahr. In „einem der nächsten Jahre nach dem Befreiungskriege" wollte sie auf der Durchreise in Potsdam Schloß Sanssouci besichtigen. Da sie hörte, daß der König anwesend und der Zutritt zum Schlosse versagt sei, so war sie im Begriff, enttäuscht zurückzukehren, als ein Offizier an sie herantrat und sie fragte, wie ihr die Gegend gefalle und ob sie nicht das Schloß zu besichtigen wünsche. Sie gab eine etwas kurze Antwort, dahin lautend, daß sie solches wohl gewünscht hätte, daß aber die Anwesenheit des Königs ihre Absicht vereitelt habe. Mit einer einladenden, auf das Schloß hindeutenden Handbewegung entgegnete der Offizier: „daß dies wohl kein Hindernis sein werde und sie sich nur getrost melden möge." Jetzt erst erkannte die damals erst 27jährige Jungfrau, daß der Offizier kein anderer war, als der König Friedrich Wilhelm III., dessen Einladung sie nun natürlich folgen mußte. Diese Aufmerksamkeit des sonst so zurückhaltenden und scheuen Monarchen wird nicht nur auf die Schönheit Minnas, sondern auch auf ihre Ähnlichkeit mit der Königin Luise zurückgeführt. Die junge Dame war indessen durch ihre dem hochverehrten Könige erteilte kurze Antwort dermaßen beschämt, daß sie „nichts gesehen zu haben sich erinnerte, als viele sie neugierig anstarrende Gesichter."

Unser Bild, von der weimarischen Hofmalerin Luise Seidler in Öl gemalt, zeigt uns Minna Herzlieb im zwanzigsten Lebensjahre in landschaftlicher Umgebung. Wer erfreute sich nicht an der Lieblichkeit, die über der ganzen Gestalt ausgegossen ist? Auch in der tiefen Innerlichkeit, die sich auf diesem Antlitze ausprägt und die bei aller holden Liebenswürdigkeit immer doch etwas für sich behält, das ausschließlich „ihr Eigen," erkennen wir unschwer jenes „schöne, gute," vom reinsten Hauche ätherischer Poesie verklärte „Kind," das unter dem Namen Ottilie, aus Wahrheit und Dichtung gewoben, der Unsterblichkeit sicher ist. —

Historienmaler K. L. Rosenfelder, in dessen Atelier der Verein Berliner Künstler begründet wurde, am 19. Mai 1841.

Von der Ausstellung des Vereins Berliner Künstler.

Von Hanns von Spielberg.

(Abdruck verboten.)

Eine wahre Hochflut von Kunstausstellungen ist in diesem Jahr über unsere Künstler hereingebrochen. Außer London und Paris riefen Berlin, München und Karlsruhe zum Wettstreit auf. Der brave Kladderadatsch kennzeichnete in einem köstlichen Bilde die schwierige Situation ganz vortrefflich: er brachte einen Maler, der sein Gemälde kunstreich mit Schere und Messer in drei gleiche Teile zerschnitt, um jeder der Ausstellungen gerecht werden zu können. Und jedes der drei Teile erschien als ein selbständiges Bild!

Der Berliner Ausstellung sah man mit besonders hochgespannten Erwartungen entgegen, und der peinliche politische Zwischenfall, welcher uns des Vergnügens beraubte, die französische Kunst würdig in Berlin vertreten zu sehen, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit in noch erhöhtem Grade auf das Unternehmen des Vereins Berliner Künstler. Für den letzteren selbst aber hatte die diesjährige Ausstellung eine ganz besondere Bedeutung, war sie doch zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens veranstaltet.

Aus kleinen und bescheidenen Anfängen ist der Verein hervorgegangen. Bei Gelegenheit eines Meister Cornelius, der 1841 bekanntlich einem Ruf König Friedrich Wilhelms IV nach Berlin folgte, dargebrachten Fackelzuges war der Gedanke zu seiner Gründung angeregt worden; am 19. Mai desselben Jahres konstituierte er sich in sehr zwangloser Form in dem schlichten Atelier des Historienmalers K. L. Rosenfelder. Es waren meist jüngere Künstler, welche derart zusammenschlossen: man wollte regelmäßig Sonnabends zusammenkommen und in den Sitzungen künstlerische Arbeiten der Mitglieder besprechen. Anspruchslos, aber mit immer frischem Humor, feierte man dann und wann ein kleines Vereinsfest, tagte bald hier, bald dort und freute sich neidlos der künstlerischen Entwickelung der einzelnen Mitglieder: die Namen Steffeck, Heidenreich, Bellermann, Scholz, Burger, Krüger, Afinger, Amberg, Eschke, Begas, A. Menzel u. a. treten bereits in den ersten Jahrzehnten aus den Mitgliederlisten hervor. Allmählich wuchs und festigte sich der Verein. Er sorgte für eine würdigere Ausstattung der alle zwei Jahre wiederkehrenden Kunstausstellungen und gewann entscheidenden Einfluß auf das Kunstleben der preußischen Hauptstadt. Als er in das zweite Vierteljahrhundert seines Bestehens eintrat, zählte er längst alle irgendwie bedeutenden ausübenden Künstler Berlins zu seinen Mitgliedern. Es ist sehr interessant, dies allmähliche Werden und Wachsen des Vereins zu verfolgen, wie es uns L. Pietsch in seiner jüngst bei Amsler & Ruthardt in Berlin erschienenen äußerst ansprechend geschriebenen und prächtig ausgestatteten Jubiläumsfestschrift, der wir einige besonders charakteristische Blätter entnehmen, schildert: das Umherirren von einem Vereinslokal zum andern, das früheste Heim im „Englischen Hause," die Schöpfung würdigerer Vereinsräume in der Kommandanten-, dann in der Wilhelmstraße, sein ernstes Streben und die frohen Feste, die von Jahr zu Jahr mehr, weit über die engeren Künstlerkreise hinaus, für die ganze Berliner Geselligkeit Bedeutung gewannen. Von den Künstlerfesten anderer deutscher Kunststädte unterschieden sich die letzteren damals schon durch einen besonderen Familienzug: sie waren echte Berliner Kinder! Der Geist hochfliegender Künstlerromantik wurde in ihnen weniger gepflegt, als Witz und Humor. Erst allmählich nehmen sie die großartigeren Formen an, durch welche sie sich heute auszeichnen.

Getragen durch die Gnade Kaiser Wilhelms I und Kaiser Friedrichs, wie durch die fortgesetzte Gunst der Berliner Gesellschaft, die in allen

ihren Kreisen unmittelbar wie mittelbar an den Veranstaltungen des Vereins regen Anteil nahm, gestützt auf das thatkräftige Zusammenwirken aller seiner Mitglieder hatte sich der Verein derart in erfreulicher Weise entwickelt. Er durfte mit Befriedigung auf das verflossene halbe Jahrhundert seines Bestehens zurückblicken, welches sich in diesem Jahre abschloß und seine schönste Krönung in der von dem Verein ins Leben gerufenen Ausstellung gefunden hat.

Die großen Berliner Kunstausstellungen werden sonst von dem Senat der Akademie veranstaltet. Für dieses Jahr hatte der Senat ausdrücklich von einer durch ihn zu planenden Ausstellung abgesehen, der Verein aber nahm seinerseits den Gedanken einer internationalen Kunstausstellnng großen Stils auf, die allen Mitgliedern die würdigste Art schien, das Jubiläum seines fünfzigjährigen Daseins zu feiern. Von vornherein brachte der Kaiser dem Unternehmen das regste Interesse entgegen, seine erhabene Frau Mutter, die Kaiserin Friedrich, übernahm bereitwilligst das ihr angetragene Protektorat, und die Künstler fast aller Kulturnationen folgten in entgegenkommendster Weise der an sie ergangenen Aufforderung zur Beteiligung. Am 1. Mai konnte die Ausstellung in Gegenwart der hohen Frau Protektorin und des Kaisers feierlichst eröffnet werden.

Studie von L. Knaus.
Nach einer Heliogravüre in der „Jubiläums-Fest-Schrift des Vereins Berliner Künstler (1847—1891)." Verlag von Amsler & Ruthardt, Berlin.

Soviel als Chronist! Nunmehr lege ich dessen gewissenhaft registrierende Feder aber hochaufatmend zur Seite und greife zum leichtbeschwingten Gänsekiel des Feuilletonisten. Erwarte um aller Götter des Kunstolymps willen niemand von mir einen fein säuberlich ausgefeilten, an wohlerwogenen kritischen Bemerkungen reichen Aufsatz: zu einem solchen reichen weder meine Kenntnisse, noch der mir zu Gebote stehende Raum aus. Ich stelle mich auf den glücklichen Standpunkt eines künstlerisch leidlich gebildeten Laien, der frisch von der Leber weg berichten will, was ihm gefallen und was ihm nicht gefallen hat. Ich leiste von vornherein auf jedwede Vollständigkeit feierlichst Verzicht und beuge mich in Demut allen Vorwürfen derjenigen größeren oder kleineren Meister, die ich übergehen sollte: ultra posse nemo potest.

Wer die Ausstellung gründlich auskosten will, wappne sich mit Geduld, ziehe bequeme Stiefel an, die auch dann nicht zu drücken beginnen, wenn die ersten zwanzig Kilometer abgestanden sind, und disponiere derart über seine Zeit, daß er ungefähr einen Monat von 9 Uhr früh bis 9 Uhr abends im Glaspalast verweilen kann. Eine halbe Stunde Zwischenpause zu einem ebenso teuren, wie mangelhaften Mittagsessen im großen Restaurant darf er sich dabei allenfalls täglich bewilligen, dagegen muß er alle freien Abend- und Morgenstunden fleißig benutzen, um die Berichte des ewig jugendlichen, trefflichen Ludwig Pietsch in der Tante Voß oder des vielbewanderten Dr. Rosenberg in der Post zu studieren, vor allem aber, um sich in die unergründlichen Tiefen des Katalogs zu versenken. O dieser Katalog! Wenn für Meisterwerke der Unübersichtlichkeit etwa die goldene Medaille verliehen werden sollte, er hat sie verdient.

Die Ausstellung enthält, einschließlich der ihr seit der Eröffnung noch zugewachsenen Schätze, etwa 5000 Kunstwerke und solche, die es sein wollen: Gemälde, Werke der Plastik, Radierungen, Fächer, Prachtwerke, Diplome, Architekturzeichnungen u. s. w. — Die teilweise ganz hübsch gemalten Looseverkäuferinnen, die dann und wann in etwas aufdringlicher Weise ihre Ware anpreisen, habe ich dabei nicht mitgerechnet. Fünftausend Kunstwerke ist wirklich ein bißchen viel, und daß unter ihnen neben manchen Goldkörnern unendlich viel Spreu mit untergelaufen, kann sonderlich zu verwundern. Schade nur, daß es dem harmlosen Besucher so schwer gemacht ist, die Goldkörner zu finden — selbst im Ehren- und auch im sogenannten internationalen Saal suchte mancher vergeblich nach ihnen und begnügte sich mit alten, lieben Bekannten aus Galerien oder von anderen Ausstellungen her.

Weit mehr denn die Mehrzahl früherer Ausstellungen verdient die diesmalige die Bezeichnung als internationale. Es sind in der

That alle Kulturnationen vertreten, und selbst die Türkei, ja Japan fehlen nicht. Und daß ich es gleich sage: das Schwergewicht der ganzen Ausstellung ist kaum in den deutschen Sälen zu

aber unglaublich langweilige Bild des vielgerühmten Bougereau („Die heiligen Frauen am Grabe") zu sehen — schwach vertreten ist, ändert daran nichts und wird überreich durch die gerade-

Festkarte für das Damenfest 1865. Von C. Arnold. Nach einer Heliogravüre in der „Jubiläums-Fest-Schrift des Vereins Berliner Künstler (1847—1891)." Verlag von Amsler & Ruthardt, Berlin.

suchen, es liegt bei den Schöpfungen des Auslandes. Die Ausländer haben die Krone abgeschossen. Daß Frankreich nur schwach, sehr schwach vertreten ist, nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ — man braucht nur das gewiß tadellos korrekte, zu glänzenden Leistungen der Italiener und Spanier aufgewogen.

Hut ab vor allem vor den italienischen Meistern! Italien ist noch immer das goldene Land der Kunst. Die neueren Italiener zehren

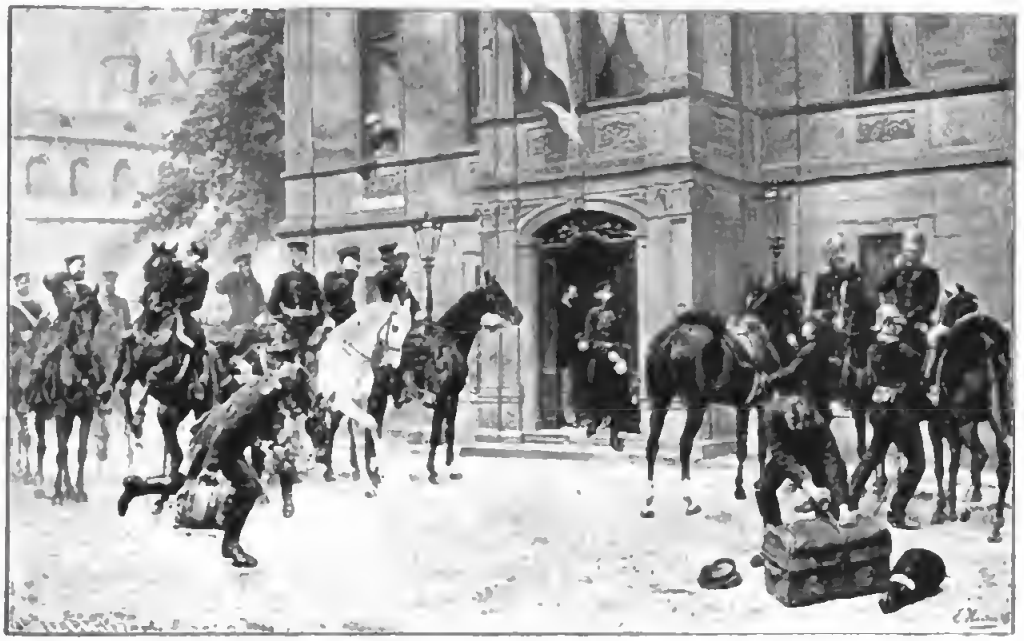
Festkarte für Anton von Werner 1888. Von Paul Meyerheim.
Nach einer Heliogravüre in der „Jubiläums-Fest-Schrift des Vereins Berliner Künstler (1847—1891)." Verlag von Amsler & Ruthardt, Berlin.

freilich nicht unmittelbar von den Überlieferungen der Alten, sie gehen unbekümmert ihren eigenen Weg, aber mich dünkt, dieser Weg sei der rechte. Aus ihren Schöpfungen spricht der Feinsinn echter Naturbeobachtung, ihre Gemälde überflutet die strahlende Sonne des Heimatlandes. Man mag sie Naturalisten nennen (obwohl sie sich herzlich schlecht in scharf abgegrenzte Schulrichtungen einschachteln lassen), aber ihr Naturalismus ist durchströmt und veredelt von warmer Poesie. Da sind zwei köstliche Favrettos: eine Szene vom Markusplatz, ein Marktbild aus Verona! beide gleich wunderbar durch ihre vollen venetianischen Landschaften, Franzesco Vinea mit seinen reizvollen, eleganten Gesellschaftsbildern, von denen dieses Heft die „Vorstellung" enthält, Giovanni Segantini, wohl der modernste unter allen, mit seinen ernster gestimmten, rauher und skizzenhafter durchgeführten Landschaften. Ich kann sie hier nicht alle nennen, die Künstler, die mich immer und immer wieder nach den italienischen Sälen lockten — genug mit jenen Perlen, die ich aufzählte: Perlen nicht nur der italienischen, sondern der gesamten Ausstellung.

Ernster und wuchtiger treten im allgemeinen

Königsberg, 18. Januar 1701. Von A. von Werner.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Farbenpracht, wie durch die charakteristische Auffassung der Einzelgestalten. Da ist Michetti, vielleicht der originellste unter den Italienern, mit einer Anzahl von Bildern aus dem Volksleben Süditaliens, deren bestrickendem Reiz sich niemand entziehen kann. Die Anmut und Lebensfrische, welche uns aus den pausbäckigen nackten Kindergestalten seines „Corpus domini" entgegenstrahlt, die Lebenswahrheit seines „Kirchganges," die leuchtende Energie seiner „Serenade" erscheinen gleich bewundernswert. Da ist weiterhin Ettore Tito mit seinen graziös naiven „Wäscherinnen am Gardasee," Guglielmo Ciardi mit seinen herrlichen, kraftdie Spanier in die Erscheinung. Mit den Italienern gemeinsam haben sie den Vorzug scharfer Naturbeobachtung, feinen Farbensinns und — hier wurzelt meines Erachtens nicht zuletzt ihre Kraft — nationalen Empfindens. Sie suchen nicht, wie nur allzuhäufig unsere Künstler — in der ganzen Welt nach Motiven herum: aus der reichen Geschichte ihres Vaterlandes, aus dem Leben ihres Volkes, aus den Bergen und Thälern ihrer Heimat schöpfen sie ihre Stoffe. Dabei zeigt die spanische Ausstellung gerade nach der letzteren Richtung hin eine überraschende Mannigfaltigkeit: von dem Historiengemälde größten Stils bis zum Genrebilde sind fast alle



Letztes Friedensquartier des Großherzogs von Hessen 1870. Von E. Hünten.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Gattungen und zwar meist durch Werke von außergewöhnlichem Talent vertreten. Neben den feierlichen großen historischen Gemälden von Parladé („Vertrag zu Cospe"), dem unheimlichen Bilde Ines de Castro von S. Martinez Cubells, welches uns die erzwungene Huldigung der Granden vor der aus dem Grabe geholten, bei Lebzeiten bös verleumdeten Königin vorführt, finden wir Gemälde aus dem modernsten Leben: da ist das große lichte Gemälde „Die Krankenvisite" von Luis Jimenez, eine schlichte und doch ergreifende Szene aus dem Hospital — vielleicht das beste Bild der Ausstellung im Sinne der Hellmolerei; José Cusochs giebt uns eine packende, lebendige Schilderung aus einem spanischen Manöver, J. Arondo führt uns in seinem „Der letzte Rest" eine trauernde Witwe vor, welcher der ungetreue Verwalter die wenigen Silberlinge aufzählt, die ihr geblieben sind. Wie fein und farbenfrisch geben sich die drei Kirchenszenen von José Gallegos in ihrer entzückenden, freilich fast raffinierten Kleinmalerei, wie anmutig wirkt José Benlliure mit seiner (übrigens sofort von dem Kaiser angekauften) „Katechismuslehre," dem greisen Kuttenmann, der neun kleine Rangen unterrichtet. Auch auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei haben die Spanier uns Meisterwerke geliefert. Mir fiel ganz besonders der sonnige „Strand" von Roig y Soler und eine Marine von Ocon y Zoribio auf.

Überraschend wirkt die ungarische Ausstellung. Den ungarischen Künstlern haftet zwar, wenn man von dem „Pariser" Munkácsy absieht, in der Technik ihre meist in München gesuchte Ausbildung unverkennbar an, aber sie treten doch alle echt national magyarisch auf, obwohl fast der vierte Teil deutsche Namen führt. Man hat ihnen zwei der bestgelegensten Säle zur Verfügung gestellt und sie haben sich dieser Auszeichnung vollauf würdig bewiesen — es geht unleugbar ein starker Zug nach vorwärts durch ihr künstlerisches Schaffen.

Das meiste Interesse erregten selbstverständlich die Gemälde Munkácsys, der durch eine große Farbenstudie (den Entwurf zu einem Deckengemälde für das kunsthistorische Museum in Wien), durch ein augenscheinlich älteres Genrebild aus dem ungarischen Bauernleben und ein Damenporträt vertreten ist. Das zu zweit genannte Gemälde brauche ich füglich nicht eingehender zu besprechen, es ist ein ganzer Munkácsy mit allen seinen Eigenheiten, der trefflichen Charakteristik und der bekannten Farbengebung. Der Entwurf zu dem Deckengemälde (eigentlich keine Skizze, sondern ein vollkommen durchgeführtes Gemälde) und mehr noch das Bildnis zeigen den unverkennbaren Einfluß von Paris: Munkácsy ist unter die Hellmaler gegangen, freilich ohne deren kreidige Töne anzunehmen. Das kolossale allegorische Deckengemälde, in auffallend starker Verkürzung gemalt, hat dem großen Realisten übrigens kaum sonderlich gelegen, es ist eine gute Leistung, wie man sie von einem Meister auch in solchem Falle erwarten darf, und nicht mehr. Dagegen erscheint mir das Porträt, eine junge, elegante Dame in einem mit raffiniertem Luxus ausgestatteten Boudoir darstellend, hochinteressant; überaus flott im Vortrag, voll lichtem, farbigem Glanz, zwingt es zur Bewunderung jenes Könnens, welches mit einfachen Mitteln die größten Wirkungen hervorzurufen weiß. Da ich einmal von Porträts spreche, so sei hier gleich zwei weiterer Perlen aus der ungarischen Ausstellung erwähnt; zwei wundervolle, im Gesamtton, im Geschmack der Anordnung und in der

Adagio. Von J. C. Herterich
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Auffassung gleich vortreffliche Bildnisse von Leopold Horovitz, das eine die Gräfin v. d. Groeben, das zweite Franz von Pulszky, den Direktor des Nationalmuseums zu Budapest, darstellend.

Unter den Genremalern, welche in den ungarischen Sälen einen breiten Raum einnehmen, ragt Alexander Bihari mit seinen Bildern „Vor dem Richter," „Dorflump" und „Rumänisches Leichenbegängnis" hervor. Er versteht wie wenige zu beobachten und mit ebensoviel Empfindung wie Humor das scharf Beobachtete wiederzugeben. Ihm steht zunächst v. Baditz zur Seite, der zumal mit seinem sehr licht gemalten „Verhör" einen schönen Erfolg erzielt hat: der Gesichtsausdruck des vor dem gestrengen Herrn Stuhlrichter stehenden Mädchens, der Angeklagten, ist von überaus feiner Charakteristik.

Die alten Beziehungen Ungarns zum Orient frischt Franz Eisenhut auf. Ich kann mich für seine größeren, etwas stark dekorativ gehaltenen Gemälde freilich weniger begeistern, als das liebe Publikum, welches besonders den beiden, in den Block gespannten Haremsfrauen („Vor dem Urteil") seine Gunst zuzuwenden scheint. Außerordentlich anziehend aber sind die kleineren Genrebilder desselben Künstlers, „Heilung durch Koransprüche" und „Der Schriftgelehrte."

Zu den besten Bildern der Ungarn zähle ich schließlich die Schafherde von Béla Pállik. Die Naturwahrheit dieser im Stallraum zusammengedrängten Schafe und Lämmer ist geradezu erstaunlich. Jeder Tierfreund muß an dem köstlichen Bilde seine innige Freude haben.

Aus der stattlichen Zahl polnischer Künstler, denen wir im internationalen Saal Gastfreundschaft gewähren durften, ragen Jan Matejko, der große Krakauer Meister, und H. v. Siemiradzki bedeutsam hervor. Ersterer ist durch vier größere Geschichtsbilder (unter denen mir „Skargas Verkündigung des Untergangs Polens vor der Landtagssitzung" am meisten imponierte) und ein treffliches Porträt vertreten; letzterer, der freilich in Rom längst ein gut Teil seiner nationalen Eigentümlichkeiten abgestreift hat, sandte drei größere Bilder und zwei Studienköpfe von hohem Reiz. Zu den Polen ist in dem Katalog auch der in Berlin lebende J. Falat gerechnet worden, dessen — übrigens älteres, irre ich nicht, auch in diesen Heften schon reproduziertes Bild —, die Rückkehr Kaiser Wilhelms II. von der Bärenjagd, im Ehrensaal seinen Platz gefunden hat und besonders durch die meisterlich gemalte Schneelandschaft zahlreiche Bewunderer anzieht.

Erst vor kurzem, einen Monat nach der Eröffnung der Ausstellung, trafen die Russen mit einer gewählten Kollektion von Ölgemälden, Aquarellen und Pastellbildern ein, welche zum Teil aus dem Privatbesitz des russischen Kaiserhauses stammen und meist älteren Datums sind. Die Perle der russischen Abteilung und wohl eins der besten Bilder der ganzen Ausstellung überhaupt ist das „Innengemach eines altrömischen Hauses" von Stephan Bakalowitsch — ein Gemälde von höchstem Reiz, das an die besten, leider weit zurückliegenden Schöpfungen Alma Tademas erinnert. Die auf den Patron wartenden Klienten, vor allem eine in gelber Seide gekleidete Frauengestalt, sind mit ebenso vollendeter Meisterschaft gemalt, wie das Interieur mit seinen zahlreichen Kunstwerken. Wie bei den Spaniern, Italienern, Polen und Magyaren tritt im übrigen auch bei den Russen ein stark ausgeprägter nationaler Zug hervor: man sehe nur die charakteristischen Gemälde von W. Polenow und K. Stawitzki, „Der Abschied des Ausgehobenen vom Elternhause" und die „Abfahrt der Rekruten" mit ihren typisch russischen Gestalten, die aus dem Leben geschöpften Genrebilder von Makowski und Tworoschnikow, die prächtigen Militärbilder von A. Kiwschenko und P. Kowalewski. Im hohen Grade interessierte mich ein kleineres Bild aus dem Pariser Straßenleben von Marie Baschkirtscheff: zwei Proletarierkinder, die auf der Straße entlang trotten; es spricht eine außerordentlich feine Beobachtungsgabe aus dem Bilde, zugleich aber auch ein gewisser krankhafter Zug, den wir leichter verstehen, wenn wir wissen, daß die vor kurzem in Paris verstorbene Künstlerin die Verfasserin des eigenartigen „Journal d'une jeune fille" ist, welches bei seinem Erscheinen so ungemeines Aufsehen hervorrief.

Während die Künstler der fünf Länder, welche ich bisher besprach, im wesentlichen auf einem nationalen Standpunkt stehen und mit ihrer Kraft — gleichviel wo sie ihre technische Ausbildung erwarben — im vaterländischem Boden

Der Einzug Kaiser Karls des Großen in Aachen. Aus dem F
Für die Monatshefte ge

Zum Festzuge zur Feier des 50jährigen Bestehens des „Vereins Berliner Künstler".
Gezeichnet von Carl Röchling.

wurzeln, kann man dasselbe (selbstverständlich ganz in der Allgemeinheit gesprochen) van dem Kunstschaffen der übrigen vertretenen Länder nicht im gleichen Maße sagen. Ihre Schöpfungen tragen einen mehr oder minder internationalen Charakter. Daher sind, so will es mir wenigstens scheinen, die ausgesprochenen künstlerischen Individualitäten bei ihnen seltener, das Stoffgebiet ist trotz der scheinbaren Erweiterung flacher. Ich kann der Empfindung mich nicht erwehren, als ob die Künstler unsicher bald hier bald darthin tappen, um für ihr Können neue Quellen zu erschließen, und als ob diese Unsicherheit für sie gefährlicher wäre, denn alle Schwenkungen in der Maltechnik. Ad vocem Technik! Die extremen Richtungen scheinen mehr oder minder abgewirtschaftet zu haben oder vielleicht richtiger: was an ihnen gesund und lebenskräftig war, findet allgemeinere Anerkennung, was ungesund und übertrieben war, wird abgestaßen. Die Unruhe, welche der Impressionismus nach vor wenigen Jahren aufwirbelte, erscheint uns heute aft wie ein Sturm im Wasserglase.

Reich vertreten ist zunächst Nordamerika — zum entscheidenden Teil mit in Paris gemalten Bildern. Als das weitaus bedeutendste Werk muß ich das lichte „Abendmahl" van Gari Melchers nennen. Der Künstler führt uns in einen kalvinistischen Betsaal, in welchem der Priester seiner kleinen Gemeinde, armen Handwerkern mit Frauen und Töchtern, den Kelch reicht. Vortrefflich ist die Charakteristik der einzelnen Köpfe, ihr gottergebener, strenger, demütig frommer und glaubensstarker Ausdruck. Das Gemälde lernt man lieben, wenn man es öfter sieht. Es gehört nicht zu denen, welche den Beschauer sasart fesseln, es verlangt ernste Vertiefung. Als sehr beachtenswert sind mir ferner die arientalischen Bilder van F. A. Bridgman erschienen. Ein virtuas gemaltes, aber in seiner Staffwahl überaus sonderbares Bild bietet Walter Mac-Ewen in seiner „Die Abwesende." Im Vordergrunde sitzt ein junges Mädchen und liest in der Bibel; hinter ihr stehen zwei Stühle — auf dem einen sitzt der Vater, auf dem andern ein verschwimmendes Etwas, das bei näherem Zuschauen als der Geist der verstarbenen Mutter erkannt werden kann, sa durchsichtig gehalten, daß der Hintergrund durch die angedeutete Gestalt hindurchschimmert. Welch eine wunderliche Idee! Wahrlich auch ein typischer Beweis für das krankhafte Suchen nach Neuem, nach nach nicht dagewesenen Effekten, die schließlich wohl überraschen, aber nimmermehr befriedigen können. — Einschaltend sei bemerkt, daß Nardamerika eine größere Kollektion Halzschnitte ausgestellt hat, deren Studium jedem, der sich für die Entwickelung des edlen Schnitts interessiert, nicht dringend genug empfohlen werden kann.

Zu Ehren Sr. Eminenz. Von Ed. Grützner.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.)

England hat, sa dünkt mich, nicht sein Bestes gesandt. Ein Alma Tadema, „Hadrian in einer römisch-britischen Töpferei" ist herzlich

Die Vorstellung. Von F. Vinea.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.)

langweilig; Hub. Herkomer, dessen „Lady Grant" vor einigen Jahren so großes Aufsehen erregte, steht mit seinen Porträts wohl nicht völlig auf der Höhe jenes Meisterwerks, und sein vortrefflich gemaltes „Dorf" mutet uns Jüngere merkwürdig antiquiert an. Mir, rein persönlich gesprochen, hat Fr. Leigthons im präraffaëlischen Geschmack gemalte „Sibylle" gut gefallen, eine Frauengestalt von echt britischem Schönheitszauber.

Von den dänischen Gemälden möchte ich nur Michael Anchers „Fischer am Strande" und „Fischer im Boot" nennen — zwei prächtige, lebensfrische Bilder, deren Ursprünglichkeit man sich nicht entziehen kann.

Holland exzelliert in Landschaften: die Strandlandschaft von Henr. W. Mesdag gehört wohl zu den besten der ganzen Ausstellung. Ein liebenswürdiges Katzenbild der bekannten Frau Henriette Ronner „Unermüdlich" sei außerdem hervorgehoben.

Vortrefflich scheint mir Belgien vertreten. Der „Abend" und der „Auszug der Herde" von Franz Courtens sind Meisterwerke; Albrecht de Briendts historische Gemälde, vor allem das ältere, „Wie die Gallier Karl V als Kind ehrten" fesseln mit Recht das Publikum, während Julian de Briendt mit dem nachgerade etwas sattsam breitgetretenen „Jairi Töchterlein" einem trockenen, langweiligen Bilde, recht abfällt.

Und nun — zuletzt, aber nicht als die letzten — unser Deutschland.

Vergleiche haben ihr sehr Bedenkliches. Wenn ich aber über das Kunstschaffen der einzelnen vertretenen Völker ein Fazit ziehen müßte, möchte ich sagen: vor den Italienern und Spaniern treten wir in den Hintergrund, dem Können der Ungarn halten wir reichlich die Wage, mit den Künstlern der übrigen Nationen ziehen die unseren etwa den gleichen Strang. Es scheint eine Zeit des Gärens und Reifens, in der wir uns befinden. Der Gesamteindruck ist häufig der des Unfertigen. Große, überraschende Würfe fehlen fast ganz — dem technischen Können mangelt nicht selten der tiefere Gehalt und gute Gedanken gehen, nur zu häufig durch mangelhafte Ausführung, der Wirkung verlustig. Vielleicht, ich will es hoffen und mancherlei Anzeichen sprechen dafür, sind wir trotzdem im richtigen Gleise, das Ziel liegt aber noch in der Ferne. Eine erfreuliche Ausnahme macht die Plastik, auf welche ich bei dieser Wanderung durch die Ausstellung leider nur flüchtig eingehen kann. Hier stehen wir auf der Höhe, wenn man anders nach der immerhin nur dürftigen Vertretung des Auslandes urteilen darf. Die Werke von Begas, Peter Breuer (zumal dessen köstlicher „Frühling"), Eberlein, Geiger, Uchtritz, Wadéré, Zadow — ich greife ziemlich aufs Geradewohl einige Namen

heraus — legen ein glänzendes Zeugnis von dem Können unserer Bildhauer ab.

Mein vielleicht herbe klingendes Urteil über die deutsche Malerei soll, ich wiederhole es ausdrücklich, nur das wiederspiegeln, was ich als gebildeter Laie empfunden habe, so oft ich die Ausstellung besuchte — man mag es ein „Publikumsurteil" nennen, wenn man will. Das „Publikumsurteil" hat zwar in Künstlerkreisen einen üblen Klang, ob es aber so ganz unberechtigt ist, erscheint mir doch zweifelhaft. Es wäre gar nicht so übel, wenn unsere Herren Künstler, anstatt nur der Ansicht von Fachgenossen oder Berufskritikern zu lauschen, dem Urteil des Publikums williger ihr Ohr liehen. Neben vielen Thorheiten würden sie dabei manche überraschende Wahrheit vernehmen. Um nur ein Beispiel anzuführen: Freiherr von Gleichen-Rußwurm gilt als ein großes Talent. Sollte es für ihn nicht von Vorteil sein, zu erfahren, mit welchem wahrhaft ungeheuchelten Schrecken sich zwei Drittel, nein: neun Zehntel aller Besucher von seinem wunderlichen „Wurzgarten" abwenden?

Meine Ansicht schließt nun aber selbstverständlich durchaus die Thatsache nicht aus, daß wir auch manche vortreffliche, zahlreiche gute und recht viele interessante Gemälde in den deutschen Sälen bewundern können. Sie herauszuheben, will ich in möglichster Kürze versuchen.

Da ist zunächst der große Ehrensaal zur Aufnahme von Bildern des Herrscherhauses, von großen Haupt- und Staatsaktionen bestimmt. Hm! Es ist nicht gerade das Neueste und von dem Neuen nicht stets das Beste, was sich hier zusammengefunden hat. Die eine Wand nimmt F. Kellers allbekannte Allegorie, Apotheose Kaiser Wilhelms I, ein, die, nachdem sie lange von Ausstellung zu Ausstellung gewandert war, endlich in der Nationalgalerie ihren dauernden Platz gefunden hat. Es war recht grausam, sie in ihrer wohlverdienten Ruhe nochmals aufzustören. Meister Angeli hat außer den großen Porträts der Majestäten ein vortrefflich gemaltes Bildnis der Kaiserin Friedrich und vor allem das anmutig frische Porträt der Prinzessin Adolf von Schaumburg (Prinzessin Viktoria) gesandt. Das Reiterbild des Kaisers von R. Wimmer ist trotz unverkennbarer Ähnlichkeit langweilig — es gibt meiner Meinung nach überhaupt bisher nur ein gutes Bild des Kaisers, das von Lenbach. Ich sage das nicht aus Autoritätsglauben, sondern aus inniger Überzeugung: nur aus diesem Porträt spricht wirkliches geistiges Leben.

A. v. Werners vortrefflicher „Kronprinz Friedrich Wilhelm an der Leiche des Generals

Kaiser Karl der Große und seine Gemahlin.
Aus dem Festzug des Vereins Berliner Künstler. Nach einer photogr. Aufnahme.

Ein bewaffneter Freibauer. Gezeichnet von Carl Röchling.
Aus dem Festzug des Vereins Berliner Künstler.

Abel Douay" ist von der vorjährigen Berliner Ausstellung bereits bekannt, desselben Meisters sorgfältig ausgeführte Farbenskizzen — die Krönung des ersten Königs von Preußen und die Eröffnung des Reichstages — leiden unter den unüberwindbaren Schwierigkeiten derartiger Ceremonienbilder. F. Hüntens „Das letzte Friedensquartier des Großherzogs von Hessen 1870", ist ein sehr hübsch gemaltes Genrebild; nicht vergessen möchte ich Karl Röchlings „Gefecht am Caps Tres Forcas" und seine natürlich nicht im Ehrensaal placierte humorvolle „Paroleausgabe", ein vortreffliches Bildchen aus dem Garnisonleben.

Unter den übrigen Sälen nehmen diejenigen der Münchener Künstler den ersten Rang ein. Hier finden wir auch diejenigen zwei Gemälde, welche man vielleicht als die „großen Würfe" der deutschen Abteilung bezeichnen kann: B. Piglheins „Blind" und P. Höckers „Nonne." Das erste war mir bereits aus München bekannt, der Meister scheint aber inzwischen die eigenartige Farbenglut des Gemäldes erhöht zu haben, jedenfalls kommt es hier ungleich besser zur Geltung. Ein schönes blindes Mädchen schreitet, mit einem Stab sich vorwärts tastend, durch ein blühendes, rotes Mohnfeld, das ist der einfache Vorwurf. Aber wie ist er ausgeführt! Wie strahlend leuchtet der Mohn, wie still anmuthig erscheint die holde, rührende Mädchengestalt, wie scharf und prägnant sind die trotzdem voll harmonischen Farbenkontraste, wie wunderbar greift der Gegensatz zwischen der üppigen Pracht der Natur und dem blinden Menschenkinde, dem all diese Schönheit verschlossen ist, ins Herz! — Ganz anders und doch nicht minder überraschend wirkt Höckers „Nonne": eine träumerische, jugendliche Gestalt im Vordergrund eines tiefen Laubenganges, durch dessen helles Grün das zitternde Sonnenlicht fällt.

Das ältere Firle'sche Gemälde, im „Trauerhause" wird meinen Lesern zweifellos aus Reproduktionen bekannt sein. Von trefflichen Leistungen im Genre nenne ich ferner: H. v. Habermanns reizend übermütige „Jägerin", im Kostüm des vorigen Jahrhunderts, A. Kellers prickelndes „Ballsouper" und O. Pecks „Von ihm" — ein hübsches Mädchen im Garten vor dem Briefe des Geliebten.

Die Münchener Landschafter haben ihr bestes geliefert. Da sind neben einem sehr brav gemalten „Moor im Hochgebirge" von Wenglein drei Gemälde von Peter Paul Müller: „Nordseestrand", „Octobertag", und „Buchenwald", welche durch feinsinnige Naturwiedergabe unwillkürlich fesseln; der stimmungsvolle „Buchenwald" zumal zählt zu den besten Landschaftsgemälden der ganzen Ausstellung.

Unter den Bildnismalern schießt die Krone — von Lenbachs bereits erwähntem Kaiserporträt natürlich abgesehen — Fritz v. Uhde ab, den ich hier überhaupt zum erstenmale als Porträtmaler kennen lernte. Sein eigenartiges, mit breitem Pinsel flott gemaltes „Damenporträt" ist von überraschender Wirkung. — Als eins der wunderlichsten Bilder muß ich schließlich Franz Stucks „Lucifer" nennen: im Schoße der ewigen Nacht sitzt der gefallene Erzengel, ein einziger Lichtstrahl huscht über die unheimliche Gestalt, in deren starren Augen ein teuflisches, rätselhaftes Feuer glüht. Trotz aller Excentricität und trotz der einseitigen Tönung des ganzen Bildes spricht eine bedeutende Kraft aus der seltsamen Schöpfung.

Da ich Böcklin immer zu den Unseren gerechnet habe — der Katalog verwies ihn zu den Schweizern, — so mag er gleich hier erwähnt sein. Außer zwei echten Böcklins, einer wunderbar gemalten „Meeresstille" und einem etwas abfallenden „Tanz um die Bacchantensäule" verdanken wir dem Meister das humorvollste Bild der ganzen Ausstellung. Freilich ist sein Humor eigener Art und nicht recht für Mädchenaugen geeignet. „Susanne im Bade" nennt er den köstlichen antisemitischen Ulk, den die nie um einen Witz verlegenen Berliner sofort in die „Frau Kommissionsrätin in der Badewanne" umtauften. Die entsetzten Augen der Jüdin, als sie plötzlich die zärtlich tätschelnde Hand des sie belauschenden Rats IV. Klasse auf dem runden Rücken fühlt, sind so ergötzlich, daß man

Die Gesandtschaft Horun al Roschids aus dem Festzuge des Vereins Berliner Künstler.
Gruppenbild nach einer Aufnahme von M. Ziesler, Momentphotograph zu Berlin.

Beim Metschenk (Herr Dr. Jacobsen).
Gezeichnet von Carl Röchling.
Aus dem Festzug des Vereins Berliner Künstler.

Böcklin über den Scherz nicht böse sein kann, den er sich gegen den guten Geschmack erlaubte. —

Karlsruhe sandte uns prächtige Landschaften von Schönleber, Baisch, Kallmorgen und zwei Gemälde des kürzlich von München nach der badischen Hauptstadt übergesiedelten hochbegabten Claus Meyer: „Die Wachtstube" (der Spion hieß das Bild früher, wenn ich nicht irre) und die „Urkunde", beides schätzenswerte, aber im Ton etwas einseitige Kunstwerke.

Durch die Düsseldorfer Säle weht der ehrliche Geist guten Bürgertums. Seine alten tüchtigen Meister, die beiden Achenbachs, Bautier Gebhardt u. a., malen unverdrossen und ihres Erfolges sicher weiter. Erwähnen möchte ich außer ihren Werken Bokelmanns „Taufe", und die trefflichen Landschaften von Mühlig und Munthe. — Von Weimar kann man ungefähr das Umgekehrte bemerken, wie von der rheinischen Kunststadt. Hier herrscht eine kräftige Regsamkeit, die sich aber zu sehr in Extremen gefällt — oder abquält. Herr v. Gleichen-Rußwurm (s. oben) ist, mutatis mutandis, typisch für Weimar.

Und nun also unsere liebe Reichshauptstadt mit ihren rund 200 ausstellenden Malern und etwa 400 Gemälden! Niemand verlange von mir irgendwelche Vollständigkeit nach irgendwelcher Richtung hin. Die Quantität überwältigt mich. Ich vermag nur weniges hervorzuheben.

Nirgendwo hat sich mir die Überzeugung lebhafter aufgedrängt, daß die Zukunft nicht bei den Älteren, sondern bei den Jüngeren liegt, als in den Berliner Sälen. Die alten Herren — allerhand Achtung! würde das Spreekind sagen! Allerhand Achtung sage auch ich und sehe mir lieber die Werke unserer jüngeren Künstler an. Vor dem A. Menzel, „Predigt im Walde" beuge ich mich natürlich in aufrichtiger Bewunderung, denn vor einem guten Bilde kann man dies auch, wenn es längst nicht mehr neu ist, ja dann vielleicht mit desto mehr Überzeugung — bei manchen der übrigen Gemälde der älteren Herren vermag ich fast nur die Routine zu bewundern. Und das ist wohl nicht allzuviel.

Unter den jüngeren ragen M. Liebermann und Fr. Skarbina hervor — beide Realisten vom reinsten Wasser und doch grundverschieden. Jener, der uns leider nur schon bekannte Bilder (das bedeutendste ist wohl die „Flachsscheuer" aus der Nationalgalerie) beschert hat, sucht mit unerbittlichem, herbem Wahrheitstrieb, in mehr oder minder gelungener, aber stets anerkennenswerter Weise, soziale Fragen zu behandeln — bei dem eleganten, graziösen Skarbina handelt es sich meist um die charakteristische Wiedergabe geselligen Lebens. Noch niemals bisher wohl hat sich Skarbinas großes Talent schöner offenbart, als diesmal; seine „Alte Wiese in Karlsbad," seine „herben Worte" zählen zu den besten Bildern der ganzen Ausstellung.

Aus der großen Zahl möchte ich im bunten Durcheinander zunächst noch Fr. Stahls „Badener Kurpromenade", A. Schlabitz „Kirchenchor in Tirol", P. Hoenigers „Im Lessingtheater" herausgreifen, die mir für die neuere Richtung in der Berliner Kunst charakteristisch erscheinen. Von größeren historischen Bildern erweckt Warthmüllers „Friedrich II an der Leiche Schwerins" Interesse; aus der Reihe der Militärmaler verdient neben Röchling G. Koch mit seinem frischen „Kaisermanöver" erwähnt zu werden.

Zahlreich sind diesmal die Aquarellisten aus aller Herren Länder gekommen. Ich muß mich an dieser Stelle darauf beschränken, auf den köstlichen „Einsamer Strand" von H. v. Bartels und die vier reizvollen Aquarellen von L. Dettmann hinzuweisen.

Es ist bei allen Göttern höchste Zeit, daß ich schließe! Draußen ergießt die Frühlingssonne über den grünen Ausstellungspark ihre Strahlen so leuchtend und warm, daß doch kein Künstler sie ihr nachmalt. Und in der mächtigen, heut von hohen Tribünen umrahmten Arena vor dem olympischen Tempel tummeln sich längst Hunderte und aber Hunderte maiengeschmückter Gesellen, ehrsame Bürgersleute nicht etwa aus Berlin, sondern aus der alten Kaiserstadt Aachen, um Carolus magnus würdig zu empfangen.

Aus dem Troß Kaiser Karls des Großen im Festzuge des Vereins Berliner Künstler.
Nach einer Aufnahme von M. Ziesler, Momentphotograph zu Berlin.

Denn ſeinem Einzug gilt diesmal das große, prächtige Koſtümfeſt der Berliner Künſtlerſchaft. Da naht er bereits, hoch zu Roß, von glänzendem Gefolge umgeben. Die Glocken erklingen, die Fanfaren ſchallen ihm entgegen, und die Scharen der Geiſtlichen, die ſchmucken Knabenchöre ſtimmen ihre Loblieder an. Und dann grüßt ihn am Fuße der Kaiſerpfalz ſeine hohe Gemahlin unter jauchzendem Jubelruf der Menge, huldigend nahen die Geſandten von Weſt und Oſt ſeinem Thron — bis ſich Carolus magnus ſchließlich eine Habanna anſteckt und die reiſigen Kriegsleute ſeines Heeres den ſchon zu lang entbehrten Kneiſer aufſetzen.

Was ſoll ich ſolch ein Feſt ſchildern mit ſeiner bunten Farbenpracht, ſeinen phantaſtiſchen Geſtalten, ſeinen abwechſelungsreichen, immer neuen Szenen, ſeinem kecken Humor. Das beſorgt der Künſtler mit ſeinem Crayon beſſer, denn ich — ich kann nur konſtatieren, daß es der fröhlichſten Feſte eines war, die Berlin geſehen hat; zum Überfluß will ich noch verraten, daß mir eine der hübſchen Zigeunerinnen, die zwiſchen der Klauſe und dem Zeustempel ihr Weſen trieben, gegen klingende Münze die Zukunft prophezeit hat: „Die Kritiker ſollten gehängt werden — und ſo ich ein ſolcher wäre, als beſondere Strafe ſogar von unſerer unübertrefflichen Hängekommiſſion!“ — Ich kanns nicht ändern, wenns zutrifft.

Reiſeſegen.

Von Hans Hoffmann.

(Abdruck verboten.)

Ich habe an dir meine Freude gehabt
Einen ganzen freundlichen Tag,
Und heimlich hab' ich mein Herz ertappt
Auf ſeltſam drängendem Schlag.

Ich ſah dich am Rande des Schiffleins ſteh'n
Und leuchten die Augen dein
Und über die Lippen ein Lächeln geh'n
Wie fröhlichen Sonnenſchein.

Ich ſah dich, wie an dem Fels vorbei
Das ſchäumende Dampfſchiff zog,
Der Windzug ſpielt' in den Locken frei,
Und ſpielend die Locke flog.

Ich ſah dich mit Luſt wohl ſtundenlang,
Geſprochen hab' ich nicht viel,
Und ehe die Sonne ins Meer verſank,
Da warſt du an deinem Ziel.

Doch wo ich nun wandern und reiſen mag,
Du lachſt mir immer noch zu,
Und jeden ſonnigen Wandertag
Mein Reiſeſegen biſt du.

Unermüdlich. Nach dem Gemälde von Henriette Ronner.
(Aus der diesjährigen Internationalen Kunst-Ausstellung zu Berlin.)

Ein Genie der That.

Roman von Ernſt Remin. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Mit einer ſolchen Summe kann man nicht leben, wenn man ſie nicht von vornherein nur als Waſſer auf das Mühlrad betrachtet und ſich entſchließt, das Mühlrad ſelbſt zu ſein. Wir werden uns dafür ein billiges Gut in Hinterpommern oder Poſen kaufen, ein Gut von etwa dem doppelten Preiſe, eine jener Beſitzungen, welche mit Kapital und Energie in die Höhe zu bringen ſind. Wir werden da in einfachen Verhältniſſen leben und beide arbeiten müſſen, unermüdlich und unter Aufgebot äußerſter Umſicht. Beim Ankaufe wird uns eine landwirtſchaftliche Autorität zur Seite ſtehen und uns auch einen tüchtigen Ökonomen ausſuchen — nachher müſſen wir uns ſelbſt helfen. Willſt du dieſe Exiſtenz mit mir teilen, Joſeph?“

„Ich will, Aſta, ich will!“ rief er in wirklicher Freudigkeit. „Jede Exiſtenz, welche mir Gelegenheit gibt, mich zu bewähren . .“

„Schon gut! Sprich nicht immer davon — es genügt, wenn du daran denkſt!“

„Nur das Eine will ich noch ſagen, mein guter Genius,“ ſetzte Joſeph hinzu und ſah wieder bedrückter aus, als zuvor, „wenn ich erlahmen, eines Antriebs bedürfen ſollte, ſo ſchneide mir einen Peitſchenhieb ſo recht quer durchs Geſicht, ich meine: Erinnere mich daran, daß ich dir in dieſem Augenblick,“ er fuhr leiſe und mit zuckenden Lidern fort, „in dieſem Augenblick ſo etwas wie ein Ehrenwort gebe, ‚ich will Kopf und Beine dran ſetzen und ein tüchtiger Landwirt werden.‘ Vergiß es nicht, Aſta, vergiß auch nicht, dann dieſes Wort ſelbſt zu gebrauchen, das ich eben ausgeſprochen!“

Aſta ſah zur Seite.

„Verſprich mir!“ drängte Joſeph.

„Nun ja, ich verſpreche es — für den äußerſten Notfall, der ja nicht eintreten wird!“ Sie blickte ihn mit einem gütigen Lächeln an, das ihr Geſicht erhellte und auch auf dem ſeinen einen warmen Widerſchein aufgehen machte. Dazu reichten ſie einander die Hände.

„Und — wenn es dir recht iſt — Franz nehmen wir mit uns!“ fügte Aſta hinzu. „Er ſoll mir nicht verkommen in dem Lotterleben, das er in Berlin führt! Magſt du ihn in deinem Hauſe haben?“

„Gern, Aſta; ich will, was du willſt, guter Genius!“ ſagte Joſeph.

Dieſes Geſpräch war der erſte Sonnenblick in ihrer beider Leben — die erſte Rückkehr zu der früheren Harmloſigkeit. Sehr männlich erſchien dem Mädchen ihr zukünftiger Eheherr während desſelben nicht, aber ſie empfand, daß bei Vertrauen und gutem Willen zuletzt auch ſein Selbſtbewußtſein ſich wiederfinden würde, und ihr Mut zur Zukunft wuchs.

Am ſelben Vormittage hatte ſie auch mit Franz eine kleine Unterhaltung.

„Du biſt doch kein Spielverderber, Franz?“ fragte ſie ihn.

„Spielverderber, never, Jungfrau Schweſter!“ war die harmloſe Antwort, wobei Franz ſich nur wunderte, daß Aſta zu ihm mit etwas wie peinlicher Selbſtüberwindung ſprach.

„Schön,“ fuhr ſie fort, „dann machſt du auch wohl eine kleine Exkurſion mit, die Joſeph und ich vorhaben?“

„Mit ſämtlichen Beinen, Engelchen!“

„Wir woll'n uns ein Gut kaufen, vermutlich wird es zwiſchen Stolp und Krotoſchin liegen — —“

„Auch 'ne ſchöne Gegend — ich bewundre dich, Aſta, du haſt doch immer deinen eignen Geſchmack!“

„Und da ſollſt du mitkommen, 'mal ein Jahr bei uns leben, bis du wieder ein wenig mehr Fleiſch angeſetzt haſt. An allen Arten Sport wird es nicht fehlen!“

Franz wußte nicht recht, was er zu Aſtas Vorſchlag und zu Aſtas Geſicht ſagen ſollte.

„Haſt du mit Papa darüber geſprochen?“ fragte er.

„Ja, Franz, er wünſcht es ſo!“

„Na, vorläufig habt ihr ja das Gut mit der Endung czewo oder wice noch nicht — da kann es mich alſo auch Kopf oder Kragen nicht koſten, wenn ich die feierliche Erklärung abgebe, daß ich mit dieſer eurer Erziehungsmaßregel einverſtanden bin und die Abſichten meiner Re-

gierung billige, auch wenn ich sie nicht kenne. Weißt du, Asta, eigentlich — wo du auskommst, da komme ich auch aus. Also shake hands — ich komme mit — du machst nämlich so'n Gesicht, als wolltet ihr mir sonst die Temporalien sperren!"

Er hielt ihr gutmütig die Hand hin, guckte ihr aber nicht ohne unbehagliche Ahnungen in die Augen. Sie zögerte einzuschlagen.

„Na, Asta, du thust grade, als müßte ich mir die Hand erst waschen, ehe du sie anfaßt — —"

„Franz, du bist in keiner guten Gesellschaft," erwiderte sie sehr ernst und mit einem Atemzuge aus gepreßter Brust. „Es ist Zeit, daß du Berlin einmal gegen eine bessere Luft vertauschst!"

„Also richtig philanthropisch-pädagogische Hintergedanken! Wann werde ich einmal mündig gesprochen werden?"

„Wenn du so viel Vernunft haben wirst, dich nicht in jeden Sumpf zu stürzen, der dir in den Weg kommt, lieber Junge."

Franz war nicht der Mann, einen Streit um jeden Preis zu suchen; wenn eine Möglichkeit da war, eine unangenehme Sache zu gemütlichem Ende zu bringen, ergriff er sie stets. Und Asta hatte so etwas mütterlich Sorgenvolles in ihrem Gesicht und Ton —

„Weißt du, Asta," sagte er begütigend, „wenn ich in so einem Sumpf einmal stecken bleibe und ertrinke — viel verliert die Welt nicht an deinem Bruder!"

„Leider nein, du armer blasser Kerl! Immerhin aber würde man sich um dich grämen — du warst doch so ein hübsches, gutes, vielversprechendes Kind, als du klein warst!"

„Ach Asta, Spenderin meines Taschengeldes, keine Rührung, wenn es sich vermeiden läßt! Und, wie oben gesagt, ich will ja gerne das Jahr bei euch in Inowschnapslaw absitzen, wenn dir damit ein Gefallen geschieht. Bin ich nun entlassen?"

Die Schwester zerknüllte traurig den Brief des Arbeiters in ihrer Tasche.

„Es soll dir bei uns so behaglich gemacht werden, wie irgend möglich," sagte sie herzlich. „Und nicht wahr, du fühlst selbst, ein großes Glück ist dies Bummlerleben auch nicht, das du in Berlin führst?"

„Was soll ich denn in Meseritz und Stieselbein thun?"

„Jagen, reiten, angeln, scheibenschießen, mit Joseph fechten, auf unsren Hausbällen tanzen, einen verständigen Tropfen schaff' ich extra für dich an, ein bischen dich um unsre Interessen kümmern, wenn draußen auf den Feldern gearbeitet wird, ordentlich und mit Appetit essen, gut schlafen, ein gesunder, fester, tüchtiger Mensch werden. Wie?"

„Hör' auf, Asta — ich bin dein mit Leib und Seele — du hast wieder einmal einen verständigen Gedanken für mich gehabt. Heute Nachmittag noch kauf' ich mir bei Peting eine gute Laneasterbüchse — Asta, wann geht's nach Tirschtiegel?"

Er hatte ihre Rechte in seinen beiden, klopfte und streichelte sie, sah ihr vergnügt und treuherzig in die Augen — und sie ließ ihm diesmal ihre Hand.

14. Kapitel.

Die Stadtverordnetenwahlen tobten in Berlin.

„Sturm auf das rote Haus" war die Parole aller Parteien in der Bürgerschaft, welche gern am Stadtregiment teilgenommen hätten, aller Männer, welchen die politische oder kirchliche Richtung oder Richtungslosigkeit der bisherigen Stadtväter nicht zusagte und aller derer, denen auch nur die Nase dieses oder jenes städtischen Würdenträgers persönlich mißliebig geworden war.

Allerlei Wahlbündnisse ‚aus taktischen Rücksichten' wurden geschlossen — mancher, der den Antisemitismus im stillen für eine Schmach des Jahrhunderts hielt, schüttelte die Hand urgermanischer Agitatoren — mancher, der seine Nachbarn Cohn und Israel im Kreise seiner Familie für die größten Übel in der Welt nach der Trichine und dem Bolleschen Frühmilchgeklingel erklärt hatte, ward nach ‚Vorbesprechungen' abends spät mit den Genannten hinter einem und demselben Weißbierglase sitzend angetroffen und erklärte später den Seinen im Brustton der Überzeugung: ‚An dem günstigen Stande des Stadthaushalts hätte neben anderer verdienter Bürger die wirtschaftliche Begabung der geschmähten israelitischen Gemeindehäupter ihren großen und unbestreitbaren Anteil!'

Daneben schwirrten die bösesten Anklagen gegen Persönlichkeiten beider großen Parteien durch die Luft, Krankheitserregern

gleich, welche ihre ganze verderbliche Wirkung erst entfalteten, wenn sie aus dem reichlich angefeuchteten Wirtshausgespräch zur Züchtung und Reinkultur in die Redaktionen der gegnerischen Parteiblätter übernommen wurden.

Da wurde dem biederen Urgermanen von rechtsklauberischen Semiten nachgewiesen, daß er am fahrlässigen Meineide ein paarmal recht hart vorbeigestreift sei — und hier wieder sprach der antisemitische Ruser im Streit sein zerschmetterndes ‚Pfui' und sein vernichtendes ‚Wehe' über die unsauberen Elemente der Bürgerschaft aus, welche auf unerklärliche Weise stets wohlinformiert seien, welches Grundstück die Stadt demnächst erwerben würde, und selbiges vorher rasch an sich brächten, um auf Kosten des Gemeindesäckels ein Profitchen zu machen. Las man an einem Vormittage die Blätter beider Parteien, so fühlte man sich geneigt, die Ilier und die Achiver beide für arge Sünder und ganz Berlin für ein gräuliches Sodom zu halten.

In diesen Tagen bürgerlichen Unfriedens wurde mit einemmale auch Herrn Heinrich Graafs Name in die große Öffentlichkeit gezogen.

Als einen Mann, welcher im ganzen zwar dem Altberliner Liberalismus näher stand als den ‚Reaktionären', welcher aber die Gemeinschaft mit dem eigentlichen Fortschritt bisher abgewiesen, hatte ihn dennoch die letztere Partei in seinem von dem Konservativen arg bedrängten Bezirk aufgestellt, da man annehmen konnte, daß auf diesen Bürger von gemäßigten, vermittelnden Anschauungen und persönlicher Beliebtheit manche Stimmen sich vereinigen möchten, die einem ausgesprochen Freisinnigen sich spröde versagen würden.

Es ist eine vortreffliche Sitte bei modernen Wahlen, nicht nur in der Reichshauptstadt oder in unserm deutschen Vaterlande, sondern allenthalben, wo auf dem Erdball Menschen sich die Qualen der Wahlen auferlegen, daß jeder Wahlpolitiker auf das Peinlichste darauf hält, daß zumal die Gegenpartei nur Kandidaten lautersten Charakters und makellosester Vergangenheit aufstelle, und, sobald ihm der Name des feindlichen Bewerbers bekannt ist, die Toga desselben mit der schärfsten Lupe darauf untersucht, ob sie auch die bekannte toga ‚candida' sei. Über den Mann seiner Partei ist er ja von vornherein in diesem Punkte mit Recht beruhigt.

Also auch wurde Herrn Heinrich Graafs Vorleben von jenen freiwilligen Hütern öffentlicher Ehrbarkeit sorglich geprüft.

Man weiß nicht, wie es zusammenhing — der Prozeß Graaf-Guthmann enthielt einige dunkle Punkte — der Charakter des alten Herrn ward nicht ganz lauter erfunden — vorläufig freilich war es nur im vertrauten Privatgespräch der lokalen Unterchefs seiner Herren Gegner — vorläufig kondensierten sich die schwarzen Anklagenebel noch nicht zu Druckerschwärze.

Man erkundigte sich nach den Einzelheiten jenes bezirkskundigen Rechtsstreits und siehe, man gewann die Überzeugung, Heinrich Graaf sei entweder ein höchst sahriger Mann, der nicht einmal ein so einfaches Rechtsgeschäft, wie Abschließung eines Mietsvertrages ordnungsgemäß zu erledigen wisse, oder aber einer jener in ganz Berlin verhaßten Hauswirte, welchen Händel, Rechtsstreitigkeiten und Nörgeleien mit ihren Mietern Lebensbedürfnis sind. ‚Ein schöner Bürgervertreter das! Wahrhaftig kein Mann, der in das Stadtparlament gehört! Soll das ‚rote Haus' etwa ganz und gar eine Interessenvertretung der Herren Hauseigentümer werden?'

Und welche häßliche Pustel erschien da ferner am Körper des Untersuchten?

‚Er hat einst einem unbescholtenen Bürger die Ehre abzuschneiden versucht, ihm einen Meineid vorgeworfen!' In Parenthese: Herr Guthmann war dieser unbescholtene Bürger! ‚In Moabit vor dem Kriminalrichter hat er sich verantworten müssen — mit blauem Auge ist er zwar noch so davongekommen, weil der Richter in unbegreiflicher Milde den Gegner zur Rücknahme des Strafantrags bewog — aber: ‚Bürger, wollen Sie Ihr Vertrauen einem Manne zuwenden, den die Gegner sich von der Anklagebank geholt haben, um ihn den Berlinern für das höchste kommunale Ehrenamt zu empfehlen?'

Papa Graaf hat die Unbesonnenheit gehabt, in dieser Zeit städtischer Wirren sich an seine Bürgerpflicht zu erinnern, sich hervorziehen zu lassen und eine Kandidatur anzunehmen — nun mag er die Folgen tragen!

Allein immer noch war ihm wenigstens kein Diebstahl, keine Brandstiftung, kein Raubmord nachgewiesen, immer noch durfte er trotzig an den Schild seines reinen Gewissens schlagen und der Gegner Dräuen mit hochmütigem Schweigen abweisen.

Da erschien eines Tages bei dem Lokalredakteur der *** Zeitung ein wohlgekleideter, fremder Herr, der sich als der Kaufmann Lapinsky, Butterhändler en gros, einführte und der *** Zeitung das Material zur Verfügung stellte, ‚einen von den Kandidaten der Gegenpartei bei den vorliegenden Stadtverordnetenwahlen als Spitzbuben zu entlarven.‘

Der Zeitungsmann maß den anderen von oben bis unten.

„Um wen handelt es sich?“ fragte er kühl.

„Um den Kammfabrikanten Graaf, Heilige Geiststraße!“

Da verabschiedete der Redakteur den Besuch nicht, wie er eben noch in recht verständlicher Form zu thun vorgehabt, sondern fragte weiter: „Sie haben da Papiere — sollte dies das Material sein, von dem Sie sprachen, so bitte ich um vorläufige Einsicht in dasselbe.“

Der Fremde zögerte.

„Wenn Sie Bedenken tragen,“ fuhr der Vielbeschäftigte am Pulte fort, „so bitte, wenden Sie sich an ein anderes Blatt.“

Lapinsky überreichte sein Material.

„Bitte, setzen Sie sich“ — und Breying las.

Er wendete sich dabei halb ab, um sein Gesicht nicht beobachten zu lassen. Als er die Lektüre des kleinen Schriftstückes beendet, drückte er auf die Glocke und gab — um Herrn Lapinsky nicht unbeaufsichtigt zu lassen — dem eintretenden Burschen den Auftrag, einen Seitentisch, der im Zimmer stand, abzukramen, nahm das Papier Herrn Lapinskys und begab sich damit zu seinem Chef.

Als er zurückkam, reichte er dem Fremden das Artikelchen wieder hin und bedeutete ihn, indem er ihn scharf fixierte:

„Die *** Zeitung kann sich mit dieser Angelegenheit aus Anstandsrücksichten nicht befassen — so etwas gehört nicht in unser Blatt, das gehört in eins der kleinen Hetz- und Agitationsblätter, in den „Anzeiger für Berlin C“ oder ein ähnliches Organ. Ich danke Ihnen!“

„Wohin, Herr Redakteur? In den Anzeiger für — —?“

Breying hatte etwas geschnarrt — der Mann mochte ihn nicht verstanden haben.

„Glauben Sie etwa, ich will mich dazu herbeilassen, Ihnen einen Fingerzeig zu geben, wo Sie Ihre Skandalaffaire anbringen sollen?“ fragte er grob. „In den ‚Anzeiger für Berlin C‘, Brüderstraße 6, damit Sie mich nicht mit weiteren Fragen behelligen, Herr . . .“ Das Herr dehnte er in jener nachlässigen Weise, mit der man andeutet, zu vornehm zu sein, um einen bedeutungslosen Namen zu behalten. Aber im übrigen hatte er diesmal nicht geschnarrt, sondern sehr laut und deutlich gesprochen, so daß Herr Lapinsky den Namen und die Adresse jenes Blättchens, das die rechte Schmiede für seine Neuigkeit wäre, wohl hatte verstehen müssen, hatte ihn Breying im übrigen auch hinausgeworfen.

„Der weiß, was er sagt!“ dachte lächelnd Lapinsky, als er die Thür hinter sich schloß.

— — — — — — — — — — —

Als Graf Breying seine redaktionellen Pflichten erledigt, sprach er in der Heiligen Geiststraße vor, nahm Johannes beiseite und sagte ihm:

„Denken Sie, mein lieber Freund, war heute ein Gauner bei mir auf der Redaktion, der ein verdammt geschicktes Artikelchen brachte, in welchem es sich um Ihren Papa handelte!“

„Wahlsache?“ meinte Johannes lächelnd.

„Wird unserm guten verehrten Herrn Graaf weiter nichts vorgeworfen, als Veruntreuung städtischen Eigentums!“

Der junge Graaf richtete sich bei Breyings Worten hoch auf und seine Augen blitzten.

„Und dazu in hämisch-geschicktester Weise! Ich habe den Kerl natürlich auf das Energischste hinausgeworfen!“ Wie Breying die Wahrheit sprach! „Aber möchte Sie trotzdem bitten, Ihren Papa vorzubereiten, daß eine Infamie gegen ihn geplant wird!“ — Auch hier wieder redete er nichts als Wahrheit! — „Es handelt sich, so viel ich bei flüchtiger Kenntnisnahme ersah, um einen alten Prellstein —.“ Er brach plötzlich ab, denn er bemerkte mit Erstaunen, daß Johannes wie unter einem elektrischen Schlage zusammenzuckte — „oder so etwas

ähnliches," beeilte er sich fortzufahren, um sich nichts merken zu lassen. „Es wäre gut, wenn etwa irgend eine unschuldige Veranlassung zu Geklätsch und Verdrehungen vorläge, beizeiten alle Sicherheitsmaßregeln zu treffen!"

„Ich bitte, Herr Graaf," erwiderte Johannes fest und stolz, „in meines Vaters Leben liegt auch nicht die geringste Veranlassung vor —"

Breying unterbrach ihn mit einem lauten überzeugten: „Natürlich, natürlich, mein lieber Freund; der letzte, der das glaubte, wäre ich. Und ich freue mich unendlich, daß ich dem Menschen so gründlich heimgeleuchtet!" Er drückte Johannes' Hand mit warmem, wiederholtem Drucke. „Wenn nur der Halunke nicht mit seinem Märchen anderswohin geht, wo man Ihren Herrn Vater nicht so gut kennt, wo man vielleicht böswillig ist, oder ihm politisch auffässig, an eins der kleinen Skandalblätter zum Beispiel!"

Johannes erhob statt aller Antwort nur die Hand und machte eine geringschätzig ablehnende Bewegung.

Breying empfahl sich.

„Alter Prellstein! Da liegt der Hase im Pfeffer!" dachte er draußen, wie er es vorhin gedacht, als er so warm und überzeugt dem zukünftigen Schwager die Hand gedrückt.

Am nächsten Morgen stand in dem „Bezirksanzeiger für Berlin C" folgende kuriose Notiz:

‚Ein alter Prellstein' oder ‚Was mir paßt, das nehm' ich mir.' Wenn wir schreiben: ‚Ein alter Prellstein', so meinen wir nicht den seltsamen alten Herrn in der Heiligen Geiststraße mit der seltsamen Moral, vor dessen Hause der Prellstein lag — sondern den beregten Prellstein selbst. Bekanntlich standen früher in Berlin an den Ecken, welche lebhaften Wagenverkehr hatten, schräge kleine Metallsäulen mit einem bärtigen Gesicht, welche verhindern sollten, daß die Wagen beim scharfen Umbiegen mit den Rädern in den Rinnstein oder gar aufs Trottoir gerieten. Ein solcher Prellstein befand sich auch vor dem Hause des Kammfabrikanten Heinrich Graaf in der Heiligen Geiststraße, desselben Herrn Graaf, welcher für seinen Wahlbezirk zur Zeit als Kandidat des Fortschritts aufgestellt ist. Als die Stadt die Rinnsteine unvergeßlichen Angedenkens zudeckte und beseitigte, nahm man allenthalben auch die Prellsteine fort. Niemand sonst hatte etwas dagegen einzuwenden, nur der ruhige Bürger Heinrich Graaf griff zur Wehr; er behauptete, der Prellstein sei sein Eigentum, sein Vater selig (selig, nicht Selig, welcher Name sonst auch in der Gegend vorkommt) habe ihn gepflanzt, und er strengte einen Prozeß gegen die Stadtgemeinde wegen des beregten Wertobjektes an. „Mein ist der Helm und mir gehört er zu!" Der Anspruch war thöricht, gerade so ungereimt, als behaupte ein Hausbesitzer an einer der neuangelegten Straßen, die Pflastersteine seien sein Eigentum, weil er zur Straßenregulierung mit herangezogen worden! Und Herr Graaf verlor auch seinen Prozeß. Was geschieht? In der Nacht vor dem Tage, da der Stein fortgenommen werden soll, macht sich der alte Herr und jetzige Stadtverordnetenkandidat persönlich auf und — stiehlt den Stein, der doch immerhin einen gewissen, wenn auch geringen Metallwert darstellt, stiehlt ihn trotz Nachtwächters und Schutzmannspatrouillen aus dem Bauzaun mit einer Umsicht und Schnelligkeit, um die ein gelernter Dieb ihn beneiden könnte. Was mir paßt, das nehm' ich mir. Die Sache ist seinerzeit unbeachtet geblieben — der Magistrat ließ keine große Untersuchung weiter anstellen — er verfährt nicht immer gleich mit der vollsten Strenge und Schärfe gegen ehrenwerte alte Bürger, welche sich sonst nichts gegen ihn haben zu schulden kommen lassen. Und die Stadt ist ja so reich — die kann so einen alten Prellstein schon verschmerzen. Aber charakteristisch bleibt die Anekdote doch für das noch aus der alten gemütlichen Zeit stammende Rechtsbewußtsein des Herrn Graaf, des Kandidaten für die Stadtverordnetenversammlung! Es war städtisches Eigentum, durch richterliches Erkenntnis als solches festgestellt — thut nichts — ‚was mir paßt, das nehm' ich!' Wir hoffen, daß Herrn Graafs Begriffe von Mein und Dein sich inzwischen geklärt haben — sonst könnten wir den Herrn wirklich nicht gut seinen Mitbürgern als geeigneten Mann für ein kommunales Ehrenamt empfehlen. Und indem wir noch einmal konstatieren: ‚Dieser

ehrenwerte Kandidat hat gestohlen!' fordern wir ihn hiermit öffentlich auf, die Beleidigungsklage gegen uns anzustrengen, wenn er wünscht, daß wir den Beweis der Wahrheit unserer Behauptungen an Gerichtsstelle antreten sollen! Ja, so sind sie, ja, so sind sie, diese Herren, welche unsere Gegner in das „rote Haus" schmuggeln wollen!'

Dieser Artikel erregte im übrigen weiter keine Sensation, denn der inzwischen eingegangene Bezirksanzeiger erschien nicht in allzuviel Exemplaren; Herrn Graaf war er natürlich in mehreren Nummern zugestellt worden.

Aufgebauscht und an die große Glocke gehängt wurde er erst dadurch, daß die *** Zeitung am folgenden Tage in ihrem lokalen Teile die kleinlich-gehässigen Mittelchen scharf tadelte, mit welcher die unbedeutenderen Parteiblätter beiderseits den Kampf führten und dabei dem „Bezirksanzeiger für Berlin C" wegen der persönlichen Verunglimpfung eines gegnerischen Kandidaten den Text las: „Schmutziges Kampfmaterial, welches uns auch angeboten war und das wir in Entrüstung abgelehnt haben, greift dieses Blättchen natürlich mit Freuden auf. Der Angegriffene ist ein Ehrenmann und wird sich von den schimpflichen Vorwürfen, die man ihm macht, glänzend rechtfertigen. Man sehe dazu, daß man den Kampf gegen Ideen, nicht gegen Personen führe!"

Erst durch diese Notiz, welche offenbar vornehmere Gesinnung und politischer Anstand diktiert, wurde die Berliner Presse aufmerksam und mit einemmale entbrannte in den Spalten der Lokalblätter der Krieg darüber, ob — Herr Heinrich Graaf ein Dieb sei oder nicht.

Ja, bei dem Verdächtigten erschien eine Kommission von zwei Vertrauensmännern der Partei, die ihn auf den Schild erhoben, und bat ihn um ‚Material zur Widerlegung der seitens der Gegner erhobenen Anschuldigungen!'

Herrn Graafs Humor war in diesen Tagen kein glänzender. Annie lebte wieder einmal bei dem Bruder Kommerzienrat und fehlte ihm im Hause sehr; er hauste allein mit Johannes, d. h. er hauste überhaupt allein, denn den jungen Herrn nahm die Examenarbeit in Anspruch. Dazu ärgerte er sich den ganzen Tag über die Albernheit der Welt. Die einen grüßten ihn nicht mehr, seit die Prellsteinangelegenheit aufgetaucht, die andern hielten sich ihm gegenüber zurück, schienen ihm lieber auszuweichen, als ihm auf offener Straße gern die Hand zu schütteln; kam er irgend wohin — die verwünschte Kandidatur führte ihn ja leider oft genug aus dem Hause — so fühlte er sich alsbald als der Gegenstand des Gesprächs und zwar jenes Gesprächs, in dem für und wider seine Unbescholtenheit gestritten ward; und am kränkendsten waren ihm die Händedrücke und Vertrauenserklärungen seiner alten Bekannten: „Ich brauche mir meine Ehre nicht erst von Ihnen bescheinigen zu lassen — lassen Sie mich in Frieden!" hatte er einen derselben heute Morgen angefahren.

Nun kamen diese beiden Vertrauensmänner und das schlug dem Fasse den Boden aus — er ersah, daß die Partei zu der Sache offiziell Stellung genommen.

„Material wollen Sie haben, meine Herren?" rief er. „Schön, Herr Borchardt und Herr Lademann — ich werde Ihnen jetzt erzählen, daß Sie beide Verstöße gegen das Lebensmittelverfälschungsgesetz auf dem Gewissen haben — widerlegen Sie mich gefälligst! He? heraus mit Ihrem Material! Sie, Lademann haben Schwerspat ins Brod gebacken; Sie, Herr Borchardt, haben Ihre Wurst mit Anilin gefärbt! Beweisen Sie mir nun mal, daß es nicht wahr ist!"

„An dem Verleumder ist es, seine Angaben zu beweisen," sagte der behäbige Schlächtermeister Borchardt, dem die bloße Zusammennennung seiner Wurst und des Anilins eine Zornröte auf die kahle Stirn trieb. „Aber man muß ihm Gelegenheit dazu geben. Reden Sie von Anilin und mir, Anilin und Borchardtscher Wurst in einem Atem, dann strenge ich die Beleidigungsklage gegen Sie an. Nachher müssen Sie vor'm Richter mit der Sprache heraus!"

„Ich soll den „Bezirksanzeiger" verklagen, meinen Sie?" fragte Graaf.

„Ja, Herr Graaf, das erwarten wir von Ihnen!" erklärten die Vertrauensmänner.

„Ich und klagen?" brauste Graaf auf. „Nach den Erfahrungen, die ich in dem Guthmannschen Prozesse mit den Gerichten gemacht ne, meine Herren, das gibt's

nicht! Ich habe nachgerade genug Ärger von der ganzen Kandidatur gehabt — ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen — suchen Sie sich gefälligst einen andern, der Stadtverordneter sein möchte — ich will mit der Sache nichts mehr zu thun haben!"

„Zurücktreten wollen Sie?" fragte Bäder Lademann und wechselte mit Herrn Borchardt einen Blick höchster Befremdung, „Zurücktreten vor dieser schimpflichen Beschuldigung, Herr Graaf? Na, ich will Ihnen man sagen, daß das das Allerthörichtste wäre, was Sie thun könnten — damit wäre für die Leute die Sache klipp und klar. — ‚Wenn der ein gut Gewissen hätte', hieß es, ‚dann würde er jetzt nicht zurückzoppen — also is wat dran!'"

„Und wissen Sie — im Vorstand würden sie ebenso denken!" bekräftigte der andre Lokalpolitiker. „Ne, jetzt heißt es bei der Stange bleiben! Zurücktreten das leiden wir nicht — das würde für die ganze Partei ein Schlag ins Gesicht sein. Da wüßte man ja gar nicht, was man davon halten sollte!" Der Redner warf den Kopf auf und stemmte die Arme auf die Hüfte.

„Na, Herr Graaf, wir woll'n zu Ende kommen!" fiel Lademann ein. „Es ist ja gar keine Rede davon, daß Sie det lumpige Steeneken gestohlen haben, das glaubt ja kein Mensch! Aber, da nun mal seit ein paar Tagen die ganze Stadt davon spricht, was ist denn an der Geschichte eigentlich dran?"

„Sind Sie gekommen mich zu verhören, Lademann?" rief Heinrich Graaf kirschrot.

„J Jotte doch — für so einen Auftrag würde mich gehorsamst bedanken, alter Freund! Man kalt Blut behalten!"

„Na," fuhr Graaf fort und stürmte zum Fenster, das er aufriß. „Da sehen Sie 'runter in meinen Hof. Da steht das Corpus delicti groß und breit. Ich denke, Sie werden sich noch erinnern, wie so ein Prellstein ausgesehen hat. Und wie der da steht, sieht der aus, wie gestohlenes Gut? He? Stellt man das so offen auf'n Hof hin? Wie?"

„Also haben Sie ihn doch?" fragte Borchardt verwundert.

„Gewiß habe ich ihn! Und die Stadt hat ihre fünfzig Mark dafür gekriegt. Die Postquittung darüber liegt noch in meinem Pult! So, nun wissen Sie ja wohl, was Sie wissen wollen?"

„Sehen Sie, Borchardt, habe ich es Ihnen nicht gleich gesagt?" meinte Lademann triumphierend und tippte seinen Mitvertrauensmann mit der Faust an, und „na, was wollen denn dann die Leute?" erwiderte sichtlich beruhigt der Schlächter.

Die Unterredung ging noch lange weiter — doch war es den beiden Herren nicht gelungen, Herrn Graaf zu Anstrengung der Beleidigungsklage zu bewegen, als sie endete.

Dazu entschloß sich das bedauernswerte Opfer seines Bürgermutes erst, als von der gesamten gegnerischen Berliner Presse ihm ein energisches: „Zurücktreten oder klagen!" entgegengehalten ward. „Alle städtischen Ehrenämter niederlegen oder die erhobenen Beschuldigungen vor Gericht zurückweisen!" — „Wir brauchen keinen Einschätzungskommissar, der den öffentlichen Vorwurf, daß er gestohlen habe, auf sich sitzen läßt!" — „Ein schöner Waisenrat! Ein vertrauenswürdiger Vormund, dieser Mann mit dem Prellstein!" So hieß es in jeder Zeitung, die Herr Graaf aufmachte — auch die Blätter seiner Partei verlangten nachgerade energisch eine öffentliche Rechtfertigung. Graaf sah seine ganze bürgerliche Existenz, seiner Kinder guten Namen vernichtet, wenn er nicht den verlangten Schritt that — und so that er ihn.

Der Einzige, der in dieser trüben Zeit treu zu seinem Hause hielt, war Graf Breying, welcher mehrfach auch in der *** Zeitung — so weit angängig — eine ritterliche Lanze für ihn eingelegt hatte, was dem Grafen den Ruf vornehmsten politischen Anstandes einbrachte und obenein des alten Herrn wärmste Zuneigung, wenngleich die jedesmalige Warnung der *** Zeitung „niemanden, auch den politischen Gegner nicht, ungehört zu verurteilen" oder „man mag Herrn Graafs Wahl durch jede zulässige Agitation bekämpfen — es ist unanständig und gehässig, seine bürgerliche Ehre zu diesem Zwecke anzutasten — wir sind überzeugt, daß er diese zu verteidigen wissen wird!" — wenngleich alle diese Notizen das öffentliche Aufsehen nur vergrößerten und Öl in das Feuer gossen.

Und so rückte der Tag der „sensationellen Gerichtsverhandlung" näher und näher, als sich plötzlich die Sache in ungeahnter Weise

obenein zu einem Familiendrama zuzuspitzen begann.

15. Kapitel.

Statt zwischen Stolp und Krotoschin fand sich das Gut, welches Asta suchte, in nächster Nähe der Residenz Potsdam.

Es war geringer an Umfang und höher im Preis, als es da gewesen wäre, wo man zuerst gesucht — im Lande der so melodischen Polensprache, die so hart und ungefällig aussieht, wenn man sie schreibt, und so weich und einschmeichelnd klingt, wenn man sie von schönen Lippen gesprochen hört.

Besserungsfähig und besserungsbedürftig war Bergholz auch, denn der Vorbesitzer hatte es in nicht allzulanger Zeit genügend heruntergewirtschaftet; aber das war ja grade eine Eigenschaft, welche Asta zur Bedingung gemacht hatte. Und dazu besaß es den Vorzug, daß man Potsdam zwar sehr unbequem erreichen konnte (womit Franz und Joseph manche Spielpartie abgeschnitten war), daß man hingegen nach Berlin auf der Wetzlarer Bahn, welche dicht an der Gutsgrenze eine kleine Haltestelle angelegt, eine gute Verbindung hatte. Denn nachträglich war es Asta doch allzuschwer aufs Herz gefallen, daß sie den leidenden Vater ganz allein mit Fritzi und der Dienerschaft in der Hauptstadt zurücklassen sollte.

Das Aufgebot war bestellt worden, gleich nachdem man den Entschluß gefaßt, auf dem Lande zu leben — die Trauung fand im Hause des Kommerzienrats statt — es war eine stille Hochzeit mit nur wenig Gästen; Asta hatte im Kreise ihrer Bekannten dies mit des Papas Zustand erklärt. Und am Abend nach dem Festmahle reiste das junge Paar mit Franz nach Bergholz ab.

Die kluge und mutige junge Frau war in jener gedämpftfrohen Stimmung, in der das Gemüt sich gefällt, wenn es merkt, das Unglück packe seine Koffer, um uns zu verlassen, damit ein freundlicherer Gast einziehen könne. In die schwarzen Tinten der Vergangenheit flossen lange rosige Lichtstrahlen einer besseren Zukunft.

Die Ausstattung war keine glänzende gewesen; die Bestellungen dazu hatten Astas Lieferanten recht enttäuscht. Sie hatte sich nur ein paar Hauskleider von festen, unscheinbaren Stoffen machen lassen, tailormade und geeignet zwar, alle Vorzüge ihrer hübschen stattlichen Figur aus Licht zu ziehen, im Grunde aber auf ein ‚Strapzieren' in der Wirtschaft berechnet; dazu ein Reitkleid, welches nicht für den Gebrauch auf Promenierritten im Tiergarten, sondern für den draußen auf den Feldern zugeschnitten war; denn sie war entschlossen, selbst überall mit nach dem Rechten zu sehen, bis sie alles im Geleise wußte; und eine Form, welche ihren Gatten weder kränken, noch herabsetzen könnte, würde sie schon finden.

Ein paar Staatszimmer waren von Wittkowski ausgestattet worden — für den täglichen Gebrauch hatte man — abgerechnet die beiden Schlafzimmer der Gatten — die Einrichtung des Vorbesitzers zu billigem Preise mitübernommen. —

Franz hatte sich heute Abend diskreter Weise auf seine Giebelstube zurückgezogen, um, wie er sagte, mit seinem neuen Patronenwürger sich selbst Patronen für sein Gewehr zu fabrizieren — er wolle morgen mit dem frühesten 'mal sehen, für den jungen Haushalt ein Wildpret zu erjagen; er habe schon vom Maier erfahren, daß aus dem königlichen Walde Rehe über die Bergholzer Wiesen wechselten. Asta hatte ihm in hausmütterlicher Weise für seinen Frühauszug ein paar ordentliche ‚Jägerstullen' präpariert und in seine Jagdtasche gesteckt, dazu auch ein bescheidenes Fläschchen mit dem ‚für ihn beschafften guten Tropfen.' Nun saßen die jungen Gatten zum erstenmal in ihrem Heim allein beim Thee, den Asta selbst bereitet. Das Zimmer war ihnen noch fremd — aber es war behaglich darin; und trotzdem waren beide sonderbar befangen.

Joseph lehnte in einem altmodischen Schaukelstuhl — Asta saß am Tisch und legte Haushaltungsbücher an.

„Guter Genius, darf ich mir eine Cigarre anzünden?" fragte der Hausherr, nachdem das Theeservice abgeräumt worden.

„Bitte, Joe — ich denke, du bist zu Hause?" erwiderte die junge Frau mit gütigem Lächeln. „Außerdem habe ich die ersten paar Rauchwolken aus deiner Cigarre stets gern gerochen — sie haben ein feines Aroma!"

„Ich will mir eine bescheidenere Sorte anschaffen!" meinte Joseph, indem er sich dankend verneigte.

„Nein, Lieber, in deinen persönlichen Bedürfnissen sollst du dich auf keine Weise einschränken, das würde dich vielleicht am ehesten mit unsren neuen Verhältnissen unzufrieden machen!“

„Asta, weißt du — für Feld und Wald ist die Cigarre, die ich bisher geraucht, denn doch zu teuer und zu fein. Ich glaube, wenn ein Haushalt sich, wie man es nennt, einschränkt, dann geschieht es meist auf Kosten der Frau. Du sollst sehen, daß ich mir einen solchen Vorwurf nie werde machen lassen brauchen — ich will auch sparen!“

Sie reichte ihm die Hand, die er rasch aufstehend ergriff und küßte, und sah ihn mit einem langen, freundlichen Blicke an.

„Hast du noch etwas mit dem Inspektor zu besprechen?“ fragte sie plötzlich — „ich muß mir jetzt einmal meine Küche gründlich ansehen und für morgen alles anordnen!“

Er gab die Hand frei und trat zurück.

„Niemand vermag einen andern in so liebenswürdiger Weise an seine Pflichten zu erinnern als du, guter Genius,“ sagte er artig; „indem du dich selbst thätig zeigst, erziehst du uns nach der angenehmsten Methode: Man bewundert dich und bemüht sich, dir nachzueifern! Im übrigen will ich nun einmal sehen, ob ich mit meiner jungen Landwirtschafts-Weisheit gegen unsern braven Inspektor einigermaßen aufkomme, mir wenigstens keine Blößen gebe. Ich habe es dir noch nicht gesagt, Asta, daß ich während der letzten Zeit unserer Verlobung den ganzen Tag über Kirchbach, Settegast, Kraft, Wagner, Koppe und Block gebrütet. Wenn ich nun erst Hopfen und Gerste, Lupinen und Klee mit eignen Augen werde unterscheiden können, dann dürfte die Sache anfangen zu gehen! Bis dahin heißt es lavieren, mehr hören, als reden und sich im übrigen nicht genieren, Lehre anzunehmen!“

„Bravo, Joe — komm' her und —“

Sie vollendete nicht, er eilte zu ihr, warf sich vor ihr auf die Kniee, küßte ihre Hände und als sie ihm mit freundlichen Augen das Antlitz entgegenhielt, küßte er auch ihre Lippen. Dann machte sie sich rasch los und verließ das Zimmer durch den Ausgang, der auf den Hinterkorridor und nach der Küche führte.

Er stand und blickte ihr nach, stille, aber nicht unfroh.

„Guter Genius!“ murmelte er und begab sich in sein Zimmer.

Herr Luther, der Inspektor, den ihr Vertrauensmann ihnen ausgesucht, war ein kleines, knorriges Männchen mit braunem Ledergesicht und dichtem dunklem Bartwuchs bis auf die Backenknochen — ein paar kleine, aber ungewöhnlich scharfe, kluge Augen blickten aus seinem Gesicht, das sonst etwas ausgesprochen Mittelalterliches hatte, wie aus einem eingedunkelten alten Bilde geschnitten. Er sprach außerordentlich wenig und dann fast stets in der Form jenes Sarkasmus, welcher für den nächsten Augenblick Prügel in Aussicht zu stellen scheint. Noch nie hatte ein Knecht sich gegen ihn die geringste Auflehnung erlaubt — und noch nie hatte ihn jemand im Skat übermocht; ebenso waren auf seinen früheren Stellen die kühnen Männer, die den Versuch gewagt, ihn einmal betrunken zu machen, stets auf das Jämmerlichste abgefallen. Und wenn er sich einmal des Abends hinausbegab, um einem Marder auf die Schliche zu passen, so konnte man sicher sein, daß jener unglückliche Raubgesell sein letztes Huhn gewürgt hatte. Seinen Herrn aber nannte er nie anders als ‚Herr Baron.‘

„Herr Baron,“ schloß er auch heute Abend die kurze Besprechung mit dem neuen Gutsherrn, „unsere Schonungen haben bisher die Bauern durchforstet — ich will diese Nacht mal gehen, es ihnen abgewöhnen. Den Herrn Baron wird's nicht stören, wenn meine Thür knarrt?“ Und seine Augen zwinkerten in Spott und etwas, das man in früheren Jahrhunderten Mordlust genannt hätte.

„Nein, Luther! Nehmen Sie die Büchse mit?“

„Büchsflinte, Herr Baron, mit Vogeldunst. Ich thue den Holzdieben nichts — male ihnen höchstens ein paar Pockennarben ins Sitzfleisch, wenn sie ausrücken — das geniert einen Bauernburschen nicht weiter — bloß: er kommt nicht wieder zu uns — bezieht sein Holz anderswo!“

Da Mahrenholz nicht antwortete, wartete Herr Luther noch einen Augenblick, dann wünschte er „eine gehorsame gute Nacht!“ und ging.

„Fixer, kleiner Kerl," dachte Joseph, „man hat gleich Vertrauen zu ihm!"

Dann setzte er sich mit einem Seufzer herum und begann ein Brieflein an Asta.

Aber die Feder wollte nicht sagen, was sie sollte.

„Ich muß selbst zu ihr gehen! So etwas läßt sich nicht schreiben!"

— — — — — — — — —

Wie er hinüberkam in das Speisezimmer, waren da die Lampen schon ausgelöscht — er hörte aber ein Kleid rauschen im Dunkeln.

„Bist du es, liebe Asta?" fragte er.

„Ja, Joe!"

Sie löste sich aus der tiefen Fensternische, in der sie stumm gestanden und auf den nächtigen Hof hinausgestarrt hatte.

Er kam langsam durch das Zimmer näher in die ungewisse Helle, welche die sternklare Sommernacht durch die Fenster hereinhauchte und machte vor ihr Halt.

Seine Stimme hatte etwas ganz ungewöhnlich Zartes und Sanftes, wie er nun sprach:

„Meine liebe Asta, ich komme noch einmal, dir gute Nacht zu sagen und innig für alles zu danken, was du thust und wie du es thust! Luther geht noch aus, sehen, daß unser Holz in den Schonungen nicht entwendet werde und — meine liebe Asta, Joseph Marenholz, der ja vorläufig dein zweiter Inspektor, nichts anderes, als dein zweiter Inspektor ist, will mit ihm gehen —"

„Gehe, mein Joe," erwiderte sie und nur am leisen Vibrieren ihres tiefen Organs merkte er, daß sie erregt war. „Gehe und wisse," sie sprach mit einemmale ganz leise, „daß ich dir ebenso dankbar bin, wie ich gut und freundlich gegen dich fühle!"

Sie standen einen Augenblick stumm in der Dunkelheit.

„Dein Antlitz heute Abend," begann dann der junge Gatte aufs neue, „nach dem Thee, als du es mir botest, war sehr gut und sehr lieb und hatte doch nichts Bräutliches, meine liebe Asta; und ich durfte es auch nicht anders erwarten. Doch bin ich voll Hoffens und voll stiller Zuversicht auf eine freundliche Zukunft und will es schon merken, wenn dein gütiges Angesicht mir vielleicht einmal bräutlich schimmern wird —"

„Es wird kommen," flüsterte sie, „es wird kommen; ich bin dir ewig dankbar, Lieber, daß du mir Zeit läßt!"

Sie streckte ihm beide Hände hin, die er trotz der Finsternis sofort gewahrte. Er ergriff sie und zog seine junge Frau sanft zu sich heran, was sie willig geschehen ließ. Als er das Beben ihres Körpers fühlte, küßte er sie leise auf die Stirn und gab sie frei.

Dann verließ er das Zimmer und rief ihr auf der Schwelle noch ein herzliches „Gute Nacht!" zu, in freiem, warmem Tone, das sie in dem gleichen freien und warmen Tone beantwortete.

— — — — — — — — — —

Als etwas nach Mitternacht der Gutsherr mit seinem Inspektor heimkam, war in Astas Zimmer noch Licht. Joseph sah es von der Straße über den Vorgarten her, als er an dem Lattengitter entlang ging.

Er legte in seinem Schlafzimmer die Flinte ab und machte sich noch einmal hinaus in den Garten.

Es war für ihn nicht mehr eigentlich dunkel — seine Augen hatten sich auf der nächtlichen Streife an die Finsternis gewöhnt — und er fand sich in den fremden Wegen des großen, parkartigen Gartens gut zurecht.

Er saß eine Zeitlang auf der Holzbank unter einer mächtigen, alten Linde, von wo aus man über eine breite Wiese blickt, horchte auf das Rascheln der Nachtinsekten im Laub, folgte einem Glühwürmchen, welches bald sichtbar, bald verschwunden seinen beschwerlichen Marsch durch den Urwald des dichten Wiesengrases machte, sah auf das langsame Steigen und Wallen des Nebelschleiers gegen das anstoßende, tiefschwarze Wäldchen hin, hörte leise die Linde über sich im unmerklichen Nachtwinde rauschen, dann und wann ein Vieh in den Ställen verschlafen aufblöken oder einen Hund fern im Dorfe anschlagen — und die Stimmung, die ihn allmählich erfüllte, hatte so etwas Reizvolles, daß er sich ihr mit ganzem Herzen hingab.

Etwas Müdes war in ihm — etwas Sterbensähnliches, als sänke und sänke langsam eine düstere Macht in die Tiefe seiner Seele zurück, die sie bisher ausfüllte und beherrschte — und als käme dafür langsam aus derselben dunkeln Region eine andere Macht herauf, die stark, froh und rein

war, wie Licht, Hoffnung und Liebe. Er mühte sich nicht, zu verstehen, Wort und Begriff dem Neuen zu finden, das in dieser stillen Nachtfeier von ihm Besitz ergriff, er empfand nur mit dankbarem Behagen, daß es so war und gab sich dieser Empfindung ganz und gerne hin.

Es war eine jener lebengebenden Nachtstunden, in denen unsere unsterbliche, unveränderlich gute Seele, die, welche der Schöpfer eigentlich gedacht hat und die sich während des gemeinen Lärms des Tageslebens von uns fern hält, sich aus ihrer Sternenheimat auf uns herabläßt, indem sie uns wieder einmal ganz ausfüllt und durchdringt und uns, wenn sie uns wieder verläßt, ein Weihegefühl, Kraft und ein Glück zurückläßt, welches jedes andere irdische Glücksempfinden an Tiefe und Reine übertrifft.

In dieser Nacht und ihrem großen, ernsten, keuschen Schweigen war es nicht möglich, Zerrissenheit, Reue, Irrungen und Selbstqual in der Brust zu hegen.

Es kam leise herangerauscht wie ein geheimnisvolles Geistesanwehen, hauchte kühl und erfrischend an die Stirn, drang rein und befreiend in die Seele, schien mit unsichtbaren Fittichen sanft auszuwischen, was es an narben- und schwärenvollem Erinnern dort im Gedächtnisse des Mannes fand, schien es auf unsichtbaren Fittichen weiterrauschend mit sich davonzutragen in die Ferne, in die Nacht, daß er tief aufatmete, als sei, was ihn drückte, von ihm genommen.

Der alte Joseph Marenholz starb unter dieser Linde — ein neuer Joseph Marenholz stand von der Holzbank auf, als der junge Gutsherr es endlich an der Zeit fand, den Heimweg anzutreten.

Wie er nun den Garten herauskam, zog ihn ein guter und freundlicher Gedanke vor seines jungen Weibes Fenster — siehe, da war noch der Spalt zwischen den eingetrockneten Laden, welcher einen messerschneidedünnen Lichtstreif durchließ.

Er ging näher und ihm war, als hörte er Geräusch — er trat auf den Zehen an das Fenster heran und blickte durch den schmalen Spalt.

Da saß sie — noch angekleidet — lag mit dem Rücken gegen die Lehne ihres großen altmodischen Stuhls, hatte die Hände vor den Augen und schluchzte.

Asta schluchzte.

O, das ging dem Manne so durch und durch, daß er sein Weib dadrinnen in ihrer Hochzeitsnacht sitzen sah und schluchzen. Welcher Abstand gegen die Hoffensfreude, die Friedensstimmung in ihm!

Er knirschte mit den Zähnen und schlug sich gegen die Brust, trat hastig fort von dem Fenster. Es war gerade um die Zeit, da der erste graue Schein, kalt und fahl, der Morgenröte fernes Nahen ankündigt.

Hatte sie Geräusch vor dem Fenster gehört? — Sie öffnete und stieß den Laden auf — fuhr zurück — erkannte ihn sofort und rief ihm leise zu: „Joseph — du? Komm her, mein Joe!“

Da stand er auch schon am Fenster, daß der Lichtschein von innen voll auf sein Gesicht fiel.

Asta erschrak, als sie dies Gesicht sah.

„Joe, wie siehst du aus — welche feierlichen Augen!“ sagte sie leise, denn in seinen Augen stand der tiefe, warme Abglanz alles Ernstes und aller Reine, welche die Nacht unter der Linde in ihm wiederhergestellt, stand die tiefe, warme Liebe, die er für sein Weib empfand, als er sie dadrinnen in dem Holzstuhl schluchzen gesehen.

Sie sprach nichts — sie neigte sich nieder zu ihm — sah ihn mit Augen voll Rührung und Glückshoffen an, nahm seinen Kopf in beide Hände, zog ihn an sich und küßte ihn auf die Lippen mit einem langen und innigen Kuß.

Dann ließ sie ihn wieder fahren: „Gute Nacht jetzt, mein Joe!“ Etwas wie Jubel war in ihrer Stimme. „Gehe nun endlich schlafen und wisse, daß ich froh und voll inniger Zuversicht bin!“

Wenige Minuten später schritt er zum Dorfe hinaus auf der Straße, die nach Osten führt. Es wurde hell. Rosenrot und hoffnungsfreudig ging fern über den Bergen die Morgenröte auf — in herrlichen zarten Farben begann das Himmelsgewölbe zu lodern — singen und jauchzen mögen hätte der Mann, der mit gehobener Brust und neuem, frohem Herzen dem Lichte entgegensah und in seinem Innern den gleichen rosenroten Morgen mit sich trug.

Es war sehr unnütz, was er da that

und daß er nicht lieber sich verständigerweise zu Bett legte — allein er konnte nicht anders — er hätte auf seinem Lager jetzt doch keine Ruhe gefunden.

Und wie schön die junge taufrische Welt war, das hatte er vor diesem Frühgange noch nie erfahren — wie wunderfroh ein entführtes Menschenherz sich fühlen könne, das hatte er unter dem Drucke der letzten Monate gar nicht zu glauben und zu hoffen gewagt.

Die Büchse hatte er sich vor seinem Fortgehen noch rasch auf den Rücken geworfen — allein er hätte in seiner gegenwärtigen Stimmung doch kein lebendes Wesen töten können.

Jetzt war es völlig hell um ihn — es mochte drei Uhr sein — seine Stiefel waren naß von Tautropfen, die er unterwegs von den Gräsern am Wegrande abgestreift. Die Sonne kam klar mit ihrem obersten Rande über die Bergkette vor ihm heraus und warf sonderbare flache Strahlen, in denen jeder Stein einen langen Schatten hatte. Die Nebel von den dampfenden Wiesen begannen sich zu heben — überall war die Saat auf dem Acker mit regenbogenfarbig funkelnden Tröpfchen übersprengt — aber nirgendwo noch war ein Laut in der weiten Welt.

Endlich stand er still und dachte an den Heimweg. Zwar spürte er nichts von Ermüdung, allein da er um sechs Uhr dabei sein wollte, wenn die Leute angestellt wurden, und zu Haus bestellt hatte, daß man ihn eine Viertelstunde zuvor wecke, so wollte er nicht, daß man sein Zimmer und sein Bett leer fände und die Leute sich gleich am ersten Tage über ihren neuen Herrn wunderten.

Wie er daheim durch den Garten gegen das Haus herkam, sah er auf den Erdbeerbeeten die schönsten über Nacht gereiften Früchte stehen. Er machte sich hurtig daran und pflückte ein paar Hände voll in eine improvisierte Papiertüte, riß einige Weinblätter vom Spalier und schlich damit in das Speisezimmer, wo er seine Beute in einem Körbchen gefällig arrangierte, um sie dann auf den Flügel im Salon vor Astas Schlafzimmerthür zu stellen, so daß ihr erster Blick beim Heraustreten auf die kleine Gabe fallen mußte.

„Alles wie ein verliebter Knabe von siebzehn Jahren!“ dachte er, als er auf den Zehen von Astas Thür fortging, hinter der er in der tiefen Morgenstille ihre festen ruhigen Atemzüge gehört hatte. Aber er freute sich darüber und warf sich still-froh-müde auf sein Bett, nachdem er die Hände getrocknet und gerieben, welche von den Erdbeerbeeten her noch völlig naß und klamm waren.

16. Kapitel.

Breying und Annie hatten sich im Tiergarten unweit des Schlosses Bellevue am verabredeten Platze getroffen und wandelten in eifrigem Gespräch die um diese Vormittagsstunde einsame Allee auf und ab.

Noch waren sie nicht verlobt — noch immer hatte Breying die Zeit nicht für gekommen erachtet, den Vater anzugehen. Aber Annie vertraute ihm und, obwohl sie sich bei den Vornamen und sich ‚Du‘ nannten, zeigte er sich im übrigen von einer das Mädchen entzückenden Zartheit und taktvollen Reserve.

Sie ahnte nicht, daß diese Rolle dem geborenen Diplomaten, der kühl nur das Endziel im Sinne hatte, leicht wurde.

Breying war seiner Sache noch nicht sicher — er erwartete immer noch, bei dem alten Herrn mit einer ernsten Werbung auf entschlossenen Widerstand zu stoßen.

Damit aber für alle Fälle das Mädchen sich für ihn und gegen den Vater entscheide, fühlte er, daß es notwendig war, einen Schnitt durch ihre Kindesgefühle zu thun, sie innerlich von den Ihren zu isolieren.

„Noch ein wenig Geduld, ein wenig Geduld für uns beide, mein Herzlieb,“ meinte er. „In ganz kurzer Zeit wird unser Papa in einer Gemütslage sein, in der er kapituliert!“

Annie horchte hoch auf.

„Wie das, Leonhardt?“ fragte sie.

„Liest du gar keine Zeitungen?“

„Doch! Aber freilich nur flüchtig, und in den letzten Wochen hat Papa das Blatt meist für sich behalten!“

„Dann weißt du auch nicht, welche Infamie nichtswürdige Menschen gegen unsern guten Papa ins Werk gesetzt haben?“

„Nein, Leonhardt! Welche?“

„Ja, da man dir offenbar die Kenntnis dieser Abscheulichkeiten in sorglicher Absicht vorenthalten hat, möchte ich auch nicht der-

jenige sein, der dich aus deiner Harmlosigkeit reißt."

Annie ging stumm weiter und mochte nicht fragen; als sie wieder sprachen, war es von etwas andern.

Und doch, wie sie von ihm Abschied nehmen wollte, kam sie mit ihrer Frage heraus:

„Was ist denn im Werke gegen Papa? Sag' mir's nur — ich erfahre es ja doch; und da teilst du's mir noch ehrlicher und rücksichtsvoller mit, als die andern."

„Laß, Herzlieb, die Sache ist peinlich, und Papa wird sich jedenfalls gut herauszuziehen wissen!"

„Herauszuziehen?" Sie machte große inquisitorische Augen, und eine Röte zornigen Stolzes färbte ihr junges Gesicht. „Herauszuziehen, das klingt ja, als wenn man ihm den Vorwurf einer unehrenhaften Handlung machte!"

„Siehst du, wie dich die dumme Sache erregt! Ach, ich wollte, ich thörichter Mensch hätte gar nicht davon angefangen! Aber es kam mir so über die Lippen, vorhin, als du mich ein wenig drängtest —"

„Drängte?" wiederholte sie verstimmt.

„Nein, nein, nicht drängte!" rief er und zog ihre behandschuhte Linke zärtlich an seine Lippen. „Zürne mir nicht, ich bin nervös und ungeschickt — eben unsers Papas Handel mit seinen Widersachern geht mir peinlich nahe!"

„Was ist es also?" fragte sie energisch. „Siehst du, ich habe ein Recht, es zu wissen, da es mit unserm Schicksal zusammenhängt — also sprich, Leonhardt, und spanne mich nicht auf die Folter!"

Annies Wesen war viel klarer und reifer, als es noch vor wenigen Wochen gewesen. Der Umgang mit jenen ausgezeichneten Männern, deren Typus Breying ist, reift außerordentlich rasch.

„Gut, mein liebes Kind, ich werde reden!" erwiderte Leonhardt und nahm alle seine Diplomatie zusammen, die Operation rasch, glücklich und gründlich durchzuführen.

„Also siehst du — es heißt in der Schrift: ‚Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.' Bin ich falsch gegen dich, Annie?"

Sie lächelte.

„Aber," fuhr er fort, „die Klugheit der Welt habe ich mir leider im Kampfe mit der Welt erwerben müssen. Ich thue nichts Unrechtes, aber ich thue auch das Rechte und Gute zur rechten wohlgewählten Zeit und Stunde. Ginge ich jetzt zu Papa, wie mein Herz mich drängt, würde er mich vielleicht abweisen. Muß ich nicht, wenn ich dich liebe und nicht aufgeben will, suchen, den günstigen Augenblick zu erspähen, in dem es ihm ein Trost und eine Freude sein wird, mich kommen zu sehen? Ich baue und traue fest auf seine Ehrenhaftigkeit, allein seine Widersacher haben die Dinge so zu wenden gewußt, daß der Schein gegen ihn ist. Ich fürchte auch, ganz korrekt hat unser Papa nicht gehandelt, wenngleich ich meine, daß kein ehrlicher Mann ihm groß einen Vorwurf daraus machen wird."

„Was hat er denn gethan?" rief Annie in voller Angst.

„Ach, es ist ja eine Bagatelle und nur Splitterrichter können ihn deswegen verurteilen. Er hat sich mit der Stadt um einen alten Stein, den er für sein Eigentum hielt, herumprozessiert, und als er Unrecht bekam, vermutlich sich den Stein einfach von der Straße in sein Haus geholt!"

„Ach, unser alter Prellstein im Hofe?"

„Derselbe, Kind, und die Leute nennen das nun mit einem Schein des Rechts Entwendung!"

„Und er gehörte ihm nicht?"

„Nein, gehören that er ihm nicht!" gab zögernd Breying zu.

„Dann ist es ja aber auch ein ... Dann haben ja aber die Leute recht!"

„Ja, wenn man so scharf zusehen wollte, wären wir alle Diebe!"

Wie von glühendem Eisen getroffen, zuckte das Mädchen bei diesem Worte zusammen.

„Er hat uns immer gelehrt," stammelte sie, „auch nicht eine Stecknadel auf der Straße aufzunehmen und zu behalten, welche uns nicht gehört! Mein Vater ein . . ." Sie blickte scheu zur Seite.

„Ach, Herzenskind," tröstete Breying, „nimm doch die Sache nicht tragisch. Wir in unserer kühlen, klaren Zeit haben eine viel spitzere Rechtsempfindung, als die Herren jener alten Gemütlichkeitsära. Ein Gewaltstreich war's — kein Diebstahl. Und er hat der Stadt den Stein obenein nachträglich noch gut bezahlt. Ich würde nicht ebenso vorgegangen sein, wie unser guter, braver Papa

— ich hätte vorher der Stadt ein Kaufanerbieten gemacht, und sicher würde das angenommen worden sein. Aber er glaubte nun einmal im Rechte zu sein — sein Vater hatte den Stein gesetzt, er sollte ihm mir nichts, dir nichts genommen werden — da hat er ihn sich hereingeholt. Er hat ihn nicht kaufen mögen, denn das widerstrebte seinem Rechtsbewußtsein, da er ihn für sein Eigentum ansah — da machte er es, wie in früheren Jahrhunderten Brauch — er legte einfach die Hand drauf — und daß er die Stadt nachher entschädigte, war von seinem Standpunkte aus pure Gutmütigkeit. Hätte er appelliert, wäre ihm das Besitzrecht vielleicht zugesprochen worden — aber er that es nicht, er hat nie gern mit den Gerichten zu thun gehabt — so war der Stein nach dem ersten Erkenntnis thatsächlich das Eigentum der Stadt, und er durfte ihn nicht nehmen!"

„Und das beutet man jetzt gegen ihn aus?"

„Ja, mein Kind, Regungen derartiger Selbsthilfe versteht unsere Zeit eben einfach nicht mehr. Da heißt es gleich: Gestohlen! Nun machen sie ihm die Hölle heiß. Aber ich halte zu ihm" — sie drückte seine Hand — „ich halte ihm einen Trost bereit: wenn sie ihn genug gedrängt haben und es in ihrem maßlosen Haß wohl gar zu einer gerichtlichen Verurteilung haben kommen lassen, dann will ich vor ihn treten, ihn meiner unverbrüchlichen Anhänglichkeit versichern und erklären, daß ich es mir zur höchsten Ehre schätzen würde, wenn er mich unter die Zahl seiner Kinder aufnähme. In diesem Augenblicke wird er mir deine Hand nicht verweigern, du, mein teures Kleinod, mein Herzenslieb, und unser Glück wird auch sein Glück sein!"

„Leonhard!" rief Annie, in Thränen zu ihm auflächelnd. „Leonhard, wie edel und wie gut du bist!" Zugleich empfand sie als etwas Sicheres und Zufluchtgewährendes im Schwanken aller Verhältnisse seine überlegene Klugheit. „Es ist ja eine infame Spekulation auf meines armen Vaters Unglück, die uns unser Glück bringen soll!" würde sie noch vor wenigen Monaten ausgerufen haben — heute sah sie das, was ihrem Vater das Herz brechen konnte, vom Standpunkte ihres persönlichen Heils an und blieb verhältnismäßig kühl, nicht ganz kühl, aber doch empfand sie weniger Sorge um den alten Mann, als Unbehagen vor der Unehre, die der Familie — und dadurch auch ihr — drohte. Sie täuschte ja seit ihrer Bekanntschaft mit Breying die Ihren täglich und stündlich. Und was wir an dem Nächsten sündigen, das löst uns innerlich von ihm los, wirft uns auf uns selbst zurück, macht uns eng und klein, so daß oft unser Fall an sich nicht so schlimm ist, als seine Folgewirkung auf unser Gemüt.

Mit einer Empfindung von Triumph, die sein Selbstgefühl unendlich hob, sah Breying, daß auch hier sein Werk gelang. Das Mädchen war nicht mehr so sehr ihres Vaters Tochter, als seine Braut.

Die Zeit, die sie von Haus fortbleiben konnte, war um — sie schieden. Es war in der Nähe des Brandenburger Thors.

Wieder ging Annie die Linden hinunter — diesmal allein.

Und diesmal lastete etwas auf ihrem Gemüte.

Sie wußte nicht, was. Sie dachte, es sei die Furcht vor dem Unheil, das ihrem Hause drohte.

Aber es war etwas anderes. Es war ihr Gewissen, das sie getreten, und das ihr weh that.

Wie sie noch so ging, unterschied sie mit einemmale Breyings Schritt hinter sich, den leichten, festen, siegesgewissen. Wie von einem Alp erlöst, wendete sie sich um. Er war's — er hatte heute, was ihm noch nie begegnet, vergessen, die Zeit des Wiedersehens zu verabreden, war ihr deshalb nachgegangen. Ach welch strahlendes, tief glückliches Lächeln in des Mädchens Gesicht aufging, da sie ihn erblickte, wie feurig sie ihm die Hand entgegenstreckte. — „Leonhard," sagte sie in leisen, bebenden Lauten voll stürmischer Innigkeit, „wie froh bin ich, daß du noch einmal da bist — ich war so unglücklich — ach, wären wir doch hier allein, daß ich mich an deine Brust werfen könnte, du Lieber, du Starker, du Treuer. Ach Leonhard, versprich mir noch einmal, daß du mich nicht verlassen willst — meines Vaters wegen!"

Und ein seliges Lächeln ging auch in seinem Antlitz auf. Das hatte er ja gar nicht berechnet, gar nicht erwartet, daß ihm sein Geniestreich obenein noch eine solche Steigerung und Vereinigung ihrer Liebe

Digitized by Google

einbringen könnte. Gewiß, je geringer sie von ihrem Vater dachte, desto demütiger und fester mußte sie sich an ihren Verlobten schmiegen.

Und er nahm ihre Liebe, ihre Demut gnädig und gern an.

Wer sie so in diesem Augenblick mit den erregten, frohen Gesichtern eng nebeneinander die Linden heraufkommen sah, den eleganten Mann, das schöne Mädchen und sie zu ihm aufblicken sah, der beneidete gewiß dies herrliche Brautpaar um seine junge Liebe und um sein Glück.

Damit, daß Herr Graaf die Beleidigungsklage gegen den „Bezirks-Anzeiger für Berlin C." angestrengt, war ihm der Wahlsieg gesichert.

Selbst die Agitation seiner Gegner ließ nach — am Tage der Schlacht traten die Mannen des Fortschritts in gewohnter Geschlossenheit für ihn ein — Herr Graaf war Stadtverordneter.

Der Sühnetermin war fruchtlos verlaufen — der Tag der Gerichtsverhandlung kam heran.

Der Bezirksanzeiger hatte einen der geschicktesten jüngeren Verteidiger zu seiner Seite — der kleine Saal der betreffenden Abteilung in Moabit war in der für das Publikum bestimmten Abteilung so gefüllt, daß, wie der bezeichnende Berliner Ausdruck lautet, „kein Apfel zur Erde konnte", denn die Presse hatte aus der einfachen Beleidigungsklage einen „Sensationsprozeß" gemacht.

Doch wurde an diesem Tage die Neugier der Zuhörerschaft bitter getäuscht. Der Verteidiger trat den Beweis der Wahrheit an. Es wurde durch die Aussagen der ‚einwandfreien' Zeugen, Butterhändler Herr Guthmann und Butterhändler Herr Lapinsky, festgestellt, daß Herr Graaf den fraglichen Stein eines Abends zwischen zehn und ein Viertel auf 11 Uhr aus der Bude, die während der Kanalisationsarbeiten in der Straße vor dem Hause zur Aufbewahrung von allerlei Gerätschaften errichtet war, heraus geholt, in eigener Person in sein Haus getragen habe, und daß der Stein seitdem seinen Standort auf dem Hofe des Privatklägers gefunden. Das hatten sie beide, da das nächtliche Treiben ihres Hauswirtes ihnen auffiel, von dem Kellerfenster der damals noch Guthmannschen Butterhandlung aus beobachtet. Herr Lapinsky war gerade bei seinem Freunde zu Besuch anwesend und verließ das Haus erst, nachdem er dem in Rede stehenden Vorgange mit angewohnt.

„Was sagen Sie dazu?" fragte der vorsitzende Assessor Herrn Graaf, nachdem er die Zeugen hatte wegtreten lassen.

Jetzt kam der alte Herr zu Wort.

Er sah feierlich aus, ein Mann aus „Alt-Berlin", mit langem schwarzem Rock angethan, ein dickes schwarzseidenes Halstuch unter dem spitz hochstehenden, sogenannten Vatermörderkragen, die Hände in schwarzen Zwirnhandschuhen, den altmodischen Cylinder in der Rechten.

Mit einem festen Blick, so finster wie furchtlos faßte er den Vorsitzenden in's Auge und erklärte:

„Der Stein war mein. Mein Vater hatte ihn von seinem Gelde errichten lassen. Freilich hatte die Stadt einen Rechtsstreit gegen mich gewonnen, in dem ihr mein Eigenthum zuerkannt wurde. Doch hat das für mich nichts zu besagen. Als ich mein mir aberkanntes Eigentum wieder an mich nahm, hatte ich vorher mit dem inzwischen verstorbenen Stadtbaurat Mayer, meinem Freunde, über die Angelegenheit freundschaftlich verhandelt, und es hat mir derselbe den Rath wie die Erlaubnis erteilt, gegen Einsendung eines dem Wert entsprechenden Geldbetrages den Stein fortnehmen zu sollen. Am 13. Oktober jenes Jahres habe ich fünfzig Mark an die Stadthauptkasse dafür mittelst Postanweisung entrichtet, am Abend desselben Tages den Prellstein in mein Haus getragen! Und dort steht er seitdem auf dem Hofe, wo ihn jedermann sehen und wiedererkennen kann!"

„Warum haben Sie das, wenn Sie den Stein gekauft zu haben behaupten, in aller Heimlichkeit nach zehn Uhr vorgenommen?"

„Weil mein Freund Mayer mir gesagt hatte: ‚Zahlen Sie einfach den Betrag, nehmen Sie das Ding, machen Sie nur kein Aufhebens davon — nachher ist der lästige Besitzstreit aus der Welt und es kräht kein Hahn mehr danach!'"

„Und das sollen wir glauben?" bemerkte der anwesende Staatsanwalt mit halblauter Stimme zu seinem Nachbar.

Mit flammenden Augen wendete Graaf sich gegen den jungen Herrn:

„Ich pflege die Wahrheit zu reden, mein Herr!“ sagte er laut und hart.

Jener begnügte sich mit einem Aufwerfen des Kopfes.

„Entspricht denn das Ihren Lebensgewohnheiten, daß Sie selbst hinuntergingen, selbst den schweren Gegenstand forttrugen?“ fragte der Richter weiter.

„Ebenso wie ich selbst mit Axt und Hammer in meinem Hause hantiere, wenn ich einen Schaden wahrnehme, wie ich mir hin und wieder selbst meine Tapeten anklebe, wie ich leime, was mir in der Wirtschaft zerbricht, und in meiner Werkstatt selbst arbeite — so habe ich es nicht unter meiner Würde gehalten, hier selbst Hand anzulegen. Außerdem habe ich nicht gewollt, daß ein anderer darum wisse und habe nicht gewollt, daß einen andren etwa die Verantwortung für diese Handlung träfe!“

„Man sieht, Sie waren Ihres Rechtes doch nicht sicher!“ bemerkte der Vorsitzende. „Es ist nur Schade, daß der Baurat Mayer inzwischen verstorben ist. Wenn er Ihnen den Rat gegeben hat, den Stein auf jene durchaus unkorrekte Weise zu erwerben, so hat er Ihnen einen schlechten Rat gegeben. Er hatte, so viel ich ersehen kann, nicht das Recht, Ihnen den Stein zu verkaufen. Hatten Sie übrigens einen Zeugen bei Ihrer Unterredung mit dem genannten Herrn?“

„Nein!“

„Oder haben Sie sonst einen Beleg in Händen, daß die Stadt mit Ihnen ein Kaufgeschäft über den fraglichen Stein abgeschlossen hat?“

„Nein!“

„Haben Sie sonst noch etwas anzuführen?“

„Nein!“

Graaf trat zurück.

Der Richter beschloß, die Sache zu vertagen, um sich Einsicht in die Akten der Stadthauptkasse zu verschaffen, ob und unter welchem Titel die 50 Mark gebucht seien.

„Von welchem Tage ist Ihre Postquittung?“ fragte er Herrn Graaf noch einmal. „Wollen sie mir dieselbe 'mal zeigen?“ „Vom 13. Oktober, ganz recht!“ Und er machte eine flüchtige Bleistiftnotiz in die Akten.

„Hatten Sie auf den Abschnitt der Postanweisung Ihren Namen als den des Absenders oder sonst etwas vermerkt?“

„Meinen Namen nicht — nur die Worte: ‚Obiger Betrag für die Besitzansprüche, welche die Stadt an den Prellstein Heilige-Geist-Straße Nr. 7 c zu Unrecht erhoben hat!‘ Ich meine, damit blieb über die Persönlichkeit des Absenders kein Zweifel!“

Der Richter, der Protokollführer, die beiden Schöffen, auch diese jüngern Herren, schüttelten zu dem wunderlichen ‚Kaufgeschäft‘ Heinrich Graafs die Köpfe, hatten aber eigentlich nicht den Eindruck, einen ‚Dieb‘ vor sich zu haben. Glaubwürdig sah er ihnen auch aus, der schrullenhafte alte Mann, der sich durch ein jedenfalls nicht völlig korrektes Verhalten in einen so schlimmen Handel verwickelt sah. Hatte nun seinerzeit die Stadt das Geld im Sinne des Gebers angenommen und weggebucht, so kam er, ‚mit einem blauen Auge davon‘, dann hatte sie es stillschweigend als Kauf und Verkauf angesehen. Hatte sie damals aber nur wegen der Unbedeutendheit des Objekts von einer strafrechtlichen Verfolgung abgesehen — so stand es schlimm um Heinrich Graaf. Dann war er einer von den allen Gerichten bekannten „Männern mit dem Rechtsbewußtsein“, welche meist von ihrem ‚dunklen Drange‘ sich zu allerlei kohlhasischen Handlungen verleiten lassen. Dann war die Sache ein Diebstahl.

Der Richter ging zu der nächsten Strafsache über — Graaf konnte gehen und das Publikum durfte draußen auf dem Korridor seine Unbefriedigung über den so unsensationellen Expositionsakt des Gerichtsdramas auslüften.

Auf den alten Herrn hatte die einfache Verhandlung einen tiefen, folgenschweren Eindruck gemacht. Da drinnen hatte er stehen müssen, wie ein Angeklagter — da ging er nun und nimmermehr wieder hinein!

Draußen auf dem Gange wartete Johannes und wollte den Papa in Empfang nehmen.

Allein Graaf sah ihn nur mit einem steifen, fremden Blicke an, schob ihn mit einer langsamen, weitausholenden Armbewegung aus seinem Wege und schritt an ihm vorbei, wie an einem Unbekannten.

Johannes blickte ihm starr nach — wie schlicht pflegte der Vater sonst sich zu bewegen — hier lag in seinem Gange und seiner Haltung eine stolze protestierende Feierlichkeit.

Wie Johannes ihn so durch die banalen

Digitized by Google

Lieber Besuch. Nach dem G
(Aus der diesjährigen Internatio

Gemälde von Ferdinand Pacher.
malen Kunst-Ausstellung zu Berlin.)

Gruppen des modernen Gerichtslebens in seinem altmodischen Rocke davongehen sah, faßte sein Herz etwas an wie ein Krampf der Angst: „Alter Mann, alter Mann aus andrer Zeit — dich werden sie uns hier umbringen mit ihrem spitzen, scharfen Rechtsgefühl!“

Als sie zu Haus waren, fragte Johannes ihn: „Papa, warum hast du mich auf dem Gange nicht kennen wollen?“

Mit denselben großen, starren Augen, wie im Gerichtssaal blickte der Vater ihn an: „Mein Sohn“, sagte er mit einer gänzlich veränderten Stimme, „ich habe kein Unrecht gethan! Soll ich dennoch geächtet werden, so will ich es allein sein und Ihr sollt keinen Teil mehr an mir haben!“

Johannes erwiderte nichts, kein Wort. „Ich gehöre zu dir, Papa!“ dachte er und empfand es mit der ganzen Energie seiner unzersplitterten Gemütskraft, aber er sprach es nicht aus.

Der alte Herr freilich las es auf seinem Angesicht, auf dem jede Regung des braven Jungen sich unbewußt in völliger Lesbarkeit auszudrücken pflegte.

Er ergriff stumm seines Sohnes Hand, drückte sie und wandte sich ab, ein ungehörtes Schluchzen in seiner Brust, das seinen Atem zittern machte.

Das war alles. —

Am Nachmittage war Johannes bei dem alten Justizrat Riehm, dem langjährigen Sachwalter der Familie, der, wie das in alter Zeit üblich, zugleich für alle bedeutenderen Rechtshandlungen seiner Klienten freundschaftlicher Berater war.

„Die Sache liegt nicht gut, Johannes!“ sagte der Rat. Er duzte den jungen Mann, da er ihn seit dem Steckkissenalter kannte und hatte heraufwachsen sehen. „Papa hat mich leider damals nicht gefragt und das Ding schief angefaßt. Es war und war nicht sein Eigentum in dem Augenblicke, als er's nahm. Dolus der strafbaren Handlung, ja, ich habe die Wandlung der Zeit mitgemacht — vor fünfundzwanzig Jahren würde ich ihn als Richter in Papa's Handlungsweise nicht erkannt haben, wäre ich heut Richter, würde ich ihn doch vielleicht darin erkennen. ‚Er hat doch das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit seiner Handlung gehabt‘, argumentiert der Richter, ‚sonst würde er nicht das Aufsehen vermieden, die Nachtzeit gewählt und, wie er thörichterweise heut erklärt haben soll, die Verantwortung sich allein vorbehalten haben!‘“

Ärgerlich tippte der Justizrat auf den Bericht der Abendzeitung, welcher vor ihm lag und ungefähr eine volle Spalte einnahm.

„Am besten wär's, ihr nähmt einen recht gewiegten Verteidiger, so einen modernen jüngeren Mann, der ein tüchtiges Mundwerk hat, alle neuesten Definitionen und Kommentare kennt wie seine Tasche und vor dessen Suada die Herzen der Schöffen Wachs werden.“

„Papa wird sich von niemand verteidigen lassen, der ihn nicht durch und durch kennt und von der Makellosigkeit seines Charakters nicht überzeugt ist!“

„Ich verstehe, Kind!“ erwiderte der Rat nachdenklich. „Das geht auf mich. Nun, wir wollen sehen. Ich kann ja unter Umständen einen der jüngeren Kollegen mitheranziehen. Aber, lieber Junge, ich verspreche mir nicht viel Gutes. Wann will denn Papa 'mal herkommen, daß wir die Sache besprechen!“

„Ich fürchte, er wird überhaupt nicht zu Ihnen kommen. Er ist wie ausgewechselt, wortkarg und trotzt auf sein gutes Recht!“

„Unsinn! Wenn man schon einmal recht hat heutzutage, muß man doch alle nur erdenkbaren Mittel und jegliche Vorsicht anwenden, es zu schützen und zur Anerkennung zu bringen. Der Richter ist überbürdet. So ein junger Assessor soll seine vierzig Termine an einem Sitzungstag abarbeiten — da muß das Publikum selbst sein Möglichstes thun, sich zu wahren. Aber wir haben ja noch Zeit. Erst wird er jetzt mit seiner Klage abgewiesen werden. Dann wird die Anklage gegen ihn erhoben — also ich werde in ein paar Wochen 'mal zu Papa kommen und ihm den Kopf zurechtsetzen. Lassen wir ihn selber reden und handeln, so redet er sich um den Hals. Aber was ist mit dem Starrkopf anzufangen, wenn er sich im Recht glaubt? Schon damals in seinen Händeln mit dem Guthmann habe ich ihn nicht vor Thorheiten bewahren können!“

— — — — — — — — — —

Johannes saß am Abend mit sehr ernstem Gesicht bei Tisch.

Der Vater speiste schweigend.

Annie saß in voller Unbehaglichkeit —

seit Astas Hochzeit war sie wieder im Haus — fühlte den ganzen Druck des Schweigens der Männer auf sich lasten und dachte seufzend, wie schön es im Hause des Onkels gewesen war, wie schön an ihres heimlich Verlobten Seite draußen im Tiergarten.

Nach Tisch, als das Mädchen wieder in ihr Zimmer gegangen war, sah der alte Mann plötzlich seinen Sohn fest an und fragte:

„Du warst aus, Johannes. Wohl bei Riehm? Was sagt er?"

Johannes schaute trübselig auf und zog die Achseln mit jener Geberde hoch, welche deutlicher als Worte sagt:

„Nichts Gutes!"

„So, so!" machte der Papa und warf den Kopf auf, als meine er: „Ja, der fällt natürlich auch ab — was konnte ich auch sonst von ihm und den Menschen erwarten!"

„Er trug mir nur die dringende Bitte an dich auf," schloß Johannes, „du solltest ja nicht den geringsten Schritt irgend welcher Art in der Angelegenheit thun, ohne ihn vorher um Rat gefragt zu haben!"

„Will mit ihm nichts mehr zu thun haben!" stieß der alte Mann grimmig heraus. „Kann meine Geschäfte selber besorgen!"

„Er meinte, es sei nicht nur deine, sondern unsrer aller Angelegenheit, Papa!" fügte der Sohn mit schwerem Accent hinzu.

„Gewiß!" rief der Vater und aus seinen Augen kam Feuer, „das ist es ja gerade. Aber wer nicht mit voller Überzeugung für mich ist, für uns ist, der ist wider uns! Fort damit!"

Und er stand auf und ging hinaus.

— — — — — — — — — — —

Der unglückliche Alte war schlecht beraten. Er folgte seinem Zorn. Aufs Äußerste überrascht war Berlin ein paar Tage nach der Gerichtsverhandlung, als es bekannt wurde, daß Heinrich Graaf seine sämtlichen städtischen Ehrenämter Knall und Fall niedergelegt habe.

Natürlich ward dies im allerungünstigsten Sinne kommentiert: es war das für die Öffentlichkeit das volle Eingeständnis seiner Schuld — und er war verurteilt, ehe noch die Anklage gegen ihn erhoben worden war.

Bestürzt kam der Justizrat heran, sobald er es gelesen, und machte ihn auf die Bedeutung seines Schrittes aufmerksam.

„Mir gleich, was sie denken und reden!" war Graafs verbissene Antwort. „Neulich, als ich wie ein Schurke vor dem Richter stand und mich verhören lassen mußte, ist es mir klar geworden, daß ich in dieser neuen Zeit nichts, absolut nichts mehr zu thun und zu suchen habe. Und so will ich auch keine Gemeinschaft mehr mit ihr haben. Ich *bin* kein Dieb — hier" und er that einen heftigen Faustschlag auf seinen alten Brustkasten, so daß dieser erdröhnte, „hier weiß ich es ganz genau, daß ich nicht gestohlen habe. Aber die Menschen wollen mich zum Spitzbuben machen und da zerschneide ich ein für alle mal das Tischtuch zwischen mir und ihnen. Glaubt, was ihr wollt. Thut, was ihr wollt. Ich weiß, wer ich bin und ihr könnt mir den Buckel hinaufkriechen!"

„Danke für die freundliche Erlaubnis," erwiderte Riehm ärgerlich — „na, ich komme gelegentlich wieder mit heran, Graaf, wenn Sie in besserer Laune sind!"

— — — — — — — — — —

Auch der Onkel Kommerzienrat war nach der Stadt gekommen, um mit seinem Bruder Rücksprache zu nehmen. Aber auch ihn hatte Heinrich Graaf nicht angehört, nicht einmal vorgelassen.

„Er will mir nur den Kopf zurechtsetzen, Johannes," hatte der alte Mann gesagt, „geh' und teile ihm mit, daß ich eben die Wohnung verlassen habe," hatte, um seinen Sohn nicht lügen zu machen, den Hut aufgesetzt und war über die Hintertreppe hinuntergegangen.

Johannes widersprach ihm nicht, ließ ihn gewähren — er fühlte, daß ein Widerstand den Vater nur noch tiefer in seine unheilvollen Ideen und Entschließungen hineintreiben würde.

Und es war dem alten Manne eine große Wohlthat, den braven Jungen bedingungslos und still an seiner Seite zu wissen.

— — — — — — — — — —

Am Vormittag nach dem Besuche Eberhard Graafs in der Heiligengeiststraße ging Johannes einen trüben Weg nach des Onkels Behausung.

Der Kommerzienrat war noch nicht für seine Empfangsstunde gerüstet — Johannes begab sich zu Fritzi in den Garten.

Das Mädchen war hübscher und größer

Digitized by Google

geworden, als man hätte erwarten sollen. Ihre Augen waren voll unruhigen Feuers und geschickt, jeden Ausdruck, den sie ihnen geben wollte, so glaubhaft wie anmutend anzunehmen — sie mochte oft vor dem Spiegel Studien mit ihnen angestellt haben.

Ihr junger Körper machte den Eindruck elastischster Kraft und Geschicklichkeit — ihre Farbe war matt-rosig, als flösse ein Blut ebenso vornehm wie gesund durch ihre Wangen.

Sie war physisch für Johannes das Ideal einer jugendlichen Frauengestalt. Und daß sie ihn sonst noch nicht herb enttäuscht, kam daher, daß sie bisher geschickt mit ihm Komödie gespielt, sich seiner Eigenart angeschmiegt, gerade wie eine Katze ihren Buckel nach der Hand krümmt, welche sie streichelt.

Sie grüßte ihn herzlich und nahm höchst sittsam auf einer Bank Platz.

Er blieb vor ihr stehen und schien nach Worten zu suchen.

Mit reizendem Lächeln fragte sie endlich, ob dies nicht ein entzückender Herbstmorgen sei? Ob man nicht glauben könne, im Frühling zu sein?

„Fritzi, ich komme Abschied zu nehmen!" erwiderte er und schien ihre Frage zu überhören.

Sie neigte den Kopf, sah erstaunt und betrübt aus.

„Warum? Gehst du aus Berlin, Johannes?"

„Nein, das nicht! Aber Papas und meine eigenen Angelegenheiten werden mich die nächste Zeit so sehr in Anspruch nehmen, daß ich den Fuß nicht werde über die Schwelle setzen können, es sei denn zu Gängen ernstester Pflichterfüllung. Da möchte ich nicht gern einen Irrtum aufkommen lassen über die Beweggründe, welche mich von allen Freunden und Verwandten fern halten werden, solange nicht die Zukunft wieder klar vor mir liegt!"

„Oh!" sagte Fritzi und schob ihr Kleid mit der Linken zusammen, mit einer Bewegung, als mache sie ihm einen Platz neben ihr frei.

Ihr Bedauern war aufrichtig — sie verlor ihren ersten Anbeter.

Johannes stand und erwartete mehr.

Sagen mochte er nicht mehr; und es war auch der jungen Dame so genug gewesen, um sich zu entscheiden.

Da sie nicht sprach, meisterte er seine Erregung und fuhr fort:

„Meine liebe Fritzi, ich werde in diesen Tagen mein Examen, wie ich hoffe, bestehen!"

„Das wünsche ich dir von ganzem Herzen!" sagte sie, da er sich unterbrach. Ihre Stimme klang warm, aber sie zeichnete dabei mit der Spitze ihres Sonnenschirmes Figuren in den Kies.

„Ich hatte gehofft, daß ich nach bestandenem Examen — —"

Wieder stockte er.

„Nun, was hattest du gehofft?" fragte sie in unnachahmlich zerstreutem Tone.

Seine Augenbrauen zogen sich zusammen.

„Du hast es nicht geahnt, Fritzi?"

„Nein, lieber Vetter, ich habe nichts geahnt; sage es mir doch!" So melodisch, so weich, ein wenig spielend — ihm war bei ihren Worten, als sähe er ein junges Kätzchen zierlich mit einem Knäuel spielen. Das Knäuel war sein Herz, und das Spiel des Kätzchens gefiel ihm nicht.

„Nichts habe ich gehofft!" stieß er heraus.

„Oh!" sagte sie bedauernd — aber weiter nichts, als dieses langgezogene „Oh", bei dem sie fortfuhr, im Sande zu zeichnen.

Wieder eine Pause, die diesmal peinlich wurde.

Johannes hatte eine Empfindung, als lege sich ein Centnerstein auf seine Brust, als verfinstere sich der sonnige Garten.

„Also wirklich — du willst deine Besuche bei uns einstweilen einstellen?" fuhr Fritzi nun fort. „Und ich hatte doch gehofft, daß ich diesen Winter bisweilen mit dir tanzen, öfter mit dir Schlittschuh laufen würde — — —"

„Es thut mir unendlich leid, liebe Fritzi, daß daraus nun nichts werden wird!" erwiderte er bitter. „Weißt du, es gibt so viel Ernsthaftes auf der Welt — — — —"

Ein leises Ächzen kam aus seiner Brust, schnitt ihm das Wort ab.

„Ach ja," wiederholte sie, „es gibt so viel Ernsthaftes auf der Welt!"

Ihm war beinahe, als kopiere sie den Ton seiner Stimme.

Dann schien ihr das Spiel doch leid zu thun, das sie mit ihm trieb.

„Johannes!“ sagte sie, plötzlich zu ihm aufblickend.

Welcher Blick, wie tief bedeutungsvoll, von allerlei Regungen beseelt, welche auch ihre festen, gesunden Nüstern erzittern, ihre rosigen Lippen sich in etwas reizend Erwartungsvollem halb öffnen ließen.

Er hatte sich in ihr getäuscht — seine Augen glänzten plötzlich mächtig auf — und die Blitze, welche auf sie sprühten, schien sie aufzufangen, in Feuer und Verheißung getaucht, zurückzuwerfen.

Ihm ward sonderbar zu Mut — dieser reizvolle Blicketausch riß ihn fort — erregte aber gleichzeitig in ihm etwas wie Widerstand und Unwillen.

„Willst du mir treu bleiben während der schweren Zeit, Fritzi?“ fragte er plötzlich — vielleicht zum erstenmale in seinem Leben eine Frage, die er ohne Überlegung, in heißem Impulse, that und sofort — bereute.

Denn statt aller Antwort senkte sie nur den Kopf, lächelte und riß mit der Schirmspitze einen Kreis um sich durch den Kies, daß Sand und Steinchen nach allen Seiten spritzten, einen Kreis, der sie wie mit Wall und Graben gegen ihn abschloß.

Dies Lächeln verstand er vollkommen — es war *nur* das Lächeln befriedigter Eitelkeit darüber, daß sie aus ihm so etwas wie ein Geständnis herausgebracht, daß sie mit ein paar Blicken vermocht, ihm den Grund seiner Seele in Leidenschaft aufzuregen.

„Und wenn du es selbst wolltest,“ setzte er rasch hinzu, ganz Stolz, Unwille und Abwehr, „so dürfte ich es doch nicht annehmen — nein, ich und mein Vater, wir müssen und wir *wollen* allein sein bei dem, was bevorsteht. Lebe wohl, Fritzi! Spiele mit andern!“

Er wandte sich ab und ging davon.

Noch hatte er nicht zwei Schritte gethan, da war sie neben ihm und hing sich an seinen Arm.

Wollte er sie nicht rauh abschütteln, so mußte er sie gewähren lassen.

„Zürne mir nicht, Johannes,“ bat sie, „gehe nicht so zornig fort!“

Er erwiderte nichts, blieb auch nicht stehen — sie ließ seinen Arm nicht los, schmiegte sich mit der Schulter gegen ihn und sah mit unschuldvoll betrübten Augen zu ihm auf. Es war die erste „Scene“, welche sie in ihrem jungen Leben erlebte, sie durfte noch nicht zu Ende sein — es war so eine reizende Erregung, und sie fühlte in ihrem Oberkörper, wie seine Brust bald zuckte, bald unter tiefen Atemzügen sich mächtig dehnte — reizvoll, reizvoll, das zu fühlen!

Aber es dauerte nicht lange.

„Ich will nun deinem Papa ‚Guten Morgen‘ sagen,“ bemerkte er völlig kühl. „Ich denke, der Onkel wird jetzt bereits im stande sein, mich zu empfangen. Willst du dich in dieser Weise bis zu ihm mitschleppen lassen?“

Augenblicklich gab sie ihn frei.

„Mitschleppen — welch vulgärer Ausdruck!“ sagte sie und warf die Lippen auf, blieb dabei ein wenig zurück.

Er ging weiter, ohne sich nach ihr umzuwenden.

„Johannes!“ schrie sie plötzlich auf, und er blieb nun doch stehen, bog unwillig den Kopf zurück und fragte über die Achsel:

„Nun was?“

Denn diesmal hatte es ihm geschienen, als klänge ein Ton echter Angst aus ihrem Ruf.

„Johannes,“ sie kam mit flehentlich ineinander gedrückten Händen rasch gegen ihn heran, „es war ja alles Scherz — jetzt erst, mein lieber Johannes, weiß ich, was...“

Mit bittenden Blicken in sein Gesicht verstummte sie und schien zu erröten.

Man macht es, indem man den Atem anhält und mit der Muskulatur des Brustkorbes einen Druck auf diesen übt.

Der ehrliche Junge stand und sah sie prüfend an.

„Mir war es nicht Scherz!“ meinte er nachdrücklich.

„Aber mir! Alles! Alles, lieber Vetter!“ Ihre Augen strahlten förmlich auf, weil ihr der Streich gelungen, der sie rächen sollte. „In zwei Jahren kann ich heiraten, und da bist du Regierungsbaumeister — ich werde einen Regierungsbaumeister heiraten! Und den Sohn von Heinrich Graaf! Meinst du, ich lese keine Zeitungen? Lese nicht den Prozeß Graaf?“

Wie ein Pfeil war sie vor seinen flammenden Augen davongeschnellt — er hörte ihr Lachen aus der Ferne, wendete sich langsam um und ging zum Garten hinaus, ohne nach dem Onkel zu sehen.

„Es ist gut," wiederholte er sich einmal über das andere, als er die Tiergartenstraße hinunterwandelte, „daß dies sich heute ereignet hat und nicht einige Jahre später."

Sein Selbstbewußtsein verringerte sich ungemein auf diesem Wege — er kam sich außerordentlich thöricht und unerfahren vor, weil er sich von diesem Mädchen ein paar Monate lang hatte täuschen lassen können.

Er sagte sich nicht, daß es dem Geringeren immer ein leichtes ist, den Besseren zu täuschen.

17. Kapitel.

Minima non curat praetor — den Diebstahl einer Stecknadel verfolgt der Richter nicht.

Man kann in Preußen diesen Satz nicht wandeln: minima non curat quaestor — mit Pfennigen rechnet der Finanzminister nicht — man entsinnt sich des Schnupftabaks, welcher für den Generalfeldmarschall Moltke angeschafft worden war, sich mit drei Pfennigen in den Rechnungen fand und von den Catonen des Oberrechnungshofes in Potsdam beanstandet wurde.

Die Stadt Berlin darf sich schmeicheln, einen der wohlgeordnetesten und bestbalanciertesten Haushalte der Welt zu besitzen — aber über den entwendeten Prellstein fand sich gleichwohl nirgendwo in den betreffenden Listen und Büchern ein Vermerk.

Die 50 Mark waren richtig eingegangen und gebucht — bei den Akten war auch der Postanweisungsabschnitt mit Heinrich Graafs wunderlicher Bemerkung eingeklebt — es ließ sich in keiner Weise feststellen, ob damals die Stadt mit dem alten Herrn einen Kauf geschlossen oder nur den Eigentumsfrevel großmütig hatte hingehen lassen und die fünfzig Mark als Zeichen der Reue des Entwenders angenommen.

Der betreffende Kassenbeamte war längst in einem andern Verwaltungszweige beschäftigt, entsann sich nicht mehr — der Beamte aber, welcher den Fall bei Prüfung der Akten hätte monieren müssen, war gestorben, wie der Baurat Meyer. Sein Nachfolger im Amt erklärte, daß er wahrscheinlich an Stelle des Gestorbenen die Sache nicht auf sich hätte beruhen lassen.

Der Richter argumentierte nun so: Der Diebstahl war in dem Augenblicke vollkommen begangen, war konsumiert, als Graaf den Stein am Abend in sein Haus trug. Damit war die That vollendet und abgeschlossen. Da die Stadt aber erst am nächsten Morgen das Geld hatte in Empfang nehmen können, wie Graaf aus seiner Kenntnis der postalischen Einrichtungen klar sein mußte, so konnte die Stadt ihre Anschauung über das Eigentumsrecht des Steins am Abend, während die That geschah, noch nicht modifiziert haben. Damals also hatte sie ihr Recht an demselben noch nicht aufgegeben, folglich war sie noch die Eigentümerin desselben, gleichgültig, ob sie den Handel am nächsten Tage billigte oder nicht. Somit hatte Graaf gestohlen, und die Beleidigungsklage gegen den Bezirksanzeiger ward abgewiesen — der Staatsanwalt, welcher wieder während der Sitzung anwesend gewesen, erklärte sogar im Privatgespräch, daß er nun seinerseits die Verfolgung des Diebstahls in die Hand nehmen würde.

Noch einmal war an diesem Tage Heinrich Graaf nach Moabit hinausgegangen, um dem Termine beizuwohnen — er hatte die stille Hoffnung gehegt, Recht zu behalten.

Als diese Hoffnung getäuscht war, war sein Vertrauen in die preußische Justiz völlig erschüttert.

„Von diesen Richtern nehme ich kein Recht mehr an!" erklärte er in verbissenem Groll. „Sie richten nach dem Buchstaben, nicht nach dem Geist. Und sollte ich mich von Haus und Heimat trennen müssen und mein Vaterland verlassen — ich will mit der „preußischen Justiz" nichts mehr zu thun haben — ich unterwerfe mich ihren Aussprüchen nicht!"

In dem alten Mann steckte gut altbrandenburgisches Rebellenblut — schade, daß unser Jahrhundert für solche Anwandlungen so wenig Verständnis hat.

Als er heimkam, fand er einen Rohrpostbrief von unbekannter Hand vor, der in Moabit aufgegeben war.

Graaf öffnete das Kouvert mit Mißbehagen — der Inhalt war nicht angethan, seine Erregung zu beschwichtigen. Er lautete:

„Geehrter Herr Graaf!

In dem heutigen Urteil, welches Sie zum Diebe stempelt, wollen Sie unseren Dank für alles, was Sie uns Gutes gethan, erkennen!

Wenn Sie wissen wollen, wer uns bei unserem Vergeltungswerke treulich beigestan-

den, indem er uns an die rechte Schmiede wies, so fragen Sie Ihr Fräulein Tochter, welche mit dem Herrn Unter den Linden spazieren geht, wie Braut und Bräutigam.

Wir denken, Ihnen einen Freundschaftsdienst zu leisten, indem wir Sie auf dies Vorkommnis aufmerksam machen und grüßen Sie

hochachtungsvoll (!) und ergebenst
Butter & Käse."

„Guthmann und Lapinsky!" murmelte der alte Mann, und ein grelles Lachen erleuchtete sein Gesicht. „Da, Schöffen, Richter, Publikum, Parteien — da habt ihr die edlen Seelen, die euch handeln gemacht haben, die euch inspiriert haben. Die ganze große Aktion, welche Berlin in Atem hält — nichts, nichts steckt dahinter, als der gemeine Rachedurst zweier Schurken! Ein Witz! Ob die Weltgeschichte auch solche Witze macht?"

Dann saß er lange stumm vor seinem Schreibpult und grübelte.

„Schurken! Und wer soll sie vor die rechte Schmiede gewiesen haben? Es ist unwürdig, sich darüber den Kopf zu zerbrechen."

Er zerriß den Brief und warf ihn in den Papierkorb.

Er glaubte es ja nicht — aber fragen konnte er sie doch, ob sie mit einem Herrn Unter den Linden gegangen.

Wie er in ihr Zimmer kam, stand sie und sah sinnend in den Hof hinunter, hatte keine Arbeit vor, that offenbar gar nichts. Und ihre Haltung hatte etwas Träumerisch-Schlaffes, was dem Vater auffiel.

„Anna", redete er sie an — die spielende Form Annie verlor ihr Recht in dieser ernsten Zeit — „bist du letzthin einmal Unter den Linden spazieren gegangen?"

Sie wendete sich betreten bei den harten Lauten seiner Stimme um. Ihr befangener Blick suchte im Gesicht des Vaters zu lesen.

„Ja," erwiderte sie dann mit gemachter Natürlichkeit, „täglich, Papa, wenn ich in die englische Konversationsstunde gehe!"

Ihr leichter Ton gefiel ihm nicht.

„Allein?" fragte er mit scharfem Blick in ihre Augen.

Sie ward über und über rot.

„Ja, allein!" sagte sie, aber sie brachte es in einem plötzlichen Anfluge von Heiserkeit heraus.

„Du lügst!" fuhr er auf. „Gesteh, auf der Stelle, mit wem du heimliche Spaziergänge machst!"

Seine großen dunklen Augen flammten herrisch auf sie nieder.

Bei dem Worte ‚Lüge' wich die Röte aus ihren Wangen, machte einer tiefen Blässe Platz, sie richtete sich unwillkürlich hoch auf und blickte ihm mit trotzigen, leidenschaftlichen Augen in das Gesicht.

„Nun, ich will nicht lügen!" erwiderte sie. „Das sollst du mir nicht vorwerfen! Ich kann alles gestehen, was ich thue. Es war mit Graf Breying. Und er will kommen, bei dir um mich anzuhalten!"

„So weit seid ihr? Hinter meinem Rücken?"

„Vor deinen Augen, Papa — er ist alle Sonntage unser Gast — du hättest es wohl sehen müssen, daß er sich um mich bemühte!"

Welche Sprache sie gegen ihn führte. Er fühlte, durch die Ereignisse der letzten Wochen war seine väterliche Autorität über das Mädchen ins Wanken gekommen. Das konnte nur den einen Sinn haben: ‚Sie hielt nicht zu ihm, wie Johannes — sie war abgefallen!'

„Was soll das heißen", rief er in äußerster Gereiztheit, „‚Ich kann alles gestehen, was ich thue' und, ‚du hättest es wohl sehen müssen'". Und wie trittst du gegen mich auf? Ich verstehe, du spielst auf die Machinationen an, welche elende Menschen gegen mich ins Werk gesetzt haben! du stellst dich, wie es scheint, auf die Seite dieser Schurken! Du glaubst, damit gegen mich auftrumpfen zu können. Warte, Anna, ich will es dir gleich sagen, was ich darüber denke! Du sollst sofort sehen, welchen Sinn die Sache für dich hat. Du bist mein Kind — niemand wird dir einen andren Namen und andre Eltern geben — meine Ehre ist deine Ehre, meine Unehre ist deine Unehre. Was sie deinem Vater anthun, habe ich und Johannes dir nicht gesagt und die Zeitungen haben wir dir vorenthalten. Wenn du es doch erfahren hast, so wisse, daß sie dir dasselbe anthun. Und wenn du ein Herz im Leibe hättest, würdest du dich nicht jetzt, *jetzt*, in elende Liebeleien einlassen. Was Graaf heißt, das gehört in dieser Not zusammen — ich, du, dein Bruder. Und wer nicht zu mir hält, der betrachtet mich für

einen ‚Dieb'." Dies Wort brüllte er im höchsten Affekt heraus. „Für einen Dieb, hörst du, Mädchen? Keinem Manne werde ich deine Hand bewilligen, solange ich nicht wieder im vollen Glanze meines ehrlichen Namens dastehe, wie zuvor, denn niemand liebt ein Kind so, wie seine Eltern thun. Der Mann vergöttert dich heut, und in fünf Jahren schilt er dich, wenn er sich an dir ärgert: ‚Als ich dich geheiratet habe, da nannte man deinen Vater in ganz Berlin einen Spitzbuben!' Pfui, daß du selbst nicht so viel Stolz hast, alle Bewerbung, die jetzt dir naht, hochmütig zurückzuweisen mit den Worten: ‚Wartet, bis unsres Hauses Geschick sich gewendet hat!' Aber wer weiß, ob du nicht schon alles kaltblütig überlegt hast und deine Wahl getroffen zwischen deinem Vater und dem andren!"

Er hielt inne, als erwarte er von ihr einen Widerspruch, eine Versicherung, sie sei vor allem sein Kind.

Sie schwieg.

„Nun," schrie er wild auf, „heraus mit der Sprache! Hast du schon gewählt zwischen mir und Breying? Ja oder Nein? Du hast vorhin gelogen, lüge jetzt nicht wieder!"

Annie begann zu weinen.

„Du hast kein Recht, Papa," gab sie sanft zurück, „alle Dinge, auch meine persönlichsten, nur von deinem Prozeß aus zu betrachten!"

Der Vorwurf traf.

Graaf wurde plötzlich ruhiger. Er fühlte, was ihn so außer sich gebracht, war die Entdeckung, die er gemacht, sie sei ohne sein Wissen gerade jetzt eine Beziehung zu einem fremden Manne eingegangen, war der Mangel an Teilnahme für sein Leid, der darin lag. War sie zur Eheloſigkeit verdammt, weil er sich in einen schlimmen Handel verwickelt? Nein, aber ihr Herz war mit etwas andrem erfüllt, als sein's — das hätte nicht sein dürfen! das trennte sie von ihm.

„Schön, geh deine eignen Wege!" sagte er mit zuckenden Lippen. „Nimm, wen du willst. Du willst ja mit deinem Vater nichts mehr zu schaffen haben!"

Wieder erwartete er ihren Widerspruch, ihre Versicherung kindlicher Liebe.

Und wieder blieb sie die Antwort schuldig.

Aber nein! Und die Antwort, die sie gab, schnitt ihm das Herz entzwei. Ihr Gesicht klärte sich plötzlich auf, ihre Augen begannen zu strahlen — sie hörte nur die Zustimmung zu ihrer Wahl aus seinen Worten der Verzweiflung heraus.

„Papa — ich darf?" rief sie, rasch und freudig auf ihn zutretend.

Das war zuviel für ihn.

Er reckte mit grimmiger Geberde stumm vor Zorn die Faust gegen sie auf, daß sie betreten zurückwich.

„Halt mich nicht für verrückt!" brach er aus, als er ihre Furcht und ihre Befremdung sah. „Ich bin bloß ein Spitzbube — dein Vater ist bloß ein Dieb! Mädchen, Tochter eines Diebes, kein braver Mann kann und wird dich je heiraten! Und wer es doch thut, ist ein Lump und ein Spekulant!"

„Das ist er nicht! das ist Leonhardt Breying nicht!" Mit hartem, kreidebleichem Gesicht stand sie da und hob die Rechte, wie zur Beteuerung. „Er ist der einzige, der an dich glaubt, dich liebt und ehrt, wie ich!"

„Glaube, wer das mag!" gab der Vater hastig zurück, „ich kenne die Menschen! Dich kann er mit honigsüßen Worten bethören, mich nicht. Meinen Geldbeutel will er heiraten. Den liebt er! Verflucht sei der Tag, an dem er zuerst über meine Schwelle kam. Wähle, Mädchen. Wähle zwischen ihm und mir!"

Es war völlig unsinnig, daß er sie vor diese Wahl stellte. Aber seine Erregung riß ihn fort. Er hatte längst im Wirbel der letzten Ereignisse Gerechtigkeit und Mäßigung vergessen, fühlte nur das Unrecht, das man ihm anthat.

„Ich will meinen Vater behalten," rief sie und brach in heftiges Schluchzen aus, „und will meinen Verlobten behalten!"

„Schön," sagte er plötzlich kalt, aber mit zusammengebissenen Zähnen. „Schön! Du hast dich entschieden. Du willst ihn behalten. Nun, so behalte ihn! Sei glücklich mit ihm! Aber geh mir aus den Augen. Ich will dich nicht mehr sehen. Geh zum Onkel. Laß mich und mein Unglück allein. Wer nicht für mich ist, wer in dem Elend, das uns getroffen hat, Herz hat, sich zu verlieben und verloben, gehört nicht mehr zu uns. Du packst auf der Stelle deine Sachen — verlässest auf der Stelle mein Haus. Ich habe keine Tochter mehr. Setze dich hin, schreib deinem Onkel! Da hast

du dich ja immer wohler gefühlt, als unter meinem Dach. So geh für immer dahin. Ich werde es ja nicht mehr lange machen, dann bist du ein unabhängiges, reiches Mädchen und hast dein Thun und Lassen."

Da lag Annie mit einem Male zu seinen Füßen, hob die bittenden Hände und das thränenüberströmte Gesicht zu ihm auf.

„Fort!" knirschte er und stieß mit beiden gehobenen Fäusten nach ihr, die dünnen alten Lippen von den gelben Zähnen ziehend, — und scheu sprang sie auf, floh vor ihm zurück bis an ihr Bett, an dem sie in die Knie brach, in das sie ihr nasses Gesicht wühlte, schluchzend und zitternd am ganzen Körper.

Einen Augenblick starrte er mit höhnischer Grimasse auf das knieende Mädchen — dann lief er aus dem Zimmer, die Thür wild hinter sich zuwerfend.

Ach, so lange hatte er geschwiegen, hatte seinen Grimm und seinen Gram in sich gefressen, die Lippen zusammengebissen, nur hie und da ein Wort über sie gehen lassen — jetzt war es endlich dazu gekommen, er wußte nicht wie, daß er sich einmal Luft machte, alle Verzweiflung, allen Zorn ausschüttete — es war am unrechten Orte geschehen, er hatte es alles über sein Kind ausgeschüttet — saß nun wie vernichtet in seinem Rohrstuhl an seinem alten Pult — ächzte stumm, daß er den letzten Menschen von sich gestoßen, den er außer Johannes noch besaß — preßte die Fäuste auf seinen Mund, wankte mit dem Oberkörper nach vorn und nach hinten, und fühlte in gräulicher, herzzerreißender Freude, daß nur noch eine Brücke ihn mit der Menschheit verband — sein Sohn. Und es drückte ihn fast in der Erregung dieses Augenblicks, daß er diese noch nicht abgebrochen.

Johannes war nicht zu Haus, hatte nichts von der Scene erlebt; und es war ein Glück, daß er nicht jetzt gerade heimkam — denn der alte Mann hätte nicht gewußt, was er thäte, wäre der Jüngling ihm nunmehr unter die Augen getreten.

Als er eine Zeitlang so gesessen, zog er seine Schlüssel aus der Tasche, nahm Geld aus dem Geheimfache des Sekretärs, versuchte im Kopfe auszurechnen, wie viel er zu seinem Vorhaben gebrauchte, brachte es aber ohne Feder und Papier nicht heraus.

Als die Rechnung stimmte und er das Fach wieder hatte in seine Feder springen lassen, ging er hinüber in die Werkstätte und gebot Feierabend.

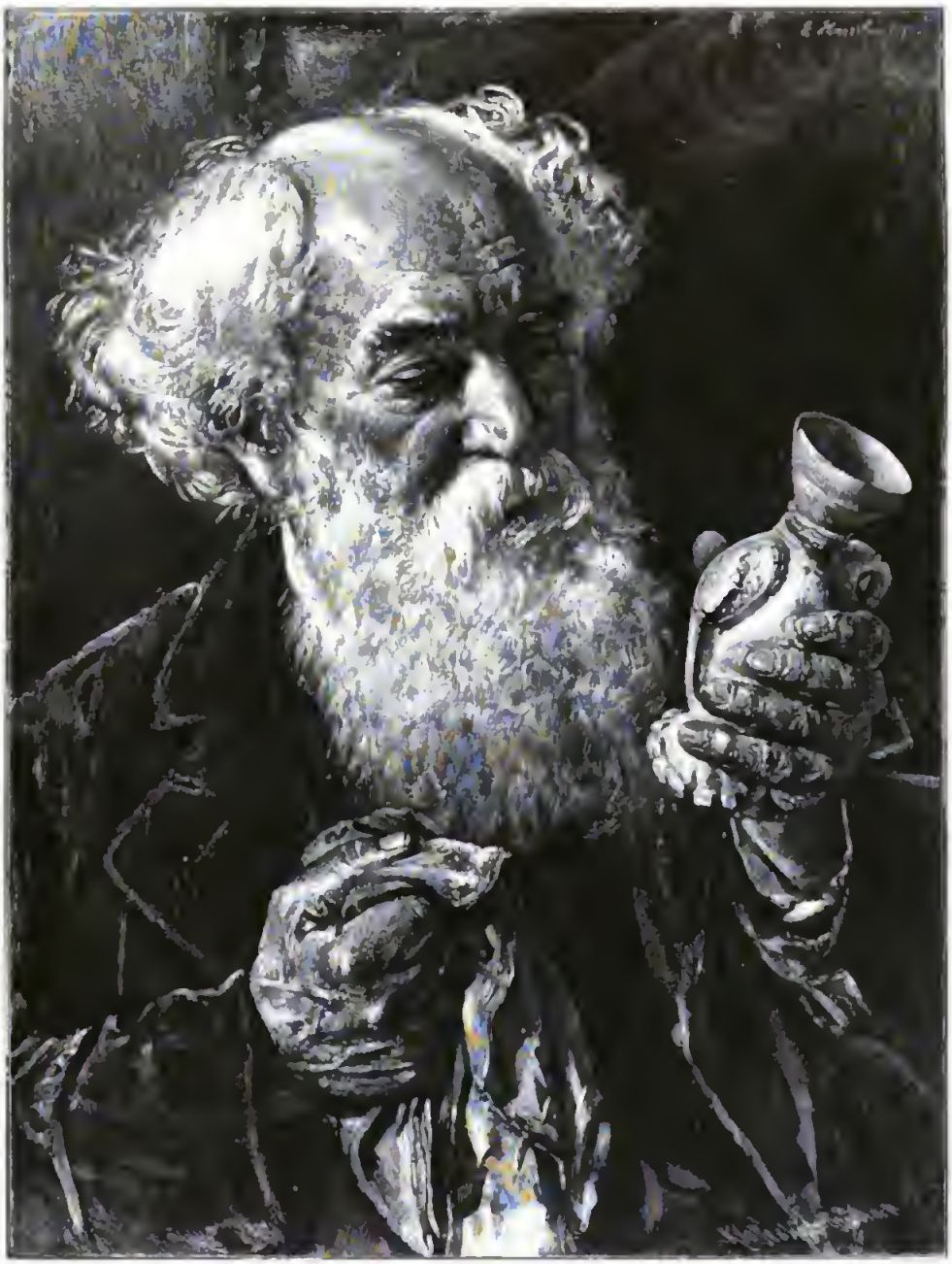
Der Werkführer mußte die Arbeiter aus den drei Stockwerken des Seitenflügels, in welchen die Feilen und Zwickelsägen raspelten, die Fräsmaschinen gingen und das alte Durchstoßeisen noch in Thätigkeit war, zusammenrufen, und als die Leute um den Herrn herumstanden, hieß es, die Werkstätte müsse geschlossen werden.

„Ihr wißt alle, was geschehen," sagte Heinrich Graaf, „es ist mir seit heute Morgen keine Ehre mehr, mich als preußischen Staatsbürger zu betrachten, ein arbeitendes mitthätiges Glied dieses Gemeinwesens zu sein. Ich scheide aus dem Gewerk. In kurzer Zeit werde ich wegen eines gemeinen Diebstahls verurteilt und in das Gefängnis gesteckt werden. Einen solchen Arbeitsherrn sollt ihr, ehrliche Arbeiter, nicht haben. Der Betrieb ist zu Ende. Es ist Feierabend. Ihr seid alle gekündigt. Euer Lohn für die abgelaufene Arbeitswoche und auf sechs fernere darüber hinaus werde ich euch sofort auszahlen. Seht euch nach anderweitiger Arbeit um. Wer heute über sechs Wochen noch keine gefunden, komme wieder zu mir — ich will ihn dann weiter unterstützen. Ihr habt alle stets treu zu mir gestanden, solange ihr mich für einen ehrlichen Mann hieltet — ich danke euch dafür und möge es euch gut gehen. Wir haben zusammen Tüchtiges geleistet, das wird euch allenthalben Empfehlung sein. Aber es würde über kurz oder lang doch niemand mehr von mir Ware beziehen mögen. Darum höre ich lieber ohne weitere Kränkungen selbst auf. Noch einmal, Jungens, laßt 's euch gut gehen! Friedländer," er wandte sich zu dem Werkführer, „da hast du das Geld, zahle sie aus, wie ich es eben bestimmt habe. Es ist in Ordnung — ich hab' es selbst nachgezählt! Adieu!"

Damit wandte er sich rasch ab und lief hinaus. Er wollte nicht sehen lassen, daß er die Thränen in den Augen hatte.

Als nachher der Werkmeister zu ihm kam, um ihm den Dank der Arbeiter zu sagen — gern hätten sie noch einzeln von ihrem alten Herrn Abschied genommen — da stellte ihm Heinrich Graaf frei, sich von den vorhandenen Maschinen, Arbeitsmitteln

Digitized by Google



Der Sammler. Nach einer Aquarelle von E. Henſeler.
(Aus der dieſjährigen Internationalen Kunſt-Ausſtellung zu Berlin.)

und Rohmaterialien so viel zu nehmen, als genügte, um einen selbständigen kleinen Betrieb zu beginnen. Und obenein gab er dem Manne, der gegen sieben Jahre in seinem Dienst gestanden, eine Summe, welche ihm helfen sollte, sich zu etablieren. Mit vielem Dank und in ehrlicher Rührung ging der so sorglich Belohnte davon.

„Alle diese werden nicht schlecht von mir denken," sagte sich Graaf, „solange wenigstens, wie das Geld reicht. Aber für unklug werden sie mich halten — bah!"

Es dunkelte schon beinahe.

Aber er hatte sein Werk noch nicht vollendet.

Er nahm Stock und Hut und ging in seine Ladengeschäfte, deren er drei in verschiedenen Teilen der Innenstadt unterhielt, eins am Werderschen Markte, eins in der großen Friedrichstraße, eins in der Königstraße unweit der Kurfürstenbrücke.

Diese Geschäfte wurden von alten „Mamsellen" geleitet, denen Graaf die Waren lieferte, mit denen er allwöchentlich abrechnete und welche auch von seinem Hause aus beköstigt wurden — eine Einrichtung noch ganz aus der vergangenen Zeit. Sonntags und an besondren Festtagen mußten sie an seinem Tische speisen oder erhielten, namentlich im Sommer, wo er die drei alten Mädchen gern ins Grüne nach dem Grunewald schickte, dafür eine Extravergütigung.

Wie erstaunt war Fräulein Julie in der Friedrichstraße, eine Angehörige der französischen Kolonie, in der Familie ‚Jilly' genannt, als heute Abend der Herr bei ihr eintrat, ein eigentümlich verstörtes Gesicht zeigte und sie fragte, ob sie das Geschäft kaufen wolle.

„Herr Graaf, dazu reichen meine Mittel nicht!"

„Alte Heuchlerin," das war ungefähr der Ton gemütlicher Grobheit, in dem Graaf mit den Mamsellen verkehrte, „ich weiß besser, was Sie sich bei mir erspart haben, als Sie selber, denn keiner hat es Ihnen je angelegt, als ich. Sie haben jetzt etwa sechszehntausend Mark beisammen —"

„Du meine Güte!" rief Fräulein Jilly. „So viel ist es ja nicht. Nach meiner Rechnung sind es man knappe dreitausend Thaler!"

„Sein Sie still! Ich weiß es besser," fuhr der Herr sie an. „Ich werde Engelhardt sagen lassen, daß er Ihnen die Abrechnung schickt. Sie sind beinahe dreiundvierzig Jahre bei mir. Ihren Lohn von all der Zeit haben Sie fast immer sparen können, denn was Sie gebrauchten, dafür hat meine Frau gesorgt; und Essen und Trinken hatten Sie. Das ist alles angelegt, mit Zins und Zinseszins, den Sie alte Thörin natürlich zu berechnen vergessen; und mit dem, was Sie am Kursgewinn dazu haben, macht es so viel. Sie lesen wohl keine Zeitungen — thun auch ganz Recht dran! — Sonst würden Sie wissen, Jilly, daß die italienische Rente, die ich Ihnen vor Jahr und Tag mit 58 gekauft, 98 steht.

„Achtundneunzig?" Und die alte Jungfer schlug in freudigem Schreck die Hände über den Kopf zusammen.

„Da hat Sie ihr Geld beinahe verdoppelt!"

„Ich hab' wohl bisweilen im Kurszettel danach gesucht und gesehen, daß es stieg — aber so viel!"

„Na, und im Anfang hat Sie genug im stillen geschimpft und gebangt über die Anlage, die ich Ihr gemacht, was?" meinte der Herr. „Nun können Sie sich das Geschäft kaufen —" er fiel wieder in das modernere Sie zurück — „da ich es doch einmal verkaufen will und Sie unter einem neuen Herrn Ihr Brot verlieren würden. Für einen Fremden kostet es 30 000 Mark. Sie sollen es mit 20 000 Mark haben, Firma, Kundschaft, Vorräte und Ladeneinrichtung. Sie zahlen fünftausend an, den Rest in vierteljährlichen Raten von einhundertundfünfzig Mark an meinen Sohn ab oder verzinsen ihn mit drei Prozent. So ist für Sie gesorgt, bis Sie mal die Augen zumachen. Sie nehmen sich im Hinterhause Stube und Küche und ein junges Mädchen, das Sie für den Laden anlernen. Dann sind Sie nicht allein. Wird Ihnen die Sache mal zu schwer, so verkaufen Sie ihr Geschäft und haben dann etwa fünfhundert Thaler Rente; damit kommen Sie aus. Also, ich werde es alles, wie ich eben gesagt, ausfertigen lassen — oder haben Sie etwas einzuwenden, Jilly?"

Der letzte Satz kam wieder in streitbarster Grobheit heraus.

Das alte Fräulein stand, wie vom

Donner gerührt — plötzlich kam in ihr Knochengerüst Bewegung. Sie lief um den Ladentisch herum — fing dabei an zu schluchzen, als ob ihr das Herz brechen wollte und zog, ehe Graaf sich's versah, seine Hand an ihre welken Lippen.

„Alle Donner!" fuhr der Herr auf. „Verfluchter Firlefanz! Ich dachte, das hätte ich Ihnen längst abgewöhnt, altes Frauenzimmer, diese hündische Leckerei! — Also, wir machen es so! Adieu, Jilly!"

Damit war er zur Thür hinaus, die er aber gleich noch einmal unter tiefer Verbeugung von außen öffnete, um eine Kundin einzulassen.

Ebenso sorgte er für seine anderen beiden Mamsells, welche gleicherweise bereits ein Menschenalter in seinem Dienste standen.

Die Verträge mußte am nächsten Tage Johannes bei Riehm machen lassen und seine Unterschrift neben die des Vaters setzen.

Sein Sohn sah mit Unruhe, daß er sein Haus bestelle, wendete aber nichts ein. Er hatte ja einen andren Beruf ergriffen, und das Familienvermögen minderte sich durch die Liberalität des Vaters nur unwesentlich — auch war zwischen ihnen beiden früher schon besprochen, daß im Falle plötzlichen Ablebens in ähnlicher Weise für die alten Treuen des Hauses gesorgt werden solle.

Am nächsten Tage auch ging Johannes im Auftrage des alten Herrn hin und inserierte Haus und Fabrik. So fest Heinrich Graaf an dem Namen „Werkstätte" für seine Kammfabrik gehalten, für die Verkaufsanzeige ließ er sich stillschweigend das modernere Wort, das der Sohn aufgeschrieben, gefallen.

„Was soll werden, Papa," fragte Johannes an diesem Morgen endlich, „wenn wir alles verkauft haben?"

„Ich will mich zur Ruhe setzen! bin alt genug!"

„Und wo?"

„Weiß noch nicht. Hier nicht — hier bleib' ich nicht! Warst du bei deinem Onkel? Will er deine Schwester zu sich nehmen, bis alles in Ordnung ist?"

„Ja — er möchte dich gern einmal sehen, läßt dich herzlich grüßen, du sollst die Dinge nicht so schwer, nicht so sentimental nehmen!"

„Sentimental? Er hat gut reden!"

18. Kapitel.

Graf Breying war ein kluger und tüchtiger Mann!

In diesem einen halben Jahre hatte er es wirklich zu voller litterarischer Notorietät gebracht.

Er war aufgetaucht, wie ein Meteor — in allen Zeitungen und Zeitschriften von Ruf war sein Name, befanden sich Beiträge von ihm.

Er schrieb täglich zweihundert Zeilen — so hatte er (bei unverbrüchlicher Sonntagsruhe) in diesem Sommer zwei längere Romane, fünf Novellen und einundzwanzig Feuilletons, Skizzen, Novelletten in stetiger, allerdings etwas handwerksmäßiger Arbeit zu stande gebracht, welche Summe von Fruchtbarkeit ihm sozusagen über Nacht seine Stellung in der Zunft geschaffen.

Des Morgens lag eine gewisse Anzahl von Blättern weißen Papiers geschnitten auf seinem Schreibtisch — Abends waren dieselben aufgebraucht — er ging nicht eher zu Bett, ehe sein Tagespensum abgearbeitet.

„Woher bekommt der Mann denn alle diese ‚Stoffe'?" fragt der stets stoffhungrige moderne Autor.

Graf Breying war eine praktische Natur.

Sein Grundsatz lautete: „In heutiger Zeit kommt es nicht so darauf an, etwas zu können, als etwas zu thun!"

So that er etwas.

Er las geläufig Französisch, einigermaßen Englisch. Die französische, die englische Litteratur ist ja so reich — kleine Anleihen schaden ihr nichts.

Hatte er einen Roman von — sagen wir: Gaborian, Ponson du Terrail oder sonst einem weniger Übersetzten gelesen, so vergegenwärtigte er sich noch einmal die Handlung desselben, vereinfachte dieselbe, komprimierte sie sozusagen, bis ein Novellen- oder Novellettenstoff daraus geworden. Der Schauplatz wurde verlegt, immer an einen Ort, den Breying aus eigner Anschauung genau kannte — des Lokalkolorits wegen. Die dem deutschen Publikum nicht zusagenden Judezenzen in Personen und Handlung wurden sorglich ausgemerzt und ersetzt; selbstredend wurde jeder französische Krämer ein deutscher ‚Onkel aus der Provinz', jede Grisette ein naives Pensionatsfräulein, jede Type von jenseits des Rheins in eine der guten alten stets wirkungsvollen Figuren

des deutschen Romans resp. des deutschen Theaters umgewandelt, welche von jeher entzückt, belustigt, gerührt und — Erfolge gemacht haben.

Ein gewisses Maß von Intelligenz und Feder gehörte zu dieser Art Arbeit immer noch — aber das und den entsprechenden Fleiß besaß er ja.

Die Idee war übrigens nicht von ihm selbst — er hatte sie einem andern abgeguckt und für praktisch befunden.

Als er einmal in einem Berliner Blatt eine höchst dezente und spannende Skizze fand, welche er sofort als eine geschickte Umarbeitung eines der zweifelhaften Stoffe aus Boccaccios Dekamerone erkannte, da war ihm seine künftige Arbeitsmethode klar; er beschloß es ebenso zu machen, nur geschickter, so daß man die Quellen nicht gleich nachweisen konnte.

Allein er beschränkte sich nicht auf ‚Umprägung' französischer und englischer Arbeiten — er nahm seine Stoffe überall, wo er sie fand.

„Hat es doch der große Shakespeare ebenso gemacht!" sagte er sich stolz, „das Genie geht eben andere Wege, als die Stupidität. Was Neues saugt ihr euch doch nicht aus euren Fingern, ihr flecht nur die alten Stoffe und Ideen der Menschheit immer wieder um! Und was ihr da unbewußt und mühselig thut, das thue ich bewußt und spielend, ich, der kluge Mann!"

Der große Brite hat einen König Lear geschrieben — welch' herrlicher Stoff.

Turgenjeff ist so begeistert davon gewesen, daß er alsbald einen „König Lear der Steppe" in russischem Bauernkolorit daraus machte — schön, seien wir ebenso begeistert, schneiden wir uns aus dem Königsmantel einen modernen Gehrock, verlegen den Schauplatz nach Schöneberg zu den reich gewordenen Bauern, denen ob ihres plötzlichen Millionensegens überhaupt schon die Köpfe wackeln und wir haben eine rührende ‚Berliner Vorstadtgeschichte,' eingedickt natürlich auf etwa sechshundert Druckzeilen und mit treuester Lokalfarbe überpinselt.

(Schluß folgt.)

Der Einzug Mohameds II.

Von Ernst Lenbach.

(Abdruck verboten.)

Mit seinem letzten Kaiser sank
In Staub das heilige Byzanz,
Gesprengt von Riesenkugeln barst
Sein eisenfester Mauerkranz;
Auf seiner Burg zum erstenmal
Der Halbmond prangt im Morgenglanz.

Und durch die Kaiserhallen schritt
Der Sultan zu entzückter Schau:
Wohl anders als sein Tartarzelt
Dünkt ihn der Säulen Wunderbau;
Vor Wänden staunt er, goldbedeckt,
Durchwirkt mit Diamantentau.

Doch Schweigen rings, Gespenstergrau'n,
Und wie er irrt von Saal zu Saal,
Nicht in der Lebenden Palast,
Er glaubt zu sein im Totenmahl;
Nichts hört er, als den eignen Schritt
Und auf dem Marmor klirr'nden Stahl.

Da stand er sinnend, atmend schwer,
Gestützt auf seines Schwertes Knauf;
Im Grabmal der Vergangenheit
Erkennt er künft'ger Zeiten Lauf,
Und lang vergess'nes Dichterwort
Steigt furchtbar mahnend vor ihm auf:

„Die Spinne hat ihr Netz gebaut
Den stolzen Königssaal entlang,
Durch Afrasiabs Hallen zieht
Der Eule nächt'ger Klagesang:
Und über Sultansgräber wallt
Der Tod zu neuem Siegesgang."

Vor dem Ballet. Gemalt von J. v. Wodzinski.
(Aus der diesjährigen Internationalen Kunst-Ausstellung zu Berlin.)

Ein Puppentheater in München.

Von Fritz von Ostini-München. Mit Bildern von P. Hey.

(Abdruck verboten.)

Heute werden in Deutschland wohl nur noch wenige Puppenbühnen alten Schlages existieren. Es gibt zu wenige naive Menschen mehr, ja man findet Eltern genug, die ihre Kinder lieber in eine blöde Feerie mit hundert anfregenden Bühneneffekten, mit hübsch und pikant kostümierten Figurantinnen, mit allem möglichen Schnickschnack, der weder die Phantasie noch das Herz bildet, schicken, als in ein naives „dummes Puppenstück." Die Naivität stirbt eben aus im neunzehnten Jahrhundert! Naiv sind nur noch Backfischchen mit flatternden Zöpfen — solange sie nicht unter sich sind —, Leute, die Tragödien in fünffüßigen Jamben schreiben, und unsere Philologen, welche die Jugend mit den grammatikalischen Merkwürdigkeiten des Sophokles vertraut machen, bevor sie noch den tiefen Reiz der eigenen Muttersprache kennt.

Auf den Jahrmärkten lebt der Hanswurst wohl noch, besonders hier in Süddeutschland, aber was für ein trauriger Hanswurst! Sein Witz ist Prügeln und immer wieder Prügeln. In einem Stück prügelt er den Teufel, im nächsten seine Frau, im dritten einen Polizeidiener, und es ist erstaunlich, wie viele Schläge die hölzernen Puppenköpfe aushalten müssen. Aber Humor und reine Naivität ist himmelweit davon weg.

Hier in München, wo überhaupt viel Merkwürdiges und Altehrwürdiges zu sehen ist, woran die Neuzeitmenschen gleichgiltig vorübergehen, ist noch eine Puppenbühne alten Schlages in Aktion, die rein künstlerischen Traditionen folgt in allem und allem und darum vielleicht mit besserem Rechte für ein Kunstinstitut gelten darf, als manches prunkvolle Tricottheater mit Eintagsstücken und Eintagssternen.

Der alte „Papa Schmid," dessen Konterfei die Leser der „Monatshefte" umstehend finden, hat seinen Miniaturmusentempel am 5. Dezember 1858 eröffnet und seitdem seines Amts gewaltet ohne Mammon zu sammeln, oft in hartem Kampf um die Existenz seines Theaterchens, aber immer voll Humor. Leute, die damals mit hellen Kinderaugen auf die liliputanischen Bühnenwunder schauten, welche die ganze deutsche Märchenwelt oder wenigstens das Schönste aus ihr an ihnen vorüberführten, schicken jetzt ihre Kinder zu Papa Schmid und werden zum Teil sogar bald ihre Enkel hineinschicken. Und der alte Kinderfreund liest heute immer noch die Rollen des „Kasperl," wie vor dreiunddreißig Jahren.

Er hat eigentlich das Theater nicht selbst gegründet und hat es niemand geringerem abgekauft, als einem bayerischen — General. Der General Wilhelm von Heydeck, der in der Kunstgeschichte seiner Zeit auch als Maler eine nicht unbedeutende Rolle spielte, hat das Theater ursprünglich für sich zusammengebastelt, hat viele Dekorationen dafür gemalt und im Freundeskreis so manche lustige Stunde mit den Puppen verbracht. Schmid übernahm die Sache für die Öffentlichkeit und erfuhr bald von allen Seiten die regste Förderung seiner Interessen. Das bayerische Königshaus zählt kein Mitglied, das sich nicht als Kind und wohl auch als Erwachsenes an seinen köstlichen Vorführungen erfreute. Der kunstsinnige König Ludwig I hat das Theater oft besucht und zu Kasperls Witzen kräftig gelacht. Der vor wenigen Jahren verstorbene, in München sehr populäre und durch seinen jovialen Verkehr mit allen Kapazitäten des guten Humors wohlbekannte Herzog Max hat selbst ein Puppentheater nach dem Schmidschen Muster

„Papa Schmid" und sein Theater.

Doch ist sein Herz nicht trocken geworden dabei. Er ist immer eine Künstlernatur geblieben, unendlich fruchtbar und unendlich vielseitig. Ein Kinderfreund von so reinem und großem Empfinden, wie's nur wenige gibt, hat er das beste, was er schuf, für die Jugend geschaffen. Und auch das andere war kindlich und naiv, und wenn er auch nicht der fertige Künstler war wie Moritz von Schwind, so hat er doch mit diesem an Innigkeit der Empfindung, an einem feinen Stilgefühl und an Verständnis für den Goldschatz der deutschen Märchen unendlich vieles gemeinsam. Humor im edelsten Sinne war seine Seele, derselbe Humor, der heute noch in den „Fliegenden Blättern" siegreich den Nachahmungsversuchen der ganzen Welt widersteht, der echt süddeutsche Humor ohne Schärfe, der halb Weisheit und halb Menschenliebe ist.

besessen, und bei ihm haben Leute agiert und gedichtet, deren Namen heute Bayerns Geschichte mit goldenen Buchstaben schreibt: Graf Pocci, Franz von Kobell.

Die Seele der Sache aber war doch der erstere und nicht nur im Palais des Herzogs, sondern noch viel mehr für das Allerweltspuppentheater von Joseph Schmid. Er war ein Künstler und Dichter von Gottes Gnaden, aber in beiden kein Ritter vom großen Pathos, sondern ein Mann, dessen naiver Seele der Zauber ewiger Jugend verliehen war. Vielleicht trifft keiner mehr als Pocci den Ton reiner, liebenswürdiger Kindlichkeit. Und gewiß hat noch kein durch Tantiemen reichgewordener Lustspieldichter mehr Menschenkinder so von Herzen lachen lassen, wie der bayerische Graf.

Franz Graf Pocci ist als der Sohn eines Generalleutnants und Oberstthofmeisters der Königin von Bayern am 7. März 1807 in München geboren. Der Mann, der es mit allen neun Musen zu thun hatte, er war Lyriker, Dramatiker, Maler und Zeichner und Komponist, hatte sich dem trockensten aller Studia ergeben, der Jurisprudenz.

Wer Poccis Wesen gründlich kennt, dem ist es selbstverständlich, daß dieser Mann an dem Puppenspiele seine Freude haben mußte. Und in der That hat er Schmids Theater bald mit einer Fülle von Stücken versehen, die dessen Repertoire heute noch fast ausschließlich beherrschen. Es haben sich gar viele Dichter und solche, die es sein wollten, versucht, aber den Ton haben sie doch nicht so getroffen, wie er, der die Kinderwelt gefangen nahm.

Zum teil war's die deutsche Märchenwelt, welche den Kinderdichter inspirierte: Waldkönig Laurin, Rotkäppchen, Blaubart, Die stolze Hildegard, Dornröschen, Aschenbrödel, Die sieben Raben, Der gestiefelte Kater, König Drosselbart, gaben Stoff für Stücke. Neue Märchen erfand er dazu, auch die Volkserzählungen des ihm in manchem kongenialen Christoph von Schmid bearbeitete er. Aber sein Hauptwerk ist doch der Cyklus von Kasperliaden, der etliche Bände füllt, und heute noch einen Hypochonder dazu bringen kann, daß er sich gesund lache.

Kasperl Larifari ist der Held aller dieser Stücke, grob, witzig, stets hungrig und durstig, ein Stück Eulenspiegel und ein Stück Hans-

Hinter den Kouliſſen.

wurst, derb — lebensweise, sehr materialistisch in seinen Anschauungen, gesund durch und durch. Kasperl ist mit einer gewissen, sehr schlagfertigen und resoluten Gretl verheiratet, die ihn in mancherlei Verlegenheiten bringt und ein strenges Regiment mit dem lockern Zeisig führt. Übrigens ist Kasperl immer ein ehrlicher Kerl — die Narren sind das ja immer!

„Kasperl unter den Wilden," „Kasperl als Porträtmaler," „Kasperl als Prinz," „Kasperl als Nachtwächter," „Kasperl als Garibaldi" sind die hauptsächlichsten Kasperliaden. Da ist tiefe Poesie und herzerquickender Unsinn, Gemüt und überraschender Realismus so dicht beisammen, da stecken seine Beziehungen zur zeitgenössischen Litteratur und Politik dazwischen, da sind Fragen der Kunst und der Wissenschaft berührt — man braucht kein Kind mehr zu sein, um an Poccis Puppenspielen Freude zu haben. Hat man sich aber die Kunst bewahrt, gelegentlich als Kind zu fühlen, so hat man sie doppelt.

Freund Kasperl Larifari verdiente es wohl, auch in andern Städten Freunde zu bekommen, als in seiner Geburtsstadt München — aber nein! München ist ja gar nicht seine Geburtsstadt. Sein Geburtsort ist „zwischen St. Niklas- und Nimmermannstag, grad eine Viertelstunde hinter dem ersten April." Auch über sein Wesen gibt er selber Aufschluß, einen Aufschluß, der schließlich jeden weiteren Kommentar überflüssig macht. In einem Stückchen, das den Kasperlcyklus einleitet — ich glaube es heißt „Kasperls Geburt" — sagt er: „Ich hab' noch einige Überbleibsel von einer halben Portion sogenannter romantischer Poesie im Sack, die ich auf dem Tandelmarkt selber gekauft habe, und die meinen alten Freund, den Herrn Clemens Brentano, Gott hab'n selig, umgebracht hat. Eine herrliche, miserabel verkannte Verlassenschaft, die er mit ins Grab nehmen wollte; aber ehe er gestorben ist, hat er's doch wieder dagelassen und hat sich gedacht: vielleicht klaubt's doch noch eine sympathetische Seele auf! — Diese sympathetische Seele hat sich gefunden, und die Komödienstückl, die ich da mitgebracht hab', enthalten den Abdruck des Ausdrucks von dem Eindruck eines Mondscheinstrahles aus der romantischen Zeit, wo die Ritter noch beim hellichten Tage herumgeritten sind und die Zauberer noch als solche haben gelten können."

Sind Poccis Stücke auch für die Kinderwelt geschrieben, so enthalten sie doch manches gute Stück Zeitsatire, die gewiß nicht verletzte und doch oft recht gut traf, und stets einen ethischen Grundgedanken, der den Sachen erzieherischen Wert gibt. Auch das Auge der Zuschauer wird nicht durch die sinnlose Häßlichkeit anderer agierender Hampelmänner beleidigt, gerade hierin herrscht in Schmids Theater im Gegen eile besonderer künstlerischer Geist.

Als das Theater eröffnet wurde, zählte es nur etwa 30 Akteure, d. h. Puppen — jetzt ist ihre Zahl auf etwa 1000 Stück angewachsen. Aus der Skizze unseres Zeichners wird der Leser erfahren, daß gar ergötzliche Typen von großer Komik darunter sind. Die Figur des Kasperl Larifari selbst ist im Kostüme zu „Kasperl in der Türkei" dargestellt. Sein Typus ist italienisch, wie auch manche der anderen Puppen aus Italien stammen, wo ja der Sinn für die Puppenspielerei noch immer besteht und bis vor relativ kurzer Zeit sogar sehr in Blüte stand. Eine ganze Anzahl namhafter Münchener Künstler hat für Papa Schmidt Puppenköpfe geschnitten, so Knabl, Lang, Fahrenberger, Kolp u. s. w. Der Leiter der „Bühne" hat es überhaupt verstanden, allerhand Leute fruchtbringend für sein Unternehmen zu interessieren. Auch seine Dekorationen sind nicht zum kleinsten Teile von Künstlern gemalt, von Simon Quaglio, Caspar Braun, Jank, v. Hagn, Kirchner und Habenschaden. Der Name des letzteren hat einen guten Klang in München und alljährlich beim keimenden Frühling zieht die Münchener Künstlerschaft zu fröhlichem Gedenkfest für ihn isaraufwärts, wo an einem der schönsten Punkte des zauberhaften Isarthals das Dörfchen Pullach liegt. Dort wird bei Maitrank und Gesang das Gedächtnis des Landschafters Habenschaden gefeiert, der sich nicht nur als Maler, sondern auch als Stifter eines bedeutenden Vermächtnisses um unsere Kunst verdient gemacht.

Für die Stücke des Puppentheaters sorgten noch manche andere aus Franz Poccis froher Tafelrunde, einem Kreis, der einst die berühmtesten Leute der Isarstadt vereinigte: Franz von Kobell, Freiherr von Gumppenberg, Dr. Harleß und Hof-

Aus dem Zuschauerraum.

medikus Koch. Die Gesellschaft, „Alt-England“ nannte sie sich, vermutlich weil sie im englischen Café tagte und nächtete, mag nun wohl ausgestorben sein. Vor einigen Jahren noch sah man einen der oben genannten, einen schönen, freundlichen alten Herrn als letzten Mohikaner allabendlich ins Stammlokal im englischen Café wandeln, mutterseelenallein. Dort nahm er in Gesellschaft der Geister der Vergangenheit seinen Abendtrunk und ging nach ein paar Stunden wieder still nach Hause. Das Knallen der „Schampus-Propfen,“ das unser unvergeßlicher F. von Kobell so über alles liebte, ist in Alt-England längst verklungen. Es haben sich schon so viele Lyriker an dem Thema „der einsame Zecher“ versucht. Dort konnte es einer in aller Nähe studieren und er brauchte kein Scheffel und kein Baumbach zu sein, um dabei in Stimmung zu kommen.

Sie ruhen alle lange in kühler Erde, die für unser Marionettentheater malten, schnitzten und dichteten, nur der alte Papa Schmid lebt noch und seine Puppen sind noch munter. Es lohnt der Mühe, ihn in seiner Behausung, respektive in seinem Theater, aufzusuchen, dessen schmucklose Außenseite eine unserer Abbildungen zeigt. An den Feiertagen, wenn gespielt wird, hat das Haus im Innern dafür einen Schmuck aufzuweisen, wie's einen holderen in der ganzen Schöpfung nicht wieder gibt: ein paar Hundert selige Kindergesichter, die erwartungsvoll nach dem rechteckigen Ausschnitt in der

Bühnenwand blicken, bis sich der Vorhang hebt.

Überraschend natürlich wie in der Form, sind die Puppen auch in ihrer Bewegung. Jede einzelne wird von einem „Figurendirigenten“ an schwarzen Fäden gelenkt, während ein zweiter die von ihm zu sprechende Rolle liest. Es erfordert viele Übung für die beiden, wenn sie gut zusammenarbeiten wollen, und viele Spieler und Leser, die sich melden, kann Papa Schmid überhaupt nicht brauchen. Übrigens gehören seine Akteurs den verschiedensten Ständen an und gar manche treiben die Sache aus purer Liebhaberei. Manche freilich auch um dem bescheidenen Wochenverdienst eines Sub-sub-subalternbeamten oder Schreibers Sonntags noch ein blinkendes Fünfmarkstück zuzufügen. Es ist ja eine Bühne, deren lebendige Akteure das Publikum nicht sieht. Heute lesen und agieren dort: ein Kunstmaler, ein paar städtische Beamte, ein paar Schauspieler, eine „Privatière“ und ein — Hofsporermeister. Maschinist und Feuerwerker, Garderobier und Requisiteur ist Papa Schmid selbst und er hantiert den ganzen Tag emsig unter seinem unglaublich reichen Vorrat von Dekorationen, Requisiten und Figuren umher. Mit der Bekleidung der letzteren haben sich übrigens früher vielfach Damen aus der Gesellschaft befaßt. Die Püppchen sind zum Teil mit einer Echtheit und einem Farbensinn angekleidet, die würdig zu der künstlerischen Einheitlichkeit des Ganzen passen. Auch Drachen, Tod und Teufel und was sonst noch in Ritterstücken oder im „Doktor Faust“ — Schmid gibt noch den alten Simrockschen „Faust“ und hätte, wie er versichert, sogar noch einen älteren auf Lager — an Ungeheuern vorkommen mag, sind mit großer Phantasie ausgeführt, die oft an die Fabelwesen erinnern, mit welchen die Vorstellung eines Dürer oder anderer Künstler seiner Zeit die Hölle bevölkerte. Die Figurenkammer zu inspizieren, in der die Ritter, Zauberer, Edelfrauen, Pagen, Spießbürger, Handwerksburschen, Teufel, Polizisten, Nachtwächter und Hauswürste aller Sorten hundertweise umherhängen, ist ein ganz besonderes Vergnügen. Jede der Figuren ist zum Schutze in ein Säckchen gebunden. Mit besonderer Pietät zeigt uns der Direktor einen funkelneuen Kasperl, der nie benutzt wurde, weil er zu groß ist. Den hat ihm der Herzog Max extra aus Italien verschrieben.

Für wie viele Generationen wird Kasperl Larifari noch leben? Und wer wird diesen Hort kerndeutschen Humors weiter pflegen, wenn der alte Schmid aufgehört hat, Kasperls Rolle zu lesen? Wer weiß es! Wir wollen hoffen, daß das Wunderbare, was da zusammengetragen ist, zu Nutz und Frommen der Kindheit bei einander bleibe. Die Puppen und Dekorationsstücke halten schon noch ein paar Decennien aus. Vielleicht auch finden sich anderswo noch Leute, welche die Sache nachmachen. In den Großstädten, wo man alles doppelt pflegen sollte, was die Kinder solange als möglich als Kinder erhält, müßte doch Boden und Publikum genug sein für die Wunderspiele der Miniaturmenschlein. Die Bretter des Puppentheaters bedeuten die Welt so gut wie die anderen. Und hier wird offen und ehrlich eingestanden, daß jeden, der da agiert und redet und sich groß und wichtig macht, immer wieder ein Größerer am Faden zieht. Das ist das Denkwürdigste und Sinnvollste an der ganzen Geschichte.

Winland.

Die Entdeckung Amerikas im elften Jahrhundert. Von Dr. Otto Luitpolt Jiriczek-Kopenhagen.

(Abdruck verboten.)

Bald werden es vier Jahrhunderte sein, daß Kolumbus den Hafen von Cadix verließ, um über den Atlantischen Ozean den Weg nach Zipangu, dem Wunderlande, zu suchen, und schon rüstet man sich allenthalben, das Andenken des kühnen Genuesers zu feiern. Vielleicht fällt bei dieser Gelegenheit ein Strahl des Festglanzes zurück auf die schattenhafte Gestalt Leif's, seines minder glücklichen Vorgängers, dessen Entdeckung nur in einem kleinen Kreise bekannt und bald gänzlich vergessen wurde. Neidlos werden wir das Fest mitfeiern*) und nichts kann uns ferner liegen, als dem Lorbeerkranze Kolumbus' ein Blatt rauben zu wollen; möge uns aber auch gestattet sein, mit Stolz der Thatsache zu gedenken, daß bereits fünf Jahrhunderte vor ihm germanische Seefahrer den Boden Amerikas betreten haben, und ihrem Andenken eine Stunde der Erinnerung zu weihen.

Im Sommer des Jahres 1003 verließen drei wohlbemannte Schiffe die unwirtliche eisige Küste Grönlands, um ein glücklicheres Land aufzusuchen, wo mächtige Wälder grünten, wo Weizen wuchs ohne gesäet zu sein, wo Wein in üppigen Ranken sproßte: „Winland das gute." Der Führer dieses kühnen Zuges, der Isländer Thorfinn, war jedoch nicht der glückliche Entdecker dieses Landes gewesen; diesen Ruhm hatte das Schicksal Leif „dem Glücklichen," wie ihn das Volk seiner glücklichen Entdeckung halber nannte, dem Sohne des berühmten Entdeckers und Kolonisators von Grönland, Erik des Roten, beschieden. Es war im Sommer des Jahres 1000 gewesen, als Leif auf der Rückreise von Norwegen nach Grönland an die Küsten jenes unbekannten Landes verschlagen wurde, welches das Ziel unserer Expedition bildete. Leif hatte sich nicht länger dort aufgehalten, sondern war unverweilt nach Hause gesegelt, wo seine Erzählung und die mitgebrachten Proben der Bodenerzeugnisse des neu entdeckten Landes das größte Aufsehen und den Wunsch erregten, die Eiswüsten Grönlands mit jenen gesegneten Gefilden zu vertauschen. Gleich im nächsten Sommer rüstete ein Bruder Leif's, Thorstein, ein Schiff aus; auch der alte Erik war mit; seit sein Sohn das Christentum nach Grönland gebracht, und sein Weib nicht mehr mit ihm leben wollte, weil er an den alten Göttern festhielt, fühlte er sich nicht mehr behaglich und hoffte wohl allen diesen Unannehmlichkeiten durch die Teilnahme an diesem Zuge zu entgehen. Aber die Expedition mißlang; Stürme trieben das Schiff gegen Irland, und unverrichteter Dinge mußten die Seefahrer im Herbste nach Grönland zurückkehren. An der Wiederholung des Zuges hinderte Thorstein der Tod; eine pestartige Krankheit raffte ihn kurz nach seiner Heimkehr hinweg. Der Erbe seiner Pläne wurde der Isländer Thorfinn, der bald nach seinem Tode nach Grönland gekommen war und die junge Witwe Thorsteins geheiratet hatte.

Über die Unternehmung Thorfinns besitzen wir einen ausführlichen und durchwegs glaubwürdigen Bericht in der in das 13. Jahrhundert zurückreichenden Thorfinns-saga*), der wir im Nachstehenden folgen.

Zwei Tage nach der Abreise erreichten die Seefahrer ein Land, das sich als ganz unbewohnt und öde erwies, von riesigen Steinplatten und Blöcken bedeckt, zwischen welchen zahlreiche Polarfüchse ihr Wesen trieben; sie gaben ihm den Namen Helluland (Steinland). Ohne längeren Aufenthalt segelten sie von Helluland, das bald hinter ihrem Rücken verschwand, in südöstlicher Richtung und erreichten nach zwei Tagereisen ein anderes Land, das sie wegen seiner großen, dichten Wälder Markland (Waldland) benannten; die Fahrt ging weiter,

*) Die würdigste Festgabe, die der germanische Norden darbringen kann, bildet das Prachtwerk: The Finding of Wineland by Arthur Reeves, London 1890, welches die isländischen Berichte über die Entdeckung Amerikas durch Leif und seine Nachfolger in Phototypien der Handschriften, sowie eine gründliche Einleitung enthält.

*) Zur Vermeidung von Mißverständnissen muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß das altisländische Wort saga durchaus nicht „Sage," sondern „Geschichte" bedeutet und strenghistorische Werke so bezeichnet werden.

dem Strande entlang, der immer flacher und sandiger wurde, und bei einem Vorgebirge stießen sie auf ein Schiffswrack, das von einem isländischen Segler herrührte; wieso es herkam, wer seine Mannschaft gewesen, ob sie untergegangen war, oder sich ans Land gerettet hatte und was aus den Schiffbrüchigen geworden — das einsame Wrack, mit dem die Wellen ihr Spiel trieben, gab keine Antwort auf alle diese Fragen. Nach längerer Fahrt immer südwärts legten sie in einem Fjord bei; das Land zeigte sich als fruchtbar, die Jagd ergiebig, und die Inseln im Fjord so bevölkert von Eidervögeln, daß man kaum den Fuß niedersetzen konnte, ohne die Eier zu zertreten. Hier beschloß man zu überwintern; aber in der Zuversicht, daß das milde Wetter beständig sein werde, dachten die Ansiedler nicht daran, für den Winter vorzusorgen, sondern gingen auf die Jagd und streiften in das Innere des Landes, um es zu erforschen. Aber der Winter kam und zeigte sich kaum minder hart als in der Heimat; Schneestürme machten die Jagd unmöglich, das winterlich stürmische und brandende Meer erschwerte den Fischfang, die Vorräte waren erschöpft und Mangel begann sich einzustellen. Aus diesen Tagen des Mangels hat uns die Thorfinnssaga eine lebendige Szene überliefert. „Eines Tages verschwand Thorhall der Weidmann, ein langjähriger Begleiter Eriks auf allen seinen Fahrten, gleich seinem Herrn treu festhaltend an den alten Göttern; er war von riesigem Wuchse, dunkelhaarig, verschlossenen Gemütes und wortkarg; doch wo es zu Streitigkeiten kam, ließ er es nicht an höhnischen Worten fehlen. Drei Tage lang suchten sie nach ihm und fanden ihn endlich auf einer Klippe, auf dem Rücken liegend und empor starrend; Mund und Augen standen weit offen; so lag er und murmelte undeutliche Worte. Sie weckten ihn aus diesem starrkrampfähnlichen Zustand und fragten ihn, was er da gesucht habe. Das ginge niemanden etwas an, meinte er, folgte ihnen aber doch auf ihre Bitten. Sie flehten zu Gott um Nahrung; ein Walfisch unbekannter Art kam da in die Nähe des Landes, den sie erlegten und brieten; aber als sie davon gegessen hatten, wurde allen todübel. „War euch der Rotbärtige (= Thor) nicht treuer als euer Christ?“ fragte sie da Thorfinn höhnisch, „mir hat sich Thor immer dankbar gezeigt für das Gedicht, das ich auf ihn dichtete, und nie hat er mich im Stich gelassen.“ (Thorfinnssaga). — Endlich besserte sich die Witterung, und der Frühling erlöste die Kolonisten von den Mühsalen des Winters. Mit dem Frühling erwachte aber auch die Lust, die Fahrt weiter fortzusetzen und endlich Winland, das gute, zu finden. Thorhall, der Weidmann, wollte jedoch nicht mithalten; wenig Behagen fand er an der neuen Lehre, der die meisten seiner Genossen anhingen, und wenig Gefallen fanden diese an dem barschen, streitsüchtigen, finstern Mann. Er erklärte Thorfinn, daß er nordwestwärts fahren wolle, um Winland zu suchen; nur neun Gefährten fanden sich, die ihm folgen wollten. Sie nahmen Abschied und segelten fort; was aus ihnen geworden, hat man nie erfahren. Nur dunkle Gerüchte verlauteten, daß Stürme das Schiff nach Irland getrieben, wo Thorhall im Kampfe mit den Strandbewohnern gefallen, der Rest der Besatzung aber zu Sklaven gemacht worden sei. — Thorfinn aber zog mit den anderen zwei Schiffen südwärts und fuhr nach längerer Fahrt in eine Bucht ein, in welche sich ein Strom ergoß; an der Mündung dieses Flusses gingen die Schiffe vor Anker. Hier sahen sie wirklich Weizenfelder und wilden Wein; das Land war mit üppigem Grase bewachsen, die Bäche voll Fische, mächtige Wälder mit stolzen Ahornbäumen bekränzten die Bergabhänge, und eine Fülle jagdbarer Tiere bevölkerte die grüne Einöde. Da wußten sie, daß sie endlich das Ziel ihrer Sehnsucht, Winland, das gute, erreicht hatten, und stiegen freudig ans Land; hier bauten sie Hütten, ließen das mitgebrachte Vieh frei herumstreifen und richteten sich zu bleibendem Aufenthalte ein. Das Land schien vollkommen unbewohnt. Eines Tages jedoch erblickten sie einige Boote aus Fellen, welche sich zögernd dem Lande näherten, endlich aber doch herankamen, da die Insassen sahen, daß die Nordmannen den weißen Schild ausstecken, dessen Bedeutung als Friedenszeichen sie wohl erraten mochten. „Es waren Leute von dunkler Hautfarbe und übel anzusehen; sie hatten häßliches Haar am Kopf, große Augen und starke Backenknochen,“ sagt die Thorfinns-saga. Staunend betrachteten sie die hochgewachsenen, blonden Nordlandsrecken, ihre eisernen Waffen, ihre Schiffe,

ruderten aber alsbald wieder fort, und lange Zeit zeigte sich von diesen Eingeborenen keine Spur mehr; sie sollten jedoch wiederkommen und für das Schicksal der neuen Ansiedelung verhängnisvoll werden. Vorderhand jedoch blieben die Kolonisten ungestört und gingen ihrer Beschäftigung, hauptsächlich der Jagd nach; als der Winter kam, nahmen sie mit Entzücken wahr, daß kein Schnee fiel und das Vieh sich im Freien aufhalten und nähren konnte.

Die folgenden Ereignisse schildern wir am besten mit den Worten der Saga. „Als der Lenz eben begonnen hatte, sahen sie eines Morgens eine solche Menge von Fellcanoes von Süden her auf das Land zusteuern, daß es aussah, als ob der Fjord mit Kohlenstücken besäet wäre. Sie kamen ans Land und es entspann sich ein lebhafter Tauschhandel; das Volk wollte vor allem rotes Tuch haben und gab dafür Felle und Pelze. Auch auf Schwerter und Spieße ging ihr Begehren, aber Thorfinn verbot den Verkauf von Waffen. Die Skrälinger (so benennt hier die Saga das Volk; was der Name bedeutet, wird unten auseinandergesetzt werden) gaben das schönste Fell für einen spannenlangen Streifen roten Tuches, den sie um das Haupt banden. Als den Nordmannen das Tuch auszugehen begann, schnitten sie die Streifen nur fingerbreit, und doch gaben die Skrälinger eher mehr als weniger dafür. So währte der Verkehr längere Zeit zu beiderseitiger Zufriedenheit, bis es sich eines Tages begab, daß zufälligerweise einer der Stiere, welche die Ansiedler mitgebracht hatten, mit mächtigem Gebrüll aus dem Wald herausrannte. Darüber wurden die Skrälinger von panischem Schrecken befallen, stürzten in ihre Canoes und verschwanden bald im Süden, ohne daß man durch drei Wochen etwas von ihnen wahrnahm. Eines Tages jedoch sahen sie aus dem Süden eine so große Menge Canoes herankommen, wie wenn sich ein schwarzer Strom wirbelnd ergösse, und die Skrälinger stießen ein durchdringendes Kriegsgeheul aus. Die Nordmannen ergriffen sogleich die roten Schilde und rüsteten sich zum Kampfe. Die Skrälinger sprangen ans Land und überschütteten ihre Feinde mit einem Schauer von Pfeilen und Wurfgeschossen; sie hatten nämlich auch Wurfschlingen. Zugleich strömten sie zahllos von allen Seiten heran und machten Miene, den Feind zu umgehen. Sie hoben an einer großen Stange einen schwärzlichen, beinahe dem Rumpf eines Schafes ähnelnden Gegenstand in die Höhe und schleuderten ihn mitten in die Schar Thorfinns, in welche er mit entsetzlichem Getöse niederfiel. Da schlug panischer Schreck die Nordmannen, ihr einziger Gedanke war zu fliehen, und nicht eher hielten sie Stand, als bis sie einige Klippen am Flußufer erreicht hatten, wo sie vor Umgehung sicher waren; hier nahmen sie den Widerstand wieder auf.“ Und nun erzählt die Sage einen Zug weiblichen Heldenmutes von Freydis, der Tochter Eriks des Roten und Erbin seines kühnen Sinnes, der an die römischen Berichte über die teutonischen Frauen erinnert. „Freydis kam aus dem Hause und erblickte das Kampfgetümmel und die Flucht der ihrigen; sie rief sie an: ‚Was rennt ihr, die stolzesten und stattlichsten Männer, doch davon vor solchen Mißgeburten, die ihr wie Schlachtvieh niedermetzeln könnt; hätte ich nur Waffen, fürwahr ich wollte besser fechten als jeder von euch!‘ Sie achteten jedoch ihrer Worte nicht und flohen weiter. Freydis eilte ihnen nach, sah jedoch, daß sie den nachsetzenden Skrälingern nicht entgehen konnte; sie machte Halt und erblickte vor sich einen Nordmannen mit weit klaffender Stirnwunde tot liegen; dessen Schwert ergriff sie, und als die Skrälinger herankamen, riß sie ihre Brüste aus dem Gewande und versetzte sich auf sie einen Schwerthieb. Über diese That gerieten die Skrälinger so in Entsetzen, daß sie zurückwichen und ohne einen weiteren Angriff zu versuchen, unverweilt abfuhren.“

Der Kampf hatte den Nordmannen nur zwei Tote und mehrere Verwundete gekostet, während von den Skrälingern eine größere Anzahl gefallen war; aber es stand zu befürchten, daß die Feinde verstärkt wiederkehren würden, und die kleine Schar der Ansiedler sich gegen die zahlreiche eingeborene Bevölkerung nicht würde halten können. So beschloß man denn, den Plan einer Ansiedelung fallen zu lassen und heimzukehren; doch war die Jahreszeit schon zu vorgerückt, sodaß man in demselben Fjord zu überwintern beschloß, in dem man den ersten Winter zugebracht hatte. Thorfinn jedoch fuhr mit einem Schiffe dem verschwundenen

Thorhall nach, um womöglich Kunde von ihm zu erlangen. Er segelte erst nordwärts bis zu dem Kap, wo sie das Schiffswrack gefunden hatten, dann westlich und als das Land nach Süden zu umbog, südlich; das Bild, das der Strand bot, war unwirtlich: finstere dichte Urwälder bedeckten das Land, nur hie und da gestattete eine Lichtung Einblick. Von Thorhall aber war nirgends auch nur eine Spur zu sehen. So kehrten sie denn um, nicht ohne durch ein trauriges Ereignis an die Gefährlichkeit des Aufenthaltes in diesem wilden Lande erinnert zu werden. Ein Pfeil, von unsichtbarer Hand geschossen, traf den jüngsten Sohn Eriks, Thorwald, in die Weichen und brachte ihm den Tod. Als der Winter, der dritte, den sie in Winland zubrachten, vergangen war, bestiegen sie die Schiffe; der Südwind blähte die Segel, der Kiel teilte rauschend die blauen Wogen, und bald wurden die Umrisse des Landes immer undeutlicher, bis es endlich gänzlich verschwand. Es sollte Jahrhunderte währen, ehe eines Europäers Auge wiederum diese Küsten erblickte. Bald erreichten sie Markland und hier war es, wo sie zum letztenmale auf Skrälinger stießen: sie fanden fünf Skrälinger, einen bärtigen Mann, zwei Frauen und zwei Kinder; die letzteren fingen sie, während die übrigen so schnell verschwanden, daß sie unter die Erde gesunken zu sein schienen. Die zwei Kinder aber nahmen sie mit, tauften sie und lehrten sie ihre Sprache. Dieselben benannten ihre Mutter Vetildi, den Vater Uvegi; sie berichteten, daß Könige über die Skrälinger herrschten, einer von diesen hieße Avaldamon, ein anderer Kaldidida; kein Haus sei in ihrem Lande, man lebe in Höhlen und Erdlöchern. — Auf der Heimreise trennten sich die zwei Schiffe. Thorfinn kam glücklich nach Grönland, von wo er im nächsten Jahre nach Island heimkehrte; das andere Schiff aber unter Bjarni Grimolfsson wurde gen Irland zugetrieben und wurde leck, da es wurmstichig war; nur ein Rettungsbot war zur Stelle und dieses faßte nicht mehr als die Hälfte der Mannschaft. Da wurde gelost, wer das Bot besteigen sollte; auch Bjarni war unter den Glücklichen. „Als sie vom Schiffe eben abstoßen wollten," meldet die Saga, „rief ein junger Isländer, der Bjarni von Island gefolgt war, Bjarni zu: ‚Gedenkst du nun mich zu verlassen, Bjarni?' ‚So muß es wohl sein,' antwortete dieser. ‚Ein anderes war es, was du meinem Vater verheißen, als ich dir von der Heimat folgte, ein Los sollten wir beide immer teilen.' ‚Ich sehe hier keinen Ausweg; was würdest du vorschlagen?' ‚Daß wir die Plätze wechseln, komm du hieher und laß mich in das Boot steigen.' Bjarni sagte kalt: ‚So sei es. Ich sehe, daß du dich an das Leben anklammerst und es für schwer hältst, zu sterben.' Damit verließ er das Boot, in welches der Isländer stieg und sich mit der Hälfte der Mannschaft nach Irland rettete." Von Bjarni aber und dem Reste der Mannschaft hat man nie wieder etwas gehört. — Dieses war das Ende des Winlandzuges Thorfinns.

Es kann kein Zweifel sein, daß wir in Leif den ersten Entdecker Amerikas zu sehen haben, südwestlich von Grönland gibt es kein anderes Land. Schwieriger jedoch ist es, die geographische Lage der entdeckten Länder genauer zu bestimmen. Man hat früher in dieser Beziehung vielfach phantastischen Anschauungen und Träumereien gehuldigt; es ist das Verdienst Gustav Storms (siehe namentlich seine „Studier over Vinlandreiserne"), die Wahrheit so weit an den Tag gebracht zu haben, als das kärgliche Material erlaubt und seine Ausführungen sind es vor allem, denen wir im Nachstehenden folgen.

Die Angabe der Tageslänge in Vinland gestattet eine Berechnung, welche ergibt, daß die Nordmannen mindestens bis ungefähr zum 49. Grad gekommen sein müssen; wie weit sie südlicher vorgedrungen sind, bleibt unsicher; daß sie es gethan, ist aus mehrfachen Gründen höchst wahrscheinlich. Hält man alle Angaben der Saga zusammen, so kommt man zu folgenden Resultaten: Helluland ist Labrador; dafür spricht die ganze Schilderung des Landes als öde und felsig, ebenso die Erwähnung der zahlreichen Polarfüchse, deren Heimat Labrador ist, während sie südlicher kaum anzutreffen sind.

Markland ist Newfoundland; von dem Waldreichtum ist heute nicht mehr viel zu sehen, aber die Berichte italienischer und englischer Seefahrer aus dem 16. Jahrhundert beschreiben Newfoundland ganz so wie unsere Saga, und noch heute ist der rote Hirsch eines der häufigsten jagdbaren

Tiere daſelbſt; es ſpricht für die ſcharfe Beobachtung der Isländer, daß in dem knappen Bericht der Saga nicht vergeſſen wird hervorzuheben, „es war eine große Menge Hirſche in den Wäldern.“

Wo aber liegt Winland? Dieſes kann nichts anderes als Neu-Schottland ſein. Hier wuchs in der That wilder Wein, wie er noch heute im ſüdlichen Teil von Neu-Schottland vorkommt; hier wächſt „ungeſäeter Weizen“, das iſt, ſoweit man aus den Andeutungen der Saga entnehmen kann, wilder Reis (Hydropyrum esculentum) oder Waſſerreis (Zizania aquatica), deſſen nördliche Grenze ungefähr der 50. Grad bildet. Auf das ſüdliche Neu-Schottland paßt auch die Hervorhebung des milden und ſchneefreien Winters; alle ſpäteren Reiſebeſchreibungen ſchildern den Winter als kurz, mild und faſt ſchneelos.

Bei der Beantwortung der Frage, wer die Eingeborenen waren, mit denen die nordiſchen Wikinger zuſammenſtießen, können nur zwei Völker in Betracht kommen: Eskimos und Indianer. Nach den gründlichen und überzeugenden Ausführungen Storms kann kein Zweifel mehr obwalten, daß es Indianer waren. Die Beſchreibung, welche die Saga von ihrem Ausſehen liefert, kann allerdings auch auf Eskimos paſſen. Aber andere Gründe fallen entſcheidend ins Gewicht: die wenigen Worte aus der Sprache der Eingeborenen, welche die Saga überliefert, können nicht grönländiſch ſein: weder finden ſie ſich in dem heute ziemlich genau erforſchten und bekannten Sprachſchatz der Eskimos, noch geſtatten lautliche Gründe, ſie für grönländiſch zu halten, denn der Laut d, der ſich mehrmals in ihnen findet, fehlt der Eskimoſprache gänzlich. Der direkte Beweis, daß es indianiſche Worte ſind, kann leider nicht geliefert werden, da der Stamm, welcher Newfoundland bewohnte und noch im 16. Jahrhundert dort von Entdeckungsreiſenden angetroffen wurde, die Beothuks, ſeither von Weißen und anderen Indianerſtämmen vollſtändig ausgerottet worden und von ihrer Sprache nur verſchwindende Überreſte auf uns gekommen ſind. Ferner ſchließt die Lage von Winland Eskimos vollſtändig aus. Es iſt ganz unmöglich, daß ſich dieſelben jemals ſo tief im Süden aufgehalten haben. Selbſt in Südgrönland hielten ſich die Eskimos in älterer Zeit nie ſtändig auf, wie die reichen Quellen aus der Zeit der nordiſchen Anſiedelungen beweiſen. Heute wohnen Eskimos auf amerikaniſchem Boden nicht ſüdlicher als in den nördlichſten Gebieten Labradors, alſo ungefähr bis zum 60. Grad; und der Umſtand, daß ihre Sprache einige nordiſche Lehnwörter beſitzt, beweiſt, daß ſie erſt in ſpäter Zeit von Grönland eingewandert ſein können.

Endlich ſpricht der Charakter des Volkes gänzlich gegen die Eskimos; dieſe werden ſeit jeher als ein friedliebendes, paſſives Volk geſchildert; während der trotzige, kriegeriſche Sinn, der von einem harmloſen Anlaß ſogleich Gelegenheit ergreift, einen Rachezug zu unternehmen, ſehr wohl auf die Indianer im allgemeinen und ſpeziell auf die Stämme der Küſten von Neu-Schottland paßt, welche von Reiſenden des 16. Jahrhunderts als trotzig, bariſch und wild geſchildert werden. Wie ſehr das Geheul, das die „Skrälinger“ beim Angriff erheben, an die allgemein bekannten Schilderungen von Indianerkämpfen erinnert, braucht kaum bemerkt zu werden. Allerdings werden in der Regel Eskimos mit dem Namen Skrälinger bezeichnet, aber das beweiſt nichts, da erſtens Eskimos und Indianer nicht ſo verſchieden ſind, daß man nicht die Anwendung eines gemeinſamen Namens für beide begreifen könnte, und zweitens noch heute in Norwegen ſchwache, kraftloſe Menſchen Skrälinger genannt werden, ein Beweis, daß dieſer Name mehr auf eine allgemeine ſchwächliche Körperkonſtitution, als auf einen beſtimmten Volkstypus geht.

Man hat oft die Frage aufgeworfen: hatte Kolumbus Kenntnis von dieſer isländiſchen Entdeckung? Auch in dieſer Beziehung hat man früher phantaſtiſchen Träumereien gehuldigt und, geſtützt auf die Thatſache, daß Kolumbus eine Fahrt in den isländiſchen Gewäſſern gemacht (daß er Island ſelbſt betreten, wird nirgends geſagt), einen kleinen Roman komponiert: Kolumbus ſei auf Island mit einem Biſchof zuſammengetroffen, der ſich mit ihm in lateiniſcher Sprache unterhalten und ihm Mitteilungen über Winland gemacht habe. Alles das ſind vage Vermutungen und kühne Hypotheſen, denen der Boden durch die einfache Thatſache entzogen wird, daß Kolumbus nicht gegen Norden,

sondern über die Kanarien seinen Kurs hielt, und daß er nicht unbekannte Länder, sondern China erreichen wollte. Jedenfalls also, selbst wenn er von Winland dunkle Kunde erhalten hatte, ist dieselbe von keinem Einfluß auf seine Entdeckungsfahrt gewesen. Übrigens hätten ihm die Nachrichten, die er allenfalls hätte in Island empfangen können, kaum mehr als dunkle märchenhafte Andeutungen bieten können, denn die Thatsache der Winlandentdeckung war längst mit abenteuerlichen Zügen umsponnen worden. Seit dem verunglückten Zuge Thorfinns hören wir nichts mehr von Expeditionen oder Ansiedelungsversuchen in Winland. Einmal wird erwähnt, daß im Jahre 1121 Bischof Erik von Grönland auszog, um Winland zu christianisieren. Aber er ist nie wieder zurückgekehrt und verschollen. Möglich, daß die grönländischen Nordmannen hie und da nach Markland fuhren, um Bauholz zu holen — eine Notiz der isländischen Annalen scheint darauf zu deuten — aber in Island und dem übrigen Norden versank Winland bald in das dämmerhafte Zwielicht der Sage. In späten märchenhaften Erzählungen ist Helluland ein Aufenthalt von Gespenstern und Dämonen, und mit Winland verschmilzt die eigentümliche Vorstellung eines großen, glücklichen Landes im fernen Westen, wo weiße Menschen wohnen, das aber sonst unzugänglich ist; nur selten verschlägt der Zufall einen oder den andern Schiffer hin. Mit der Wiedergabe eines märchenhaften Berichtes über dieses geheimnisvolle Land wollen wir unseren Aufsatz schließen. Die altisländische Eyrbyggjasaga erzählt: „Es war in den letzten Tagen König Olafs des Heiligen, daß der Isländer Gudleif auf einer Handelsreise von Dyflinn (Dublin) nach Island begriffen war, als ihn ein Sturm weit nach Westen trieb und an ein unbekanntes Land schleuderte. Sie fanden hier einen guten Hafen und gedachten sich von den Anstrengungen der letzten Tage zu erholen. Da kam eine große Schar Männer, wohl mehrere Hundert, deren Sprache sie nicht verstehen konnten, sie däuchte ihnen irisch zu sein. Diese nahmen Gudleif und seine Begleiter gefangen und brachten sie in das Innere des Landes, wo eine Volksversammlung über ihr Schicksal beriet, das nach ihren Mienen und Geberden zu schließen, kein beneidenswertes werden sollte. Während der Verhandlung sahen sie eine Schar Reiter sich nähern, die in ihrer Mitte ein Banner führte. Daraus schlossen die Schiffbrüchigen, daß der Herr des Landes sich nähere. So war es auch; unter dem Banner ritt ein stattlicher, kriegerischer Greis mit weißem Haare, den alle ehrfurchtsvoll begrüßten. Er fragte Gudleif in nordischer Sprache, woher sie kämen und erkundigte sich, nachdem er gehört, sie seien Isländer, sehr genau nach verschiedenen Personen. Darauf zog er sich mit zwölf vornehmen Männern zurück und sie berieten sich lange Zeit über das Schicksal Gudleifs. Endlich trat der Greis wieder zu den Isländern und sagte: ‚Das Volk hat euer Schicksal in meine Hand gelegt und ich will euch nicht hier zurückhalten. Fahret frei eures Weges und kehret heil in die Heimat zurück.‘ Gudleif sagte: ‚Was sollen wir in der Heimat berichten?‘ Er antwortete: ‚Gebt dieses Schwert Kjartan, dem Herren des Frodahofes und diesen Ring seiner Mutter Thurid und sagt, daß der, so diese Gaben sende, der Herrin vom Frodahof mehr Freund war als ihren Verwandten. Meldet aber auch, daß ich jedermann verbiete mich aufzusuchen. Das wäre ein tollkühnes und aussichtsloses Beginnen. Denn selbst wenn es ihm gelänge, den Weg hierher zu finden, so fiele er doch hier den Einheimischen in die Hände, die ihn sofort töten würden; nicht immer ist das Schicksal so günstig, wie es sich euch erwiesen hat.‘ Damit nahmen sie Abschied. Gudleif kam im Spätherbst nach Dyflinn zurück. Im nächsten Jahre fuhr er nach Island und überbrachte die Gaben; und dort erfuhr er, daß das niemand anderer gewesen sein könne, als Biörn Breidvikingakappi, der vor vielen Jahren eines unsittlichen Verhältnisses mit Thurid halber von ihren Verwandten angeklagt und auf dem Thing für immer aus Island verbannt, nach Süden gesegelt und gänzlich verschollen war.“

Nordseestrand bei Ebbe. Nach d
(Aus der diesjährigen Internationalen

em Gemälde von P. P. Müller.
en Kunst-Ausstellung zu Berlin.)

Die Spielkarten.

Von Dr. Oskar Doering-Berlin.

(Abdruck verboten.)

Als Frau Wilhelmine Buchholz in gerechtem Ärger ihres Karls Skatkarten nahm und in den Vesuv warf, der die bunten Blätter mit unheimlichem Getöse verschlang, da bildete sich die gute Dame bekanntermaßen ein, daß sie nun für längere Zeit sich die Langeweile vom Halse geschafft hätte, ihren Mann Skat spielen zu sehen, während sie selber unthätig dabei sitzen mußte. Nicht minder bekannt ist aber auch, wie Frau Wilhelmine im Laufe der Zeit selbst anfing, an dem abscheulichen Kartenspiel Geschmack zu finden und wacker dabei mitthat, ohne daß ihr vortrefflicher Charakter irgendwie darunter gelitten hätte. Mir will es überhaupt nicht einleuchten, daß der Skat den Menschen korrumpieren soll. Wenn das wäre, wie schlecht müßte dann das Volk der Erdgeborenen schon sein — und es geht doch immer noch so ziemlich damit an, sogar beim Skat! Natürlich „bemogeln" darf man sich nicht lassen. Wer das thut, hat sich die Folgen selber zuzuschreiben. Warum paßt er nicht auf und gedenkt der Wahrheit (die so alt ist, daß ich wegen ihrer Aufwärmung höflichst um Entschuldigung bitte), daß schon die Leute in Babylon vor so und soviel tausend Jahren furchtbar „mauerten." Es waren ohne Zweifel Gemütsmenschen, die alten Babylonier, und nichts thut mir mehr leid, als daß ich nicht im stande bin, meinen verehrten Lesern irgend etwas näheres über die Spielgepflogenheiten jener Herren mitzuteilen. Sie haben in ihren Keilinschriften nichts darüber hinterlassen, sicherlich weil sie annahmen, daß jeder anständige Mensch ohnehin mit dem Kartenspielen Bescheid wissen müßte. Und so hat denn die Menschheit gespielt mit Vergnügen oder mit Ärger, je nachdem sie gewann oder verlor, und niemand ist in der Welt, der zu sagen wüßte, wer eigentlich der erste Kartenspieler gewesen ist.

Sobald man es unternimmt, nach diesem und den guten Freunden zu forschen, die ihm bei seiner amüsanten Beschäftigung halfen, so gerät man in ein wahres Meer von Zweifeln und verschiedenen Vermutungen. Wenn auch von den alten Babyloniern im Ernst keine Rede ist, so bleiben doch noch

Abb. 1. Primo Nobile. Italienische Karte. XV. Jahrhundert.

Leute genug übrig, die sich die Ehre der Erfindung der Spielkarten streitig machen, und zwar wesentlich mehr als ehemals sich um die Ortszugehörigkeit Homers gestritten haben. China, Hindostan, Persien, Arabien, Ägypten, Spanien, Portugal, Italien, Deutschland, Frankreich und die Niederlande sind in den Verdacht gekommen, die Heimat des Kartenspiels zu sein. Zum Teil stammt diese Annahme von der Eitelkeit der betreffenden Landesbewohner her, und vor gründlicherer Kritik können nur Asien, Italien und Spanien sich behaupten. Die Meinung eines der bedeutendsten Forscher, Merlin, ging mit voller Entschiedenheit dahin, für die in Europa gebräuchlichen Karten Italien den Ruhm der Erfindung zuzuerkennen. Wenn er somit die in Asien beliebten Blätter als etwas von jenen ganz

Abb. 2. Poesia. Italienische Karte. XV. Jahrhundert.

verschiedenes betrachtete, so kann man doch nicht umhin, die Richtigkeit dieser Ansicht stark zu bezweifeln. Daß die Chinesen und Europäer unabhängig von einander das Schießpulver, die Buchdruckerkunst und anderes erfunden haben, kann man verstehen. Daß aber etwas so eigenartiges wie dieses Spiel in zwei weit von einander getrennten Weltgegenden ohne Beeinflussung von einer Seite erwachsen sei, hat überaus wenig Wahrscheinlichkeit, und die geringe äußere Ähnlichkeit, welche z. B. die chinesischen und französischen Karten mit einander haben, ändert daran nichts. Denn dort wie hier spielt man mit Täfelchen, deren Zeichen einerlei tiefere Bedeutung haben und auf einerlei Art untereinander sich beeinflussen. Und diese innere Übereinstimmung ist ja doch das eigentlich Wichtige. Ein Überblick über die Entwickelung des Kartenspiels im Orient wird dies deutlich machen.

In China wurden die Karten nach allgemeiner Annahme gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erfunden. Ihre Form, die eine im Verhältnis zur Länge unpassend geringe Breite zeigt, macht ihre Handhabung ziemlich unbequem, wodurch ihre sehr eifrige Benutzung aber bis heute nicht verhindert wird. Ein zweites asiatisches Land, in welchem seit undenklichen Zeiten das Kartenspiel in Blüte steht, ist Hindostan. Dort huldigt man drei verschiedenen Arten desselben. Die eine, Tschaturanga genannt, hat einige Ähnlichkeit mit unserm Trictrac, ein zweites, besonders in Persien beliebtes Spiel führt den Namen As Nas und entspricht unserm Trente et un. Das dritte und wichtigste ist das Ghendgifeh, ein Spiel, das höchst wahrscheinlich das Vorbild zu dem spanischen L'hombre à trois ist, mit dem es die größte Ähnlichkeit hat. Die hindostanischen Karten sind vielfach kreisrund, eine Erscheinung, die wir in Deutschland wiederfinden werden, als Zeichen haben sie Reiter auf Pferden, Tigern, Elefanten und anderen Tieren. Das Material ist nicht wie bei den Chinesen Papier, sondern steif gefirnißte Segelleinwand.

Bei der außerordentlich weiten Verbreitung der chinesischen, wie der indisch-persischen Kartenspiele auf asiatischem Boden und bei dem regen Verkehr, welcher schon im frühen Mittelalter zwischen Asien und Europa herrschte und namentlich in den kulturgeschichtlich so umwälzend wirkenden Kreuzzügen seinen Höhepunkt erreichte, ist die Annahme sehr wahrscheinlich, daß die Karten wie so vieles andere aus dem Osten zu uns herübergewandert sind. Hat sich doch in Spanien sogar noch der hindostanische Name der Karten erhalten, nämlich naypes. Wie hat man sich den Kopf zerbrochen, woher dieses Wort, das man für arabisch, biskayisch und wer weiß was sonst noch hielt, komme, bis man den wahren Ursprung entdeckte! Erfunden haben die Spanier also die Karten nicht. Wohl aber wird die iberische Halbinsel der erste europäische Boden gewesen sein, wo sie eine neue Heimat fanden. Und wie begeistert wurden sie dort aufgenommen! Die Spielwut der Spanier überstieg bald alles, was man in dieser Beziehung bis dahin gesehen hatte. Im Jahre 1560 fand ein Reisender Karten in jedem Dorfe Spaniens, und

mochte es so elend sein, daß man dort nicht einmal Brot bekam. Und als Kolumbus mit seinen Gefährten in S. Domingo gelandet war, entdeckten diese braven Leute zu ihrem Schrecken, daß sie die Karten zu Hause vergessen hatten und fabrizierten sich schleunigst welche aus Baumblättern.

Von Spanien, wo das Kartenspiel die meisten Merkzeichen aus der fernen Heimat sich erhalten hat, ist es dann jedenfalls nach Italien gekommen, und so stimmen denn auch die Zeichen der spanischen und italienischen Karten überein. Die früheste Erwähnung, deren Zuverlässigkeit indes nur schwach ist, findet man aus dem Jahre 1299, und 1379 wird uns, jedoch gleichfalls ohne Sicherheit, durch einen Giovanni di Covelluzzo gemeldet, daß damals das Kartenspiel seinen Weg nach Viterbo genommen habe. Im Jahre 1393 findet sich die erste sichere Nachricht. Da hören wir unter einer Aufzählung von Kinderspielen, als da sind Knöchelchen, Kreisel und dergleichen, auch von den „Naibi." Das ist nun freilich etwas wunderlich, daß man Kinder mit Karten habe spielen lassen. Doch verliert sich die Wunderlichkeit, wenn man die dort gemeinten Karten, oder vielmehr da diese nicht mehr existieren, ihre Nachbilder betrachtet, von denen man mit Sicherheit annehmen kann, daß sie ebenso den Erwachsenen als Glücksspiel wie den Kindern als Bilderbuch dienen sollten. Diese Nachbilder der 1393 erwähnten Naibi sind diejenigen Blätter, welche man ehemals dem kunstreichen Grabstichel des berühmten, 1517 verstorbenen Mantegna zuschrieb, deren wirklicher Verfertiger aber unbekannt ist. Zwei der schönsten Blätter der Folge, von welcher weiter unten noch die Rede sein wird, finden die Leser in Abb. 1 und 2, das eine davon in der Größe des Urbildes.

— Wenn in altitalienischen Quellen von Kartenspielen die Rede ist, so wird oft ein Unterschied zwischen Chartae und Naibi gemacht. Da man nun ausreichenden Grund hat, die Naibi für sogenannte Tarockkarten zu halten, so bleibt für die Chartae die Deutung auf gewöhnliche Vierfarbenkarten übrig, wie sie auch in andern Ländern später gebräuchlich wurden. Ihre Zahl betrug zwischen 52 und 32. Als Kartenzeichen oder „Farben" dienten Becher (Coppa), Münze (Danaro), Schwert (Spada) und Stab (Bastone), während als Figuren auftraten der Fußknecht (Fante), der Reiter (Cavallo) und der König (Re), also keine Dame. Diese Karten dienten nun den alten Italienern zu ihrem ersten Spiel, welches sie Trappola, d. i. die Falle, nannten, und welches mit 36 Blättern gespielt wurde. Die Trappola hat sich äußerst lebensfähig erwiesen und ist noch in unserm Jahrhundert gern gespielt worden, namentlich auf deutschem Boden. — Dies Vierfarbenspiel wurde die Grundlage zu dem Spiele der Naibi, dem Tarock. Die vier Farben blieben dieselben, nur daß jede noch eine Figur mehr erhielt, nämlich die Dame; dazu aber kam eine fünfte Folge, die eigentlichen Tarockkarten. Diese zeigten nur Bilder, und zwar deren 22, von denen 21 mit einer Nummer bezeichnet waren, die ihren Wert angab,

Abb. 3. La Mort. Italienische Tarockkarte. XV. Jahrhundert.

Abb. 4. Italienische Karte. XV. Jahrhundert.
(Aus dem Kgl. Kupferstichkabinett zu Berlin.)

und als Trümpfe (triomphes) auf alle (à tous oder a tutti) gelegt werden konnten. Die Ausgangsstation für das Tarockspiel war Venedig, und die bekannte Redensart „So spielt man in Venedig" deutet noch heute auf die Wichtigkeit hin, welche diese Stadt für die Entwickelung des Kartenspieles besaß. Von dort wanderte es nach Florenz, wo es unter dem Namen Minchiate schwieriger gestaltet wurde und auch eine Reihe von Tarockbildern dazu erhielt. Dieselben wurden teilweise nach älteren Vorbildern hergestellt, aber handwerksmäßig und manchmal sinnlos, so daß es wohl vorkam, daß ein Bild eine falsche Unterschrift erhielt.

— Das dritte und gleichzeitig komplizierteste Spiel, welches jenem venezianischen verwandt war, war das bolognesische Tarocchino. — Die berühmtesten und schönsten der uns erhaltenen alten Tarockkarten sind die vorher erwähnten Naibi, welche auf den Namen Mantegnas gingen. Sie zerfallen in fünf Abteilungen, die außer mit der Numerierung mit Buchstaben, welche die Serienfolge andeuten, ausgezeichnet sind. Die erste Abteilung (A) bedeutet das Weltsystem, beginnt mit der Prima causa und dem Primo mobile (Abb. 1) und zeigt die Bilder der Gestirne. Die zweite Abteilung (B) vermittelt den Übergang vom Himmel zur Erde, indem sie die Tugenden darstellt, von denen der Glaube die höchste ist. Ohne sie können die größten Beschäftigungen des menschlichen Geistes, die Wissenschaften und Künste nimmer gedeihen, am wenigsten die Gottesgelehrsamkeit, mit welcher Abteilung C beginnt. Aber auch das heitere Reich Apollos (Abteilung D) verfällt ohne Sittlichkeit und Ernst. Und so regiert die vom hohen Himmel herniedergestiegene Tugend in allen Beziehungen des menschlichen Lebens, und der Papst muß sich ihr in gleichem Maße beugen wie der unglückliche Bettler. Mit diesem Misero endet die fünfte Abteilung der eigentümlich tiefsinnigen Kartenfolge des alten italienischen Künstlers. Das Ganze ist durchdrungen von dem heitern Geiste der Renaissance und dabei voll echten christlichen Ernstes. Der Meister dieses Spieles hatte sicherlich die Absicht, das Spiel, welches ihm allzusehr die niederen Leidenschaften des Menschen zu erregen schien, in eine reine Höhe zu erheben und die Läuterung der Gemüter durch das einschmeichelnde Mittel des Spieles zu erstreben. Freilich, mehr ein vortreffliches Zeugnis für das gute Herz des Künstlers als für seine Menschenkenntnis. — Jene Kupferstiche sind von höchster Feinheit und gehören zu den größten Kostbarkeiten unserer Sammlungen. Die zwei Blätter „Primo Mobile" und „Poesia" (Abb. 2) mögen in ihrer wunderbaren Leichtigkeit einen Begriff von der Schönheit des Ganzen geben. Es existieren von diesen Karten drei, wesentlich untereinander verschiedene Ausgaben, davon die eine von der Hand eines deutschen Künstlers, Ladenspelder mit Namen. — Zu den Tarockkarten venezianischer Herkunft und zwar zu den schönsten, welche das XV. Jahrhundert hervorgebracht, gehören auch jene siebzehn Blätter aus einem Spiele, welches dem wahnsinnigen König Karl VI von Frankreich gehört haben soll. Eine Probe daraus gibt unsere dritte Abbildung. Es ist der Sensenschwinger Tod, welcher

auf wildem Rosse über die niedergemähte Menschheit dahinsprengt und des Bettlers so wenig verschont wie des gekrönten Hauptes — ein Gedanke, der sich in den mittelalterlichen Todesbildern so oft wiederholt, bis seine gewaltige Tragik in Holbeins Totentanze die ergreifendste Gestaltung erfuhr. Das Spiel Karls VI (s. Abb. 4) ist ein kostbares Erzeugnis der Handmalerei, in welcher die ersten Karten überhaupt vorzugsweise hergestellt wurden, und die auch in der Folgezeit bei solchen Spielen, welche für Könige und Fürsten bestimmt waren, beliebt blieb. Derartige Karten waren natürlich selten und sehr teuer, und erst seitdem Holzschnitt und Kupferstich erfunden waren, konnte an eine Massenherstellung von Spielkarten gedacht werden. Dann freilich nahm sie reißend zu, und allenthalben bemächtigte sich der Spielteufel der Vornehmen und Geringen zum gewaltigen Ärgernis derjenigen, die an den biedern Sitten der spielunkundigen Vorfahren festhielten. So war es in Italien besonders der heilige Bernardin von Siena, der 1423 gewaltig gegen das Spiel predigte und auch durchsetzte, daß die Sienesen alles, was sie an Würfeln, Karten u. s. w. besaßen, ins Feuer warfen und Buße thaten. Da soll denn ein Kartenmaler, der sich durch das plötzliche Stillstehen seines bisher höchst einträglichen Geschäftes ruiniert sah, mit bitteren Klagen zu dem Heiligen gekommen sein. Der aber sprach: „Du bist Maler? Wohlan, so male dieses.“ Dabei drückte er ihm ein Blatt in die Hand, auf welchem das Monogramm Christi in einem Strahlenkranze gezeichnet war. Und der arme Kartenmaler vervielfältigte dieses Bild und wurde wieder ein reicher Mann. So erzählt die Sage, ob wahr oder nicht, weiß ich nicht. Ganz bestimmt aber ist, wie ja auch aus der menschlichen Natur sich begreifen läßt, daß der heilige Bernardin seinen Zweck auf die Dauer nicht erreichte. Denn 1423 waren die Karten schon längst nicht mehr auf Südeuropa beschränkt. Wie einst der große Alexander von Europa aus sich Asien unterwarf, so unterwarfen sie sich von Asien aus das ganze Europa, und zwar, was ein entschiedener Vorzug war, ohne Blutvergießen. Einer freilich schlecht verbürgten Nachricht zufolge sollen die Karten schon gegen 1300 nach Deutschland vorgedrungen sein, auch hier die Gemüter unserer biedern Altvordern derartig aufwirbelnd, daß 1329 Wilhelm von Grumbach, Bischof von Würzburg, seinen Geistlichen das Hazardieren verbieten mußte. Ähnliche Verbote ergingen noch oft mit dem weiteren Überhandnehmen der Spielleidenschaft, die durch die Bekanntschaft, welche man mit den italienischen Spielen auf den Römerzügen, besonders demjenigen Heinrichs VII, machte, beständig zunahm. Noch im Anfange des XV. Jahrhunderts quälten sich die Magistrate von Augsburg und Nördlingen an ihren Bürgern wiederholt mit dieser Mohrenwäsche, und in Bamberg, wo besonders die Schuster dem Kartenspiel huldigten, suchte man noch 1491 es zu unterdrücken. Aber alles war vergeblich, hauptsächlich wohl, weil die vortrefflichen Ratsherren, gerade wie in späterer Zeit Wilhelmine Buchholz, sich selbst ganz vorzüglich bei einem Spielchen amüsierten. —

Das erste italienische Kartenspiel, das in Deutschland heimisch wurde, war die Trappola, welche sich in Österreich und in Schlesien bis auf unsere Zeit erhalten hat. Man nannte sie Trapplierspiel, die dazu gehörigen Blätter trappulierte oder Drapulierkarten, und diese wurden besonders in Wien

Abb. 5. Reiher-Fünf. XV. Jahrhundert.
(Aus dem Kgl. Kupferstichkabinett zu München.)

Abb. 6. Papageyen-Daus. Deutsche Schule. XV. Jahrhundert. (Mit dem Stempel des Kgl. Kupferstichkabinetts zu Dresden.)

massenhaft angefertigt. Ihre Namen erinnern aufs deutlichste an die altitalienischen, natürlich ohne daß das Landvolk, welches das Spiel besonders liebte, eine Ahnung davon hatte. So hießen die vier Farben Bastan, Kuppe, Spade, Spadille oder der Spaten, und Donari; il Re, der König hieß das Reh; il Cavallo, der Reiter, das Cavall; il Faute oder Fantello, der Fußknecht, das Fantell; die Zwei (due) das Du u. s. w. Das Nationalmuseum zu München bewahrt ein solches Trappolierspiel auf, wo jede Karte einen kurzen Reim enthält, der bei einigen ihren Wert angibt. So sagt der Stab-König:

Ich bin ein König ohne Reich,
Mein Scepter sieht eim Priegel gleich.

Und die Schwerterzehn beruhigt den Spieler mit den Worten:

Fürcht dich für meine Schwerter nicht,
Weil doch gar selten eines sticht. —

Ein anderes, von der Trappola ganz verschiedenes und sehr leichtes italienisches Spiel, welches seinen Siegeszug hauptsächlich nach dem Norden Europas richtete, war das Cucu, das Kuckucksspiel, in Bayern auch unter dem Namen Hexenkarte bis in unser Jahrhundert beliebt. — Das Tarockspiel bürgerte sich gleichfalls in Deutschland ein und ist unter seinem alten Namen oder unter der Bezeichnung „Königrufen“ in Ungarn und Österreich, wo man es mit 78 Karten spielt, noch immer beliebt. Das sonst übliche Tarock hat nur 42 Karten, ist aber erheblich schwieriger als jenes. — Von älteren deutschen Spielen wäre der auch in Frankreich sehr beliebt gewordene Landsknecht (Lansquenet), besonders aber das Karnöffelspiel zu erwähnen, letzteres recht ein Spiel der Reformationszeit mit den vielfachen satirischen Beziehungen seiner Bilder auf Papst und Klerus. Endlich hat dies alles dem Skat weichen müssen, dem allbekannten Spiele mit dem rätselhaften Namen. Ja, wer den zu erklären verstände! Einmal soll er wendisch sein, eine Übersetzung von Schafkopf, einmal hält man ihn für französisch oder auch italienisch, abgeleitet von escarter (scartare), was so viel heißt als eine Karte „drücken.“ Wir werden uns wohl bescheiden müssen, es nicht zu wissen, und am Ende kann es einem ja auch gleich sein, wenn man nur sonst weiß, was Skatspielen heißt. —

Was der gewaltigen Verbreitung der Karten auf deutschem Boden besonders Vorschub leistete, war die um die Zeit ihres Eindringens geschehene Erfindung des Holzschnittes, den sie sich alsbald dienstbar machten. Die ältesten erhaltenen Karten dieser Art entdeckte der Engländer Stukeley in dem Einbande einer noch dem XV. Jahrhunderte angehörigen Ausgabe des Claudian. Zu den Holzschnittkarten gesellten sich bald die in Kupfer gestochenen und nicht lange währte es, so blühte ein bisher unbekannter Gewerbszweig, die Kartenfabrikation, in Deutschland auf. Ganz besonders waren es Augsburg, Nürnberg und Ulm, welche den Markt beherrschten. Was die Kartenmacher gezeichnet hatten, wurde von den Kartenmalern,

Abb. 7. Papageyen-Ober. Deutsche Schule. XV. Jahrhundert. (Aus dem Kgl. Kupferstichkabinett zu Dresden.)

die bisweilen dem weiblichen Geschlecht angehörten, mit Farben versehen und wanderte dann, in Fässer wohlverpackt, in die Welt hinaus bis nach Italien und den fernsten Küsten des mittelländischen Meeres. Schon in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts wuchs dieser Export derartig, daß Venedig sich genötigt sah, 1441 eine besondere Verordnung zum Schutze der einheimischen Kartenproduktion zu erlassen, welche die Einfuhr fremder Erzeugnisse verbot. Übrigens waren die Zünfte der Karteumacher und Kartenmaler in Deutschland in ihren Kompetenzen keineswegs scharf gegeneinander abgegrenzt, und so gab es manche bitterböse Fehde zwischen beiden. — Eine besondere, nicht bloß kultur- sondern hervorragend auch kunstgeschichtliche Wichtigkeit gewannen die deutschen „Briefe“ (wie man „chartae“ dem mittelalterlichen Sinne dieses Wortes entsprechend übersetzte) dadurch, daß die großen Künstler anfingen, Entwürfe zu Spielkarten zu liefern, die sich durch originelle Erfindung, Gedankenfülle und feinste Ausführung auszeichneten. Leider kennen wir von vielen dieser vortrefflichen Meister den Namen nicht, sondern müssen uns mit dessen Anfangsbuchstaben begnügen, wofern nicht auch diese unbekannt sind. Letzteres ist der Fall bei dem sogenannten Meister der Spielkarten, von dessen wunderbar lebenswahr in Kupfer gestochenen Blättern wir eins, die Reiher-Fünf, in Abbildung 5 vor uns sehen. Wir finden hier die Erscheinung, der wir in jener

Abb. 8. Hasen-Vier. Deutsche Schule. XV. Jahrhundert. (Mit dem Stempel des Kgl. Kupferstichkabinetts zu Dresden.)

Abb. 9. Cyklamen-Drei. Deutsche Schule. XV. Jahrhundert. (Mit dem Stempel des Kgl. Kupferstichkabinetts zu Dresden.

Zeit oft begegnen, daß die „Farben“ nicht durch die gewöhnlichen Zeichen, sondern durch allerlei Figuren ausgedrückt wurden, wobei dieselben auf jedem Blatte dem Werte desselben entsprechend oft wiederholt wurden. Diese Wiederholung war jedoch niemals eine schablonenhafte, was der beabsichtigte Charakter der Blätter als Kunstwerke ja ohnehin ausschloß, sondern das Talent und der Mutwille der Künstler fand hier Gelegenheit in mannigfachsten Variationen der gewählten Themate zu glänzen. Ganz besonders vortrefflich sind so die Spielkarten des Meisters E. S. von 1466, welche als Farben Blumen, wilde Tiere, Raubvögel und wilde Männer aufweisen. Dieser E. S. ist der berühmte Vorgänger des großen Martin Schongauer von Kolmar, den man den Preis der Maler nannte. In der Künstlerschule, die dieser Meister großzog, sollen jene anmutigen Kärtchen entstanden sein, die durch ihre an die hindostanische (natürlich nur zufällig) erinnernde kreisrunde Form auffallen. Es ist klar, daß man mit runden Karten nicht spielen kann. Um daher einen Zweck zu haben, mußten die runden Bildchen auf viereckige Blätter gedruckt werden. Das Spiel, welches die drei alten Weltteile allegorisierte, was sich in dem Typus der Figuren zu erkennen gibt, hatte als Farben Papagaien (Afrika — Abb. 6 u. 7), Hasen (Asien — Abb. 8), Cyklamen und Nelken (Europa — Abb. 9). Die Figuren der Könige und Damen sind zu Pferde dargestellt. Das

Dum compingendis libris Phœbeâ iuto
Caſtra, ſacri meritò pars Heliconis ero,
Parvula faſtidire caue: nam gratia magna
Exiguis rebus ſæpe ſubeſſe ſolet.

Weil ich auch dien den Künſten frey
Mit Bücher binden mancherley/
Hoff ich man werd mich ſchätzen gleich
Ein Gliedlein in deß Phœbi Reich/
Hüt dich/veracht nicht ſchlechtes ding/
Schaw vor was es für nutzung bring.

E iij

Abb. 10. Buch-Zwei. Aus Joſt Ammans Kartenſpielbuch. XVI. Jahrhundert.

T. W., welches auf einzelnen dieſer Blätter erſcheint, iſt das Monogramm eines Goldſchmiedes Tielmann von Weſel, der ſie im Anfange des XVI. Jahrhunderts kopierte. Ein anderes Spiel, welches zu beſonderem Ruhme gelangt iſt, ſtammt von Joſt Amman, einem der fruchtbarſten Künſtler der deutſchen Renaiſſance. Die Blätter, von denen wir zwei Proben geben, zeigen als Farben Becher, Gläſer, Bücher und Buchdruckerballen. Die Karten ſind außer mit ihren Wertzeichen mit bildlichen Darſtellungen geſchmückt, die von hohem kulturgeſchichtlichem Intereſſe ſind, weil ſie Einblick in alle möglichen Beziehungen des damaligen Volkslebens gewähren. So zeigt unſere Buch-Zwei (Abb. 10) das Innere einer Buchbinderwerkſtatt, in welcher der eine Geſelle emſig an der Heftmaſchine arbeitet, während der andere ſich anſtrengt das Papier mit flachem Hammer glatt zu ſchlagen. Daneben prangen viele der Blätter im Schmucke reichſter Ornamentierung. Als Beiſpiel deſſen diene der beigefügte Ballen-Daus (Abb. 11). — Andere kunſtreiche Spiele, deren einem wir die Abbildung 12: Mohn-Sieben entnommen haben, gibt es noch von manchem großen deutſchen Künſtler, wie Hans Beham, Virgil Solis und anderen, deren Werke der Stolz der großen Kunſtſammlungen ſind. Ob dieſe Karten indes wirklich praktiſchen Wert erlangt haben, alſo auf die Dauer zum Spielen benutzt worden ſind, ſcheint mir ſehr zweifelhaft. Gerade beim Spiel ſtört nichts ſo ſehr als ungewohntes Ausſehen der benutzten Blätter, und ich glaube ſicherlich, daß der biedere Deutſche immer bald wieder von jenen ſchönen Karten mit ihren Tieren und Blumen zu ſeinen altgewohnten Farben zurückgekehrt iſt. Herz, Laub, Schelle und Eichel kannte jeder und fühlte ſich durch ſie von der Hauptſache, die das Spiel doch immer bleibt, nicht abgelenkt. Als Figuren dienten bei den Künſtlern wie bei den Handwerkern der Unter, der Ober und der König. Zu den beiden erſteren Bezeichnungen hat man das Wort Mann hinzuzudenken, und ſie bedeuteten alſo den Ober- und Unteranführer. Der Eichelober führte den Namen Wenzel nach St. Wenzeslaus, deſſen Name ſpäter allen vier Buben beigelegt wurde. Das As wurde oft als die dem Heere vorausflatternde Fahne betrachtet und demgemäß auf einer ſolchen abgebildet. So ſehen wir es ſchon im XV. Jahrhundert auf einem Kupferſtiche (Abb. 13), der von dem ſogenannten Meiſter des Amſterdamer Kabinettes herrührt und uns eine im Freien kartenſpielende Geſellſchaft zeigt. Die Dame (es iſt zu bemerken, daß ſchon die Damen jener Zeit gern ein Spielchen mitmachten) hat eben das Eichelas ausgeſpielt und offenbar nach ihrem Ausdrucke zu ſchließen einen großen Coup damit gemacht. Sie zeigt triumphierend auf das entſcheidende Blatt und freut ſich der verlegen lächelnden Miene ihres Partners. — Waren die Verſuche der alten Künſtler, die Spielkarten auf eine höhere äſthetiſche Stufe zu erheben, ohne

Digitized by Google

Erfolg geweſen, ſo hatte es noch viel weniger Nutzen, daß man dieſelben der Verbreitung von allerlei Gelehrſamkeit dienſtbar zu machen ſtrebte. Spielen und Lernen vereinigen, heißt auf das erſtere verzichten, um das letztere herabzuwürdigen. Leider war dieſe Erkenntnis unſeren Vorfahren noch nicht aufgegangen, und ſo verfertigten ſie bis in unſer Jahrhundert maſſenhaft Spiele, welche neben ihrem urſprünglichen Zwecke die Beſtimmung hatten, durch Wort und Bild zur Kenntnis der Geſchichte, Geographie, Mythologie, Kalligraphie und vieler anderen Dinge zu verhelfen. Nicht einmal die Philoſophie, auf welche Thomas Murner mit ſeinem 1507 erſchienenen, höchſt unverſtändlichen Kartenſpiel der Logik Attentate ausübte,

Abb. 12. Mohn-Sieben. Deutſche Karte. XVI. Jahrhundert. (Aus dem Kgl. Kupferſtichkabinett zu Berlin.)

ja nicht einmal die Theologie war vor ſolchen Verirrungen ſicher, wie die geiſtlichen Karten des Niederländers Dominicus Cuſtos beweiſen, deren Bilder Anſpielungen auf den Seelenzuſtand des wahren Chriſten enthalten. Da ſind die Kartenſpiele hiſtoriſchen Inhaltes mit ihren teilweiſe höchſt naiven Notizen doch noch eher zu ertragen. So heißt es unter einem Bilde der Penelope: „Ulyſſis Weib, welche 20 Jahre lang keine Zeittung von ihm gehabt, und alle ihre Buler zurückgewieſen, biß Sie ihre Gewürck, daß ſie zu Nachts aufgethan, vollendet hatte: Mit dieſer Liſte hat ſie ihren Eheherrn erwarttet.“ Und von Karl IV hören wir: „Hat zu Nürnberg die Guldene Bullam, in welcher enthalten die Reichsgeſetze, und wie man die Kaiſer wehlen ſolle verfertigen laſſen, aldar auch die Aufruhr geſtillt, und ſo offt er Gelehrte Leüte disputiren hören, zu ſagen pflegen, dieſes iſt meine beſte Mahlzeit. A. C. 1346.“ —

Triptolemus veluti mundi olim iparlit in uſus,
Fœcunda frugum ſemina dia manu:
Arte typographica ſic ſecla futura ſecundat,
Cuius in hac tabula ſigna decora nitent.

Gleich wie der Triptolemus hat/
Mit Waitzen/ Korn/ vnd aller Sat/
Erſtlich beſähet die gantze Welt/
Dauon ſie ſich noch jetzt erhelt.
Alſo ſtrewt mit kunſtreicher hand/
Vil edler Künſt durch alle Land/
Sigmunde Feyrabend weit geprieſt/
Welchs Wappen diſe Tafel weiſt.

Abb. 11. Ballen-Daus. Aus Joſt Ammans Kartenſpielbuch. XVI. Jahrhundert.

Abb. 13. Kartenspielende Gesellschaft.
Deutscher Kupferstich des XV. Jahrhunderts.

Die deutschen Karten dehnten ihre Herrschaft außer über ihre Heimat auch über deren Nachbargebiete aus und gelangten so nach der Schweiz, Österreich, Böhmen und England. In letzterem Lande lernte man die Karten erst um die Zeit Heinrichs VI kennen. In einem Schauspiele jener Tage wird eine alte, wenig rühmliche Gastwirtin zur Hölle verdammt, und in ihrem Sündenregister mit aufgezählt, daß sie sich mit Kartenspielen abgegeben habe. Erst seit dem XVI. Jahrhundert begannen die Engländer selbst Karten anzufertigen, und 1680 wurde jenes Spiel eingeführt, welches nach dem dabei zu beobachtenden Schweigen Whist genannt wurde, ein Name, den man von Pst! Pst! abzuleiten sucht. Dies Spiel wanderte auch nach Amerika, hielt sich dort aber nur bis 1730, wo das Boston an seine Stelle trat.

So wichtig diese Dinge für die Entwickelung des Kartenspieles auch waren, so reicht ihre Bedeutung doch nicht entfernt an diejenige heran, welche sein Übertritt nach Frankreich gewonnen hat, das gewissermaßen die Pflegemutter des in zarter Kindheit aus der fernen Heimat eingewanderten Spieles wurde. Auch nach Frankreich kam der östliche Gast auf dem Wege über Italien, jedoch erst gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts. Wenigstens haben wir bestimmte Nachricht von seinem Eindringen nicht vor 1392. In diesem Jahre nämlich steht in den Rechnungen des Königs Karl VI ein Betrag von etwa 170 Francs verzeichnet, der einem gewissen Jaquemin Gringonneur für drei, in verschiedenen Farben ausgeführte Kartenspiele gezahlt worden war. Ohne Zweifel handelte es sich dabei um Tarockkarten, denn das französische Nationalspiel, das Piquet, ist späteren Datums und soll erst 1430 unter Karl VII erfunden sein. Die Piquetkarte ist dieselbe, welche man in der Stärke von 52 Blatt zum Whist, mit 40 Blatt zum L'Hombre und mit 32 Blatt zum Skat benutzt. Als ihren Erfinder betrachteten die Franzosen den Ritter Etienne Pignoles, der unter dem Namen La Hire bekannt ist. In Wirklichkeit ist keine Rede davon, sondern die französischen Karten sind freie Nachbildungen der aus den italienischen abgeleiteten deutschen, deren Farben man mit einer Ausnahme adoptierte. Während Herz unverändert blieb, machte man aus dem deutschen Lindenblatt eine breite Lanzenspitze, die man Pique nannte; die deutsche Eichel, die nichts ist als ein mißverständlich gezeichnetes Kleeblatt, wurde zum Trèfle, und nur an die Stelle der Schellen trat Carreau (die Raute) als neu. Was diese Zeichen für eine tiefere Bedeutung haben, hat man vergebens zu erforschen gesucht, obgleich man im allgemeinen darüber einig ist, daß man unter den vier Farben ebensoviel Kriegsheere zu denken habe, welche mancherlei Bündnisse mit einander eingehen. An der Spitze jedes dieser Heere stand zuerst ein König, eine Königin (Abb. 14, 15 u. 16), ein Stallmeister und ein Diener, welche man die Honneurs nannte, alle beherrscht von dem allmächtigen Gelde, als dessen klassischen Repräsentanten

ſentanten man das römiſche As gewählt hatte. Als ſpäter aus dem Diener die 10 geworden war, blieben bloß noch drei Honneurs übrig, von denen der Stallmeiſter den Namen Valet erhielt, die Bezeichnung für eine Räuberbande, welche im Jahre 1361 die Provence unſicher gemacht hatte. Überhaupt waren in die Karten vielerlei Anſpielungen auf Zeitereigniſſe hineingeheimnißt, die uns heutzutage meiſtens entgehen. —

Da Menſchen auch Namen haben müſſen, ſo gab man den Königen und Damen deren mancherlei, als David, Karl der Große, Cäſar; oder Judith, Rahel u. ſ. w., und beſonders waren es die angeſchwärmten Helden und Heldinnen der Ritterromane, die ihren Namen herleihen mußten. Doch hat keine aller dieſer Bezeichnungen ſich halten können weder in Frankreich noch in Deutſchland, wo man dies nachahmte. In der Revolutionszeit entſetzte man — das Satyrſpiel zu der Tragödie — auch die Kartenkönige ihrer Würde und verbot bei Todesſtrafe die Benutzung der alten Karten. Statt der Könige hatte man jetzt Philoſophen, wie Voltaire und Rouſſeau, oder Dichter, wie Molière;

Abb. 15. Carreau-König aus einem franzöſiſchen Spiel.

Abb. 14. Königin aus einem frühfranzöſiſchen Spiel.

ſtatt der Damen allerlei Freiheits- und Tugendſymbole. Doch erlangten die alten Könige ihre Herrſchaft mit Wiedereinführung der Monarchie wieder und kamen ſogar zu unerwartetem, aber ſchnell vergänglichem Glanze, als Napoleon den Maler David mit dem Entwurf neuer Kartenbilder betraut hatte. Die Einfachheit, welche den franzöſiſchen Karten faſt überall zum Siege verholfen hatte, und die allmächtige Gewohnheit ließen auch hier am Altherkömmlichen feſthalten.

Das Material, aus welchem die franzöſiſchen Karten von jeher angefertigt wurden, war, wie noch heutigen Tages, ſtark geſteiftes Papier. Daß dies jedoch keineswegs bei den Karten aller Zeiten und Völker der Fall war, zeigten uns bereits die leinenen hindoſtaniſchen Blätter. Auch Elfenbein liebte der Orient, und im Occident gab es früher mancherlei Luxuskarten, die ganz oder teilweiſe nicht aus Papier angefertigt waren. So exiſtierten ſolche aus gepreßten Staniolplatten, die den Eindruck von ſilbernen machen ſollten, und der berühmte ſogenannte pommerſche Kunſtſchrank des Berliner Gewerbemuſeums, der ein Erzeugnis

Abb. 16. Coeur-König aus einem französischen Spiel.

vom Anfange des XVII. Jahrhunderts ist, enthält sogar ein echt silbernes Spiel von feinster Ausführung.

Derartige Erscheinungen zeigen, eine wie hohe Bedeutung man dem Kartenspiel jeder Zeit beigemessen hat. Ohne Zweifel mit Recht. Vereinigt es doch in sich die spannende Zufälligkeit des Würfelspiels, von dem es die „Augen" entlehnte, mit der geistschärfenden Berechnung zahlreichster Kombinationen, die das Schach bietet, welchem es die Figuren verdankt. Dieses letztere ist es auch, welches den dem Kartenspiel zu Grunde liegenden Gedanken, den eines Krieges, hergegeben hat. Besonders klar wird dies, wenn man bedenkt, daß es in Hindostan ein Schachspiel für vier Parteien gibt, das man auch in Europa hier und da kennt. Doch war natürlich nicht ausgeschlossen, auch andere, mehr philosophische Gedanken in das Spiel zu verweben. So gibt das spanische Nationalspiel, das L'Hombre, schon in seinem Namen (der Mensch) zu erkennen, daß es die Wirrnisse des Lebens symbolisiert, und wenn man auch nach der tieferen Bedeutung der Spielkarten sonst meist vergebens fragt, so ist doch wenigstens bei den alten Tarocks eine symbolische Auffassung nicht bloß möglich sondern notwendig. Ihr geheimnisvolles Wesen hat denn auch schon früh dazu verleitet, ihnen allerlei mystischen Inhalt anzudichten, und dies ist der Ursprung der Kartomantik, des Wahrsagens aus Kartenblättern. Schon vom Ende des XV. Jahrhunderts existiert ein Gemälde, ehemals fälschlich dem Jan van Eyck zugeschrieben, welches den 1467 verstorbenen Philipp den Guten von Burgund darstellt, im Begriff sich von einer Kartenlegerin wahrsagen zu lassen. Das älteste Kartenlegerbuch erschien 1540 in Venedig und entstammte der Feder des Francesco Marcolini von Forli. Von da an ist auf diesem interessanten Gebiete manches geleistet worden, so besonders von dem französischen Friseur Alliette, der seinen Namen in Etteilla verdrehte. Dagegen hat die berühmte Lenormand keine Anweisung zum Kartenlegen hinterlassen. Meine verehrten Leserinnen werden mir erlassen, die mancherlei staunenswerten Prophezeihungen jener Dame hier zu berichten, von denen wohl die bekannteste diejenige ist, welche sie dem Bernadotte 1804 in Bezug auf seine spätere Königswürde erteilte. Dagegen möchte ich zum Schluß eine kleine, selbsterlebte Geschichte erzählen, für deren buchstäbliche Wahrheit ich mich verbürge. In einer Gesellschaft, in der ich mich befand, kam die Rede auf die wunderbaren Leistungen mancher Kartenleger, und eine Dame gestand errötend, daß sie selbst sich ein wenig mit dem Wahrsagen, natürlich nur zu ihrem Privatgebrauch, abgebe. Alsbald bestürmte man sie, Proben ihrer Kunst zu geben, und mir wurde es fast zuerst zu teil, eine Frage an das Schicksal richten zu dürfen. Ich erkundigte mich nach dem Befinden eines seit Jahren von mir entfernt lebenden Freundes. Die Karten gruppierten sich in einer höchst bedenklichen Weise, und die Prophezeihung deutete auf häusliches Unglück. Ungläubig ging ich nach Hause. Am nächsten Morgen erhielt ich einen Brief, worin jener Freund mir mitteilte, daß seine junge Frau hoffnungslos erkrankt sei. Einige Tage darauf traf ich meine Unglücksprophetin wieder und erzählte ihr, was geschehen sei. In ihrer

Lebhaftigkeit versprach sie mir, ihre Karten nochmals befragen zu wollen. Ihr brieflicher Bescheid, den ich bald empfing, brachte die trübe Meldung, daß auf dreimalige Anfrage die Karten den Tod der Betreffenden angezeigt hätten. Es war das, was ich erwartet hatte. In banger Bewegung schrieb ich meinem Freunde und erhielt bald Antwort. „Habe Dank," schrieb jener, „für deine herzliche Teilnahme. Meine Frau ist nach kurzer, schwerer Krankheit, Gottlob, jetzt wieder ganz gesund."

Ade!

(Abdruck verboten.)

Wahl hab' ich Abschied oft im Leben schon genommen,
Und traurig sagt' ich mir: Nicht werd' ich wiederkommen.

Und kehrt' ich doch zurück an den verlass'nen Ort,
Was mir ihn lieb gemacht, das war gezogen fort.

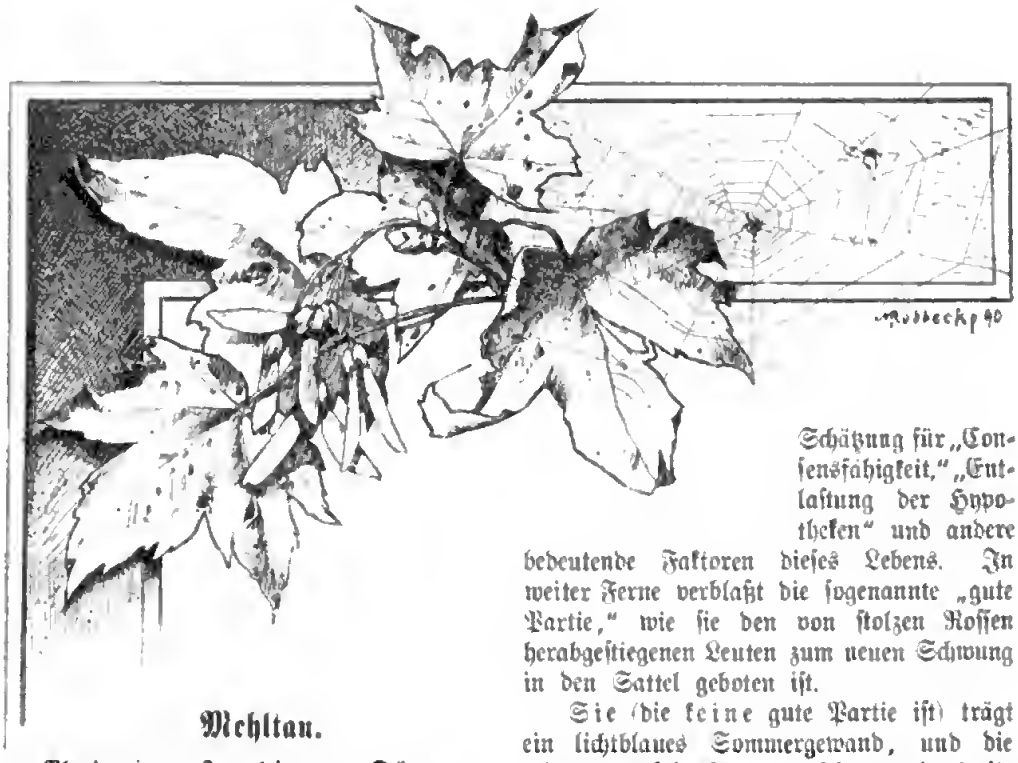
Und fand ich wieder auch, was einst beglückt den Wandrer,
Ein andres schien es ihm, er selber ward ein andrer.

Lebt wohl, ihr blauen Höh'n, ade, du grünes Thal,
Ich segne scheidend euch, als wär's zum letztenmal!

Lebwohl, du stilles Haus, ade, du trautes Zimmer,
Ich seh' euch, sanft verklärt von feuchtem Thränenschimmer!

Schon senkt die Sonne sich, und mit ihr muß vergehn
Des Tages schönster Stern auf Nimmerwiedersehn.

Max Kalbeck.



Mehltau.

Plauderei von Joachim von Dürow.

(Abdruck verboten.)

I.

Sie waren Couſin und Couſine, — ſie waren jung, — ſie waren ſchön, — und das Licht in ihren Augen ſprach von friſchem, frohem Geiſtesleben.

Was aber die Schätze an Gold und Goldeswert betraf, deren der Menſch hienieden mehr oder weniger bedarf, auf daß er im Leben „feſt“ ſtehe — ſo hatte ſich das Schickſal bei Austeilung derſelben ablehnend gegen die beiden verhalten, und bedenklich war die Annäherung ihres Beſitzſtandes an die beſcheidene Habe der Kirchenmaus, von deren traurigen Verhältniſſen das Sprichwort zu berichten weiß.

Vorläufig aber war man thöricht genug, über Begriffe wie „Kirchenmager oder Cröſus“ erhaben zu ſein, denn Sie zählte ſechzehn — Er zweiundzwanzig Jahre, und nach einigen Tagen ſeligen Miteinanderſeins in Frühlingsrauſchen und Lindenſchatten war ihre junge Liebe mit dem vollen Zauber einer Erſtlingsblüte erwacht.

Die Atmoſphäre aber, in der ſolche Blüte gedeiht, zählt vorſichtige Erwägung und kluge Berechnung nicht zu ihren Elementen; — wer ſich an dem Duft der Blume berauſcht, verliert die richtige Schätzung für „Conſensfähigkeit,“ „Entlaſtung der Hypotheken“ und andere bedeutende Faktoren dieſes Lebens. In weiter Ferne verblaßt die ſogenannte „gute Partie,“ wie ſie den von ſtolzen Roſſen herabgeſtiegenen Leuten zum neuen Schwung in den Sattel geboten iſt.

Sie (die keine gute Partie iſt) trägt ein lichtblaues Sommergewand, und die milden dunkeln Augen beſchattet ein breitrandiger Strohhut; — in ihrem Gürtel iſt ein Strauß duftender Roſen befeſtigt, von ſeiner Hand, rückſichtslos gegen Abſenker und Triebe für ſie gebrochen, und über das Mägdelein wie über die Roſen fluten die purpurnen Lichter des in Glut getauchten Abendhimmels!

Der Hintergrund unſeres Bildes iſt eine weinumrankte Veranda — lebensmüde und ein wenig ſchief in den Pfoſten hängend; altersſchwach iſt auch die zu ihr führende ſteile Holztreppe, und ſanft neigen ſich die Stufen, auf denen die beiden ſich niedergelaſſen haben, und zwar ſie in ſchräger Richtung um ein paar Staffeln höher als Er. — Bald ſchaut ſie in ſein zu ihr aufgeſchlagenes Augenpaar, bald verfolgt ſie die ſpielenden Schatten, wie zitterndes Weinlaub ſie malt; bald freut ſie die edle Linie ſeines Profils, da er ſich auf das Buch in ſeiner Hand beugt.

Es ſind in rotgoldenem, aber ſtark zerzauſtem Einbande die Lieder des Mirza-Schaffy; und ob er dieſes lieſt oder jenes — wie eben der Wind die Blätter umſchlägt — immer ſcheint ein jegliches der Lieder angethan, zwei thörichte ſelige Menſchenkinder über die herbe Wirklichkeit hinwegzuführen.

Löblich ist die Hingabe an den Dichter, aber sie findet auch hier ihre Grenze, da die Schatten lang werden, der Abendwind in den Wipfeln der Pappeln flüstert, und die Sonne den Saum des Horizontes berührt — — Als sie, die strahlende, an dieser Stelle angekommen, hat sich auch die äußere Szenerie unseres kleinen Bildes um ein Weniges verschoben.

Er ist ein paar Stufen herauf gerückt, so daß er nun neben ihr sitzt; und da es seinen fragenden Blicken nicht gelingen will, in ihren niedergeschlagenen Augen zu lesen, hat er die Frage in eine deutlichere Form gekleidet. — Die Antwort aber ist so voll berauschenden Glückes, daß Mirza-Schaffy und seiner Liebe Lieder zum Schemen davor erblassen. Haltlos rollt er, der rot-goldene, zur grauen Theorie gewordene, undankbar behandelte, — die Treppe hinunter.

Dort bleibt er liegen. —

II.

Zwanzig Jahre!

Schier endlos erscheint uns die Wanderung durch zwanzig Jahre Lebensweg, wenn sie vor uns liegt! — Zwanzig Jahre mit ihren Monden, Tagen, Stunden, deren der Durchschnittsmensch nur wenige in ausschließlicher Gesellschaft der zwei heiteren Gesellen „Frohsinn und Genuß" zu durchleben hat. Meist liegt vor ihm ein einförmiges Wandern, Hand in Hand mit den beiden ernsten Tanten, Frau Arbeit und Frau Sorge; streng blickende Wesen, denen erst, wenn sie den Menschen zu seinem höchsten Ziele geleitet, die Anerkennung zu teil wird, daß ihre Führung doch wohl eine sicherere gewesen, denn die der oben erwähnten Kumpane „Frohsinn und Genuß;" — angenehme Herren, so aber leichtlich abzuschwenken pflegen.

Nehmen wir dagegen den Rückblick auf zwanzig Jahre Vergangenheit!

Die Erinnerung hat eine unglaublich schnelle Art zu reisen; sie verweilt allerdings eines Längeren bei den Stationen, auf die der Sonnenschein des Lebens gefallen — seien es rote Häuschen, aus grünem Laube hervorleuchtend — seien es Säle mit dem berauschenden Zauber des high-life, oder Waldesduft und Wogenrauschen — je nachdem!

Die Erinnerung eilt flüchtiger an den Stationen vorüber, deren Name „Krankheit" und „Seelennot" lautet; sie rastet — (erst lange, dann immer kürzer) — an teuern Gräbern, aber ihr Fuß findet keinen Halt an den einförmigen Stunden des Alltagslebens — die Ereignisse rücken zusammen, und darüber hin rauschte mit schnellem Flügelschlage das Fünftel Jahrhundert. —

Wer aber in stiller Beschaulichkeit die Wandlungen des äußeren Lebens gegen die in der Menschenseele abwägen und abschätzen möchte, der wird die schwerer wiegende innere Veränderung leicht wohl an sich selber spüren. — Da ist manches in ihm ruhig geworden, was sich früher ungeberdig aufgebäumt, oder vernehmlich mitgesprochen; und wieder anderes, von dem er nimmer gemeint, daß es in seiner Seele geschlummert, ist, von der Macht der Verhältnisse aufgerufen, überraschend erwacht.

Hier erstarb ein Lieben —. — dort verstummte das Lied; — straff gespannte Saiten sind mit jähem Klange geborsten! —

Ein Fünftel Jahrhundert ist auch über „die Beiden" dahin gegangen; jedoch findet der Beschauer, vor dem sich nach diesem langen Zwischenakte der Vorhang wieder hebt, äußerlich kaum eine Veränderung in unserem Bilde.

Da ist ja die zur Veranda führende Treppe; da ist Sie — da ist Er — und sonst ist niemand weiter da. Allerdings ist die Treppe durch soliden Cement gefestigt, und man rastet nicht mehr auf ihren ehedem sanft geneigten Stufen. Man sitzt auf bequemen Triumphstühlen innerhalb der zu neuer Lebensfähigkeit gestärkten Veranda.

Sie sind noch immer Cousin und Cousine, — denn obschon jedes den bindenden Reif an dem dafür üblichen Finger der rechten Hand trägt, so besteht keine Brücke zwischen dem Reife und dem einstigen Jugendtraume, von dem sich das Weinlaub vielleicht flüsternd, und es flüstert heute just wie dazumal, zu erzählen weiß.

Sonst erzählt sich niemand mehr von der alten Geschichte, denn Er wie Sie haben — wie es so in der Welt geht — über dem noch ziemlich frischen Grabe ihrer Liebe andere Bande geknüpft, Bande, die, auf dem Fundamente großer Verständigkeit

ruhend, von dem Urteil der Welt durchaus löblich anerkannt worden waren.

Da die Stimmen von Welt und Verstand aber einen sehr durchdringenden Klang haben, während die Sprache des Herzens wegen mancherlei Thorheiten, die da mit unterlaufen, nur auf's Flüstern angewiesen ist, hatte das kräftige Organ der Vernunft es den beiden deutlich gesagt, daß sie fortan nicht anders miteinander zu verkehren hätten, denn als gute Freunde und getreue Nachbarn; und da hatten sie es mit der Zeit gelernt.

Jahre gingen darüber hin.

Eine schöne Frau ist Sie geworden — vielleicht in der üppigen Fülle vollendeter Formen noch schöner, als in dem knospenhaften Stadium unserer ersten Begegnung. — Sie trägt wieder ein lichtes Sommerkleid, und an der Brust einen Strauß vielfarbiger Rosen, die Er, — dieses Mal mit der Rosenscheere und in bedächtiger Schonung der Absenker und Triebe, — galant für sie geschnitten.

Im Übrigen ist Er — man nennt ihn das Muster eines Ehemannes — recht zufrieden mit seiner kleinen, rundlichen Frau, die im Genuß eines bedeutenden Vermögens im Hause seiner Ahnen freundlich waltend, ihm treulich hilft, wieder gut zu machen, was verschwenderische Urväter in sträflicher Vernachlässigung der Wirtschaft und unrationeller Bodenbehandlung gesündigt. —

Sie hat ihren ältlichen, etwas prosaisch angelegten Gatten früh hingeben müssen, und im Gegensatze zu der Zeit, da Gold und Goldeswert ihr den Rücken gekehrt, hat sie jetzt mancherlei Sorge, daß der Fülle ihres reichen Besitzes kein Abbruch geschehe. Nicht gar zu fern liegen ihre Güter von den seinen, und wegen einiger Veränderungen in den verschiedenen Wirtschaftszweigen ist sie gekommen, mit dem Vetter und bewährten Landmanne Rates zu pflegen.

Wieder malt die untergehende Sonne zitternde Schatten auf das Buch, das Er auf seinen Knieen hält. Nur ist dasselbe bedeutend umfangreicher und viel solideren Einbandes als jener rot-goldene Mirza-Schaffy.

Es ist das Haupt-Wirtschaftsbuch ihres Gutes, ihrerseits vorsorglich mitgebracht, denn es gilt, die Rapserträge von hüben und drüben im Laufe der letzten Jahre zu vergleichen; Leute-Löhne sollen reguliert, auch muß die Milchproduktion ohne jeden Zweifel gesteigert werden.

Ganz ausschließlich ist Sie nicht mehr bei der Sache, und der Blick erlaubt sich hin und wieder eine Abschweifung von der einförmigen Zahlenreihe des Futter-Registers. Ebensowenig ist die Entrüstung über die Unkenntnis des Inspektors in Aussaat von Klee und Lupine ganz auf der Höhe. Klee und Lupine müssen der Beobachtung weichen, daß die Linie Seines Profils, da er sich über das Wirtschaftsbuch beugt, allerdings bedeutend schärfer geworden, aber immerhin noch ebenso edel ist, wie zu der Zeit, da sie sich dem Mirza-Schaffy zugeneigt; — — — oder liegt die Schuld an den Rosen, die heute gerade so sinnverwirrend duften, wie sie an gleicher Stelle vor zwanzig Jahren geduftet? —

Jetzt schlägt auch Er das Buch zu; die Cigarre entfällt der lässigen Hand, und in schweigendem Hinüberschauen nach der sinkenden Sonne, die da einst, wie über so vielem Erdenweh, auch über Liebe und Entsagung untergegangen, lauschen sie dem Ruf der Unke, dem fernen Klageton des Käuzchens und anderen Naturstimmen, die Kunde geben, daß abermals der Tag sich hat geneiget. —

Durch die Seele der schönen Frau geht es wie verbotenes Rühren an längst verklungenen Saiten, und da ihre Augen scheu den Blick des Mannes suchen, findet sie ihn traumverloren in wesenlose Ferne schweifend.

„Sehen Sie hinüber, Erna," er pflegte sie seit jenen Tagen sonst „Cousine" zu nennen, „der Himmel versetzt uns in den Zauber Hildebrandtscher Tinten, und doch — — ich wünschte, es stände eine dunkle Wolkenschicht dort; — es wäre für uns beide besser!" —

„Und warum?" — — entringt es sich, halb zagend — halb herausfordernd den gepreßten Lippen. —

Er schaut sie an und lächelt; aber er lächelt ein wenig überlegen.

„Ei, ei, schöne Cousine, noch immer nicht mit ganzer Seele bei den Interessen der lieben Landwirtschaft? — Regen ist es, den wir brauchen! Meinen Schafen fehlt die Weide, — Ihre Rüben trocknen aus. Schwer bedroht sind unsere beiderseitigen

Erbſen, denn ehe man ſich's verſieht, da kommt der Mehltau."

„Ja," ſagt ſie, und zieht das Tuch ein wenig fröſtelnd um die ſtolzen Schultern, „ehe man ſich's verſieht, da kommt der Mehltau." — —

Abſchied in der Frühe.

(Abdruck verboten.)

Du läßt mich ſtill von deinem Herzen ziehen
In Duft und Tau und frühen Amſelſchlag.
Da grüß' ich dich mit frohen Melodieen,
Du junger, reiner, ſchöner Gottestag! —
Du zitterſt leicht und lehnſt im Morgenſchauer
An meine Bruſt dein glühendes Geſicht, —
In heißen Thränen löſt ſich deine Trauer —
Sei ruhig, Mädchen, ich verrat' dich nicht!

Wie ruht ſo ſtill und ſtumm in ihren Träumen
Die keuſche, junge, morgenrote Welt!
Die Apfelblüte löſt ſich von den Bäumen
Wie zarter Schnee, der von den Zweigen fällt.
Die Hähne krähen in gedämpfter Ferne,
Die Dämm'rung ſtreut ihr ungewiſſes Licht;
Der Maiwind weht, erblaſſend ſteh'n die Sterne —
Sei ruhig, Mädchen, ich vergeß' dich nicht!

Wie ſchauert leis unendliches Entzücken!
Wie lacht der Morgen durch den Nebel klar!
Die taubeperlte Roſe muß ich pflücken,
Ich hefte ſie zum Abſchied dir ins Haar.
Hörſt du die Stimme, ſüßes, kleines Weſen,
Die Gottesſtimme, die aus Blüten ſpricht? —
So magſt du es in meinen Augen leſen:
Sei ruhig, Mädchen, ich verlaß' dich nicht!

Maurice von Stern.

Orientalische Teppiche.

Eine Studie von C. von Vincenti-Wien.

(Abdruck verboten.)

Ich kann den alten Tahir Abu Nakl in Bagdad nicht vergessen. Er hatte ein Haus voll Weiber, Wohlgerüche und Teppiche. Wir wohnten nahe beieinander, nicht weit von den Kadri-Derwischen. An mein Serdab, will sagen: halbkellertiefes Sommergelaß, stieß ein Haustotengärtlein, drei schwarze, mächtige Cypressen, worunter Tahir sein Fleisch und Blut begrub. Des Nachts fuhr bisweilen ein Schrei in die Lüfte. Der zitterte, gaukelte und irrte aus, bis er von kläffenden Weiberkehlen aufgenommen und verhundertfacht wurde. Dann brach die ganze wilde Inbrunst der moslemischen Totenfeier aus. Die Pauke stürmte und ich hörte durch die dünne Lehmwand den stampfenden Tanz der Mietweiber des Schmerzes. Dann, eines Tages, schmetterte die Brautcymbel: Tahir vermählte ein Töchterlein. Mustafa und ich waren unter den Geladenen. Durch den offenen Thürgang sahen wir die „Verbotenen" — ich meine die Frauen und Kinder alle — im Hof und auf den Gräbern des Hausfriedhofes auf Teppichen hocken. Tahir hatte seine in den Kellerkammern übersommernden Teppichschätze hervorgeholt und festlich ausgebreitet. Und da saßen denn die lichtfarbigen Frauengestalten auf den köstlichen, farbenglühenden Geweben, ganz wie auf blumigen Wiesen; es sproß und rankte und leuchtete zwischen ihnen wie ein übermütiger Frühling, am tollsten um das goldverschleierte Bräutlein selbst, und die Cymbel jauchzte ....

Ja, bei Tahir in Bagdad ging mir zuerst das Auge für den orientalischen Teppich auf. Man kann deren Hunderte gesehen haben, bis man sich in ihre ganze Wohligkeit hineinschaut. Man muß eben die ganze Liebe des Orientalen für seinen Teppich auf sich wirken lassen. Und welche Erfahrung gehört dazu, ein echter und rechter Teppichgelehrter zu werden! Gar vieles verdanke ich darin Tahir, der, Waffen- und Teppichhändler im Bazar, die schönsten Stücke sich schlechterdings nicht abhandeln ließ und für sich behielt. Wie bei uns Bilderfreunde einen Teil ihrer Ersparnisse in Gemälden anlegen, so Tahir in Teppichen. Wars doch auch eine Bilderschau, wenn man sich von den liebevollen Händen des entzückten Besitzers und Kenners Webebild für Webebild vor den Augen aufrollen ließ. Über Herkunft und Besonderheit eines Teppichs, Färbung und Musterung, Knüpfung und Egalisierung des Flors wußte er Bescheid wie keiner. Dabei ging ihm nichts so auf seine Teppichkennernerven wie Falten und Wülste im Gewebe und schlecht geschorene Stücke. Seine besondere Liebe besaßen die Kaschkai-Teppiche, jenes farbenechte, seidenschimmernde, langhaarige Webeerzeugnis der türkischen Zeltfrau in Persien. Französische Agenten insbesondere hatten damals gerade die ersten Anilinfarben nach den Teppichdörfern der smyrniotischen Umgebung, nach Kurdistan und Persien gebracht. Die Kaschkai hatten sie zurückgewiesen und der Schah zur großen Befriedigung Tahirs Verbote dagegen erlassen. Die Klage über Schnellfärber und Farbenverschlechterer konnte man indes schon damals aus dem Munde Tahirs vernehmen. Wie manches Prachtstück der Teppichknüpfkunst, das später der große persische Hunger auf den abendländischen Markt warf, mag nicht durch Tahirs Hände gegangen sein! Mir kam es neulich bei einem Rundgange durch die Ausstellung des Handelsmuseums vor, als sähe ich hie und da einen alten Bekannten aus Bagdad. Vielleicht wars Täuschung; in einem Falle übrigens kaum. Im großen Saale jener kleine altorientalische Teppich nämlich mit dem spitz zulaufenden blauen Innenfeld, oben ins Rote ragend, unten rot durchbrochen, mit Wolkenbändern und stilisierten Ranken — der heute Besitz des Bildnismalers v. Angeli und auf manchem Makartschen Bilde anzutreffen ist, war gewiß bei Tahir in Bagdad, ich möchte es auf das Grab des heiligen Hassan von Kerbelâ beschwören.

Bis vor zwei Jahrzehnten ist die Teppichkunde ein von der kunstgeschichtlichen Forschung spärlich bebautes Feld gewesen, wo das Unkraut der Unwissenschaftlichkeit üppig emporschoß. Männer wie Robinson in England und Julius Lessing in Deutschland haben sich unter den Ersten um die wissenschaftliche Bebauung verdient gemacht.

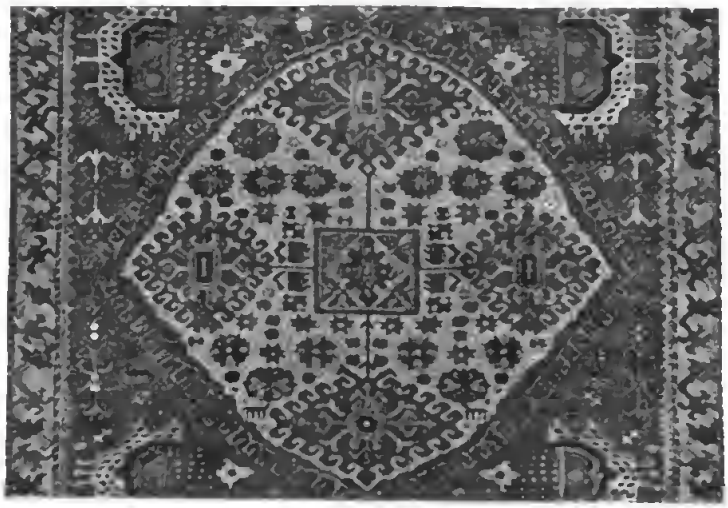


Abb. 1. Teil eines Kalmücken-Teppichs. (XVIII. Jahrhundert.)
Aus: Alois Riegl, Altorientalische Teppiche.

Ihren Arbeiten reihen sich in neuester Zeit die ebenso gründlichen als scharfsinnigen Forschungen eines Wiener Gelehrten, des Museums-Kustoden Alois Riegl an, dessen bei T. O. Weigel Nachfolger (Chr. Herm. Tauchnitz) in Leipzig kürzlich erschienenes Buch über „Altorientalische Teppiche" geradezu epochemachend auf dem Forschgebiet der Textilkunde genannt werden darf. Dieses für den Kenner wie den Laien gleich lesenswerte Buch hat, sozusagen, zu der großen Ausstellung orientalischer Teppiche im Wiener k. k. Handelsmuseum präludiert, welche gegenwärtig eine unserer vornehmsten Sehenswürdigkeiten bildet. Seit der 1884er von demselben Institute ins Leben gerufenen Ausstellung orientalischer Kunsttöpferei hat Wien keine so großartige Sonder-Exposition gesehen. Inland und Ausland haben miteinander gewetteifert, um das Ausstellungsbild, dessen illustrierter Katalog ein monographisches Werk von hervorragendem Werte bildet, ebenso reichhaltig als kunstgeschichtlich anziehend zu gestalten. Zum erstenmale ist da der dankenswerte Versuch gemacht worden, aus beinahe dem ganzen weiten Erzeugnisgebiete des orientalischen Teppichs, vom Moghreb bis nach Indien und Hochasien, ja selbst China und Japan, eine Reihe von typischen Stücken, thunlichst geordnet und klassifiziert, zu einem Ausstellungsganzen zu vereinigen. Die mannigfachen Anregungen eines solchen Beginnens springen ins Auge: nicht allein auf den Geschmack wird durch solche Teppichschau veredelnd eingewirkt, sondern auch die europäische Teppichindustrie wird gefördert, nicht allein der Teppichforschung werden bisher schwer vermißte Behelfe an die Hand gegeben, sondern auch manchem anderen Zweige des modernen Kunstgewerbes eine Menge verwendbarer Motive zugeführt. Und damit schließlich das glanzvolle Ausstellungsbild, so flammend in seinen Farben, so bethörend in seinem malerischen Reize, nicht nach wenigen Monaten wieder zerrinne, in verblassenden Farbenschemen zerflattere, hat die Leitung des Handelsmuseums es mit einem Aufwand von beträchtlichen Mitteln unternommen, aus den 530 vorgeführten Teppichen, worunter sich etwa 170 antike Stücke befinden, die gewähltesten in einem großartigen illustrierten Teppichprachtwerke auf dem Wege künstlerischer Wiedergabe für alle Zeiten der vergleichenden Forschung aufzubewahren.

Der orientalische Teppich, den wir gemeiniglich als Moslem kennen, ist weit älter als der Kameltreiber von Mekka und seine Weltreligion. Sein Ursprung verliert sich in die Tiefe der Zeiten. Ein Stück Nomadenkultur, ist er urgeschichtlich. Am Anfang auf dem primitiven Handstuhle der Zeltweiber erzeugt, welche Wandlungen hat er nicht durchlaufen bis zum Prunkstück der sassanidischen, khalifitischen, spätpersischen und osmanidischen Staatswebereien. Was ist aus dem kleinen, schlichten Bodenbelag für Wanderzelt und Wanderkarren allmählich geworden! Wohl brauchten schon die Hordenführer größere und verhältnismäßig reichere Teppiche, aber wie ins Fabelhafte ward der Teppichprunk schon frühzeitig gesteigert, daß die Araber 637 bei der Erstürmung Ktesiphons einen Teppich von 1050 Quadratmeter Flächeninhalt erbeuten konnten, dessen Wert auf über vierthalb Millionen Drachmen (also mehr als drei Mil-

lionen Mark) geschätzt wurde! Wo es Schafe und Krapp[wurzel], also Wolle und Farbstoff genug gab, da standen von alters her nomadische Teppichstühle: in Kleinasien beispielsweise. Aus den Schriften der Alten kann eine lebhafte Nachfrage nach kleinasiatischen Teppichen mindestens seit der Zeit der Diadochen nachgewiesen werden. Auch die beiden Teppich-Webeverfahren, die Wirkerei und die Knüpferei, sind uralt. Jene erzeugt bekanntlich ripsartig gebundene, an ein Zaungeflecht erinnernde Gewebe, diese knüpft mit einfachem oder gedoppeltem Knüpffaden Wollbüschel an die Kettenfäden und preßt sie mit dem Kamme fest und dicht zu einem Flor aneinander, welcher später mit der Schere gleich geschoren wird. Der Wirkstil ist die älteste Webetechnik. Julius Lessing hat dies schon vor dem Bekanntwerden der in Südrußland und Ägypten aufgefundenen antiken Wirkereien festgestellt. Wahrscheinlich ist die berühmte Gobelinwirkerei des französischen Mittelalters den Franzosen durch die Merowinger aus der spätantiken Wirktechnik vermittelt worden. Als die Seidenweberei kam, verdrängte sie die im Mittelalter über ganz Mitteleuropa verbreitete Wirkerei, welche sich nur hier und da als Hausgewerbe erhalten hat und im Orient speziell noch in den Kilim fortlebt. Auch das Knüpfverfahren ist, wie Lessing glaubt, vorgeschichtlich. Nach Riegl, dessen geistvollen Ausführungen wir bei diesen kunstgeschichtlichen Bemerkungen folgen, waren die von den Alten so hochgeschätzten orientalischen Teppiche wohl Knüpfteppiche, welche darum auch dem Mittelalter so sehr imponierten und die wir im 15. Jahrhundert auf vielen Gemälden deutscher, niederländischer und italienischer Renaissance-Meister abgebildet vorfinden. Eines der schlagendsten Beispiele ist der Teppich auf dem berühmten Darmstädter Holbeinbilde, der Madonna mit der Familie des Bürgermeisters Meier.

An Geschichte also fehlt es den orientalischen Teppichen keineswegs, eine zusammenhängende Darstellung derselben jedoch bietet bei der Vergänglichkeit der Erzeugnisse und der Seltenheit der Datierung große Schwierigkeiten. Und da sind wir denn Herrn Riegl zu besonderem Danke verpflichtet. Seine Nachweise über den Zusammenhang der orientalischen Teppichornamentik mit der spätrömischen, byzantinischen Kunst sind ebenso überraschend als kunstgeschichtlich wertvoll. Gipfeln sie doch in der von ihm unbestreitbar festgestellten Thatsache, daß sowohl die sassanidische wie die arabische Kunst in ihrer ornamentalen Durchbildung unmittelbare Abkömmlinge der spätrömischen, byzantinischen Kunst sind. Ausgangspunkt für diesen interessanten Nachweis bildet vornehmlich der persische Teppich, in welchem bekanntlich viele einen altassyrischen Kunstrest Mesopotamiens erblicken wollten. Der hellenistische Einfluß nämlich, welcher nach der Zerstörung des Achämenidenreiches unter den Diadochen herrschend ward, legte im Oriente den Grund für die spätantike, römische Kultur, welche die Eigentümlichkeiten der eroberten Provinzen auch in künstlerischer und gewerblicher Hinsicht verwischte und durch ihre Eigenart ersetzte. Unzweifelhaft stand die daraufsolgende Sassanidenkunst unter diesen Einflüssen, die Argumente Riegls dafür sind schlagend, ebenso wie die aus der Parallele mit Ägypten abgeleiteten, welche an dem ornamentalen Charakter der letzten Textilfunde die Einwirkung spätrömisch-byzantinischer Kunst zweifellos nachweisen. Es mochte eben damals wie heute sein: die orientalischen Teppichweber arbeiteten für den Geschmack der Besteller der römischen Kaiserzeit, wie jetzt der anatolische, kurdische und persische Hausfleiß durch die Vermittelung europäischer Teppichhäuser in den Geschmacksdienst des Abendlandes gestellt wird.

Die Seele des orientalischen Teppichs ist sein Muster. Daher der Wert der ornamentalen Forschungen Riegls. Die Knüpftechnik kennt und übt man ausgezeichnet im Abendlande, Haas in Wien, die Schmiedeberger Fabrik, Schütz und Juel in Wurzen erzeugen durchaus preiswürdige Knüpfteppiche in orientalischer Manier. Man kennt auch die haltbaren Farben, wenn auch bei dem wohligen Reiz der echten Stücke nicht aus dem Auge zu verlieren ist, daß der Teppich mit der Zeit „patiniert." Man weiß, daß die orientalische Teppichweberei sich, mit Ausnahme des essigsauren und schwefelsauren Eisens zur Schwarzfärbung, ausschließlich der Pflanzenfarben, wie Indigo, Japanholz, Krapp, Safflor, Kreuzbeeren u. s. w. bedient, nachdem die Anilinfarben des Abendlandes von den Orientalen bald wieder aufgegeben

Abb. 2. Nomadenteppich aus Daghestan.
Aus: Alois Riegl, Altorientalische Teppiche.

worden sind. Das Nomadenweib bleicht mit Sonne, beizt mit Alaun, säuert mit grünem Traubensaft. Es versteht die Teppichfarben für ihren lokalen Gebrauch zu bereiten, zu mischen, zu fixieren und beständig zu machen. Darin liegt das Geheimnis, der koloristischen Tiefe und Stimmung des orientalischen Teppiches, das übrigens mit gründlichen Studien an Ort und Stelle gelüftet werden könnte. Eines aber ist nicht zu erlauschen, zu erborgen, zu erlernen, das ist die einmal so naiv, dann so kunstvoll ornamentale Sprache des orientalischen Teppichs, welche aus wenigen Grundelementen eine unglaubliche Fülle von Motiven, einen nie versiegenden Reichtum der Ausdrucksfähigkeit schöpft. Gab es doch Zeiten, wo in den orientalischen Teppich selbst ein Stück persischer Mystik hineingewebt war!

Einen Blick auf die ornamentale Entwickelung des Orient-Teppichs zu werfen ist denn auch nicht ohne Interesse. Da ist zuerst der Nomadenteppich, dessen Abbildung wir, wie die übrigen, dank der Freundlichkeit der Verlagshandlung, dem mit 36 Illustrationen geschmückten Buche Riegls entnommen haben. Als älteste Phase erscheint das primitive Textilmotiv der Streifung beim Gewande, wie es sich dem Wandermenschen naturgemäß darbot. Die Einzelfiguren innerhalb der Streifen sind rein geometrisch oder stark stilisiert, die beiläufig aufgefaßten Tierfiguren dem Nomadenleben

entnommen; typisch originell sind da heute noch die Teppiche der Tekke-Turkmenen, während die Teppiche der in Persien wohnenden Kaschkai-Nomaden schon ein ganz anderes Bild darbieten. Sie zeigen allerdings noch das ursprüngliche geometrische Ornament und zwar als Aschkali-Muster, nämlich vermengt mit linear stilisierten Cypressen- und Blütenmotiven, ihr blumiges Palmwipfelmuster dagegen entstammt zweifelsohne schon dem älteren persischen Kunstfond. Im weiteren Vorschreiten der Flächenverzierung bilden sich durch rechtwinkelige oder schiefe Durchkreuzung paralleler Liniensysteme quadratische und Rautenfiguren; wir haben das Rautennetz und mit Palmwipfeln in den Füllungen das Shawlmuster, wie es die Sennateppiche bisweilen aufweisen. Gehen wir noch weiter und ersetzen die Flächenteile der Linien durch Rankenbänder, so haben wir den verbreitetsten ornamentalen Typus des Ferahan- sowie des Sennateppichs, nämlich das sogenannte Heratimuster, welches, nach dem bis zur 1838er persischen Eroberung so teppichberühmten Herat benannt, ein dichtes, scheinbar unregelmäßig hingeworfenes Gemenge von Blüten und gekrümmten Lanzettblättern darbietet, dem schärfer prüfenden Auge jedoch sich sofort als ein Rautennetz mit Rosetten und vegetabilischen Zwischenfüllungen entwirrt. Wie weit sind wir mit diesem Zierschema schon von der einfältigen naiven Formsprache des Nomadenteppichs entfernt! Welchen Höhepunkt erreicht jedoch die orientalische Teppichornamentik in dem frei hingeworfenen Rankenwerke, das in der griechischen Antike wurzelt und in dem großblumigen Schah Abbas-Muster seinen letzten Ausdruck finden sollte. Die Ranke ist auf asiatischem Boden das fruchtbarste textile Ziermotiv geworden. In der Teppich-Bordüre als Wellenranke, im Innengrunde als reizvoll verschlungenes Linienspiel, ist sie insbesondere für den eigentlichen Luxusteppich, den persischen, charakteristisch. Die ihr entsprießenden Blütenmotive sind zum Teil historisch-stilisierte, wie die Rosetten und die verschiedenen Palmetten mit mehr oder minder geometrischer Neigung, wie sie beispielsweise den Dschuschegan und den modernen Ferahan-, den kurdischen und kaukasischen Teppichen typisch sind, oder naturalistisch wie das bekannte Narzissenmuster. Naturalistisch ist auch das Granatapfelmuster. Kennzeichnend für viele Kaschkai-Teppiche ist ein achtspiraliges Zentralmotiv, für Nomadenteppiche überhaupt die hakenberänderte Raute. Die menschliche Figur ist selten verwertet, auf Nomadenteppichen noch am häufigsten, Tiermotive dagegen, nomadische, jagdliche, historische, sagenhafte und frommsinnbildliche, finden sich häufig vor.

Der Teppich ist lange Zeit sozusagen ein Gradmesser für die wirtschaftliche Entwickelung des Orientes, insbesondere des moslemischen, gewesen, mit welchem er in unserer Vorstellung so untrennbar verbunden bleibt. Man kann an seiner allmählichen Verfeinerung durch ornamentale Beseelung, Stoffverwendung und Technik eine Steigerung nicht allein des Luxusbedürfnisses, sondern auch des künstlerischen Empfindens im Oriente nachweisen. Er ist zwar immer ein durch den orientalischen Lehm- oder Steinboden bedingter Gebrauchsgegenstand als Bodenbelag geblieben — denn als Wandschmuck und Thürverhang ist er im Oriente selbst unendlich viel seltener, als man gemeinhin annimmt — aber welche Ansprüche stellten im Laufe der Zeit die Großen und Reichen der moslemischen Welt an das Gewebe, auf dessen weichen, farbigen Flor sie ihre bevorzugten entschuhten Füße setzten! Die gewöhnliche Wolle von Kamel, Schaf und Ziege, dann die Baumwolle genügte ihnen nicht mehr; die Teppichknüpfer in den Privatwerkstätten und Staatsmanufakturen (Thirâz) verwendeten nebst den besten Wollsorten bald Seide oder, was noch als kostbarer galt und heute noch geschieht, den „Kurk," die untere Flaumwolle, welche das Tier im Frühjahr verliert. Schließlich wurden Gold- und Silberfäden hinzugefügt. So wars zur khalifitischen Blütezeit, wo das orientalische Kunstgewerbe im Teppich thatsächlich seine vornehmste Ausdrucksform gefunden hat. In den Steuerrollen des Ibn Chaldun, welche ins neunte Jahrhundert hineinreichen, begegnen wir überall dem Teppich, vornehmlich aber den kostbaren Susandschirdstücken von Fasâ und Korkub.

Zum Profangebrauch wie zum Frommdienste beherrschte der Teppich Haus, Palast, Heiligtum, Totenhalle. Rechtgläubigstes Fabrikat ist der Betteppich, in welchen der Mihrab, die gegiebelte Nische zur Gebet-

Orientierung, eingewebt ist; dort ruht der Kopf des Beters. Sind mehrere Mihrabs auf einem Teppich nebeneinander gereiht, dann hat das Stück als frommer Wandbehang sei es in der Kaaba, sei es in einem der schiitischen Heiligtümer von Kerbelâ, Nedschef, Kum, Meschhed, sei es sonst in einer berühmten Moschee, gedient. Wand und Decke, Kanzel und Betnische schmückt der heilig gewordene Teppich, oft Hülle auf Hülle, welche, so dicht sie sein mag, die betastende und küssende Inbrunst der Wallfahrer durchlöchert; öfter freilich streckt sich darnach die Hand augenverdrehender Langfinger aus, die allspendende Frömmigkeit ist ja immer wieder bereit, das Gestohlene durch neue Stücke zu ersetzen. Bei Tahir habe ich manchen Nischenteppich mit ausgerissenen Ecken gesehen; die Diebe hatten eben in der Hast keine Zeit gehabt, die Heftnägel fein sauber herauszuziehen und rissen die Beute einfach herunter. In den Zeiten des Teppichwahnsinns mochte auch Sammelwut manche verbrecherische Hand nach kostbaren Votivteppichen lenken. Galt es doch in der reichsten Zeit des völkerplündernden Islam für große Herrn als unabweisbares Modegebot, die kostbarste Teppichkammer mit den seltensten Stücken zu besitzen! Welche Teppichschätze mögen in den kalifitischen Zeltkammern aufgehäuft gewesen sein!

Mit dem Niedergang der moslemischen Kultur, ihrer Gesellschaft, ihres Reichtums und ihres Luxusbedürfnisses sinkt auch die orientalische Teppichwebekunst allmählich von ihrer Höhe herab. Die Besteller verarmen, die Privatwerkstätten veröden, die städtischen Teppichstühle stehen still. Auch die Techniken verarmen und verkümmern. Hordenschwärme aus den Tiefen Asiens überziehen die islamischen Ländergebiete mit Not und Tod; und wie die Jungsaat unter Heuschreckenfraß, so schwindet der Wohlstand unter den Hufen mongolischer Rosse. Unter den vielen Tausenden, die der Krieg frißt, sind auch Teppichmeister, Behüter überlieferter Webeverfahren, Kunstfärber und -Knüpfer, mit deren Tod ganze kunstreiche Techniken für immer verloren gehen. Als Staats- und städtische Blüte ist die Teppichkunst verdorrt; sie treibt nunmehr, wie dies von Anfang, vor dem Aufflammen der sassanidischen und islamitischen Kultur gewesen, als Hausgewerbe neue Schößlinge. Fortan sitzt wieder ausschließlich der Zelt- und Hausfleiß am Teppichstuhle, ists wieder fast allenthalben im Oriente die nie rastende, treubewahrende weibliche Hand, welche diesen Kunstfaden durch die Jahrhunderte fortspinnt. Er hat sich vergröbert, aber echt ist er geblieben, fest und stark. Heute arbeitet diese geschickte, durch Überlieferung geschulte Frauenhand im Dienste und auf Bestellung des europäischen Marktes, nicht immer zum Nutzen ihrer Kunstfertigkeit. Insbesondere die smyrniotische und kaukasische Teppichknüpferei scheint durch fränkische Einflüsse gefährdet.

Die Ausstellung des Wiener Handelsmuseums gibt ein Bild der heutigen Teppichindustrie des Orientes, obwohl ganz neue Stücke nicht zugelassen wurden. Es sind deshalb auch Teppichtypen vertreten, welche, wie beispielsweise die so geschmackvollen Dschuschegan, seit einer Reihe von Jahren nicht mehr verfertigt werden. Unter den durchwegs mustergültigen Stücken sind mit wenigen Ausnahmen die ältesten aus der Zeit des großen Soffiden Schah Abbas (Beginn des XVII. Jahrhunderts) zu datieren. Ein Verweilen bei den einzelnen Stücken würde selbstredend den Rahmen dieser Studie überschreiten, es soll denn auch im Nachfolgenden lediglich in großen Zügen das durch die Ausstellung übermittelte Bild der orientalischen Teppicherzeugung wiedergegeben werden. Teppichgeographisch treten fünf Hauptgruppen hervor: die persische, kleinasiatische, mittelasiatische, kaukasische und indische. Als Nebengruppen gliedern sich China und Japan, Tunis und Marokko und endlich Bosnien an. Besonders groß steht Persien als Teppichkunststaat da. Auf seinem Gebiete sind alle Typen und Arten vertreten: nomadische und bäuerische wie manufakturierte, kurzhaarige wie langhaarige, glatte wie plüschartige; der ganz wollene wie der halbwollene (mit Baumwoll-Einschlag) und gemischt wollene (mit Kameel- oder Ziegenhaar), der ganz baumwollene, der ganz seidene oder halbseidene (mit Wolleinschlag) und endlich der gestampfte Filzteppich mit eingepreßtem Ornament. Fünf Perser sind besonders berühmt auf unserem Teppichmarkte: Ferahan, Kurdistan (Senne), Khorassan, Kirman und Kaschkai, letztere allerdings je nach dem Ausfuhr- oder Bestim-

Abb. 3a. Persischer Teppich. Ecke mit Bordüre. Linker Teil.
Aus: Alois Riegl, Altorientalische Teppiche.

mungsorte mehr unter den Namen Kirmanschah, Schiraz, Mekka bekannt. Der vornehmlich in Sultanabad erzeugte Ferahan-Teppich ist der bei uns populärste Perser, der Knüpfteppich par excellence, der sich leider infolge der Massennachfrage in den letzten Jahren augenfällig verschlechtert hat. Der von den kurdischen Gebirgsfrauen gewebte Senne hat die zierlichste Musterung und die dichteste, lediglich durch Handgriff erreichte Knüpfung (7200 Flormaschen auf den Quadratmeter); der vornehmlich durch seine Bordüre typische, atlasschimmernde Khorassan hat besonders in der Farbe (blau und rosa) stark nachgelassen, der Kirman, ein ausnahmsweise auf horizontalen Stühlen von Männern gewebtes Erzeugnis, ist grell in der Farbe, im übrigen der teuerste, der Kaschkai endlich, der schönste langhaarige persische Teppich. Ganzwollen, durch phan-

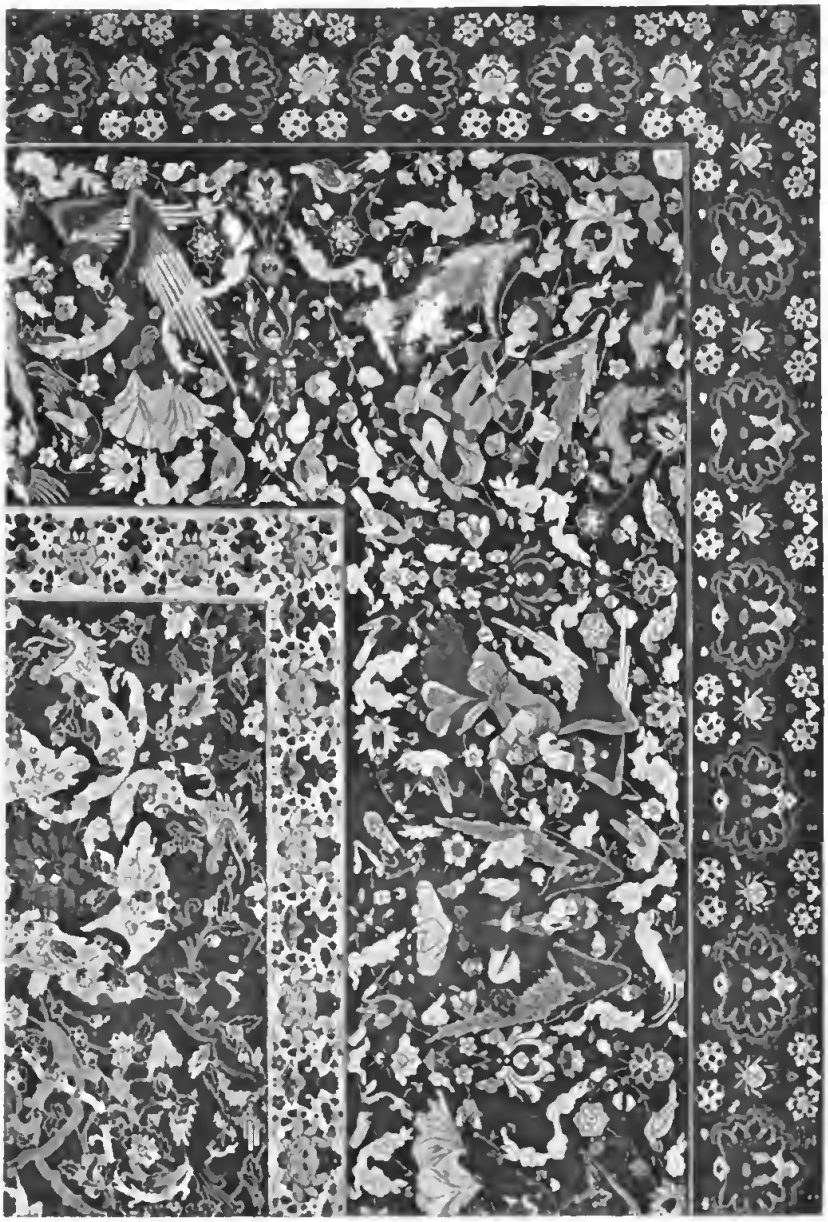


Abb. 3b. Perſiſcher Teppich. Ecke mit Bordüre. Rechter Teil.
Aus: Alois Riegl, Altorientaliſche Teppiche.

taſtiſche Muſterung und ſeidenvließigen Glanz ausgezeichnet, wird dieſer beliebte Teppich ausſchließlich von den Frauen des etwa 100,000 Zelte zählenden, rein türkiſchen, Perſien bewohnenden Kaſchkai-Stammes auf Handſtühlen hergeſtellt. Für den Käufer perſiſcher Teppiche ſei nachfolgendes bemerkt: ein perſiſcher Teppich mit Falten und Wülſten iſt nur die Hälfte ſeines ſonſtigen Preiſes wert; man achte auf Gleichmäßigkeit der Florſchur und Knüpfung; um ſich in letzterer Hinſicht zu überzeugen, beſehe man ſich genau die Rückſeite; man prüfe, ob die Bordüre zum Fond paßt und die richtigen Ecklöſungen aufweiſt, die bei einem alten Perſer niemals fehlen; kaum bemerkt braucht wohl ſchließlich zu werden, daß der Perſer ſeine Teppiche ſorgſam mit Decken gegen die Sonne ſchützt.

An Popularität kommt dem Perſer der

Smyrnateppich am nächsten. Haupttypus der kleinasiatischen Gruppe, nach seinem Ausfuhrhafen benannt, wird er vornehmlich in Uschak, Giordes, Kula und Demirdschik ausschließlich von türkischen Frauen — der Mann ist nur Färber — angefertigt. Kann auch mit Rücksicht auf die Abgeschlossenheit der türkischen Frau von keinem Fabriksbetriebe die Rede sein, so erscheint hier doch der Hausfleiß durch das Vorschußsystem in den regelrechten Dienst des Unternehmers gestellt. Der Smyrna verwirklicht durch sein hochwolliges Vließ, in welches der Fuß tief einsinkt, unser Teppichideal. In Uschak, dem bedeutendsten Erzeugungsorte, werden nur türkische, in den Familien überlieferte Muster, in Giordes persische Muster gearbeitet. Kula liefert Khorassan-Imitation, welche an die alten phrygischen Tapeten erinnert. Was die im allgemeinen guten Farben anbelangt, so herrscht die Mode bisweilen souverän; so wurde beispielsweise unter Sultan Abdul Aziz, der eine Schwäche für Gelb hatte, ein wahrer Mißbrauch mit dieser Kaiserfarbe getrieben. Unter den drei bekannten Smyrna-Mustern, dem „schiefen," dem „Blattmuster" und den „Medaillons," findet das Mittlere (rot, grün und blau mit etwas Orange) in England, das letztere (roter Grund mit grün und blau) in Amerika und Frankreich die willigsten Abnehmer. England allein hat von den aus den genannten vier Erzeugungsstätten 1889 zusammen im Werte von 204 500 türkischen Pfunden ausgeführten Teppichen für über 87 000 Pfund gekauft, während Deutschland beispielsweise nur 3600 Pfund für seinen Bedarf an Smyrna angelegt hat. Neben der über ganz Anatolien verbreiteten Teppichknüpferei ist jedoch auch die uralte Wirktechnik in den bekannten glatten Kilim lebendig geblieben.

Die dritte Hauptfamilie, die hochasiatischen Nomadenteppiche, schließt sich durch die Vorzüge des Materials und der sorgfältigen Herstellung dem persischen Nomadenteppiche an, steht dagegen, was Musterung und Farbenwirkung anbelangt, hinter dem Kaschkai entschieden zurück. Alle aus den mittelasiatischen Khanaten stammenden Teppiche werden gewöhnlich fälschlicherweise als Bokhara bezeichnet, während doch diese letzteren, unendlich wechselnd im Muster und grell-rotbraun im Grundton, durch das durchwegs reichlich vorkommende Ockergelb, den langharigen Flor und das eingewobene phantastische Steppengewürm (Skorpion und Tarantel) sich wesentlich von den eigentlichen Turkmenen-Teppichen mit ihrem schön egalisierten Flor, ihrer einförmigen Musterung nach überlieferten geometrischen Motiven unterscheiden. Der Grundton der Yomud-Teppiche ist eisenviolett, jener der Tekke indischrot. Geknüpfte Teppiche und Satteldecken werden bei dem turkmenischen Reitervolke als der wertvollste Teil der Ausstattung angesehen, welche ein Mädchen seinem Manne mitbringt; je feiner die Knüpfung, desto größer die Liebe. Ganz neu sind auf der Ausstellung die Belutschen-Teppiche, welche sich durch eine düstere und verschwommene Färbung kenntlich machen. Zweifelsohne von den belutschischen Raubstämmen herrührend, welche Südost-Persien heimsuchen, zeigen diese Teppiche alle Merkmale des Nomadenteppichs; sie sind ganzwollen und haben den kilimartig angewebten farbig gestreiften Fortsatz wie jener; die Farben sind tiefdunkelblau, schwarzbraun und ein finsteres Rot, oft mit einem kleinen weißen Kreuzchen auf diesem düstern Fond; die Musterung ist geometrisch. Ein Prachtstück mag der kalmükische Fürstenteppich gewesen sein, wovon wir hier einen Teil reproduzieren (Abb. 1). Er stammt nach Robinson aus dem vorigen Jahrhundert und weist in der geometrischen Musterung ganz deutlich bestimmte, vegetabilische Elemente auf.

Der teppichstolze Kaukasus bildet die vierte Gruppe. Der nomadische Haupttypus ist der vielgenannte Daghestan, von dem wir ein durch die wohlbekannten Motive des Wirkstils charakterisiertes Stück im Bilde bringen (Abb. 2). Die Kreuzform des Mittelstückes springt ins Auge. Im allgemeinen hat der Kaukasus-Teppich seinen altertümlichen Charakter wohl bewahrt. Er zeichnet sich durch niedrige Knüpfung, lebhaftes Farbenspiel und höchst mannigfaltige Ornamentierung aus. Die Teppichweberinnen aus Schirwan und dem ciskaukasischen Daghestan, welches letztere den Handelsnamen für die ganze Gruppe hergegeben hat, haben unter allen ihren Genossinnen die auffallendste Neigung, Menschen- und Tierfiguren, einfache Haustiere in geometrischer Stilisierung anzubringen. Zu den feinsten Kaukasus-Teppichen gehören die dünnen, glänzenden Schirwan, Derbent hin-

gegen ist gröber und langhaariger. Vielbegehrt sind in neuester Zeit bei uns die broschierten Sumakh aus dem Daghestan mit meist ziegelrotem, bisweilen dunkelblauem Grundton, auf welchem das Linienmuster vorherrscht. Bezeichnend ist für diese Teppiche das im Außensaum nie fehlende braunrote Ornament des sogenannten „laufenden Hundes."

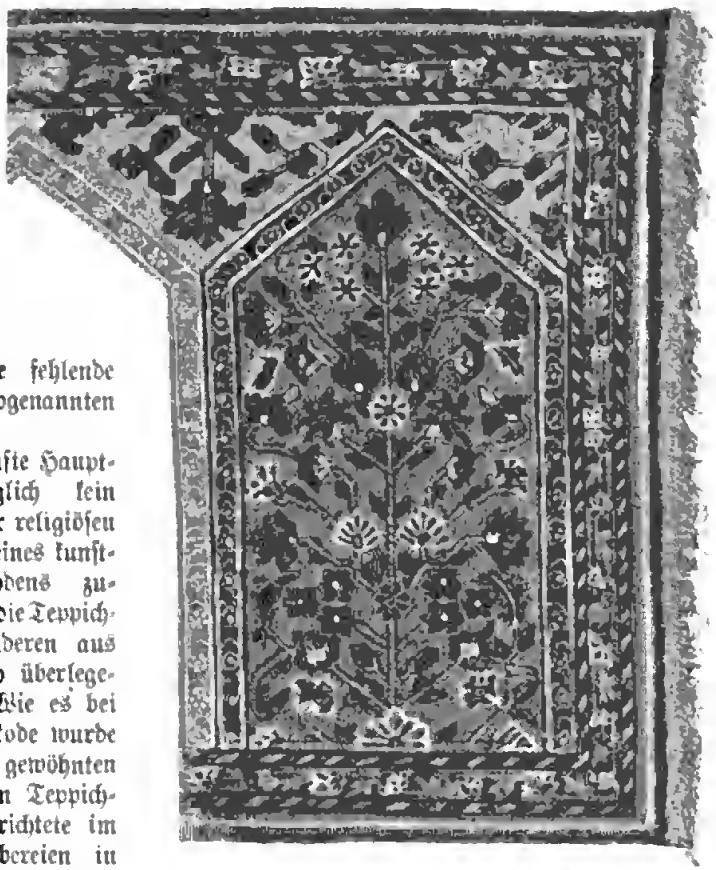


Abb. 4. Suzandschird-Teppich.
Aus: Alois Riegl, Altorientalische Teppiche.

Indien nimmt die fünfte Hauptgruppe ein. Ursprünglich kein Teppichland, was mit der religiösen Pflicht der Unterhaltung eines kunstvoll geglätteten Fußbodens zusammenhängt, empfing es die Teppichkunst mit so vielem anderen aus den Händen der lange so überlegenen persischen Kultur. Wie es bei den indischen Großen Mode wurde persisch zu sprechen, so gewöhnten sie sich an den iranischen Teppichluxus. Kaiser Akbar errichtete im Jahre 1590 Teppichwebereien in Lahore. Mehrere Teppiche sind aus jener Zeit in Indien noch vorhanden; ganz bestimmt indes wurden, laut vor einigen Jahren entdeckten Etiketten, eine Anzahl von Teppichen im Palaste des Maharadschah von Dschaipur zu jener Zeit in Lahore verfertigt. Auch dreizehn den schönsten persischen Teppichen ebenbürtige Teppiche des Assar Mahal in Bidschapur dürften in jener Fabrik erzeugt worden sein. Zwischen diesen alten Stücken und den heutigen Erzeugnissen klafft eine kunstgeschichtliche Lücke. Mit Lahore war Multan ein Hauptpunkt indischer Teppichindustrie. Heute verdankt Lahore seinen Teppichruf der Webekunst der Sträflinge, wie denn überhaupt die indischen Gefangenhaus-Werkstätten viel zur Wiederbelebung der besseren Teppichgattungen beigetragen haben. Jetzt sind Centren der Teppichweberei Madras, Mirzapur (auf Hindu-Ursprung hinweisende Muster) und besonders Warangul im Ost-Dekkan. Von Beginn dieses Jahrhunderts stammende Warangul in der Ausstellung weisen sofort auf persischen Charakter hin. Die indische Kollektion umfaßt meist kostbare Seidenteppiche, welche auch in der chinesisch-turkestanischen Abteilung vorherrschen, dem chinesischen — männlichen — Hausfleiß steht ja die Seide reichlich zur Verfügung. Der ornamentale Charakter dieser Teppiche ist ein durchaus nationaler, die Raumgliederung festbestimmt. Ein Central-Motiv betont die Mitte, zwischen Hakenkreuz und Wolkenband stehen Sinnbild und Glückstier: der Löwe (glückliche Vorbedeutung), die Gans (eheliche Liebe und Treue), der Storch (Langlebigkeit); Drachen bäumen sich und der Phönix, der Wappenvogel der Kaiserin, hebt seine schimmernden Schwingen. Der Grundton ist meist weiß, gelegentlich rot, als dritte Farbe kommt blau hinzu. Der Japan-Teppich endlich ist modern, seine Qualität derb und schwer, seine Färbung weißer Grund mit blau, gelb und braun in der Musterung, ein Gröbling in dieser zierlichen Nipon-Kultur.

Abb. 5. Altindischer Gebetteppich.
Aus: Alois Riegl, Altorientalische Teppiche.

Riegl versetzt ihn in das XVII. Jahrhundert, der Ausstellungskatalog früher, zu Beginn der Soffidenzeit. Er ist mit Gold und Silber durchwirkt. Die Mitte nimmt ein grüngrundierter, achteckiger Stern mit vier Drachen- und vier Vögelpaaren um eine centrale achtblättrige Rosette ein; ringsum zieht sich auf lachsgelbem Grund eine lebensvolle Jagddarstellung mit Jägern zu Pferd und zu Fuß, die allerhand Wild, vom Löwen bis zum Hasen verfolgen; Typen und Trachten weisen auf Nordindien und Hochasien; in der wundervollen Bordüre wiederholen sich Weihgaben spendende und empfangende Genienpaare zwischen Rankenwerk, Vögeln und Wolken. Dort ist der berühmte Graffche Sufandschird-Teppich aufgelegt, von dem wir ein Stück re-

Wollen wir von dieser großen, farbigen echtorientalischen Teppichwelt eine wahrhafte Berauschung mitnehmen, dann betreten wir zum Schlusse den großen Saal, wo die köstlichsten, auserlesensten Stücke als Augenschmaus sondergleichen sich dem Blicke darbieten. Wie spielt das mildgedämpfte Licht auf diesen tiefgesättigten Farben; auf Goldgrund tummelt sich die fürstliche Jagd jenes großen altpersischen Seidenteppichs, der als Geschenk Peters des Großen an den Wiener Hof kam (Abb. 3a und 3b). Wahrscheinlich ist er ein Werk turkestanischer Arbeiter, produzieren (Abb. 4). Professor Karabacek, der Entzifferer des Rainer-Papyrus, hält ihn für persische Korkubarbeit aus dem XIV. Jahrhundert. Jedenfalls war's ein Tempelteppich, wie die sechs auf Gold- und Silbergrund nebeneinander gereihten Spitzgiebelnischen mit dem Blütenbaume und das Schriftornament: ja nebi (o Prophet!) darthun. Karabacek bezeichnet in seiner Monographie die Technik dieses Stückes bekanntlich als Nadelmalerei, womit er das Wort Suzandschird übersetzt haben will. Riegl dagegen weist den Teppich im

wesentlichen der Knüpftechnik zu und gibt nur für den Gold- und Silbergrund das Wirkverfahren zu. Er spricht von einer Suzandschird-Knüpfung, die nur eine unwesentliche Modifikation der gewöhnlichen Knüpfung darstellt, indem als Unterlage der Metallfäden ein eigener Schuß eingeführt wird. Bemerkt mag hier werden, daß Karabacek einen anderen Graffchen Teppich laut Inschrift, zu Beginn des XIII. Jahrhunderts, als in Emesa verfertigt, ansetzt.

Aus dem kostbaren, altpersischen Teppichbesitze des Handelsmuseums selbst sei der Drei-Blütenbaumteppich mit den Kranichen, Pfauen und Fasanen besonders hervorgehoben. Einen dem Graffchen Suzandschird sehr ähnlichen Votivteppich hat der Reisende Troll aus Hochasien mitgebracht; er gehört dem Handelsmuseum. Berühmt ist auch Fürst Lobanows einst im Besitze des Sultans Abdul Medschid gewesener orientalischer Teppich mit arabischen Inschriften-Medaillons in der gelben Bordüre. Unter den Betteppichen bietet eine reiche Kollektion alter anatolischer Stücke mit teilweise säulengeteiltem Mihrab großes Interesse. Ein frommes Prachtstück ganz besonderer Art jedoch ist der altindische Gebetteppich von Lahore (aus dem Besitze des Österreichischen Museums), welchen wir hier wiedergeben. (Abb. 5). Er zeigt eine rotgrundierte Zackenbogennische, welche gänzlich durch eine üppig bewachsene, mit Blüten übersäete Staude ausgefüllt ist. Eine trügerisch blendende Rolle endlich spielen die nach dem angeblichen Einführer der Knüpftechnik in Polen benannten Mazarski, die „Polenteppiche," mit persisch stilisiertem Rankenwerk auf Gold- und Silbergrund, welche bei der 1878er Pariser Ausstellung die interessante Frage der europäischen Imitationen orientalischer Knüpfteppiche vor dem XIX. Jahrhundert in den Vordergrund gerückt haben, kaum aber polnischer Herkunft sein dürften. Doch wir halten inne. All die Fülle verwirrt Auge und Sinn. Eines aber bleibt klar: von der großen Teppichausstellung im Wiener Handelsmuseum wird eine neue Zeit für die Teppichkunde des Orientes datieren.

Studienköpfe von Franz Simm.

Die Prinzessin ohne Spiegel.

Ein persisches Märchen von Julius R. Haarhaus.

(Abdruck verboten.)

Im Lande Farsistan, der schönsten der Provinzen, die jetzt der Schah Nasser-eddin — dem Allah ein langes Leben schenke! — unter seiner Krone vereinigt, residierte vor langen, langen Jahren ein Fürst, dessen Reichtümer unermeßlich waren.

Sein Schloß, das inmitten herrlicher Rosengärten lag, war aus weißem Marmor erbaut, die Kuppeln der Türme schimmerten von lauk'rem Gold, und auf der Terrasse des Harems, auf welcher geschäftige Sklavinnen an jedem Abend die seidenbezogenen Divane aufstellten, plätscherte der kühle Strahl eines Springbrunnens aus einem silbernen Miniaturminaret, an dem ein Künstler aus Damaskus zwölf mühevolle Jahre gearbeitet hatte.

Teppiche aus Smyrna, elfenbeinerne Schränke, Tabourets aus indischem Holz, dessen Duft die Toten zum Leben zurückzurufen vermag, kurz alles, was der Orient Köstliches bietet, war in diesem irdischen Paradiese zu finden und wurde von lanzenbewaffneten Negern und zwei angeketteten Löwen bewacht.

Das einzige, was man in diesen Räumen vermißte, war — ein Spiegel! Überhaupt war alles blanke, das menschlicher Züge Bild hätte zurückwerfen können, ängstlich vermieden, und selbst die Damaszenerklingen der Palastwache waren mit feinen Gravierungen bedeckt.

Kein Spiegel! Die schönen Leserinnen — Allah segne sie! — werden staunen. Aber ich will ihnen erzählen, warum dieses wichtigste und notwendigste Gerät fehlte.

Kurze Zeit, nachdem dem Schah eine Tochter geboren worden, berief er die Weisen des Reiches, auf daß sie das Schicksal des Kindes verkündigten. Und der älteste von ihnen, Mulei Hassan, trat an die Wiege der Neugeborenen, betrachtete es lange mit aufmerksamen Blicken, wühlte sinnend mit der Rechten in seinem weißen Barte und sprach: „O Schah! König der Könige! Deine Tochter wird wachsen und gedeihen wie der Mandelbaum, dessen Wurzeln aus dem Tigris trinken, sie wird schön werden wie die Fee Pari Banu, aber von dem Tage an, da sie ihr eigen Antlitz erblickt, wird sie dir nicht mehr gehören!"

Des Kindes Vater erschrak, er zweifelte nicht an Hassans Allwissenheit, denn dieser hatte doch schon zweimal eine Sonnenfinsternis richtig vorher verkündet, auch wußte er die fünfzig wichtigsten Suren des Korans vorwärts und rückwärts auswendig.

Der Schah entließ daher den Gelehrten reich beschenkt, er gebot, daß alle Spiegel im Palast vernichtet würden und gelobte, jeden mit dem Tode zu bestrafen, der jemals wieder ein solches Gerät in das Schloß brächte.

So wuchs nun das Mädchen heran, eine Perle an Schönheit und Liebreiz, der Fee gleich, deren Namen man ihr gegeben hatte. Schon ihretwegen wäre der Vater zu beneiden gewesen, auch wenn ihm das Schicksal anstatt eines Marmorpalastes eine Hütte am Rande der Salzsteppe beschert hätte.

Sie ward in allen Künsten und Wissenschaften unterrichtet, sie verstand in Seide zu sticken und auf fein geglättetes Pergament mit bunten Farben kunstreich eine beblümte Wiese zu malen, in deren Mitte eine mandeläugige Sklavin ihrem kettengepanzerten Herrn aus bauchiger Kanne den Steigbügeltrunk reichte. Ihren Namen schrieb sie in Neski und Talik, und wenn sie des Vaters Gemach betreten durfte, so eilte sie zu dem Schrein, der die Büchersammlung des Schahs enthielt, und freute

sich an den anmutigen Geschichten der Dichter, die mit ihrer blumenreichen Sprache die Welt so schön zu schildern wissen.

Und so bekam sie einst des Nisami Buch „von den sieben Schönheiten" in die Hand, und da sie dasselbe zu Ende gelesen hatte, war das Verlangen in ihr erwacht, zu wissen, wie ihr eigen Antlitz beschaffen sei.

Die Beschreibungen, die man ihr von ihrem Äußeren machte, genügten ihr nicht, so günstig sie auch ausfallen mochten, und da niemand ihre sonderbare Sehnsucht zu stillen wußte, ward sie täglich ernster und schweigsamer.

Das beunruhigte den Schah, und er ließ die berühmtesten Ärzte der Welt zusammen kommen, damit sie seiner Tochter ihren Frohsinn und ihre roten Wangen wieder geben möchten.

Die Ärzte berieten hin und her und verordneten der Prinzessin Bewegung in der frischen Luft und einsame Wanderungen durch Wald und Gärten, indem sie annahmen, daß der Zauber der Frühlingspracht, die damals gerade das Land schmückte, das Mädchen auf andere Gedanken bringen würde. So wandelte denn Pari Banu jeden Morgen bis an das äußerste Ende des Gartens, öffnete das Pförtlein aus Bronze und betrat den Wald.

Am siebenten Tage nun, da sie sich auf einen Baumstamm niedergelassen hatte, um dem Liede der Nachtigall zu lauschen, trat ein Jüngling auf sie zu in Jägerkleidung mit Lanze und Bogen. Da er sie aber erkannt hatte, warf er sich zu ihren Füßen nieder und sprach: „Allah sei Dank, daß er meine Augen die Perle Persiens schauen läßt! Prinzessin ich preise dich als die glücklichste von allen Frauen, denn dein Anblick genügt, ein krankes Herz zu heilen!"

„Mein Anblick?" antwortete das Mädchen, „du glaubst also, daß ich schön sei? Doch wer bist du?"

„Ich bin der Prinz von Kuschkiserd, alles Land von hier bis Tscham ist mein," entgegnete jener, „und ich habe von deiner Krankheit vernommen. Du möchtest dein Antlitz sehen? Wohlan! ich will dir den Anblick deiner Schönheit verschaffen, das wird dir Heilung bringen — allein zur Belohnung für diesen Dienst mußt du mir deine Hand reichen! Nun folge mir!"

Die Prinzessin willigte ein, sie brannte vor Begierde, ihre sanften Züge und ihre schwarzen Augen, von denen man ihr soviel gesagt, zu schauen.

Der junge Jäger schlug einen Weg ein, der sich nach rechts von dem Waldpfade abzweigte. „Wir werden an einen Weiher kommen," erläuterte er, „und von dem Spiegel seines Wassers soll dir dein Bild entgegenstrahlen!"

Nach kurzer Wanderung hatten sie den Abhang des Berges, an dessen Fuß der Weiher lag, erreicht, und dem Jüngling ward es nicht leicht, das zarte Mädchen unverletzt durch das Gestrüpp der Rosen hinabzugeleiten.

Doch — beim Barte des Propheten! anstatt des blauen Weihers gewahrten sie einen Teppich von zartem Rot! Die wilden Pfirsichbäume, die am Ufer standen, hatten ihre Blüten abgeworfen und die Fläche des Wassers damit bedeckt.

Da neigte sich der Prinz vor dem Mädchen und sprach: „Der Himmel bedeutet mir, schöne Pari Banu, daß ich deiner nicht wert sei. Mir ist es nicht vergönnt, dir das Heilmittel zu reichen, erlaube mir, mich zu entfernen!"

Er küßte den Saum ihres Gewandes, rief seine Hunde herbei und schickte sich an, die Spur der Gazelle, die er verfolgt hatte, wieder aufzunehmen.

Das Mädchen wandte sich trauriger denn je und schritt dem väterlichen Walde zu.

Da sie aber an der Stelle wieder angelangt war, wo ihr der Prinz begegnet, sah sie einen Jüngling auf sich zukommen, dessen gebräuntes Antlitz gegen den weißen Kaftan gar wundersam abstach. Er kreuzte die Arme über die Brust und senkte den Blick zur Erde. Dann begann er: „Sicherlich bist du die Prinzessin Pari Banu, denn nach allem, was man von deren Schönheit erzählt, vom Lande Mesopotamien bis nach Herat, kannst nur du die Prinzessin sein! Ich bin Assaf, der Kaufmann von Bagdad, mit Purpurstoffen und Perlen reise ich nach dem Bazar von Kandahar; drunten im Thale ziehen meine fünfzig Kamele. Unermeßliche Reichtümer sind mein eigen, und wenn Allah mich vor den Räubern beschützt, werde ich doppelt so reich zurückkommen. Willst du mein Weib sein, so werde ich dir einen Palast bauen, so schön, wie noch keinen die Sonne bescheint!"

Das Mädchen lächelte. „Es sei," sprach sie, „allein, wenn ich dir meine Hand reichen soll, mußt du mir zuvor einen Dienst erweisen, du mußt mir mein eigen Antlitz zeigen!"

Der Kaufmann sann lange nach, dann rief er freudig: „Wohlan! Das kann geschehen!" Er nahm aus dem reich gestickten Lederbeutel, den er am Gürtel trug, einen Silberdenar, trat an die Felswand, die sich in der Nähe erhob, und rieb das Geldstück an dem rauhen Sandstein, bis jedes Schriftzeichen verschwunden war. Dann pflückte er von dem Kraute des Schachtelhalmes, mit dem man in Damaskus die Klingen poliert, und begann die Metallscheibe sorgfältig damit zu glätten. Allein — die Münze wurde nicht blank, sie war nur von außen mit einer Schicht Silber überzogen, aber innen aus schlechtem Erz, mit Blei gemischt, das jeden Versuch der Politur vereitelte.

Als der Kaufmann dieses merkte, schleuderte er die Münze in das Dickicht, neigte sich und sprach: „Ich erkenne Allahs Willen, es war ein Frevel, daß der Kaufmann es wagte, die Augen zu der schönsten Prinzessin zu erheben. Pari Banu, lebe wohl! Allah segne dich!"

Dann zog er traurig von dannen und verschwand im Dunkel des Waldes.

Das Mädchen setzte sich wieder auf den Baumstamm und begann zu weinen. Da drang plötzlich ein Klang an der Betrübten Ohr, der von einem Saiteninstrument auszugehen schien, und ehe sie sich noch über den Ursprung dieser Töne Rechenschaft zu geben vermochte, erschien ein Jüngling in der Lichtung, der trotz seines schlichten Gewandes den Prinzen wie den Kaufmann an Hoheit überstrahlte.

Er neigte leicht das lockige Haupt und redete die Prinzessin mit folgenden Worten an: „Erlaubst du, schönes Mädchen, daß ich mich an deiner Seite niederlasse? Die Sonne steht hoch, und meine Kürbisflasche entbehrt schon lange des kühlenden Inhaltes. Nun möchte ich hier im Schatten ruhen. Ich kenne dich nicht, aber ich muß gestehen, daß ich nie zuvor ein Wesen von solcher Schönheit gesehen habe!"

Pari Banu senkte die seidenbewimperten Augen zu Boden und schwieg lange. Dann sagte sie schnell: „Auch du findest mich nicht häßlich? Doch was nützt mir die Schönheit, von der ich selbst nichts sehen kann?! Wenn nur jemand käme, der mir mein eigen Antlitz zeigen könnte, meine Hand würde ich ihm zum Lohne geben!"

Der Jüngling rückte ihr näher. „Gilt's?" sprach er, „willst du dein Antlitz sehen und nachher die Meine werden?"

Sie nickte nur.

Er ergriff mit der Rechten ihre kleine weiße Hand und legte die Linke sanft um ihre schlanke Gestalt. Ein wundersamer Schauer durchrieselte sie, wie sie es nie zuvor gekannt hatte. Auf ihre Wangen kehrte das freundliche Rot zurück, des Jünglings Heilmittel wirkte, bevor er's ihr genannt, und seine Worte erreichten mehr als alle Arzeneien der gelehrten Ärzte aus dem glücklichen Arabien.

„Nun schau' mir in die Augen," flüsterte er, „und du wirst dein süßes Bild darin erblicken!"

Sie hob langsam das Antlitz und that wie er geheißen.

Und — so wahr Allah lebt! — aus den tiefdunklen Sternen leuchtete ihr das eigne Bild entgegen, klein zwar, aber so deutlich, daß sie jedes Haar der schwarzen Wimper erkennen konnte.

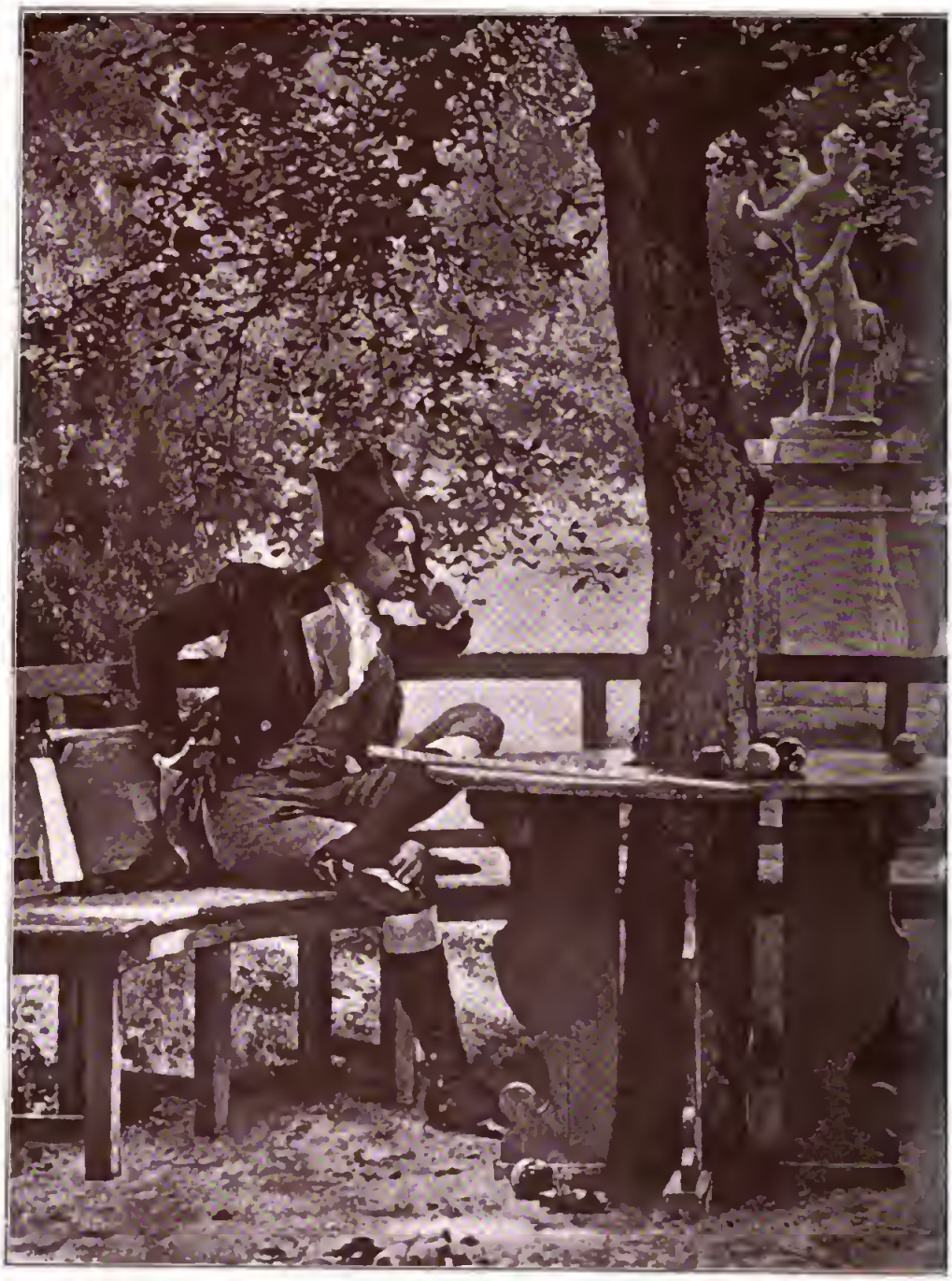
Lange weidete sie sich an dem Anblick ihrer eignen Schönheit, sie ließ es geschehen, wie der Jüngling die zitternde Linke langsam höher gleiten ließ, wie er ihren weißen Hals berührte, wie er die Hand in ihrem weichen ebenholzschwarzen Haar barg und langsam ihr Antlitz dem seinigen näher brachte.

Ihre Lippen berührten die seinen, und selig schloß sie die Augen, berauscht von dem Genusse des eignen Anblicks und den Wonnen eines Gefühls, das sie sich nicht zu erklären vermochte.

Seit dieser Stunde aber verstand sie das Märchen von Jussuf und Suleikha, das sie in des Vaters Bibliothek gelesen, und in dem so oft das Wort „Liebe" vorgekommen war!

Lange mochten die Glücklichen so gesessen haben, da gemahnte der Ruf des Regenpfeifers das Mädchen an den Heimweg.

„Ich will dich begleiten," sprach der Jüngling, „du sollst mich deinem Vater vorstellen. Ist's weit bis zu Eurem Hause?"



Verliebt. Nach dem Gem
Mit Genehmigung der Photogr
(Aus der diesjährigen Internation

älde von Marcus Stone.
aphischen Gesellschaft in Berlin.
den Kunst-Ausstellung zu Berlin.)

Die Prinzessin lächelte: „Folge mir," begann sie, „ich will dich führen! Mein Vater wird dir danken, daß du mich von meiner Schwermut geheilt hast."

„Ihr wohnt in einer schönen Gegend," sagte ihr Begleiter, „sieh nur das prächtige Bronzegitter und die herrlichen Rosen dort im Garten!"

„Wir müssen hier eintreten, der Garten gehört meinem Vater!"

„Dein Vater ist wohl reich, er ist wohl Besitzer einer Karawanserei oder gar der Kadi des Ortes?"

„Beides nicht, aber du wirst ihn kennen lernen, komm nur!"

Sie schritten voran. Schon schimmerten die Kuppeln des Palastes durch die Wipfel der Kastanien und Tubabäume. Der Jüngling staunte. Solche Pracht hatte er noch nie gesehen.

Da traten zwei Neger auf ihn zu, versperrten ihm den Weg und banden ihn, eh' er sich dessen versah.

„Der Hund hat den Garten des Harems betreten," riefen sie, „schleppt ihn vor den Schah, er muß sterben!"

Als der Eindringling den Namen des Gewaltigen vernahm, begriff er seine Lage. Er hatte die Prinzessin geküßt, das schrecklichste hatte er gethan, was ein Mensch verbrechen kann!

Das Mädchen versuchte, sich ins Mittel zu legen, aber die Wächter des Harems blieben unerbittlich, sie hatten höhere Weisung und hafteten mit ihrem Kopfe für die Sicherheit des Palastes.

Man brachte den Gefangenen in den Saal, in welchem der Schah gerade die Berichte seines Großwesirs Hadschi Kiwâmeddin entgegennahm. Das Mädchen folgte und drang gleichfalls in das Gemach ein.

Die Neger warfen sich vor dem Schah zu Boden und küßten den Staub. „Er ist in die Gärten eingedrungen," flüsterten sie, „befiehl nun, König der Könige, was mit ihm geschehen soll!"

„Wer bist du?" fragte der Herrscher, dem die hohe Gestalt des Gefangenen aufzufallen schien.

„Mohammed Schems'eddin," entgegnete jener ruhig, „ein armer Dichter. Willst du mehr über mich wissen, so frage die Kaufleute, die den Bazar von Schiraz besuchen, und die Karawanenführer der Wüste, sie alle singen meine Lieder. Und nun laß mich töten, denn ich habe deine Tochter geküßt!"

Der Schah erstaunte über die Kühnheit des Jünglings, noch nie hatte ein Sterblicher so zu ihm gesprochen.

„Dich juckt dein Hals, Tollkühner!" rief er, und zu den Mohren gewandt fuhr er ruhiger fort: „Abu-Mahmud soll das Richtschwert schleifen!"

„Mein Leben ist in deiner Hand," entgegnete der Dichter, „wie deines in der Allahs. Darum thue, was dir recht scheint!"

Jetzt drängte sich Pari Banu vor. „Thue ihm kein Leides an, o Vater," bat sie, „er hat mich gesund gemacht, denke dir, in seinen Augen trägt er mein Bild! Seit ich dort hinein gesehen, ist all mein Unglück gewichen."

Der Schah horchte auf. Er hatte bereits bemerkt, daß auf der Tochter Wangen wieder die einstige Röte leuchtete. Sie sah reizend aus. Er schwieg. Da eilte das Mädchen auf den Gefangenen zu, umschlang ihn mit beiden Armen und rief: „Wenn er sterben muß, so will ich mit ihm sterben, wir haben geschworen, nie voneinander zu lassen!"

Jetzt fiel dem Vater der Schicksalsspruch Mulei Hassans ein: von dem Tage an, da sie ihr eigen Antlitz erblickt, wird sie dir nicht mehr gehören! Er verstand, was der Weise gemeint hatte. Jetzt gehörte sie einem anderen, er fühlte es wohl.

„Schwüre dürfen nicht gebrochen werden," begann er langsam, „und ihr habt geschworen, nie voneinander zu lassen? Wohlan, Mohammed Schems'eddin, ich will dir meine Tochter geben! Ist's nicht recht so, Großwesir?"

Hadschi-Kiwâm mußte seinem Herrn beistimmen, obgleich er vor Wut kochte. Längst hatte er gehofft, seinen eignen Sohn zum Gemahl der Prinzessin erhoben zu sehen.

„Holet aus der Schatzkammer zehn Säckel gemünzten Goldes!" rief der Schah den Mohren zu. Der Befehl ward bald vollzogen. Auf den weißen Fliesen des Saales lagen in einem großen Halbkreise zehn wohlgefüllte Säckel.

„Nimm sie mit, Jüngling, sie sollen dein eigen sein!" sprach der Schah.

Da trat der Großwesir auf den Herrscher zu. „Stern der Sterne! darf ich reden?"

„Sprich, Alter!“ sagte jener verwundert.

„Ich hatte eine Nachtigall,“ hob der Würdenträger an, „eine Nachtigall von seinem Gesang. Ich fütterte sie selbst und gab ihr von Zeit zu Zeit einen Mehlwurm. Sie sang täglich so süß, daß die Leute vor meinem Palaste stehen blieben und lauschten. Aber sie war mager und schlecht im Gefieder. Da dauerte mich der Vogel, und ich gab ihm zehn Mehlwürmer auf einmal, auf daß er kräftiger werde. Da ward das Tierlein fett, aber es hörte auf zu singen!“

Er trat dicht an den Schah heran und flüsterte ihm ins Ohr: „Herr, deine Freigebigkeit scheint mir zu groß, und die Zölle von Ormuz sind in diesem Jahre noch nicht eingetroffen! Würde es nicht genügen, wenn du den Dichter ein Säckel mitnehmen ließest?“

Der Schah, der die Gesinnung des Wesirs durchschaute, lächelte. „Du hast recht, Hadschi Kiwâm,“ sagte er, „ein Säckel soll er mitnehmen, die anderen neun sollst du selber ihm bringen, und zwar morgen, zur Mittagszeit, wenn der Bazar am besuchtesten ist, damit die Leute sehen, wieviel Geld ich meinem Großwesir anvertrauen kann. Die Geschichte von der Nachtigall wirst du mir später deutlicher erklären, jetzt verlaß uns, aber schnell, ehe Abu Mahmud mit dem Richtschwert kommt!“

Der Großwesir berührte mit dem Antlitz den Boden und verzog sich.

Als der Monat Ramadhan vorüber war, wurden Pari Banu und Mohammed Schems'eddîn vereint. Sie lebten glücklich — wer möchte daran zweifeln? Einen Spiegel hat die Gemahlin des Dichters nie besessen; wenn sie sich beschauen wollte, blickte sie in ihres Gatten Augen.

Aber ein anderer Spiegel, schöner als alle aus Gold und Silber, hat ihre Züge wiedergespiegelt, noch heute strahlet uns, nach soviel hundert Jahren, Pari Banus Schönheit daraus entgegen, es sind die Lieder Mohammed Schems'eddîns, dem sein dankbares Volk den Ehrennamen Hafis gegeben hat.

Nun lebet wohl, ihr Leser und schönen Leserinnen, ich flehe Allahs Segen auf euch hernieder!

Die sieben Schläfer.

Von J. Trojan. (Abdruck verboten.)

Durch den Wald geh' ich in dunkler Nacht.
O wie finster ist's, herabgesunken
Ist der Mond, der mir vorhin geleuchtet,
Und mit Müh' nur find' ich meinen Pfad.
Bald nach oben richt' ich meine Blicke,
Wo der Himmel doch ein wenig heller
Öffnet zwischen schwarzen Wipfeln sich;
Bald hernieder blick' ich auf den Boden,
Wo ein wenig doch der weiße Sand
Manchmal schimmert und den Weg mir anzeigt.
Wenn das, denk' ich, meine Kinder wüßten,
Daß ihr Vater noch um diese Stunde
Ganz allein streicht durch den dunkeln Wald!
Doch die ahnen nichts, in tiefem Schlummer
Liegen all sie und in holden Träumen.
Und ich seh' im Geist sie alle sieben
In den Betten und den Bettchen liegen.
Eingeschlossen hat in sein Gebet
Jedes mich der Sieben, eh' es einschlief:
Siebenfach gebetet ist für mich,
Und nicht sicher sollt' ich durch den Wald gehn
In der Einsamkeit und in der Nacht?
Fröhlich wird das Herz mir, wenn ich denke
An die sieben Schläfer in der Ferne.
Über mir und ihnen stehn die Sterne.

Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

Die Gattung des Romans hat sich um eine neue Spezies vermehrt; neben dem „modernen," dem „sozialen", dem „realistischen," „naturalistischen," „veristischen" und noch einigen anderen Abarten muß die Litteraturgeschichte von heute ab noch den „hypnotisch-spiritistischen" Roman verzeichnen. Der Begründer dieser Seitenlinie ist Karl du Prel, wenn ich nicht irre, der Münchener Freiherr du Prel, der als Romandichter zwar mit diesem hypnotisch-spiritistischen Roman „Das Kreuz am Ferner" (Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung) debütiert, aber sich als Fachgelehrter in „Geheimwissenschaften" seit langer Zeit in hypnotisch-spiritistischen Kreisen eines festbegründeten Ansehens erfreut. Ich stehe diesen Kreisen durchaus fern: zwei Versuche, die ich gemacht habe, wenigstens in den Vorhof der Geisterwelt eingelassen zu werden, sind leider total mißglückt. Das eine Mal betrat ich die Bühne der Konkordia, auf welcher der Däne Hansen seine Vorstellungen gab, mit der festen Absicht, mich von ihm hypnotisieren zu lassen; aber nachdem ich fünf Minuten den bekannten Glasknopf krampfhaft angestarrt hatte, wurde ich von ihm als gänzlich untauglich aus den Reihen der Akteurs wieder unter die der Zuschauer verwiesen. Das zweite Mal fand ich Einlaß in einen Kreis zuverlässiger Leute, unter denen einige waren, die mit Tischklopfen, Geisterschrift und ähnlichen Dingen Erfahrungen gemacht hatten. Ich hätte gerne Thatsachen auf mich wirken lassen, aber in meiner Gegenwart wollte sich absolut nichts Übernatürliches, nicht einmal etwas Unerklärliches ereignen. Ich bin also vollkommen Laie geblieben, aber gerade für solche hat Karl du Prel seinen Roman geschrieben. Betont er doch in der Vorrede, daß er nicht nur unterhalten, sondern auch unterrichten will, und daß er gerade das, was der Laie in seinem Roman als übernatürliche oder unerklärliche Dinge der Phantasie des Dichters entsprungen anzusehen geneigt sein könnte, als Thatsachen angesehen wissen will, die dem Leser den Drang nach weiterer Belehrung erwecken sollen. Der Roman macht also Anspruch darauf, von zwei Seiten betrachtet zu werden, als Unterhaltungslektüre und als Belehrungslektüre. Welche Ansprüche man in hypnotisch-spiritistischen Kreisen an die erstere macht, weiß ich nicht; außerhalb derselben aber wird man von dem „Kreuz am Ferner" nicht übermäßig befriedigt sein. Die in zwei Bänden sich abspielende Geschichte ist sehr weitschweifig erzählt, und dem Autor, dem doch daran gelegen ist, Glauben für Übernatürliches zu finden, ist es nicht einmal geglückt, das Natürliche in seiner Handlung ausreichend zu motivieren. Die Handlung ist kurz skizziert. Graf Karlstein liebt das „Moidele," — die Geschichte spielt in bergiger Gegend —, sein Vormund aber will nicht zugeben, daß er die Geliebte heiratet. Er trennt sich von ihr und vertröstet sie auf seine Rückkehr, wenn er majorenn geworden sein wird. „Moidele" zieht mit ihrem Vater aus ihrer Alpeneinsamkeit nach Italien und wird dort Mutter. Als die Zeit kommt, zu der ihr Graf Karlstein seine Rückkehr versprochen hat, drängt es sie, ihn in der Heimat zu erwarten. Aber als sie dem wirklich wiederkehrenden Geliebten entgegeneilt, stürzt sie in eine Gletscherspalte, aus der sich nicht einmal ihre Leiche mehr zu Tage fördern läßt. Graf Karlstein ist trostlos, um so trostloser, da auch sein und Moideles Sohn verschwunden ist. Sein Vater ist ein Geheimwissenschaftler gewesen, der im Schlosse eine große Bibliothek von Führern in und durch das Geisterreich gesammelt hat, — das bringt ihn auf die Idee, mit Hilfe derselben selbst in das Geisterreich einzudringen, um wo möglich mit dem toten Moidele in Verkehr treten zu können, jedenfalls aber über den Verbleib seines Sohnes Aufklärung zu erhalten. Beides gelingt ihm, zum Teil mit Unterstützung eines gleichgesinnten Freundes. Das tote Moidele macht sich ihm materiell bemerkbar, und über seinen Sohn erfährt er, daß er ihn nach zwanzig Jahren am Kreuz am Ferner, dort, wo er Moideles Liebe genossen hat, wiederfinden wird. So geschiehts auch. Aber es ist für den Grafen Karlstein kein Glück dabei; denn seinen Sohn erwartend wird er von einem Erzschuft in die-

selbe Gletscherspalte hinuntergestoßen, in der vor zwanzig Jahren das Moidele spurlos verschwunden ist. Bei den Rettungsversuchen wird dann zuerst die immer vergeblich gesuchte Leiche des Moidele, zwischen Eis natürlich gut konserviert, heraufgeholt, darauf der sterbende Graf, den man neben sie bettet und der gerade noch Zeit genug hat, von seinem inzwischen auf dem Schauplatz erschienenen Sohn ewigen Abschied zu nehmen und den Erzschuft als Mörder anzuklagen. Auch der Leser findet bei den zwanzig Jahren, während deren Graf Karlstein auf seinen Sohn warten muß, nicht seine Rechnung. Des Grafen Sohn wächst während dieser Zeit unter dem Namen Tiebemann heran, auch eine Braut wird für ihn bereitgestellt, aber das sind Selbstverständlichkeiten, die trotz aller Zwischenfälle weder den hypnotisch-spiritistischen Leser noch den mit gesundem Menschenverstande aufregen können. Der erstere weiß ja, wie die Sache ausgehen wird, weil er weiß, daß die Geister nicht lügen, und der letztere weiß es, weil er nicht seinen ersten Roman liest. — Ein intimeres Eingehen auf die hypnotisch-spiritistische Seite des Romans mag entschuldbar sein, weil Karl du Prel sich nach dieser Richtung hin ganz besonders ernst genommen sehen will, und weil er Dinge erzählt, die merkwürdiger Weise von einer großen Menge von Lesern wirklich ernst genommen werden. Da ist es vor allen Dingen charakteristisch, daß Karl du Prel bei aller „Wissenschaftlichkeit," mit der er diesen Stoff zu behandeln glaubt, doch den ganzen äußeren Apparat nicht entbehren kann, der nicht auf den Verstand, sondern nur auf die Phantasie zu wirken berufen ist. Schloß Karlstein selbst ist ein wahres Elborado für Spukgeister, mit Türmen und mittelalterlichen Bibliotheken, Graf Karlstein der Sohn eines Vaters, der sich schon mit Geheimwissenschaften den Kopf erhitzte, und unter seinen Ahnen ist ein veritabler „Goldgraf," der einen geheimnisvollen Tod gefunden hat. Charakteristisch ist es ferner, daß die Geheimwissenschaftler du Prels bei aller scheinbaren Folgerichtigkeit ihres Denkens doch in entscheidenden Momenten von einer erstaunlichen Begriffsstutzigkeit oder Leichtgläubigkeit sind. Da ist der Freund des Grafen Karlstein, der Doktor Morhof, der am kühnsten die Pforten des Geisterreiches aufzustoßen unternimmt und der schließlich auch, als es ihm wirklich ganz oder fast gelungen ist, Moideles Geist zu „materialisieren," dabei ums Leben kommt, — ein kühl verständiger, kluger Mann. Der Geist macht es mit ihm, wie alle Geister ihren Verkehr mit Menschen zu beginnen pflegen, — er kündigt sich ihm zuerst durch Lichtauspusten und dann durch Klopfen an. Und wie dann wieder die Menschen es zu machen pflegen, so macht es auch Dr. Morhof, — er fragt den Geist zuerst nach seinem Namen. Wie eine Verständigung durch Klopfen zwischen Menschen und Geistern erzielt wird, ist wohl jedermann bekannt, — der Mensch spricht langsam das Alphabet, und der Geist klopft bei dem Buchstaben, den er für das Zusammensetzen von Worten nötig hat. Auf Doktor Morhofs Frage also buchstabiert der Geist auf diese Weise seinen Namen: „E l e d i o m." — Ich kann beschwören, daß ich sofort, als ich diesen Namen las, darauf gekommen bin, daß das rückwärts gelesen „Moidele" heißt. — „Morhof aber war enttäuscht. Was konnte er mit einer Bekanntschaft dieses Namens beginnen, der ihm gar nichts sagte. Ein spöttisches Lächeln glitt über sein Gesicht. ‚Das klingt ja ganz hübsch, mein lieber Elediom, fast wie der Name eines Cherubims im katholischen Olymp. Vorläufig danke ich bestens. Nun aber zu deinem Charakter. Du bist ein Geist und zunächst interessiert es mich zu wissen, ob du einst auf Erden gelebt hast. Sei so freundlich, mir diese Frage zu beantworten. Ich beginne wiederum mit a.' — Ein Buchstabe nach dem andern ergab sich und wurde aufgeschrieben, bis wieder der doppelte Klopflaut sich hören ließ; und nun wenigstens gab die Aneinanderreihung die verständlichen Worte: ‚Lies rückwärts.' — Das konnte sich offenbar nur auf das früher erhaltene Wort, auf den Namen des unsichtbaren Wesens beziehen, den nun Morhof verkehrt buchstabierte. Elediom aber, rückwärts gelesen, lautete: ‚Moidele!'" — Es ist erstaunlich, so erstaunlich, daß bei Morhof die humoristische Stimmung, womit er sich selber zu täuschen versucht hatte, im Augenblick verflogen war, daß er aufsprang, sich das üppige Blondhaar aus der Stirne strich, tief aufatmete und daß ihm ganz feierlich zu Mut wurde. Noch erstaunlicher aber scheint mir, daß der gute Doktor Morhof sich nicht dorthin schlägt, wo er sich eben das üppige Blondhaar weggestrichen hat, und zu sich selber sagt: „Alter Freund, wenn du noch weiter so schwerfällig bist, wirst du in deinem Verkehr mit der Geisterwelt nicht weit kommen." — Ungefähr um dieselbe Zeit läßt sich Graf Karlstein weit hinten in Indien durch den Fakir Rowinbasamy den Geist seines Moidele „verbichten" und bittet die Tote in Gedanken um ein Zeichen, daß, was er sieht, wirklich ihr Geist ist. Zwischen dem Grafen und dem unbeweglich gleich einer Statue basitzenden Fakir hatte sich freischwebend in der Luft eine phosphorescierende Wolke gebildet, aus der nebelförmige Hände drangen, rasch herausfahrend und sich ebenso rasch wieder zurückziehend. „Sie gewannen allmählich an Glanz, und nur die eine von ihnen, nach wiederholten Versuchen, sich gegen Alfred vorzustrecken, verdichtete sich schließlich zu einer kleinen runden Mädchenhand, an deren einem Finger Alfred den Goldreif mit dem Rubin erkannte, den Marietta" — gewöhnlich „Moidele" genannt — „nicht mehr abgelegt, seitdem sie ihn von ihm erhalten hatte." Auf seine Bitte nun, ihm ein Zeichen zu geben, wodurch ihm feste Gewißheit darüber werden müsse, daß er wirklich der Geliebten Hand sieht, „verging wohl eine Viertelstunde in vergeblicher Erwartung, dann aber trat wieder eine leichte Bewegung an der Oberfläche der Wolke ein; die Hand mit dem Rubin zeigte sich wieder, aber mit geschlossenen Fingern; sie schwebte auf Alfred zu und war so weit verdichtet, daß sie ihren wandelnden Schatten auf den Boden warf. Sie senkte sich herab, die Finger öffneten sich, aus der Luft fiel ein Gegenstand zu Alfreds Füßen, und als er hastig danach griff, erkannte er ein taufrisches Edelweiß." — Du Prel fährt fort: „Nun allerdings war für

Digitized by Google

Alfred jeder Zweifel beseitigt. Ein Edelweiß an den Ufern des Ganges, frisch und weich, als wäre es eben erst gepflückt worden! Dazu der Ring mit dem Rubin, die kleine Hand, die er unter Hunderten erkannt hätte: — vor diesen Thatsachen war kein Schwanken des Glaubens mehr möglich." Ich bin anderer Ansicht; mir scheint damit nur der Beweis geliefert, daß jeder Geisterbeschwörer mit der allergrößesten Leichtgläubigkeit der Gläubigen rechnen und daß er sich ihnen gegenüber die allerplumpsten Täuschungen erlauben darf. Die Frage, ob es Geister gibt oder nicht, lasse ich offen, denn sie gehört nicht zu den Fragen, welche der Verstand löst. Angenommen, daß es welche gibt, so will ich gegen meine Überzeugung Karl du Prel koncedieren, daß sie sich „verdichten" und „materialisieren" lassen. Wenn sie aber verdichtet sind, so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß sie denselben Bedingungen in Bezug auf Raum und Zeit unterliegen wie jeder Körper. Graf Karlstein hätte also einfach aus dem Edelweiß schließen müssen: des Geistes vor meinen Augen verdichtete Hand mußte von hier, von Indien, in verdichtetem Zustande nach meiner bayerischen Heimat, denn in unverdichtetem Zustande hätte sie kein Edelweiß pflücken können, sie mußte in verdichtetem Zustande wieder den Rückweg machen, sonst wäre das Edelweiß bei dem enormen Luftdruck nicht taufrisch geblieben, — in einer Viertelstunde von Indien nach Bayern und zurück erfordert aber eine Fahrgeschwindigkeit von solcher Vehemenz, daß kein Körper der dadurch erzeugten Reibung wiederstehen kann. Und ferner mußte Graf Karlstein schließen: Folglich ist dieser Kowindasamy der frechste Schwindler, der mir jemals vorgekommen ist, und ich danke für den ganzen Humbug. — Von meinem Laienstandpunkt scheint es mir, daß ein Mann wie du Prel, der mit solcher Leichtgläubigkeit Beweise für den Spiritismus herbeischafft, auch da nicht zuverlässig genommen werden kann, wo er sich mit dem Hypnotismus beschäftigt. Interessant ist es mir indessen gewesen, zu verfolgen, wie weit er die Möglichkeit zieht, bei Hypnotisierten posthypnotische Wahnvorstellungen hervorzurufen. Das scheint mir die Frage nahe zu legen, ob es nicht einen Selbsthypnotismus gibt, der für die unerhörtesten Selbsttäuschungen den Boden ebnet und der alles bisher Unerklärte des Spiritismus sehr einfach erklären würde. Die Frage wissenschaftlich zu stellen und zu begründen, muß ich freilich andern überlassen.

Zu diesen Selbsttäuschungen gehört sicher nicht ein, wie er selbst es nennt, „merkwürdiges Zeichen," von dem P. K. Rosegger in einem eben erschienenen Buche „Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling" (Wien, A. Hartlebens Verlag) erzählt. Das Buch ist sehr lesenswert, denn es spricht aus demselben wahre Verehrung für den toten Freund, und es enthält eine Menge kleiner Züge, die für eine Charakteristik Robert Hamerlings als Mensch wie als Dichter von Wert sind. P. K. Rosegger also erzählt, daß ihm Hamerling, der in seinem Stiftinghause bei Graz starb, während Rosegger auf seinem Landhaus in Krieglach weilte, in seinem Testament einen Siegelring bestimmt hatte, welcher einen von Graf Prokesch-Osten geschenkten türkischen Talisman enthielt und den Hamerling viele Jahre am Finger getragen hatte. Er fährt dann fort: „Nicht unerwähnt kann ich ein merkwürdiges Zeichen lassen, welches am Morgen des 13. Juli, genau um die Stunde seines Todes, in Krieglach geschehen ist. Dort vor den Fenstern meiner Stube steht eine Gruppe junger Weißbirken. Dieselben waren wie immer zu dieser Zeit frisch grün gewesen. Plötzlich, am Morgen des 13. Juli, waren an diesen Birken fast alle Blätter gelb und fielen in großer Menge ab. Mehrere dieser Blätter trug der Morgenwind zum offenen Fenster herein. Auf dem Tische lag neben anderen Büchern Hamerlings neues Buch: „Stationen meiner Lebenspilgerschaft," das er mir wenige Tage früher zugeschickt. In diesem Buche blätterte der Wind und schlug jene Seite auf, wo von dem Siegelring mit dem Talisman die Rede ist. Ich warf vorübergehend einen Blick darauf, ohne eine Ahnung zu haben, daß mir hier der letzte Gruß meines großen Freundes angekündigt worden. — Wenige Stunden später erhielt ich die Todesnachricht. Die gelben Blätter waren zur Erde gefallen, die Birken grünten wieder und blieben frisch bis in den späten Herbst. Viele meiner Ortsgenossen haben die seltsame Naturerscheinung an diesen Bäumen mit Verwunderung gesehen, keiner hat sie erklären können." — Wenn es Rosegger auch nicht direkt ausspricht, daß er hier einen von den Fällen vor sich zu haben meint, der von den Spiritisten unter die „Ankündigungen" gerechnet wird, so geht doch aus der Art seiner Schilderung hervor, daß er einen direkten Zusammenhang zwischen den welkgewordenen Birkenblättern, dem vom Winde umblätterten Buch und dem Tode Hamerlings nicht für ganz ausgeschlossen hält. Das macht seinem Gemüt gewiß keine Schande, — als Volksaufklärungsschriftsteller, auf welchem Titel sicher ein nicht unbedeutender Teil seines Dichterruhmes basiert, scheint er mir sich einer kleinen Inkonsequenz schuldig zu machen. Die Birke ist wahrscheinlich in des Dichters Heimat ein nicht allzuhäufiger Baum; Rosegger würde sonst das schnelle Gelbwerden von Birkenblättern — von einem plötzlichen Welken vor seinen Augen, das ihn so wunderbar berührt hätte, um sofort die Zeit zu konstatieren, was ihm dann später die Möglichkeit gegeben hätte, die Stunde mit der Todesstunde Hamerlings zu kontrollieren, spricht er ja nicht einmal — nicht als etwas so Ungewöhnliches erscheinen. Das Blatt der Birke ist jedenfalls gleich empfindlich gegen plötzlichen Temperatur- und starken Feuchtigkeitswechsel; Birken, die im Sommer einen Teil ihres Blätterschmuckes plötzlich einbüßen, sind nichts Seltenes. Und daß der Wind gerade die Seite des aufgeschlagen liegenden Hamerlingschen Buches aufgeblättert hat, auf der von dem Ringe die Rede ist, wird wohl seine Erklärung, wenn solche überhaupt nötig ist, darin finden, daß Rosegger zufällig an dieser Stelle das Buch stark auseinander gebogen hatte. Immerhin erscheint mir dieser Rosegger'sche Gefühlsspiritismus sehr viel sympathischer, als der „wissen-

Digitized by Google

schaftliche" des Herrn du Prel, der bisher nichts anders fertig gebracht hat, als die Geisterwelt zu Taschenspielerstückchen meist lächerlichster Art zu veranlassen.

Eine gesündere Luft als in dem du Prel'schen Roman weht in einem neuen Buche von Eduard Engel: „Ausgewiesen und andere Novellen", (Dresden, Verlag des Universum.) Gegen die Novelle, welche dem Bande den Titel gegeben hat, habe ich freilich einzuwenden, daß sie eine Novelle von zu stark ausgeprägter Zeittendenz ist, um künstlerisch ganz die vom Dichter beabsichtigte Wirkung zu üben. Eduard Engel ist der Überzeugung, daß jene Ausweisungsbefehle, von welchen vor einiger Zeit eine Anzahl im Osten lebender nichtdeutscher Staatsangehöriger betroffen wurde, vom humanen Standpunkte aus nicht zu rechtfertigen gewesen seien. Zweifelsohne hat er auch recht, wenn er meint, daß viele der Ausgewiesenen von dieser Maßregel ebenso hart wie unverhofft betroffen worden sind. Es hätte sich darüber von seinem Standpunkt aus gewiß der geistreichste und überzeugendste Leitartikel schreiben lassen, — überzeugend jedenfalls für alle diejenigen, welche der Ansicht sind, daß Regierungsmaßregeln nur vom Herzmuskel inspiriert sein dürften. Aber das Motiv für eine tragische Novelle liegt nicht darin, es muß erst künstlich hineinkonstruiert werden. Engel hat das versucht. Seine Ausgewiesenen sind ein altes Tagelöhnerehepaar, das seit zwei Menschenaltern auf seiner Schalle gelebt, alle seine Kinder im eigenen Häuschen geboren und auf dem Dorfkirchhofe begraben hat, alte gebrechliche Leute, die alle ihre Lebenswurzeln auf dem Grunde, auf dem sie vegetieren, geschlagen haben und denen es die Lebensmöglichkeit nehmen heißt, wenn man sie aus diesem Boden herausreißt. Erst durch den Ausweisungsbefehl wird Thaddäus Pichowski daran erinnert, daß er nicht innerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle, sondern im Gouvernement Gradnow geboren ist, — hat er doch schon als ganz junger Kerl einem Herrn von Zitzewitz in Pommern das Leben gerettet und dafür die Rettungsmedaille am schwarzweißen Bande erhalten. Seitdem ist er ein Wackelgreis geworden und niemals ist ihm der Gedanke gekommen, daß er eigentlich ein Russe sei, da er sich im Preußischen und mit einer Preußin verheiratet hat. Und einen solchen Mann trifft im Greisenalter der Ausweisungsbefehl! Er geht zum Schulzen, der mag ihm nicht helfen, er geht zum Pastar, der vertröstet ihn auf das Schriftwort: „Selig sind, die da Leid tragen", er schreibt an den König, von dem bekommt er keine Antwort. Und als die ihm gegebene Aufenthaltsfrist von sechs Tagen verflossen ist, geht er mit seiner Frau auf den Boden seines Häuschens und beide hängen sich auf. Das ist gewiß ein schlechteres Ende, als zwei so brave, ehrliche alte Leute verdient haben. Es ist um so trauriger, als sich, die Prämisse, d. h. den Ausweisungsbefehl an diese Leute für möglich zugegeben, in der Novelle auch nicht der kleinste Zug findet, der dem Leser das beruhigende Gefühl geben könnte: „Das ist ja unmöglich". Die Charakteristik der beiden alten Leute ist ein wahres Meisterstück, ihr Zweifeln, Hoffen, Verzweifeln mit einer wahren und großen Kunst geschildert, der Schulze, der die Schreiberei an das Landratsamt scheut, ist eine Figur, an der jeder Strich echt ist, der Pastar, der wohl fühlt, daß er die Pflicht hätte zu helfen und doch nicht den Weg sieht, auf dem er helfen kann, gewiß kein Typus, aber doch eine in sich wahr und lebensvoll geschilderte Individualität. Und über dem Ganzen liegt eine Farbe und eine Stimmung, wie sie nicht wirkungsvoller gedacht werden könnten. Aber trotzdem sich Engel auch in dieser Novelle als ein Meister zeigt, der im einzelnen jedes Mittel seiner Kunst beherrscht, ist der Gesamteindruck doch kein erschütternder, sondern nur ein peinigender. Was diese Leute in den Tod treibt, ist nicht eine vom politischen oder humanen Standpunkte unberechtigte Regierungsmaßregel, sondern ein Zusammenwirken von Irrtum, Dummheit und Unbehilflichkeit. Vielleicht würde der Leser zufriedengestellt sein, wenn der Dichter wenigstens am Schluß dem betreffenden Landratsamt, welches im Grunde das ganze Unglück angerichtet hat, durch den Regierungspräsidenten eine Nase anhängen ließe. Das erforderte das Gerechtigkeitsgefühl auch desjenigen Lesers, der Engels Standpunkt in dieser politischen Frage teilt, denn davon wird er nicht zu überzeugen sein, daß die Ausweisungsbefehle prinzipiell gegen solche Leute gerichtet gewesen seien, die sich ihre Heimatsberechtigung wie Thaddäus Pichowski auch ohne Heimatschein erworben hatten. — Die zweite Novelle „Paraskewúla" spielt im modernen Griechenland. Und hier ist es wirklich eine Tragödie, die Blut in Strömen fließen macht, nicht nur ein Unglück, das Menschenleben fordert. Die dritte „Ein Bekenntnis" ist eines der fesselndsten Seelengemälde, die mir aus der neuesten Litteratur bekannt sind. Ein junger Mann, der als Kriegsfreiwilliger voller Kampfbegierde gegen Frankreich gezogen ist, ist im entscheidenden Augenblick von seinen Nerven im Stich gelassen. Niemand ist Zeuge dessen gewesen, was er selbst bald darauf als eine Schmach empfindet; Zufall, Gelegenheit und die Wiederkehr der psychischen Kräfte haben ihn sogar in den Augen aller Welt zu einem Helden gestempelt. Er aber trägt an dieser Schmach Jahre hindurch und um so schwerer, je mehr er als Held gefeiert wird, und er ist in Gefahr, sich selbst ganz zu verlieren, als ein ihm wiederkehrender Jugendfreund und die Gattin, denen gegenüber er sich endlich zu einem Bekenntnis entschließt, ihm die seelische Freiheit zurückgeben. Es ist schade, daß Engel eine Vorliebe für Staffe hat, die starke Nerven verlangen; an innerlicher Vertiefung, Charakteristik und Farbe steht er zweifellos in der ersten Reihe moderner Autoren.

Mit ziemlich stark aufgetragenen äußerlichen Effekten arbeitet Marco Brociner, der deutsche und rumänische Geschichten unter dem Titel „Doktor Hamlet und anderes" in einem Sammelbande bei Adalf Bonz u. Comp. in Stuttgart veröffentlicht hat. Für die mei-

sten der deutschen Geschichten ist wohl Wien als Hintergrund gedacht und über geschickte Mache reichen sie nicht hinaus. Ein nicht übler Humor spricht dagegen aus den Liebesabenteuern des Herrn Bobrica, die dem Charakter dieses Chefredakteurs der dreimal wöchentlich erscheinenden „Bomba“ und jovialen Galgenvogels entsprechend ein wenig frivoler Natur sind. Der „Doktor Hamlet“, die einzige Novelle des Bandes, die mehr als skizzenhaften Charakter trägt, ist ein russischer Nihilist, dem ein auf Parteibefehl ausgeführter Mord schwer das Gewissen bedrückt, dem aber trotzdem so viel Gewissenlosigkeit geblieben ist, daß er der Liebe zu einem braven Mädchen nicht entsagen kann, sondern ihr Schicksal mit dem seinen verkettet. Von einem Hamlet hat er wenig mehr als die Gedankenblässe, und im übrigen ist er so romantisch interessant, wie die russischen Nihilisten, die sich in die deutsche Litteratur verwirrt haben, alle sind. Schärfere Charakteristik weist die jüdisch-rumänische Skizze „Schickele“ auf, die den Band beschließt.

In einem historischen Roman „Fürstin Ebali“ (Berlin, Verlag von Otto Janke), hat Hans Parlow es unternommen, das Bild der von Schiller gezeichneten Ebali historisch richtig zu stellen. Es sind mancherlei interessante Thatsachen, die der in der spanischen Hofgeschichte nicht bewanderte Leser daraus erfährt. Zunächst, daß die Fürstin Eboli das eine ihrer schönen Augen durch ein Unglück eingebüßt hatte, was ihrer Schönheit indessen so wenig Eintrag that, daß der finstere Philipp II noch lange in ihren Netzen zappelte, nachdem sie selbst nichts mehr von ihm wissen wollte. Sie selbst ersetzte den königlichen Geliebten durch des Königs Sekretär Perez, dem sie dann treu blieb bis an ihr Ende, trotzdem er über die Landesgrenzen fliehen und sie selbst seinetwegen bis an ihren Tod in unfürstlichem Gefängnis schmachten mußte. Philipps II finstere Physiognomie verblaßt in der Zeichnung Parlows zu den gleichgültigen Gesichtszügen eines Bureauchefs 1. Klasse, der das Unglück hat, in die Hände einer starken und leidenschaftlichen Frauennatur zu fallen. Die spanische Sonne, die auf Madrid herniedersengt, ist für deutschen Geschmack ein wenig heiß, und die Frauenanbetung zu sinnlich-leidenschaftlich. Sehr zu bedauern aber ist Don Juan d'Austria, der die Fäden einer gegen seinen königlichen Halbbruder gerichteten Verschwörung, bei der er und seine Helfer ihren Kopf aufs Spiel setzten, tölpelhaften Händen anvertraute, die sich nicht scheuen, sie in hellem Tageslicht und auf offener Straße fortzuspinnen. Einen Vorzug aber hat dieser historische Roman trotz seiner Schwächen vor vielen andern, — er ist nicht langweilig und trocken.

Ein neues Werk von Wilhelm Busch: „Eduards Traum“ (München, Verlag von Fr. Bassermann) wird wenige Leser lachen machen. Erstens hat Busch nur seine Feder und nicht auch seinen Zeichenstift dafür bemüht, und dann hat er geglaubt, seinem Humor philosophische Tiefe geben zu müssen. Er ist dadurch zum Teil unverständlich, zum Teil ungenießbar geworden. Es ist traurig, aber es ist so. Die Thatsache indessen, daß Busch sich überhaupt wieder zu einem Buch entschlossen hat, läßt die Hoffnung aufkeimen, daß ein nächstes bald folgen wird, das nicht Traum, sondern Leben ist.

Ein neues Unternehmen „Die moderne Litteratur in Einzeldarstellungen“ (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich) hat bisher zwei Hefte gezeitigt, die Karl Frenzel und Hermann Heiberg gewidmet sind. Den ersteren hat Ernst Wechsler, den anderen Hans Merian für den Klassiker des modernen Romans erklärt. Sowohl die gesamten Schriften von Hermann Heiberg wie die von Karl Frenzel sind im Verlag von Wilhelm Friedrich erschienen, — diese „moderne Litteratur in Einzeldarstellungen“ ist also weiter nichts wie das, was der Buchhändler eine „Manipulation“ nennt. Ihr Wert läßt sich nur durch den Verleger selbst beim Jahresabschluß feststellen. Übrigens haben sowohl Ernst Wechsler wie Hans Merian sich ihrer Aufgabe gewachsen gezeigt. Nicht daß ich es für schwer hielte, über Frenzel oder Heiberg sehr viel Gutes zu sagen. Aber sämtliche Bände dieser beiden Autoren so ungefähr auf die gleiche Höhe zu heben, das ist besonders bei Heibergs sehr verschiedenwertigem Schaffen eine Arbeit, die einen ganzen Mann erfordert.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Adolf, Karl. — Die Schmugglerstochter von Norderney. Historischer Roman. 2 Bde. Hartung'sche Verlagsdruckerei, Königsberg.

Berendt, Generalmajor z. D. — Gesetzliche und dienstliche Vorschriften für den inaktiven Offizier. E. S. Mittler und Sohn, Berlin.

Blum, Hans. — Der Kanzler von Florenz. Gebrüder Paetel, Berlin.

Brieger, Adolf. — Stirb und werde! Dichtung. Baumert & Ronge, Großenhain.

Brinkmann, Dr. W., Geheimer Sanitätsrat. — Kirche und Humanität im Kampfe gegen die leibliche und sittliche Not der Gegenwart. Besser'sche Buchh. (Wilhelm Hertz), Berlin.

Fiske, John. — Die Bestimmung des Menschen, im Lichte seines Ursprungs betrachtet. Nach der 15. Auflage des Originals übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Friedrich Kirchner. Duvdt & Händel, Leipzig.

Güthner, Nina. — Überwunden. Roman. Otto Janke, Berlin.

Hillern, Wilhelmine von, geb. Birch. — Die Grier-Wally. Eine Geschichte aus den Tiroler Alpen. 6. Aufl. Gebr. Paetel, Berlin.

Himmel und Erde. Illustrierte naturwissenschaftliche Monatsschrift. Herausgegeben von der Gesellschaft Urania. III. Jahrg. Heft 9 (Juni 1891). Hermann Paetel, Berlin.

Horber, Dr. Franz, Kgl. Sanitätsrat in Bad Hamburg. — Gesundheitslehre für die Familie. In 20 Briefen. 2. verm. und verbess. Aufl. Carl Fromme, Wien.

Jordan, Wolfgang Arthur. — Psalmen. Ludwig Koch, Goslar.

Junker's, D. W., **Reisen in Afrika.** Lfg. 38—47. Illustr. Eduard Hölzel, Wien.

Kreuth, Wilhelm. — Aus den La Plata-Staaten. Eine Reise nach Südamerika. Mit 10 Illustr. und einer Karte. A. Hartleben's Verlag, Wien.

Lungenhugen, Heinrich. — Das Lied von dem Herrn von Falkenstein. Dichtung aus der Zeit der Eversteinischen Erbfehde. Richard Richter, Leipzig.

Luntner, Max. — Wer ist Rembrandt? Grundlagen zu einem Neubau der holländischen Kunstgeschichte. Mit 7 Tafeln in Photogravüre. J. U. Kern's Verlag (Max Müller), Breslau.

Lübke, Wilhelm. — Lebenserinnerungen. Mit einem Bildnis. F. Fontane, Berlin.

Mudach, Emerich von. — Die Tragödie des Menschen. Dramatisches Gedicht. Aus dem Ungarischen übersetzt von Andor von Sydner. Otto Wigand, Leipzig.

Nies, Konrad. — Funken. Gedichte. Baumert & Ronge, Großenhain.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Rudow, B. — Um die Erde. Eine Auswahl der schönsten und kennzeichnendsten Dichtungen der wichtigsten Kultursprachen. Zu Übersetzung. B. Rudow, Wernigerode.

Saphir, M. G. — Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satyre. Aus seinen Schriften gepflückt. 5. Volksausgabe. A. Hartleben's Verlag, Wien.

Schweiger-Lerchenfeld, Amand Freiherr von. — Tauern-Gold. Eine Geschichte aus dem Knappenleben in den Hochalpen. A. Hartleben's Verlag, Wien.

Schweizerische Rundschau. Revue helvétique. Rivista elvetica. Herausgegeben von Prof. Dr. Ferd. Vetter in Bern. 1891. Nr. 4, 5. Verlag des Artist. Instituts Orell Füßli, Zürich und Bern.

Soldat, J. F. — Sareka. Ein Heldengedicht in zwölf Gesängen. Akademische Buchhandlung von Schubert & Seidel, Königsberg.

Stendel, Adolph. — Das goldene ABC der Philosophie. Neu herausgegeben und mit Bemerkungen versehen von Max Schneidewin. Friedrich Stahn, Berlin.

Stubai, Thal und Gebirg, Land und Leute. Mit 306 Abbildungen und 3 Karten. Herausgegeben durch die Gesellschaft von Freunden des Stubaithales. Duncker & Humblot, Leipzig.

Tauern, Carl. — Deutschlands Kriege von Hebbel bis Königgrätz. Eine vaterländische Bibliothek für das deutsche Volk und Heer. Bd. 9, 10. Die Befreiungskriege 1813, 1814/15.

Tolstoj's, Leo N., Gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Lfg. 5 bis 8. Richard Wilhelmi, Berlin.

Trojan, Johannes. — Scherzgedichte. 2. neu bearbeitete Aufl. A. G. Liebestind, Leipzig.

Ule, Dr. Otto. — Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche. Nach E. Reclus. 2. umgearbeitete Aufl. von Dr. Willi Ule. Mit zahlreichen Buntdruckkarten, Voll- und Textbildern. Lfg. 1. Otto Salle, Braunschweig.

Uniformen, Die, der deutschen Armee. I. Abt.: Übersichtliche Farbendarstellungen der Uniformen der deutschen Armee. 16. Aufl. II. Abt.: Die Abzeichen der militärischen Grade, sowie die sonstigen Auszeichnungen an den Uniformen der deutschen Armee. Moritz Ruhl, Leipzig.

Werner, Julius. — Heinrich Bierordt und seine Dichtungen. Eine litterarische Studie. Carl Winters Univers.-Buchhandlung, Heidelberg.

Werner, R. — Das moderne Tarokspiel. Eine Anleitung zur gründlichen Erlernung desselben nebst zahlreichen erläuternden Beispielen. 2. Aufl. A. Hartleben's Verlag, Wien.

Wrangel, Graf C. G. — Ungarns Pferdezucht in Wort und Bild. Lfg. 1. Illustr. Schickhardt & Ebner, Stuttgart.

Zeitschrift für Pflanzenkrankheiten. Organ für die Gesamtinteressen des Pflanzenschutzes. Unter Mitwirkung der internationalen phytopathologischen Kommission herausgegeben von Dr. Paul Sorauer. I. Band (Jahrgang 1891) 1. Heft. Eugen Ulmer, Stuttgart.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Berlin W. Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Gang zur Civiltrauung. Nach

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

:m Gemälde von Benj. Bautier.

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

Herausgegeben

von

Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

V. Jahrgang 1890/91. Heft 12, August 1891.

Ein Genie der That.

Roman von Ernst Remin. (Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Man nehme es ihm nicht übel — er besaß nicht genug künstlerische Bildung, um künstlerisches Gewissen zu haben. Sein litterarisches Streben war das des großen litterarischen Landsknechthaufens: Gedruckt werden, genannt werden, bekannt werden, erst den Redaktionen, dann dem Publikum, überall zur Mitarbeiterschaft aufgefordert werden, in allen Quartalsannoncen der Blätter als geschätzte Kraft namentlich mitaufgeführt werden, ein bequemes Auskommen haben — ja, was soll denn ein Schriftsteller eigentlich noch mehr von seiner Muse verlangen. Narren diejenigen, welche sich zum ‚verlorenen Haufen' schlagen, voranspringen, eine ehrenvolle erste Lanze in den Feind werfen wollen, sich drum reißen, die Geistesschlachten des Jahrhunderts mitzuschlagen!

Breyings Arbeiten waren in keiner Weise originell, packend, zündend, begeisternd — aber sie waren immer gut brauchbar, stets von der genehmen Länge, sich in den Rahmen des Tagesbedarfs einfügen zu lassen, stets glatt, unterhaltend, das Lesebedürfnis befriedigend — item, er war einer der „beliebtesten Erzähler", sein war der Erfolg!

Und als er ein halbes Jahr lang das Tagesstroh der Lokalredaktion gedroschen, machte ihn sein Verleger zum Leiter des Feuilletons, gewährte ihm ein großes Gehalt, einen langen Kontrakt — er konnte seine Hände reiben und den Segen ehrlicher Arbeit preisen. —

Von Annies Übersiedelung zu ihrem Oheim hatte er am nächsten Morgen durch ein Billet des Mädchens erfahren.

Sie bat ihn darin, rasch bei ihrem Papa den entscheidenden Schritt zu thun, sie vorläufig bei dem Onkel nicht zu besuchen, aber alle Mittwoch und Sonnabend zur gewohnten Zeit die bekannte Allee bei Schloß Bellevue herabzukommen, wenn er sie sehen wolle.

Breying wartete zunächst, bis er von ihr die näheren Umstände erfahren, welche zu ihrer Übersiedelung geführt.

Dann entschloß er sich zum Besuch in der Heiligengeiststraße.

Allein dort wurde er nicht angenommen.

Er kam in anständiger Frist wieder und wieder — und hatte das gleiche Schicksal.

Nun schrieb er Herrn Graaf.

Die Antwort war kurz und bündig.

„Hochzuverehrender Herr," lautete sie, „Ihr Antrag ehrt mich und mein Kind. Doch ist es mir nicht möglich, ihn anzunehmen. Sie sollen nicht eines Mannes Tochter heiraten, welcher in wenigen Tagen in das Gefängnis gesteckt werden wird. Wären Sie selbst jetzt hochherzig genug, keinen Anstoß daran zu nehmen, so ist es doch leicht möglich — Sie halten diese Äußerung meiner alten Weltkenntnis und Erfahrung zu gut — daß es Sie später reute. Vor dieser Reue fühle ich die Pflicht, Sie sowohl, wie mein Kind zu bewahren. Nehmen Sie gleichwohl meinen aufrichtigen Dank für Ihre Anhänglichkeit an mein Haus" u. s. w.

Breying schrieb zurück, daß er unter Verpfändung seines Ehrenwortes versichere, keine Besorgnis vor Zukunft und Reue, wovon der alte Herr spräche, zu hegen, daß er seiner sicher sei, heilig verspräche, nie, nie Annie an das gegenwärtige Unglück,

das über dem ehrenhaftesten Hause Berlins schwebe, zu erinnern und von neuem bäte, seinem Wunsche zu willfahren.

Ehe er hierauf noch eine Antwort erhalten, ward es bekannt, daß Heinrich Graaf sein Haus und seine Fabrik verkauft habe — der Tag der Verhandlung gegen den alten Mann war da, und dieser wurde unter Annahme aller mildernden Umstände zu einem Tage Gefängnis verurteilt.

Er hatte nicht hingehen wollen — es hätte ihm nichts geholfen — Johannes machte ihm klar, daß er sich damit nur der zwangsweisen Abholung durch Schutzleute aussetze.

Er hatte auch daran gedacht, zu fliehen — allein er sagte sich, daß dann vermutlich in allen Zeitungen hinter ihm Steckbriefe erlassen werden würden, und daß er damit seiner Familie noch mehr schade, als wenn er sich stelle, Urteil und Strafe über sich ergehen lasse und — die Zeit dann ihn und sein Leid allmählich in Vergessenheit brächte.

Aus der Verhandlung war wenig Bemerkenswertes zu berichten.

Der alte Justizrat suchte ein Bild der Zeit zu geben, aus der Graaf mit seinem ganzen Empfinden stamme. Man sei damals nicht so streng gewesen. Stadt und Bürgerschaft hätten sich mehr eins gefühlt. „Wie wir Leute aus Alt-Berlin gern mit Hab und Gut für unser Gemeinwesen eintraten, ihr z. B. nicht jeden Quadratfuß Landes, den sie brauchte, zum höchsten Preise verkauften und möglichst viel bares Geld dafür der Gemeinschaft abzudrücken suchten, gern auch einmal bei Pflasterungen und dergleichen mit eigenem Material, wenn es gerade bei der Hand war und den städtischen Arbeitern fehlte, einsprangen, so nahmen wir es uns auch nicht so übel, wenn wir andererseits irgend ein wertloses, altes Ding, welches im Grunde städtisches Eigentum war, auf der Straße auflasen und uns aneigneten. Graaf hat draußen am Wedding Berlin im Jahre 1873 von einem Stück Land, das ihm gehörte, Terrain zum Straßenbau geschenkt; Graaf hat, wie ich selbst einmal mitangesehen, als vor seiner Thür gepflastert wurde und der Sand gerade den Männern draußen ausgegangen, ihnen einfach gesagt: ‚Kinder, ich habe da zufällig noch eine halbe Fuhre auf'm Hof liegen und brauche sie nicht mehr — nehmt euch da ruhig, was ihr nötig habt!' Und so hat er sich auch den alten Stein genommen, den die Stadt sonst doch weggeworfen hätte oder in irgend einem Vorratsschuppen verkommen lassen, hat ihn ohne Gefühl eines Unrechts genommen und sich nichts dabei gedacht. Das kann man doch wirklich nicht als Diebstahl betrachten wollen!"

„Ich bin überzeugt," erwiderte ihm schneidend nachher in seiner Rede der Staatsanwalt, „daß der Herr Justizrat ein ausgeprägteres Rechtsbewußtsein hat, als er uns glauben machen will, daß er selbst den Stein nicht genommen hätte."

Der andere Verteidiger Graafs wies auf dessen Gemütszustand hin, stellte alle die thörichten Schritte dar, welche der alte Mann unternommen, seit die Angelegenheit wieder aufgelebt, und zeigte, wie er sich selbst in der öffentlichen Meinung vernichtet. Er folgerte daraus, daß der Angeklagte die geistige Schärfe nicht besäße, welche nötig gewesen sei, in dem vorliegenden Falle die rein juristische Streitfrage zu lösen, ob die Wegnahme des Steins Diebstahl sei oder nicht. Er hätte denselben ja thatsächlich vorher bezahlt und konnte bei seinen unklaren Vorstellungen und Empfindungen wirklich nicht die Tragweite seiner Handlung übersehen — — —"

Als der Verteidiger soweit war, geschah das Unerwartete, daß sein Klient in vollster Erregung aufsprang und ihm zurief:

„Zum Verrückten wollen Sie mich stempeln? Sie irren sich, Herr Rechtsanwalt, ich bin völlig klar, war mir völlig klar über die Tragweite meiner Handlungen! Glauben Sie ihm nicht, meine Herren. Ich brauche solche Ausflüchte zu meiner Entschuldigung nicht. Der Stein war mein — ich war im Recht und daran können tausend richterliche Erkenntnisse nichts ändern!"

Der Verteidiger und der Vorsitzende gleichzeitig brachten ihn zum Schweigen — aber die Stimmung im Saal war von diesem Augenblick an die, daß der unkluge, alte Mann sich selbst den Hals gebrochen habe.

Einer der Schöffen erbat sich eine Frage an den Angeklagten.

„Entsinnen Sie sich genau, daß der Stein von Ihrem Vater bezahlt worden ist, als er gesetzt wurde?" fragte er.

„Den Stein kenne ich von meiner Kind-

heit an," war Graafs Antwort. „Erst stand er mit einem gleichen an unserer Thoreinfahrt, links einer, rechts einer. Dann bat sich der hochselige Prinz Karl für seine Sammlung einen von den beiden von meinem Vater aus. Er wollte ihn kaufen — mein Vater aber litt das nicht, sondern machte ihn Seiner Königlichen Hoheit zum Präsent, was huldvoll angenommen ward. Dieser Stein befindet sich noch jetzt in der Sammlung zu Schloß Glienike. Jeder, der dort Einlaß findet, kann gehen, sich ihn ansehen. Der andere wurde, als die Stadt jenseits des schmalen Bürgersteigs bei der Einfahrt zur Quergasse einen Prellstein gebrauchte, um ungefähr vier Fuß vorgerückt und stand seitdem nicht mehr unmittelbar an unsrer Hausthür, sondern jenseits des Rinnsteins am Straßendamm!"

„Haben damals Verhandlungen zwischen Ihrem Vater und der Stadt über das Besitzrecht an dem Stein stattgefunden?"

„Weiß ich nicht. Ich war noch zu jung und zu dumm dazu, mich um dergleichen Dinge zu kümmern. Ich habe ihn immer als unsren Stein angesehen!"

„Er war aber nicht mehr der Ihre!" bemerkte der Richter. „Es unterliegt keiner Frage, daß er von Ihrem Vater der Stadt geschenkt worden ist, als er auf den Damm gesetzt wurde. So hat auch der Civilrichter entschieden. Und das war Ihnen auch klar — sonst wären Sie nicht bei Nacht und Nebel hingegangen, ihn aus der Baubude wegnehmen. Ihr Glück ist nur, daß es eine offene Baubude war — sonst würden Sie damals im überquellenden Drange Ihres Rechtsgefühls einen Einbruch begangen haben!"

Der Schluß aller Verhandlungen war, daß die Schöffen Graaf schuldig fanden, wenn auch unter Zubilligung der mildernden Umstände in vollstem Umfange.

Der alte Mann sank nicht vernichtet zusammen, als er das Urteil vernahm — er erhob sich von seinem Sitz, wuchs stolz empor, betrachtete Richter und Schöffen mit einem langen, in bittrer Geringschätzung brennenden Blicke — und wenn jemand das Wort verstanden hätte, das auf seinen höhnisch geschwellten Lippen bebte, so hätte er den guten Berliner Kernfluch verstanden: Lumpenpack!

Es hing an einem Haar, daß Heinrich Graaf es nicht laut herausschrie und sich dadurch einer neuen Straſthat schuldig machte — aber er blieb diesmal Herr seiner selbst.

Als er sich abwenden wollte, fragte der Vorsitzende, bemüht, den Prozeß aus den Akten und der Welt zu schaffen:

„Sie verzichten wohl auf eine Berufung?"

Und Graaf, ehe noch der Verteidiger dazwischentreten konnte, in selbstmörderischer Freude:

„Ja, ich verzichte auf jede Berufung — verzichte darauf, vor preußischen Gerichten Recht zu bekommen!"

— — — — — — — —

Am Nachmittage desselben Tages war Breying bei ihm, hatte in der häuslichen Verwirrung sich Eintritt erzwungen und brachte endlich seine Werbung mündlich an.

„Nehmen Sie sie," fuhr Graaf auf. „Ehrenmann, der Sie sein müssen, eines Diebes Tochter zu ehelichen! Ich will mit ihr nichts mehr zu thun haben. Sie werden ja wissen, wo sie wohnt — nehmen Sie sie!"

Breying sah sehr ernst und feierlich aus, war in vollster Toilette:

„Ich verarge Ihnen Ihre Erregung nicht, Herr Graaf," erklärte er. „Ich nehme Ihnen nichts übel, was Ihnen nach der unverdienten Kränkung dieses Tages gegen mich über die Zunge läuft. Wie ich von der Sache denke, ersehen Sie am besten daraus, daß ich gerade heute komme, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten!"

„Lala!" unterbrach ihn Graaf. „Sie ist ein hübsches, reiches Mädchen. Warum sollten Sie sich nicht in sie verliebt haben? Mit dem Schwiegervater, verspreche ich Ihnen, sollen Sie nicht viel mehr zu thun haben. Der geht morgen nach Plötzensee, seine Strafe absitzen und dann heidi in die weite Welt. Lange überlebt man ja wohl so was auch nicht, wenn man schon ein langes Leben auf dem Rücken hat. Also — ich bin Ihnen für den Edelmut Ihrer Handlungsweise nicht weiter dankbar."

„Reiches Mädchen?" Dies Wort nahm Breying auf. „Ich versichere Sie, Herr Graaf, deswegen — —"

„Will ich ja auch gar nicht gesagt haben!" Er saß in sich zusammengesunken in seinem Rohrstuhl, blickte neben sich in die Zimmerecke, erhob den Blick zu dem andern nicht: seine Hände ruhten schwer auf den Arm-

lehnen des Korbgeflechts, und er sprach mit apathischer, dumpfer Stimme, als sei er nicht recht bei der Sache. „Übrigens gebe ich ihr nur eine siebenzigtausend Mark mit. Sie sagen mir ja, daß Sie sie nicht des Geldes wegen nehmen und allein ernähren können. Es ist ja alles aus. Mag sie nehmen, wer will. Hab' mich selbst nicht schützen können — wie soll ich mir erlauben, anzunehmen, ich müßte und könnte am besten im Strudel dieser neuen Welt die Hand über sie halten. Sie ist alt genug — hat selbst gewählt — mag sie selbst die Verantwortung tragen! Es ist alles aus, alles aus! Unser alter Kaiser liegt krank — er wird sterben, Moltke ist alt, Bismarck ist alt, der Kronprinz wird auch schwerer leidend sein, als man's wahr haben will; Berlin ist umgebaut, mein Haus ist verkauft, meine Werkstatt ist geschlossen, meine Geschäfte sind in andern Händen, mein Sohn — ach, der ist der Einzige, der ist das Einzige aber ich, ich bin verurteilt, bin hin. Es ist alles aus. Nehmen Sie das Mädchen, damit sie meinen Namen los wird, einen gebrandmarkten Namen los wird!" Und er klappte mit der Hand auf die Stuhllehne.

Breying saß stumm, suchte nach Worten.

„Junger Herr," wendete sich Graaf plötzlich mit festerer Stimme und einem prüfenden Blick aus den tiefliegenden, finstern Augen zu ihm um, „junger Herr, sagen Sie mir wenigstens, und nehmen Sie dazu den überzeugendsten Ton, den Sie in Ihrer Stimme haben — sagen Sie mir wenigstens, daß Sie den ehrlichen Willen hegen, das Mädchen glücklich zu machen!"

Der ächzende alte Mann that Breying in diesem Augenblicke wirklich aufrichtig leid.

„Ich will!" sagte er und griff nach Heinrich Graafs Hand. Er hatte das Bedürfnis, den Kopf vor des andren Blicken zu senken — so war dies der bequemste Gestus.

Aber Graaf zog die Hand zurück.

„Nicht doch!" murmelte er. „Wer wird einem Diebe die Hand drücken!" und er versank in die frühere Apathie.

Eine dumpfe Pause entstand — Breying nahm seinen Cylinderhut auf, der neben seinem Stuhle stand.

„Ich will Ihnen eins sagen," begann der alte Mann aufs neue, „eine unglückliche Ehe trifft nicht nur den einen Gatten — sie trifft beide. Macht man seine Frau leiden, so straft man sich damit selbst. Es ist Egoismus, wenn man sich alle nur erdenkliche Mühe gibt, wenn man alle Vorsicht anwendet, sich das Verhältnis zu dem Menschen, an den man nun doch wenigstens auf Jahre hinaus gebunden ist, nicht trüben zu lassen. Es ist Egoismus, nichts als Egoismus — man hat selbst den größten Vorteil davon, den häuslicher Behaglichkeit. Und häusliche Behaglichkeit wieder ist Arbeitskraft, Erwerbsfähigkeit, läßt sich bequem in Geldwert umsetzen. Wollen Sie diese abgedroschene Weisheit von einem alten Narren annehmen, so thun Sie gut daran — wenn Sie eben nicht auch von vornherein überzeugt sind, daß, was ich sage, Unsinn ist!"

Breying wollte widersprechen.

„Nein, nein!" sagte Graaf, „es ist schon so. Wie soll das, was ich sage, fortan Wert haben? Ein verurteilter Mann! Wann wollen Sie meinen Segen haben — jetzt oder übermorgen früh, wenn ich aus dem Gefängnisse entlassen werde? Wissen Sie, ich will meinen Segen lieber für mich behalten. Hat er selbst Kraft, so könnte er Ihnen vielleicht nur schaden. Ich bin nicht abergläubisch — ich meine die innere Wirkung — was soll Ihnen denn das sagen und nützen, wenn ich über Sie und meine Tochter die Hände ausstrecke, und Sie beide denken dabei: „Der alte Dieb!" und meine Kleider riechen vielleicht dazu noch muffig nach Gefängnisluft. Am besten, Sie machen alles mit meinem Bruder ab und, da Sie nun meine Einwilligung haben, lassen Sie mich im übrigen ungeschoren!"

— — — — — — — — — — — —

„Siebzigtausend oder nicht!" dachte Breying, als er die Treppe hinunter ging. „Das ist jetzt egal. Der Alte ist so gebrochen — der macht nicht lange mehr!"

Aber leid that ihm Heinrich Graaf doch. Er nahm eine peinliche, drückende Empfindung von der seltsamen Unterredung mit aus dem Hause und fühlte das Bedürfnis, ein paar Glas Sekt irgendwo rasch hinunterzustürzen, um diese Empfindung los zu werden.

„Aber wie hätte ich's denn sonst machen können? Er hat sich die Sache ja in seiner Unbesonnenheit selbst eingebrockt, sie durch seine Hartnäckigkeit selbst verfahren. Soll auch ich deswegen mein Lebtag den Holzhacker spielen? Er kann noch froh sein, daß

Digitized by Google

ein anständiger Kerl kommt und seine Tochter heiratet."

„Siebzigtausend oder nicht — man muß vorläufig damit seine Schulden bezahlen und auszukommen suchen mit dem, was dann noch bleibt. Wollen übrigens mal sehen, was die Sache in der Welt für einen Effekt macht und ob man es mir sehr verargt, daß ich mich mit der verlobe. Und ich glaube, wenn ich ihm heut gesagt hätte, es müßte mehr sein — er war so widerstandslos heut — er hätte die Summe verdoppelt. Aber es wäre wider den Anstand gewesen. Man muß es auf feinere Weise zu kriegen suchen!"

19. Kapitel.

Es war ein sonniger Morgen im Spätherbst, als sie den alten Mann von der Gefängnißthür abholten.

Er sah aschgrau aus — hatte die Nacht wohl kein Auge zugethan — fahl das Gesicht, hager die Wangen, tiefliegend die Augen, und so willenlos, wie ein Kind.

Er erstaunte nicht einmal, als er in der Droschke, aus der sein Sohn und der Graf Breying gestiegen, Asta sitzen sah.

Die brave junge Frau hatte es mit zäher Konsequenz gegen den stillen Widerstand der Ihren durchgesetzt, dabei zu sein, wenn der Onkel der Haftanstalt den Rücken kehrte, ihn aus Berlin fort und vorläufig mit sich auf ihr Gut zu nehmen.

Er sollte nicht in die alten Verhältnisse zurück, sollte nicht allein brüten; eine neue Umgebung, die Natur, der Verkehr mit ihr und den Ihren, das würde ihm jetzt noch am ehesten helfen.

Und Heinrich Graaf ließ sich mitnehmen — er sträubte sich nicht, ließ geschehen, was man mit ihm machte.

So kam ihm die beste Wohlthat von einer derer, die er einst so bitter angefeindet.

Es war eine traurige, schweigsame Fahrt durch die kahle Landschaft zur Stadt zurück. Niemand sprach, und draußen die Natur bereitete sich zum Sterben.

Asta hatte Johannes für ihren Plan gewonnen — dieser hatte alles Weitere veranlaßt, so daß der alte Mann auf dem Potsdamer Bahnhof, wohin man ohne jeden Aufenthalt in der Stadt fuhr, seinen gepackten Koffer vorfand und gleich mit Asta nach Bergholz übersiedeln konnte.

Sein Sohn gab ihm das Geleit und sollte ein paar Tage drüben bei ihm zu Besuch auf dem Gut bleiben.

Erst beim Einsteigen in den Wagenabteil machte Graaf einen schwachen Versuch, sich gegen Astas guten Willen aufzulehnen.

„Nein, ich will nach Haus!" sagte er plötzlich stehen bleibend.

Aber Asta griff ihm unter den Arm, zog ihn sanft vorwärts.

„Komm nur, Onkel," redete sie ihm zu, „jetzt ist einmal alles abgemacht, Gepäck aufgegeben, Billet genommen, jetzt mußt du uns keinen Querstrich machen!"

Und er bestieg gutwillig das Koupee, gab sich drein.

Breying hatte geschwankt, ob er seine Verlobung veröffentlichen solle oder die Dinge in der Stille halten, um kein Aufsehen zu machen.

Er hatte sich für das erstere entschieden.

Und das Ereignis hatte die wohlberechnete, vorhergesehene Wirkung.

Zuerst war man erstaunt, als man die Anzeige las.

„Fräulein Annie Graaf," hieß es, „das ist doch nicht etwa eine Verwandte des alten Graaf vom ‚Prozeß Graaf'?"

„Ja, wahrhaftig — da steht es groß und breit: ‚Tochter des Kammfabrikanten Herrn Heinrich Graaf und dessen verewigter Gattin Frau Wilhelmine Graaf, geborene Bluth'! Das ist Schneid — er verlobt sich mit der Tochter des unglücklichen alten Narren, den man eben wegen Diebstahls ins Gefängnis gesteckt, obwohl er eher in die Maison de santé gehörte!"

Dann teilten sich die Meinungen.

„Der Breying ist ein ganz gewissenloser Mensch, der nur nach dem Gelde heiratet!" sagten die einen. „Ich hätte ihn doch für etwas Besseres gehalten. Aber ich glaube beinahe, der würde das Mädchen auch nehmen, wenn der Alte Raubmörder und Brandstifter wäre, vorausgesetzt, daß sie das doppelte mitbekäme!"

„Breying ist ein braver Kerl, eine noble Natur," meinten die andren, „das muß man ihm lassen! Er liebt das Mädchen und nimmt sie, kümmert sich den Teufel um die Schrullen des Schwiegerpapa's und dessen Konflikte mit der preußischen Justiz, trotzt allem Vorurteil und hält an seiner Liebe

fest. Bravo! Daran könnte sich mancher ein Beispiel nehmen!"

Das Resultat war, daß man Breying belobte und bewunderte, aber beschloß, den Verkehr mit ihm entweder abzubrechen oder wenigstens auf ihn persönlich zu beschränken.

„Das Mädchen kann nicht viel taugen — sonst würde sie ihm sein Wort zurückgeben, würde ihn nicht in die peinliche Lage versetzen, sie in die Welt einführen zu müssen, wobei es für sie beide schon nicht an Demütigungen fehlen wird."

„Und wie unangenehm, sähe man dies junge Paar einmal bei sich und jemand brächte die Rede auf die Eltern der Braut, indem er sie vielleicht für eine Tochter des Kommerzienrates Graaf nähme, erkundigte sich nach dem Ergehen ihres Papas u. s. w."

Kurz, Breying machte sich mit einem Schlage bei vielen Familien unmöglich und sollte dies auch bald empfinden.

Die Gratulationen, wenn sie nicht ausblieben, richteten sich ausschließlich an ihn. Die Kollegen erlaubten sich allerlei kleine epigrammatische Redensarten von jener Art, die wohl verstanden werden und verwunden, obwohl sie oft nur des Witzes wegen in leidlicher Harmlosigkeit vorgebracht werden, die man aber nicht im stande ist zu rügen, ohne sich anscheinend ins Unrecht zu setzen.

Und was das Schlimmste war, seine Feuilletons, die er an andre Blätter sandte, kamen meist unter sehr artigen Ablehnungsschreiben zurück — er war mißliebig geworden.

Selbst die Stellung zu seinem eignen Verleger änderte sich — derselbe schien allerlei an Breyings Amtsführung auszusetzen zu haben und machte ein reserviertes Gesicht.

Dies alles freilich ereignete sich so, wie Breying es erwartet.

Er ließ sich dadurch nicht irre machen.

In anständiger Frist nach seinem Verlobungstage fand die Trauung statt.

Zu dem feierlichen Akt war von Bergholz nur Asta herübergekommen. Sie und Johannes waren die Trauzeugen. Bei dem kleinen Diner nach der kirchlichen Einsegnung ihres Bundes war niemand, als die genannten vier Personen anwesend.

Die Hochzeit wurde im Hotel de Rome gefeiert. Der Eigentümer dieses alten Berliner Mnsterhauses hatte die Liebenswürdigkeit gehabt, für den besondern Zweck der kleinen Gesellschaft zwei reizend elegante und gemütliche Salons, die er sonst selbst benutzte, einzuräumen, so daß man sich dort wie in eigner Häuslichkeit befand.

Und trotzdem schaute die junge Gräfin Breying nicht mit frohen Blicken durch die Spiegelscheiben auf das Treiben „Unter den Linden" hinunter, als sie vor Tisch ein paar Momente allein mit Asta in dem für die Damen bestimmten Gemach weilte.

Ihr Vater fehlte — sie hatte einst wohl gemeint, viele frohe Gesichter an ihrer Hochzeitstafel zu sehen — jetzt hatte alles einen etwas traurigen Ausdruck.

Allein wessen Schuld war das alles? Nicht ihres jungen Gatten, nicht ihre eigne — sondern die des starrköpfigen alten Mannes, der, — ja, der nun einmal die große Schande über die Familie gebracht.

Sie liebte Breying, aber kurz vor der Hochzeit hatte sie einen Versuch gemacht, ihm sein Wort zurückzugeben — einen erfolglosen Versuch, denn in seinem Edelmut, in seiner Großherzigkeit, in seiner herzlichen Liebe zu ihr wollte er von einer Auflösung ihres Verhältnisses nichts wissen.

Sie liebte Breying — aber ihr graute vor dem Augenblick, wo er einmal — später, wenn an irgend einem schwarzen Tage seine gute Stimmung sich trübte — ihr aus ihres Vaters Schande einen Vorwurf machen würde.

Ihr Vater war zu dem Feste gebeten worden — er hatte sich nicht entschließen können, nach Berlin zu kommen.

Marenholz wäre wohl gern erschienen — allein auch er vermied es lieber, in der Reichshauptstadt dem Schatten des Marenholz, der einst dort gelebt, zu begegnen.

Der Onkel Kommerzienrat hatte das Hochzeitsmahl bei sich ausrüsten wollen — dagegen aber hatte sich Johannes, der junge Bauführer, auf das Energischste erklärt. Er wollte Fritzi nicht wieder sehen. Asta hatte dem braven Jungen mit ihrem feinen Takte seinen wahren Grund abgemerkt und infolgedessen ihre Schwester nicht geladen. Ihr war aufgefallen, daß Johannes ihres Vaters Haus mied; da dies des alten Herrn wegen nicht geschah, geschah es offenbar Fritzis wegen. Und es war ihr ja auch seinerzeit nicht verborgen geblieben, daß Johannes eine stille Neigung für das wunderliche Mädchen nähre. Ging er jetzt nicht mehr

hin, so war er eben zur Erkenntnis ihrer eigentlichen Natur gekommen. —

Daß ihr Hochzeitstag so stille verlief, daß allerlei Schatten mit am Tische saßen, bewirkte, daß in der jungen Frau Herzen, in dem die Kindesliebe längst untergraben worden, sich ein schwerer verschwiegener Vorwurf gegen ihren Vater erhob.

Nicht nur sein eignes Leben — auch das seines Kindes hatte er zerstört.

Und auch ihr Gatte litt darunter, daß er sich ihrem Hause verband. Sie empfand es deutlich, obwohl er es sie nicht fühlen ließ. Doch hatte er einmal auf ihre Frage, warum er nicht mehr für ein gewisses vornehmes Familienblatt schriebe, etwas kurz erwidert: die Redaktion habe die Beziehungen zu ihm abgebrochen. Und diese Antwort hatte sie an der wunden Stelle getroffen. Je weniger sich mehr in ihrem Herzen für ihren Vater regte, desto entschiedener stellte sie sich auf die Seite ihres Gatten, desto inniger hing sie sich an ihn.

Sie fühlte ihm gegenüber eine Pflicht, durch große Demut gutzumachen, daß sie keines makellosen Mannes Tochter sei. Aber eben diese Verpflichtung zur Demut drückte sie und reizte sie gegen ihren Vater.

Nach dem Hochzeitsmahle fuhr man gemeinsam nach Bergholz hinaus.

Marenholz und Franz empfingen die Gäste an der Station.

„Wetter, wie sehen Sie aus, lieber Freund!“ rief Breying, als er Josephs ansichtig ward und „Franz, wie haben Sie sich herausgemacht!“

Marenholz elegante Erscheinung war dahin — seine Schultern und seine Brust wölbten sich breiter, ein kurzer junger Vollbart umrahmte das gebräunte Gesicht — selbst weiter untenhin zeigte sich der Beginn erfreulicher Rundung, obwohl er mit Eifer dagegen anzukämpfen behauptete.

Und Franz sah durchaus nicht mehr so spitz und blaß aus, wie in Berlin. Er pflegte sich des Morgens vor sechs Uhr auf einem Pürschgang Hunger zu holen, der den ganzen Vormittag anhielt.

Asta hatte ihn auf die Eier- und Milchdiät gesetzt. Des Morgens bekam er zwei rohe Eier in den Kaffee gequirlt, zum Frühstück zwei pflaumenweich gekochte, in welche er sich drei bis vier Tropfen Curaçao that, wenn sie ihm einmal weichlich wurden. Abends gab es dann Rührei mit gebackenem Schinken und einem ländlichen Salat; und auf diese Weise kamen ihm täglich ein halbes Dutzend frische Landeier zu gute, welche ihre Wirkung nicht verfehlten. Dazu hielt ihn Asta mit unerbittlicher Konsequenz zum Milchgenuß an. Er bekam kein Bier zu den Mahlzeiten und keinen Wein — neben seinem Kouvert stand ein Halblitertöpfchen und die strenge Hausfrau lud fleißig ein, davon zuzulangen. Wollte er einmal gar nicht mehr heran, so that sie ihm etwas sehr edlen Kognak hinein — sie hielt achtzehnhundertundvierziger grand champagne von Bisquit, Dubouché & Co. auf Lager, der theelöffelweis verschenkt wurde.

Dazu würzte sie das Mahl, was man von ihr nicht erwartet haben würde, durch eine — man möchte fast sagen — derbe Lustigkeit.

Es war überhaupt ein Wunder, wie tapfer sie ihre Aufgabe angefaßt hatte — und wie ihr Wesen sich dabei änderte. Die Landmädchen, die sie in Küche, Haushalt, und Innenwirtschaft beschäftigte, die drallen naiven Dorfkinder färbten auf sie ab. Sie verlor ihre übertriebene Feinfühligkeit und ihre ‚Nerven‘ ziemlich rasch — wenigstens milderten sich diese schätzenswerten Eigenschaften auf ein verständiges Maß. Ja, sie ‚riskierte‘ bisweilen schon eine Redensart im landesüblichen Platt.

Den besten Humor zog sie aus ihrem täglichen Kampf mit der ebenso landesüblichen Dummheit und Unbotmäßigkeit — sie behauptete, es mache ihr ein besondres Vergnügen, diese dörflichen Füllen zurechtzureiten — namentlich, weil sie dabei erst sich selbst eine firme Reiterin fühlen lernte.

Für gemütliche Familienabende sorgte Joseph in ausgiebigster Weise. Er hatte alle jene so billigen und hübsch ausgestatteten Monats- und Halbmonatshefte bestellt und kommen lassen, mit welchen die großen illustrierten Blätter den Büchermarkt versorgen — da waren genug Bilder anzusehen und herumzuzeigen, die zum Geplauder reizten, da war genug Lesestoff, genug Stoff der Anregung und leichter Belehrung — Franz mußte vorlesen — nachher musizierte Asta ein wenig und die beiden tagesmüden Herren, die sich auf Weg und Steg gute Gefährten geworden, rauchten eine behagliche

Gutenachtcigarre — denn um 9½ Uhr ging es unverbrüchlich zu Bett.

Unter ihnen, ihr stilles Leben teilend, schien ihr Gast Heinrich Graaf sich ziemlich wohl zu fühlen. Er war ein wortkarger Tischgenoß, ward namentlich von Marenholz mit einer großen liebenswürdigen Sympathie umgeben, störte nicht, klagte nicht wie früher über die moderne Zeit, zeigte ein ewig gleichmütiges Angesicht, magerte aber allmählich und unaufhaltsam ab und war aus einem Graukopf ein Mann mit schneeweißem Haar geworden.

Er schien jede Freundlichkeit, die man für ihn hatte, lebhaft zu empfinden, dankbar hinzunehmen, that, wozu man ihn aufforderte, ging mit Asta im Garten spazieren, saß aber jeden Augenblick, in dem man ihn nicht anregte, in müder Haltung auf irgend einem Sitze nieder und blickte gedankenlos vor sich hin in das Blaue.

Die fremde Umgebung hatte ihn anscheinend nicht geniert oder gestört — mit einer gewissen Stumpfheit hatte er sich rasch in dieselbe gefunden.

Natürlich war von den Berliner Ereignissen nie die Rede, und jedes Thema, das auf sie hinleiten konnte, blieb ängstlich von der Unterhaltung ausgeschlossen.

Er war heute nicht am Bahnhof, die Neuvermählten zu empfangen — das Gehen wurde ihm allmählich sauer — er hatte sogar einen Stock sich geschnitten und in Gebrauch genommen.

Aber wie sie an das Haus kamen und aus dem Wagen stiegen, stand er in der Thür und reichte Breying, wie seiner Tochter, etwas scheu die Hand. Die junge Frau hatte sich an seine Brust werfen wollen — allein, sie wußte selbst nicht warum, sie hatte nicht den Mut gehabt, es auszuführen — die Haltung des alten Mannes war so eigentümlich abwehrend und zurückhaltend, daß sie mitten in ihrem Anlauf zu herzlicher Begrüßung innehielt. Dieser kleine Zwischenfall machte einen seltsam starken Eindruck auf sie, so daß sie etwas wie einen eisernen Reifen um ihr Herz sich legen fühlte — einen Druck, von dem sie sich erst befreite, als sie oben im Gastzimmer sich herzhaft ausweinte.

Wundertiche Thränen waren das, nicht der Rührung, sondern die eines getretenen Gewissens, eines unter Qualen sich verhärtenden Herzens.

Als sie ihr Gesicht getrocknet und gespült, fühlte sie sich nicht nur leichter, sondern zugleich hart, fest, spröde und, wenn man will, voll jener allgemeinen unbestimmten Rachsucht gegen alle Welt, mit der heutzutage so viele enttäuschte, arme Menschenkinder herumgehen, welche der Welt grollen, weil sie deretwegen sich selbst grollen müssen.

Sie war fortan in jener Grundstimmung, in welcher man instigante diavolo wohlpräpariert ist, das Böse um des Bösen willen zu thun.

Und wie sie die alte, breite Treppe des Herrenhauses an dem eichengeschnitzten Geländer hinabstieg, sagte sie sich, daß ihre Empfindungen wohl die ungewöhnlichsten seien, welche eine junge Frau an ihrem Hochzeitstage hegen könnte. — „Wer ist schuld daran?“ fragte sie sich. — „Der alte Mann da unten, der mir kaum die Hand zum Glückwunsch zu bieten wagte!“ antwortete sie sich in heißem Herzensgroll.

Breying merkte es entweder nicht, daß seiner jungen Gattin Augen in düsterm Feuer — nicht dem der Freude — braunten, oder wollte es nicht bemerken — er blieb gleichmäßig ritterlich und werbend in seinem Wesen, bis sie mit dem nächsten Zuge das Gut wieder verließen. Im Grunde war es ihm gleich, in welchem Seelenzustande ihm das Mädchen zufiel, wenn sie überhaupt nur die seine wurde. Als kühler, praktischer Mann setzte er sich den einfachen Trost vor: „Das gibt sich — Frauenstimmungen haben das Gute, daß sie nicht dauern.“ War er doch eine der glücklichen Naturen, die in jedem Ereignisse nur „das Gute“ sehen, das es für sie selbst hat.

Ihr Zug führte sie nach Berlin zurück — es war Breying nicht gelungen, einen Extra-Urlaub für eine kleine Hochzeitsreise zu erwirken — sein Verhältnis zu seinem Chef war nachgerade so kühl geworden, daß beiderseits nur das Kontraktmäßige gewährt wurde.

In der Hauptstadt hatten sie eine Wohnung genommen, draußen im Westen, in einer der billigeren unter den feinen Straßen und hatten sie — ganz nach Annies Wünschen und Geschmack — eingerichtet, so daß sie heute Abend unmittelbar in das eigene Heim übersiedeln konnten.

Digitized by Google

Was überlegte Breying, als sie stumm nebeneinander in dem Wagen saßen, der sie vom Bahnhof heimführte?

„Solange ich mich noch bei der *„* Zeitung halte, genügt uns mein Gehalt verbunden mit Annies Rente bequem zum Leben. Bricht sich diese Beziehung einmal ab, muß der Alte herhalten. Und da ist es besser, daß sie so bald, als es Anstands halber möglich, abbreche — denn ich bin kein Arbeitssklave und liebe es nicht, irgend jemandes Untergebener zu sein. Ich will als freier Dichter leben, frei auf dem Meinen, will da meinen besseren Zielen nachstreben, nachdem ich mir bis jetzt die Wege dazu geebnet!"

Er hatte wirklich in seiner kurzen litterarischen Laufbahn sich etwas, wie inneren Ehrgeiz angezüchtet und entschuldigte damit in seinen seltenen schwachen Stunden, was er that.

Und ferner dachte er daran, wie sehr der alte Herr, sein Schwiegerpapa, in den paar Monaten zusammengefallen. Lange mochte der nicht mehr zu leben haben. Nahm ihn der Frühling nicht hinweg, so genügte irgend ein neuer kräftiger Schlag auf sein altes Herz, um - — - - um, dies „um" dachte Breying nicht klar aus; aber die Gedanken, die er formulierte, waren etwa — in Worte klar und mitleidslos gekleidet — die folgenden:

„So ein Mann hat nur die Aufgabe, seines Geschlechts Reichtum dauerhaft zu begründen. Hat er diese Aufgabe erfüllt, so darf er abtreten. Er selbst weiß ja nicht einmal einen verständigen Gebrauch von seinem Gelde zu machen."

„Wozu gibt es solche Pfründner in der Welt, welche jungen, rüstig aufstrebenden Talenten nur die Mittel, sich frei zu entfalten, vorenthalten."

„Wir haben kein Recht, auf der Erde zu leben, wenn wir nicht etwas wollen und etwas thun!"

Während er dies durch sein Gehirn gehen ließ, hielt seine Rechte Annies Hand und drückte sie von Zeit zu Zeit zärtlich.

Und was dachte Annie auf dieser Fahrt?

„Nun trete ich in das Leben. Morgen bin ich die Gräfin Breying, befehle meinen beiden Dienstboten, habe einen Gatten, der leider vorläufig nur Redakteur ist, dessen Stern aber so rasch und glänzend aufgegangen ist, daß er mich immer stolzere Bahnen führen wird. Und ich habe einen guten Mann, der mich liebt, der sonst sein mag, wie er will, mich aber sicher tragen wird. Ein Flecken nur ruht auf mir und meinem Leben, das ist meines Vaters Existenz. Mein Vater ist alt — ich wünsche nicht, daß er sterbe — aber wenn er einmal der Natur ihren Tribut zollt, ist auch dieser Flecken ausgelöscht." Dies letzte dachte sie nicht klar, nicht als Wunsch, ja sogar mit einer gewissen Trauer — allein die Empfindung war da: „Dieser Flecken wird nicht ewig auf mir lasten! Nach der natürlichen Entwickelung der Dinge wird er in nicht allzuferner Zeit von uns genommen werden, der Flecken!"

Dann kamen ihr die Demütigungen ihrer Brautzeit ins Gedächtnis. Ihre Visiten waren mit dem Kartenabwerfen erledigt gewesen — die Gegenbesuche oder gar Einladungen waren einfach unterblieben. Gerade dies hatte Annies Herz verderbt, mit Haß gegen die Welt erfüllt, mit einem Haß, der wachsende Bitterkeit gegen ihren Vater zeitigte. Denn ohne diese Diebstahlsaffaire wäre sie jetzt in die große, glänzende Welt, nach der ihr Herz brannte, eingeführt gewesen.

Aber sie beschloß, sich für diese Mißachtungen schadlos zu halten dadurch, daß sie es denen, welche sie ausschlossen, an Eleganz und vornehmer Lebensführung gleichthat — man soll bald erfahren, daß die Gräfin Breying ein Haus zu machen versteht — sie werden über lang oder kurz schon kommen — erst die Männer, welche durch das Bouquet eines feinen Weines, das Aroma einer „großen" Zigarre so leicht anzuziehen sind — dann die Frauen.

„Und lange darf zu diesem Behuf mein Gatte auch nicht in abhängiger Stellung bleiben — er muß bald ein Mann in freier, vornehmer Position werden, welche der Welt imponiert. Vorläufig hat uns mein Vater allerdings ein wenig kärglich ausgestattet — im Verhältnis zu seinem großen Reichtum wenigstens." Sie hatte in der Enge der häuslichen Verhältnisse von letzterem wenig gewußt — die Kenntnis davon war ihr erst durch die Blätter vermittelt worden, in welchen sie seit jenem Gespräch im Tiergarten den „Prozeß Graaf" sorgfältig verfolgt hatte. „Wozu verwendet er dies viele Geld, von welchem uns der Teil, der uns

später ja doch einmal zufallen muß, jetzt vortrefflich zu statten käme? Er selbst lebt mit ein paar Tausend Mark das Jahr — braucht augenblicklich gar nichts. Johannes hat er ein Jahrgeld von fünfhundert Thalern ausgesetzt, falls dieser anderswohin, zu irgend einer Baubehörde in der Provinz versetzt wird. Ich habe etwa das Doppelte an Rente mitbekommen — da summen sich jährlich nutzlos ungefähr dreißigtausend Thaler an Zinsen auf, die erst später einmal irgend einem Menschen oder irgend einem verständigen Zwecke nutzbar werden, wenn er die Augen geschlossen haben wird — so lange hat niemand etwas davon."

Zwischen diesen Gedanken kam von Zeit zu Zeit der zärtliche Händedruck ihres Gatten, störte sie aber darin wenig.

„Das sind die Überlegungen, die ich auf der Fahrt anstelle, welche mich in mein eigenes Heim führt," sagte sie sich einmal zornig, „rechte Überlegungen für eine Art Hochzeitsfahrt — aber warum muß ich sie anstellen — warum kann ich nicht mein junges Glück froh und harmlos genießen, wie eine andere Neuvermählte? Weil der alte Mann in seiner Unkenntnis aller modernen Verhältnisse alles wieder so unpraktisch wie möglich eingerichtet hat. Wenn er schon einen armen adeligen Schwiegersohn annahm, mußte er uns auch Mittel zu standesgemäßem Leben gewähren!"

Sie war zornig auf sich selbst — leitete aber ihren Zorn so geschickt auf einen andern als Ursache ab, wie wenn sie in allen Herzenskünsten und Taschenspielerstückchen des modernen Menschen groß geworden wäre, und wie wenn Breyings Nähe sie inspirierte.

Da hielt der Wagen — ihre Leute standen vor der Thür in einer Art Festkleidung — Breying sprang hinaus, hob sie aus dem Gefährt — oben die Wohnungsthür war bekränzt — Licht, Blumen, Glanz, Eleganz in allen Räumen, durch die sie rauschte — sie warf einen Blick auf ihr Hochzeitskleid, das sie im Hotel de Rome bereits mit dem Reisekostüm vertauscht, das inzwischen schon hierher gesandt worden war — warf einen Blick in den Toilettenspiegel ihres Schlafzimmers und eilte vor in den kleinen Rokokosalon, der fortan ihr Aufenthalt sein sollte, in dem ihr Gatte sie erwartete — und als Leonhard ihr dort die Arme entgegenbreitete und ihr das süße Wort „Endlich allein!" (das er irgendwo gelesen) zuflüsterte, da stürzte sie sich ihm mit einem Jubelruf inbrünstigen Glücksverlangens an die Brust, weinte und ihr Herz jauchzte:

„Nur bei ihm und in seiner Liebe finde ich reine, ganze und herzbefreiende Empfindungen für meine arme Seele!"

„Dein, dein, dein, geliebter Mann!" sagte sie leise in bebenden Lauten zu ihm auf, „nimm mich an dich, errette mich, liebe mich — ich habe nichts, als dich auf der Welt!"

Und Breying — Glück, Stolz, hohe Befriedigung machten seine Pulse klopfen, als das junge Weib ihm so stürmisch ihre Liebe entgegentrug, sich so heiß an ihn preßte — er fühlte mit Behagen, daß doch auch seine Seele Poesie und Leidenschaft zu ergreifen vermöchten, er empfand es als Wohlthat, Mensch zu sein.

20. Kapitel.

Der Winter war vergangen.

Berlin sperrte der Sonne und der Luft alle Fenster auf.

Die Leute, welche Balkons besaßen, bestellten sie mit den über Winter sorgsam gepflegten Wein- und Epheuspalieren, setzten sich dahinter und holten sich den ersten Frühjahrsschnupfen.

Die glücklichen Väter großer Familien inserierten um Sommerwohnungen und verbrachten ihre freie Zeit auf kleinen Stippvisiten in den Vororten, um zu suchen, wo die Ihren von Mitte Mai bis September „Ozon" atmen würden.

Auf dem Urbock feierte das Volk des Lenzes Einzug durch freie Bethätigung neuerwachter Kräfte, vulgo eine solenne Prügelei in größtem Umfange.

Die Leutnantsburschen wuschen die Hündchen der Gnädigen und führten sie in der Sonne spazieren; das übrige Militär erklärte durch Anlegung festlich schimmernder weißer Inexpressibles die Saison für eröffnet.

Die Hauswirte ärgerten sich über den Tumult, den die unvermeidlichen Umzüge zum Apriltermin im Hause verursachten.

Die nervenschwachen Damen, welche im Winter so viel hatten tanzen müssen, blätterten im Bäderalmanach — mancher Arzt schrieb einen Begleitbrief an den betreffen-

Digitized by Google

den Kollegen im Bade, in welchem er (für den Fall, daß unterwegs „zufällig“ der Gummi des Umschlags sich löse) vorsichtigerweise viele und bösartig aussehende lateinische Krankheitsnamen verzeichnete, Blähung „bedenkliche Anfälle von Tympanitis intestinalis“ nannte und Kopfschmerzen „Cephalalgia nervosa, welche die hochgebildete, liebenswürdige Patientin oft in wirklich die äußerste Teilnahme erregender Weise in Anspruch nähme.“

Also sah es in Berlin aus.

Aber der Frühling brachte noch manche andre Veränderung.

Dem jungen Regierungsbauführer Johannes Graaf war eine leidlich selbständige Aufgabe zugefallen, nachdem er sich in Berlin die beste Zufriedenheit seines speciellen Vorgesetzten erworben. Anfang April sollte er den inneren Umbau eines Regierungsgebäudes in Westfalen beginnen und dorthin übersiedeln.

Fritzi war verlobt — und zwar mit einem Herrn, der dem Alter nach fast mehr als ihr Vater hätte sein können, der aber Gesandter einer werdenden Großmacht im europäischen Südosten war und einen ‚südöstlichen‘ Prinzentitel führte.

Der Kommerzienrat Graaf war im Laufe des Winters sehr schwach geworden. Asta konnte sich der stillen Furcht nicht erwehren, daß das Frühjahr ihren Vater mit hinwegnehmen würde. Sie war infolgedessen wöchentlich zwei- bis dreimal zu Besuch in der Stadt.

Der alte Herr sprach nicht über sich, seinen Zustand und seine Empfindungen — aber er hatte seine frühere Jovialität eingebüßt, saß ernst und trübe in seinem Stuhl — Asta war überzeugt, das Schicksal seines Bruders gehe ihm näher, als er Wort haben wollte.

Franz war mitten im Winter von einer sehr heftigen Leidenschaft für die Landwirtschaft ergriffen worden. Er hatte sich entschlossen, sie als Beruf zu wählen, war nach der Akademie Hohenheim übersiedelt und schien — nach den fachmännischen Briefen, welche er mit Marenholz wechselte — die Studien ernst zu nehmen. Zugleich aber gebrauchte er nicht wenig Geld. ‚Tages Arbeit — Abends Gäste — saure Wochen — frohe Feste‘ schrieb er, sei seine Devise. Asta hatte den Eindruck, daß er ebenso eifrig studiere, wie bummele, und fürchtete, daß er sich nach beiden Seiten mehr zumute, als sein schwächlicher Körper auf die Dauer vertrüge.

An Asta selbst traten so viele Pflichten heran, daß sie keine Zeit für Stimmungen, Nerven, Sentimentalität hatte. Das Vertrauen zu ihrem Gatten war jetzt völlig wiederhergestellt — sie lebten, strebten, arbeiteten miteinander recht und schlecht wie Mann und Weib. Sie freute sich, wie Marenholz' eigentliche Natur sich von allen Fäulniskeimen moderner Hochkultur befreite, wie er in steter Pflichterfüllung nicht nachließ und innerlich, wie in seiner äußeren Erscheinung von Tag zu Tag mehr den märkischen Junker von gutem, altem Kernholz darstellte — fest, besonnen, sparsam und tüchtig, wie je einer; und zumal freute sie sich, wie sein Selbstbewußtsein an ihrem Vertrauen und seiner treuen Arbeit in dem gemeinsamen Besitztum sich wieder gekräftigt hatte. Freilich wußte sie und erkannte es an einem gewissen finstren Zucken seiner Brauen, wenn sie ihm einmal Zeit zum Nachdenken ließ, daß der Vorwurf noch wie ein Stachel in seinem Gemüt saß — aber sie glaubte, dieser Stachel habe sein Gift verloren — sei ihm nur noch ein Sporn des Guten.

Es war ihr nicht lieb, ihn jetzt so oft mit dem Onkel Heinrich Graaf allein zu lassen, denn der alte Graaf war ein trübseliger Gesellschafter. Sie hatte es nicht geduldet, daß er wieder nach Berlin oder irgendwohin in die Fremde übersiedele; und da er sich gedrückt fühlte, ohne Entgelt bei ihnen so eine mondenlange Gastfreundschaft anzunehmen, hatte sie sich entschlossen, sich von ihm einen Zuschuß zu ihrem Wirtschaftsgelde gewähren zu lassen. Da sie diese Summen weder gebrauchte, noch gern nahm, so verwendete sie sie für ihre Dorfarmen, unter andrem auch zur Einrichtung einer Nähschule, deren Leitung sie der Frau des Lehrers übertrug. Dank hatte sie wenig davon, begehrte ihn aber auch nicht.

Heinrich Graaf war ein dürres altes Männchen geworden, kränkelte leicht und schien seine Lebenskraft, auf die er vordem so stolz gewesen, völlig eingebüßt zu haben — wenn Asta ihn ansah, ging ihr ein Stich durchs Herz — sie fühlte: Noch ein Schlag und der Greis *ging ein*.

Sie pflegte ihn, wie die andren — aber es ‚schlug ihm nicht an.'

Auch Breyings Verhältnisse hatten sich verändert.

Leonhardt Graf Breying war nicht lange mehr Redakteur geblieben, nachdem er sein Weib heimgeführt.

Wenn er — in ihren Flitterwochen — des Morgens von Haus fortging, machte er daraus einen Abschied — blieb Annie dann allein, so seufzte sie über die lästige Pflicht, die ihn nötigte, auf lange Stunden von ihr fern zu bleiben. Kam er wieder, so war sein Gesicht finster und erregt — „Gewiß hat er schweren Ärger mit seinem Verleger gehabt" dachte die junge Frau. Fragte sie aber nach dem Grunde seiner Mißstimmung, so bekam sie die vielsagende Antwort: „O nichts, Liebchen, denken wir nicht daran — ich bin ja jetzt wieder daheim und bei dir!" Und wieder zürnte sie im stillen der unseligen Redaktionsthätigkeit.

„Kannst du denn diese Stellung nicht aufgeben, Leo?" begann sie einmal. „Du gehörst *mir* ja nur für einen Bruchteil des Tages und selbst dann bist du verstimmt."

„Leider nein, Kind" — war die Antwort „wir können ohne diese Zubuße nicht leben."

Annie überlegte — „Ja, wenn Papa uns besser stellen würde! So ist's kaum ein halbes Glück!" war der Schluß ihrer Weisheit.

Annie ward klüger und klarer mit jedem Tag — nur ihren Gatten durchschaute sie noch nicht. Und was Breying an Liebe besaß, gab er ihr auch. Doch vermißte sie und darbte ein wenig. Sie wußte noch nicht, daß ein ‚Genie der That' ein gemütsarmer Mann zu sein pflegt — sie meinte, die eigentümliche Kühle seiner Seele sei nicht eine seiner Wesenseigenschaften — sie schob die Schuld auf die redaktionellen Ärgernisse, die er zu haben schien.

Oft, wenn sie in dieser hohen Zeit ihres Lebens danach hungerte, von Leidenschaft, Poesie, Begeisterung, die von ihm kämen, gefaßt, mit fortgerissen zu werden zum stolzen Fluge des Glücks — ward sie mit Erschrecken gewahr, daß er nüchtern blieb, daß ihm die Schwingen zu fehlen schienen.

„Nein, nein, es ist nicht *seine* Schuld," entschuldigte sie ihn dann mit heißem Bemühen, „damals als er im Garten um mich warb, wie voll Glut und Enthusiasmus war er da — es ist diese unglückselige Tretmühle, in die er sich um meinetwillen gespannt hat. Und nein, und nein, das darf nicht so fort gehen, ich will mich nicht um mein Glück betrügen lassen, er soll diese Sklavenketten nicht länger tragen! Und ich selbst muß handeln, es zu ändern — er ist zu zart und zu vornehm dazu, mit einer Forderung vor Papa zu treten — er bricht auch mit seinem Verleger wohl nicht, um der üblen Nachrede zu entgehen: ‚Breying hat reich geheiratet — da giebt er natürlich seine Stellung auf!"

Sie wußte nicht, daß sie die Pflanze war, der ein vorsichtiger Gärtner für jedes Reis, das sie treiben will, ein Stöckchen hinsteckt, an dem sie sich nach seinem Willen aufranke — daß ihre Empfindungen und Entschlüsse sich ganz nach dem Spalier entwickelten, das kluge Berechnung ihr errichtet.

Als sie ihm von diesem Entschlusse sprach, sah sie, wie sein Auge aufleuchtete. Dieses Aufleuchten war so eigenartig, daß es ihr auffiel, daß sie sich in Gedanken noch nachher damit beschäftigte. Sie deutete es als dankbare Befriedigung — aber es war noch ein andrer Blitz darin gewesen, etwas wie selbstgefällige Genugthuung und vorsichtiges Spähen. Wie ein harmloses uninteressiertes Gemüt blickt, hatte sie vergessen, denn auch ihren Bruder hatte sie seit ihrer Hochzeit nicht wieder gesehen — so erkannte sie nicht, daß Breying ihr unwillkürlich scharf in's Auge gesehen, um zu erkennen, ob sie schon so weit sei, eigensüchtige Pläne mit guten Vorwänden und dem Mantel der Nächstenliebe zu verkleiden, oder ob die Besorgnis um ihn wirklich ihr Motiv sei. Aber sie war sich klar, wenn es selbst ein Aufflunkeln berechnender Gedanken gewesen, daß sie da mit einer Berechnung zu thun habe, welche *ihrer beider* Vorteil im Auge hatte, mit jener überlegenen Klugheit, welche ihrer beider Los bis jetzt nach ihrem Wunsche gestaltet.

„Liebchen, das können wir ja nicht!" antwortete er. „Papa ist so generös gegen uns gewesen — —"

„Daß du dich plagen mußt wie ein Sklav," unterbrach sie bitter, „daß unser bestes Glück, daß unsre Flitterzeit durch banale Sorgen gestört wird! Aber reden wir nicht mehr davon!"

Ihre Sprache und ihr Auftreten waren ganz anders geworden in diesen wenigen Monaten — sie entwickelte sich rasch.

Kurze Zeit darauf kam Breying in solcher Empörung nach Haus, daß er sich diesmal keine Mühe gab, seine Stimmung zu verbergen.

„Dieser Mann ist ein Rüpel," erklärte er zähneknirschend „ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben — will lieber Steine klopfen, als seinen litterarischen Hausknecht spielen — Annie, ich kann nicht mehr — ich weiß nicht, was ich thue — aber ich setze keinen Schritt mehr in dies Bureau!"

„Was ist geschehen, Leo?"

„Ach, wozu dich an dieser Demütigung teilnehmen lassen — verzeihe mir überhaupt, Liebchen, daß ich nicht vermocht habe, es zu unterdrücken!"

„Leo, ich bitte dich — bitte dich wiederholt, gieb die Sache auf. Arbeite zu Haus, bleibe bei mir — sorge dich nicht, wie wir auskommen sollen — laß mich nur machen!"

Breying schien nicht zu hören, so nahm ihn seine Empörung ein — er schauspielerte übrigens durchaus nicht völlig, denn seit seiner Hochzeit war ihm der Kamm wieder geschwollen, war der alte Hochmut ihm zurückgekehrt, welcher auf dem Grunde seiner Seele schlummerte — das hatte natürlich zu Konflikten geführt, ihm die abhängige Stellung verleidet und ihn in derselben unmöglich gemacht.

Ohne ihre Pläne ausdrücklich zu billigen, ging er jetzt auf dieselben ein und sie begannen ein neues Leben.

Nunmehr ward die Wohnung durch ein paar Hofzimmer erweitert — vorn alles zur Repräsentation im größeren Stil zugeschnitten — nunmehr fingen sie an, die Existenz zu führen, welche Annie an ihrem Hochzeitstage erträumt, die Existenz, welche sie einst ihren Kousinen so beneidet — das Leben aus dem Vollen.

Wohl arbeitete Breying — aber was er jetzt schrieb, war nicht mehr Fabrikarbeit — nach seiner Meinung wenigstens — sondern Ringen um die hohe Palme des Ruhms, wirklicher litterarischer Bedeutung — er strebte nunmehr, ernst genommen zu werden.

Und siehe: es gelang ihm. Bei Tisch, inter pocula, ist eine litterarische Verbindung so leicht herzustellen. Die Leute, welche ihn um seiner Braut willen mißachtet, fanden sich wieder bei ihm ein, als es sich herumsprach, wie gut bei ihnen gegessen und getrunken werde, eine wie liebenswürdige Wirtin Frau Gräfin Annie Breying sei — und es ist nun einmal einem menschenfreundlichen Manne, welcher in der rosigsten Nachdinerstimmung ist und auf behaglichstem Fauteuil verdaut, unmöglich, die Arbeit desjenigen, dessen Weine ihm so trefflich gemundet, schlecht zu beurteilen. Bald stand Breying fest in einer kleinen Koterie, bald war er wieder in ständiger Verbindung mit der Presse und zwar diesmal mit den vornehmsten Journalen — sein Haus war eben eins der glänzendsten und angenehmsten in Berlin, die Grafenkrone wirkte mit — so ein Manuskript mit einem gräflichen Namen an der Spitze wirkt ganz anders auf den prüfenden Lektor und auf den Leser ein, als eins von ‚Hans Meier' — und, um ihm sein Recht widerfahren zu lassen — was er jetzt schrieb, war wirklich auch gehaltvoller, als seine frühere Produktion.

Sein inneres Leben hatte durch die Ehe doch eine gewisse Förderung erfahren — der neue Glanz, der seine Person umstrahlte, beflügelte und berauschte seinen spärlichen Genius — er war als Mensch mit seinen Erfolgen gewachsen — das ermangelte nicht die Rückwirkung auf seine Fähigkeiten: „Es ist doch nicht ganz mehr der M . . . , den er früher schrieb," sagten die wenigen Feinde, welche er noch besaß und welche es ihm noch nicht gelungen war, mit Liebenswürdigkeit und Speis und Trank zu entwaffnen. Da Ruhm nur ein Hauch auf den Lippen der Menge ist, so ist eben der ein berühmter Mann, dessen Name von allen mit Anerkennung genannt wird.

So ging es den Sommer hindurch.

Gegen den Schluß der heißen Jahreszeit traten nun Ereignisse ein, welche dem glänzenden Leben Einhalt gebuten.

Erstens war ein so großer Teil von Annie's Mitgift verbraucht, daß der langjährige Banquier ihres Vaters, bei dem das Geld angelegt worden, dem alten Herrn nach Bergholz einen Brief schrieb, in welchem er ihm vom Stande der Dinge Mitteilung machte.

Die Folge davon war, daß Heinrich Graaf sich aus seiner Lethargie aufraffte und seiner Tochter ankündigte, sie habe bei

seinen Lebzeiten auf eine wesentliche Vergrößerung ihrer Mittel nicht zu rechnen.

Dies sollte von seiten des alten Mannes keine Härte bedeuten — es war ein Ausfluß seines eingewurzelten Hanges, um sich herum alle und jeden zur Sparsamkeit zu erziehen.

Annie hingegen faßte es auf als eine Kriegserklärung, und als Breying das Schreiben las, hatte er jene Empfindung, welche der Ritter des Mittelalters durch Festfassen des Speers und der Rowdy unserer Tage durch Festziehen der Gurtschnalle auszudrücken pflegt, die Empfindung: „Nun drauf — jetzt gilt's!"

Zweitens traten in Frau Annies Befinden Erscheinungen zu Tage, welche ihr für die nächsten Monate Schonung und Zurückgezogenheit notwendig machten.

Welche Veränderung hatte Breyings junges Weib wiederum in diesen Sommermonaten erlebt! Wie war sie aufgeblüht, wie strahlend schön war sie geworden! Aber auch, wie sehr hatte sich der Ausdruck ihres Antlitzes und ihres Auges gewandelt!

Die mädchenhafte Schmale des Ovals war verschwunden — eine angenehme, rosige Fülle hatte sich dafür eingestellt. Alle Hilfsmittel der Toilettenkunst durfte sie verschmähen — ihr Teint war wie aus Milch und Blut gemischt; ihre Haut war wie ein weißes Rosenblatt glatt und frisch — ihre Gestalt war die anmutigste Vereinigung von Schönheit und Kraft. Aber dieses entzückende Frauenantlitz sah nie harmlos aus — man hatte immer den Eindruck, als ob sie eben jetzt photographiert werden solle, um in einer Gallerie berühmter Frauenschönheiten ausgestellt zu werden. Nicht daß sie posierte oder irgend eine Affektation äußerte; aber jeder unbefangene Beobachter sagte sich, wenn er den Blick auf ihr ruhen ließ: Dieses herrliche Weib denkt in diesem Augenblick durchaus nicht an den, mit dem sie spricht, oder an das, was sie sagt — sie hegt Gedanken und Pläne hinter ihrer matt leuchtenden Stirn, welche über diesen Mann und dies Thema hinausgehen — Wort und Person sind ihr nur Mittel zum Zweck. Und doch verargte der Beobachter ihr dies nicht, sondern empfand vielmehr den lebhaften Wunsch, an des andern Stelle vor ihr zu sitzen, mit ihr zu sprechen, ihr Lächeln zu empfangen, von nahem in die klugen, gedankenvoll-kühlen Augen, die so ungewollt bestechend blickten, zu schauen.

Die Schönheit seiner Frau war es, welche Breyings Glück machte, die Welt in sein Haus zog — er selbst war in diesem Kreise ein liebenswürdiges Nichts — man hielt ihn für unbedeutend, weil seine Produktion der Tiefe ermangelte — man ahnte nicht, welch ein Genie er war, der geborene König all dieser geistreichen, gelehrten und verdienstvollen Männer!

Aber seiner Frau zuliebe that man vieles, was ihm zu gute kam; wiewohl niemand auch nur mit dem geringsten Schein der Glaubhaftigkeit sich irgend eines besondern persönlichen Entgegenkommens von seiten der jungen Gräfin hätte rühmen können — ihr Ruf blieb über jeden Zweifel erhaben, wie sehr sie auch umworben ward. —

Das dritte Ereignis war des Kommerzienrats Tod.

Unter Astas Pflege hatte der alte Herr seine Augen geschlossen; seine drei Kinder umstanden sein letztes Lager, Asta, die Prinzessin Fedora — einst Fritzi — von Cretzulesco, Franz, der von Hohenheim telegraphisch herbeigerufen worden war, ebenso seine beiden Schwiegersöhne Marenholz und die südosteuropäische Excellenz. Sein Vermögen fiel zu gleichen Teilen an seine drei natürlichen Erben. Für seine Arbeiter war ausgiebig gesorgt — die Fabrik sollte unter Leitung des bisherigen Betriebsdirektors, des alten Prokuristen und des Rechtsanwalts, welche seit langen Jahren Eberhard Graafs Interessen vertreten, fortbestehen, bis etwa dieses Kuratorium die Überzeugung gewonnen, daß Franz imstande sei, sie zu übernehmen — mindestens aber die nächsten fünf Jahre.

Dieser Trauerfall in der Familie nötigte auch Annie, einige Zeit Reserve zu beobachten.

Zur Beerdigung war Heinrich Graaf herübergekommen — freilich nur auf einen halben Tag und war sofort wieder hinübergefahren, sobald er sich Anstands halber entfernen konnte. Bergholz war mit der Zeit seine Heimat — seine Nichte und deren Mann seine Familie geworden. In Berlin hatte ihn von den Fernerstehenden bei der Trauerfeierlichkeit niemand erkannt — er war still an Breyings Seite gegangen — man hatte das greise, verfallene Männchen

ruhig gehen lassen und sich nicht weiter um ihn gekümmert. Seine Tochter hatte er nicht gesehen — sie war aus Gesundheitsrücksichten zu Haus geblieben, ihr Vater aber war nicht zu ihr gekommen — hatte er ihr eben doch erst den Brief geschrieben, welcher sie zur Sparsamkeit mahnte; und so wollte er allen etwaigen Erregungen aus dem Wege gehen.

Asta und Marenholz blieben für einige Zeit in Berlin und nahmen dazu in der Tiergartenvilla Quartier.

Es war Asta geradezu ein Bedürfnis, hier eine Zeitlang mit ihrem Gatten allein und ungetrennt zu leben — denn seit der Papa so schwach geworden, war sie beständig zwischen Bergholz und Berlin hin und her gefahren, hatte kaum je einmal drei Tage hier oder dort festgesessen. Da hatten die Gatten die Fühlung zu einander ein wenig eingebüßt. Dazu drückte auf Marenholz' Stimmung sein Gast und Hausgenosse Heinrich Graaf mehr, als ihm und Asta klar wurde. Gerade in diesem Sommer, da seiner Gattin guter und stärkender Einfluß ihm fehlte, war der stille Verkehr mit dem Greise für ihn unheilvoll gewesen.

Oft, wenn der alte Herr stumm auf einer Bank im Garten saß und grübelte, fühlte Marenholz einen Stich in seinem Gemüte, etwas wie einen Vorwurf, daß er leichter mit dem, was ihn drückte, fertig geworden; begrabene Selbstanklage erstand auf; es zog ihn zu dem einsamen Greise, der sich und der Welt *nicht* vergeben konnte — er nahm dann wohl neben ihm Platz, versuchte ein Gespräch anzuknüpfen, das bald einschlief, und saß nun ebenso stumm voll quälender Gedanken bei ihm, verlor den neuen Mut, den er gefaßt hatte.

Jener verzehrte sich langsam in seinem Gram — er aber wagte es, resolut weiterzuleben, die Hände nach dem Glücke auszustrecken!

Asta hatte ihn fortgerissen damals — er hatte ihr heilig versprechen müssen, zu leben — aber dies Versprechen war zu Unrecht gegeben und genommen: Ein Adliger, ein Offizier, der sein Ehrenwort falsch abgegeben, muß sich eine Kugel durch den Kopf schießen, darf sich nicht auf Kompromisse einlassen — eine andere Logik gab es für ihn nicht, seitdem er einst denken und fühlen gelernt, gab es für ihn nicht, seitdem er jetzt wieder durch die trübselige Nähe des alten Mannes in die Vergangenheit zurückgestoßen wurde.

O, wie er Asta entbehrte in diesem Sommer! Wenn sie zurückkam aus Berlin, zog mit ihr das Leben, das Glück, das Licht wieder in sein Haus, in seine Seele ein — ging sie, war alles erloschen. Und doch hütete er sich, sie sehen zu lassen, was in ihm vorging — gern hätte er Erleichterung bei ihr gesucht, aber er vermochte seine Scheu vor einer Aussprache gerade über dieses Leid nicht zu überwinden.

Sie sah wohl, daß sich Schatten in sein Auge legten, allein bei ihrem zwischen Berlin und Bergholz geteilten Leben fand auch sie nicht die rechte Zeit und Stimmung zu einer gedeihlichen Aussprache, und sie erkannte nicht, wie rasch und drohend die dunkle Wolke wuchs und näher kam.

Nun aber hatte sie ihren Gatten bei sich in Berlin — nun meinte sie, würde der Druck, den des Onkels Verkehr auf ihn geübt, weichen, ohne Worte und Erklärungen würde sie imstande sein, wieder zu scheuchen, was auf ihm lag.

Da geschah es, daß Marenholz bei Gelegenheit des Begräbnisses einen seiner besten Freunde aus der alten Zeit wiedertraf, seinen inzwischen verabschiedeten und ergrauten Oberstleutnant, den jetzigen Oberst von Ostley.

Der Oberst war mit Josefs Vater durch die innigsten Bande der Jugend- und Mannesfreundschaft verbunden gewesen und hatte seine Neigung auf den Sohn übertragen.

Bei Marenholz' jähem Abschied war dies Band gesprengt worden — jetzt bei der Begegnung am Grabe des Kommerzienrats, in dessen Hause auch Ostley verkehrt, knüpfte es sich ohne weiteres wieder, einfach durch den stummen Händedruck, den die Männer tauschten.

Es verstand sich danach von selbst, daß Joseph den alten, väterlichen Freund aufsuchte, daß dieser zu ihnen kam, seine einsamen Tage und Abende durch den Verkehr mit dem jungen Paar angenehm unterbrach.

Und die Frage, welche Joseph im stillen fürchtete, kam schließlich auch, wie sie wieder vertrauter miteinander plauderten: „Nun sage endlich einmal, mein lieber Junge, warum hast du im Grunde damals so plötzlich quittiert?“

Marenholz hatte die Antwort vorbereitet. Wie er sich zur peinlichsten Wahrhaftigkeit erzogen, wich er nicht aus, sondern erklärte mit plötzlich verfinstertem Gesicht:

„Bitte, erlassen Sie mir den Grund zu sagen. Er ist nicht ehrenhaft für mich. Ich fühlte mich nicht mehr imstande, des Königs Rock zu tragen."

Im äußersten Erstaunen fuhr der Oberst auf, blickte starr in Josephs Augen, die sich vor ihm senkten, und sprach unvermittelt von etwas anderm.

Die kleine Scene war von nachhaltigstem Einflusse auf Josephs Entschließungen, der sich nur verstärkte, als Ostley in der nächsten Zeit seine Besuche bei ihnen merklich einschränkte und, wenn er da war, eine gewisse leise Gezwungenheit in seiner Haltung nicht ganz zu unterdrücken vermochte. Erst allmählich bahnte das alte Verhältnis sich wieder an.

„Er hätte nicht gelebt," sagte sich Joseph. „Er hätte es nicht gethan, auf jede Gefahr hin nicht gethan, wenn aber doch in einem Augenblick besonderster Erregung, dann hätte er es nicht überlebt!"

Dagegen vermochte auch Asta in diesen Tagen nichts. Joseph fühlte peinlich, welcher Abgrund ihn von jenem alten Ehrenmanne trenne und wußte sich darüber nicht hinwegzusetzen. So drängte sich ihm der Gedanke auf, er schulde dem väterlichen Freunde die volle Wahrheit, damit jener entscheide, ob er länger in seinem Hause verkehren könne oder nicht.

Wohl merkte Asta, daß ihr Gatte mit schweren Gedanken und Entschlüssen rang, allein sie merkte auch, daß er es jetzt bereits vermied, mit ihr allein zu sein, ihr Wesen versöhnend auf sich wirken zu lassen; sie beschloß nun, die aufgeschobene Aussprache herbeizuführen — doch verzögerte sich die passende Gelegenheit dazu, da auch sie von der Auseinandersetzung mit ihren Geschwistern lebhaft in Anspruch genommen wurde und Joseph sich ihr unter allerlei Vorwänden entzog. Und ehe sie noch die rechte Zeit und Stunde gefunden, hatte bereits das entscheidende Gespräch der Männer statt.

Joseph ging zu dem Obersten so feierlich und schwer, wie der Büßende vor seinen Gewissensrichter tritt — es hatte ihn überwältigt — er mußte es aussprechen, damit es ihn nicht erdrücke. Und die Antwort hatte er sich selbst bereits gegeben, wußte, daß auch sein Beichtiger ihm keine andre würde geben können.

Oberst von Ostley war in allen Dingen ein milder Mann — in einem Punkte aber war er unerbittlich: „Ehre verloren — Alles verloren!"

Er hörte den jungen Mann, den er wie einen Sohn liebte, ruhig an — erwiderte ihm nichts, als:

„Gut, du hast dich nicht erschossen, du hast Pflichten auf dich genommen, deinem Weibe gelobt zu leben: also lebe, du mußt es, mußt sehen, wie du es trägst, wie du damit auskommst. Da du aber deine Frau nicht mitleiden lassen darfst, mußt du auch danach trachten, deine altpreußische Anschauung von Offiziersehre aus deinem Blute zu tilgen. Geh nach Amerika, England, der Schweiz, Afrika — irgend wohin, wo man anders denkt, assimiliere dich den Leuten dort. Es sind auch Menschen, sind auch brav, sind aber in anderen Ansichten aufgewachsen. Da wirst du am ehesten damit fertig werden. Den preußischen Adel würde ich ablegen. Und nun, mein armer Junge, lebe wohl. Was du mir gesagt hast, ist vergessen. Aber ich meine, wir werden uns nicht gut wiedersehen können — mein Anblick würde dir peinlich sein nach dem, was wir heut verhandelt!"

Er drückte ihm die Hand und Joseph ging. —

Am nächsten Tage, als Joseph heimkam, fand er Karten vor, welche der Oberst bei ihnen zu einer Stunde, da die Gatten gewöhnlich nicht daheim waren, abgeworfen.

Es waren Abschiedskarten.

Zwei Tage später schrieb er ihnen beiden von Wiesbaden aus — er habe eine kleine Luftveränderung zur Kur vorgenommen, sei durch einen durchreisenden alten Kameraden zu raschem Entschlusse, plötzlicher Abreise veranlaßt worden und habe sie nicht mehr daheim getroffen — sende ihnen schriftlich seine Abschiedsgrüße.

„Es ist wahr," dachte Joseph, „er lügt nicht, er erwartete den Obersten Hoffmann, der sich in Wiesbaden auskurieren will — und es ist doch deutlich, deutlich genug!"

Der alte Mann drückte ihm die Pistole in die Hand.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schafaustrieb. Nach dem Gemälde von Ernst Meißner.
(Aus der diesjährigen Internationalen Kunst-Ausstellung zu Berlin.)

„Joseph, warum verbringst du deine Tage und einen so großen Teil deiner Nächte außer dem Hause? Was habe ich dir gethan, daß du dich mir entziehst?“

Mit dieser geraden Frage trat Asta am Tage, da sie den Brief aus Wiesbaden erhalten, vor ihren Gatten, entschlossen, ohne Rücksicht darauf, ob sie und er in der rechten Stimmung wären, den Versuch zu einer Wiederherstellung des alten Verhältnisses zu machen, welches ihnen so rasch und anscheinend grundlos verloren gegangen.

Joseph hatte in Gedanken an seinem Schreibtisch gesessen, müßig über einem leeren Briefbogen — er erhob sich schnell, ging ihr entgegen, ergriff ihre beiden Hände und sah ihr mit einem tiefen Blick voll hilfloser Seelenqual in die Augen.

„Gute, liebe Asta,“ bat er, „heut nicht! bitte, heut nicht! Zu Haus bei uns — laß uns da mit einander sprechen. Und willst du mir eine Liebe thun, so laß packen — ich kann nicht mehr in diesem Berlin bleiben — ich muß nach Haus, heim, zu uns, zu dir, nach Bergholz!“

„Gut, Joe!“ erwiderte sie. „Heut ist es schon zu spät — wir wollen morgen mit dem Mittagszuge reisen — ich werde bis dahin mit allem fertig sein — ich will und muß es, denn ich sehe, du wirst hier melancholisch! Gehst du heut Abend aus oder wirst du zu Haus sein?“

„Ich weiß nicht, Kind. Ja, ich gehe, nein, ich bleibe — ach Asta, laß, ich weiß noch nicht! Ich komme nachher noch hinüber zu dir!“

— — — — — — — — —

Am nächsten Morgen — es war gegen neun Uhr — strich Marenholz bleich und übernächtig durch die Alleen des Tiergartens in jener abgelegenen Partie am neuen See, welche um diese Zeit noch völlig tot ist.

Es waren gestern Abend Gäste gekommen — er hatte mit Kopfschmerzen unruhig ein paar Stunden geschlafen — war schon lange auf, hatte daheim einen Brief geschrieben, der immer wieder zerrissen worden, der zuletzt doch gelungen war und an Asta adressiert nun auf seinem Schreibtische lag.

Er überlegte, wie Alles gekommen. Er hatte doch selbst geglaubt, überwunden zu haben — da, der alte Graaf, der hatte mit seinem unglückseligen Beispiel ihn angesteckt, zum Grübeln gebracht, sein Gemüt aus der Ruhe, welche es schon gefunden, wieder aufgeschreckt. Dann die Übersiedelung nach Berlin, wo alle Erinnerungen lebendig wurden, jeder Schritt, den er that, ein Schritt in sein altes Leben zurück war; der Verkehr mit dem Obersten, das Wiedersehen mit seinen Kameraden, die Villa, der Garten, die Wege des Tiergartens, es war nicht anders möglich gewesen, als daß die Zeit vor dem Ereignisse, das Ereignis selbst, sein Seelenzustand nach demselben wieder in ihm auflebten, als sei Alles gestern erst geschehen.

Die Pflicht gegen Asta — gewiß, er *wollte* nicht unterliegen, er *verstand* wohl, daß er es nicht dürfe: aber Verstand und Willen sind schwach, wenn das Gemüt mit seiner dunklen Macht uns zu einer That drängt.

Bei Tage fand er die Widerstandskraft — die Nacht aber war seine Herrin, überwand ihn — der heutige Morgen sollte den Ausgang des stillen Kampfes, sollte sein Unterliegen sehen.

Er nannte sich feig, daß er seinem Weibe nicht anders lohnte, daß er zu ihrem Schmerze um den Vater den neuen fügen wollte — es lag aber ein Druck wie ein Alp auf seiner Seele, der ihn dazu zwang — die Gewalt der Empfindung, die unwiderstehliche Expansion der so lange niedergedrückten Empfindung verletzter Ehre drängten jede andere Regung aus seiner Seele.

Da, wie er willenlos durch die einsamen Gänge wandelte, auf der Suche nach einem geeigneten Platz, kreuzte er den Reitweg.

Pferdegetrappel näherte sich rasch — er machte Halt.

Es war eine Dame und ein Herr, wie er hinsah — auf einen erstaunten zweiten Blick erkannte er Fritzi — die Prinzessin Fedora vielmehr — und an ihrer Seite den Major Kahimadjuga, einen Herrn von der japanischen Gesandtschaft. Die beiden waren in einem eifrigen, erregten Gespräch, in welchem der jungen Dame Augen und Wangen glühten, hatten schlecht Acht auf Pferd und Weg — Joseph wußte den Inhalt ihres Gesprächs, ohne daß ein Wort davon in sein Ohr gedrungen — und ein plötzlicher Ekel ergriff ihn.

Da sah ihn Fedora, lächelte ihm zu, hatte einen ungenierten burschikosen Gruß mit der Reitgerte für ihn, legte leicht einen

Finger auf den Mund, um ihm Verschwiegenheit anzuempfehlen, und sprengte vorüber.

Joseph stand, blickte ihr nach und seine Empfindung des Ekels steigerte sich zu dem Grade, bei dem wir nicht mehr uns veranlaßt fühlen, das Leben als einen Unwert von uns zu werfen, sondern bei dem es uns mit einem Male gleichgültig wird, ob wir weiterleben oder sterben, weil beides der Aufregung darum nicht zu lohnen scheint.

„Es leben Schlechtere als ich!" sagte er sich. „Warum also das arme Weib so in den Tod betrüben, welches so viel für mich gethan und jetzt zu Haus packt, um mich wieder aus dieser Hölle Berlin herauszuführen in ein reineres Dasein!"

Er zog langsam die Waffe aus der Brusttasche, ging hinüber an den Rand des Wassers und schleuderte sie hinein.

„Hatte ich ganz die Besinnung verloren?" schalt er sich dann. „Hier, hier, wie ein durchgebrannter Kommis, im Tiergarten, auf öffentlichem Wege wollte ich — — Nein, nein, sollte es ja sein, so will ich es wenigstens ohne Eklat thun — auf Bergholz — ein Jagdunfall — da wird sie es leichter tragen — — —"

21. Kapitel.

Es gab Annie doch einen Stich in das Herz, als sie ihren Vater wiedersah — zum ersten Mal in fast Jahresfrist, zum ersten Mal seit ihrer Hochzeit.

Wohl hatte sie gehört, daß er zusammengefallen sei — so aber hatte sie ihn sich nicht gedacht.

Und doch — und doch — sympathisch war ihr der Anblick nicht, den er bot — das leise Weh des Tochterherzens in ihr ward erdrückt durch die unangenehme Empfindung der Gräfin Breying, daß gerade *ihr* Vater so eine klägliche, verkommende Erscheinung war verglichen mit all den Männern voll Eleganz, geistiger Bedeutung und Vornehmheit, welche sie seit Monden umdrängten, in deren Kreis sie die Königin war, während sie diesem armen Greise da nicht viel anders denn als eine Bettlerin nahte.

„Wenn er so zu uns käme, wie sehr würde er sich und mich lächerlich machen, dem Spott aussetzen!" Dieser Einfall zog ihr durch den Sinn — und sie war zufrieden, daß er sich dies einsame Gut als Schlupfwinkel ausgesucht.

Sie war trotz ihres leidenden Zustandes mit dem ersten Morgenzuge herübergekommen — ohne Ahnung, daß auch Asta und ihr Gatte heute Mittag von Berlin zurückerwartet würden.

Ihr Mann hatte sie nicht geleitet, sie nur ins Koupee gesetzt — er meinte, ihre heutige Mission an ihren Vater schließe seine Gegenwart aus.

Sie kam als Antwort auf seinen zur Sparsamkeit mahnenden Brief, kam, um durchzusetzen, daß er ihre Rente beträchtlich erhöhe. Erst heut früh hatte Heinrich Graaf den Brief erhalten, worin sie ihm ihre Ankunft anzeigte und gleichzeitig bat, sie von der Station im Wagen abholen zu lassen, da das Gehen ihr in ihrem Zustande schwer fiele.

Der alte Mann hatte nicht mehr Zeit gehabt, ihren Besuch abzulehnen — konnte nur eben noch um den Wagen bitten.

Aber wie er dann im Vorgarten saß und ihr entgegenharrte, hatte sein armes Herz doch zu wallen begonnen — endlich, endlich kam sein Blut wieder zu ihm! Johannes' alle vierzehn Tage unter großer Strapaze und zweimaliger Nachtfahrt aus Hannover wiederholter Besuch machte ihm lange nicht den Eindruck, den das Kommen dieses ihm verlorenen Kindes machte, obwohl er sich's zu verhehlen trachtete. Er bangte vor ihr, er sehnte sich im Geheimen nach ihr, er suchte, ein hartes, mürrisches Gesicht aufzusetzen und doch ging ihm in aller Herzensbeklommenheit eine helle Freudensonne auf, als er sie draußen vor dem Gartenthor aus dem Wagen steigen und in all ihrer Schönheit auf sich zukommen sah.

Und zumal erzitterte sein Herz, als er ihre Erscheinung musterte und bemerkte, wie diese sich in der allerletzten Zeit verändert.

Wie er aber mit seinem schärfsten Blick in ihr Angesicht spähte und darin die Empfindungen las, welche seine Erscheinung ihr verursachte, da war ihm, als griffe eine Hand der Vereisung in seine Brust, die Hand des Todes — und seine geheime bange Freude wich in jähem Übergange der bittersten Wehmut — eine fast furchtsame Ahnung des kommenden durchzuckte ihn: ‚Vornehme, schöne, herzlose Frau, bringe mir altem Manne nicht den Tod!'

Sie setzte ihr gewinnendstes Lächeln auf, wie sie ihm die Hand bot. ‚Eine Grimasse der Falschheit,‘ dachte er, aber diese Grimasse war so lieblich, so bestechend, er erwiderte sie durch einen freundlichen Blick.

„Verzeih, Papa, daß ich so lange gezögert, dich hier aufzusuchen,“ bat sie, „aber du siehst wohl, was mich in der letzten Zeit hinderte!“

‚Eigentümliche Logik — warum hätte sie nicht vordem kommen können?‘ dachte er — sagte aber mit dem mildesten Ton seiner Stimme: „Es thut nichts, mein Kind!“

Dann saßen sie nebeneinander auf der Bank im Vorgarten in der vollen Sonne, die im Herbst so warm ist, wie der Schatten kalt — und sprachen von allerlei, nur nicht von dem Grunde ihres Kommens.

Sie lobte und rühmte ihren Mann, sie übertrieb die Stellung, die er in der Welt einnahm, sie ließ die vornehmsten Titel und berühmtesten Namen, welche bei ihnen verkehrten, durch Seitenpförtchen achtlos in das Gespräch einfließen.

Sie glaubte ihm damit zu imponieren und zu schmeicheln — aber des alten Mannes Empfindungen waren jetzt die denkbar engsten, rein persönliche, sein Verhältnis zu den wenigen, zu den vier Menschen, die ihm noch etwas waren, Asta, Johannes, Joseph, Annie — Alles andre war in ihm erloschen — Schmerzen machen egoistisch. Daß sein Schwiegersohn durch der Excellenz X. und des Geheimen Hofrats Z. Besuch ausgezeichnet worden, daß der dilettierende Prinz Y. seiner Tochter Komplimente gemacht — war ihm vollkommen gleichgültig.

Alles, was er dazu zu bemerken hatte, war der furchtsam-ironische Einwurf:

„Also dieser Verkehr kostet Euch so viel Geld?“

„Gewiß, Papa,“ nahm Frau Annie das auf diese Weise von dem alten Herrn selbst angeschlagene Thema auf, „gewiß, vorläufig kostet es nur — allein Leo's Name kommt auf diese Weise am raschesten in aller Leute Mund — er wird schneller berühmt, als wenn er sich nur auf seine Arbeiten und Leistungen stützte. Und später — in kurzer Frist — kommt auch das Geld wieder ein, wenn man die Dinge von diesem untergeordneten Standpunkte aus betrachten will — ein ‚berühmter‘ Schriftsteller wird zehn-, ja zwanzigmal so hoch bezahlt, als einer, der *nur* ‚etwas leistet‘!“

Heinrich Graaf schwieg.

„Die Welt ist einmal so!“ fügte sie hinzu.

Es entstand eine Pause.

„Warum hat dein Mann seine Stellung aufgegeben?“ fragte dann der Vater.

Annie errötete, zögerte mit der Antwort.

Der alte Mann ward aufmerksam, blickte nicht mehr den Vorgarten hinunter, die Buchsbaumgänge entlang, zwischen denen die letzten Astern blühten — sondern warf einen scheuen Seitenblick auf seiner Tochter Gesicht und sah, daß sie in ihren Gedanken ausholte, wie zu einem Schlage.

„Er *mußte* es,“ sagte sie leise, „um meinetwillen — mein Name brachte ihn um sein Brod!“

Heinrich Graafs Antlitz ward fahler, als welkes Laub.

„Deswegen!“ würgte er heraus.

Er wußte nun, sie war gekommen, ihm dies zu sagen und damit eine Geldforderung zu motivieren. Und er saß da, unterdrückte das Ächzen seines gepreßten Herzens, war zu stolz, sie merken zu lassen, wie unsäglich er litt, fragte weiter:

„Und deswegen habt Ihr nun das Kapital angreifen müssen, das ich dir mitgegeben?“

„Ja!“

„Und was soll werden, wenn Ihr über's Jahr oder über zwei Jahre damit zu Rande seid?“

„Oh, bis dahin hat Leo seine Karriere vollendet, das Geld fließt ihm in Strömen zu!“ erwiderte sie zuversichtlich.

„Wenn nun aber nicht?“

„Lieber Papa, zürne mir nicht, wenn ich gestehe, daß wir es verschmähen, uns darum Sorgen zu machen!“

„Ihr denkt, bis dahin bin ich tot!“ stieß er hervor.

Sie drückte ihr Spitzentuch, das sie sehr gelegen in der Hand hatte, an ihre Augen.

„Nicht doch,“ bat sie mit gerührter Stimme, „sprich doch so etwas nicht so hart aus. Errege dich und mich nicht so, lieber Papa; dir schadet es, und mich hat der Arzt vor Gemütsbewegungen dringend gewarnt.“

Die Geschicklichkeit dieser letzten Bemerkung erbitterte ihn vollends.

„Wozu bist du heut hier?“ fragte er, und seine Augen flammten groß und schwarz, wie in der Zeit seiner Kraft, als er sie bei dieser Frage fest auf ihr Gesicht richtete.

Sie brach in Schluchzen aus — schlug das Tuch vor das Antlitz: „Bitte, bitte, Papa, keine Szene, schone mich!“

„Ich thue dir nichts, mein liebes Töchterchen,“ erwiderte er in einem eigentümlichen Flüsterton, der sich heiß aus keuchender Brust losrang, „ich entschleiere dir nur die Absichten, mit welchen du hierher gekommen bist. Und das — kann dich ja — nicht umbringen!“ Er hielt inne, unwillkürlich preßte er die gefalteten Hände auf die Brust, ein Gestus, den Annie nie an ihm bemerkt und der ihr ebenso auffiel, wie daß sein aschfahles Gesicht plötzlich rot zu glühen begann. „Du willst mir zu verstehen geben“, fuhr er fort, „daß ich den Namen Graaf entehrt habe — ein Dieb bin — Einer, der gesessen hat — daß ich jetzt wenigstens Geld herausrücken müsse, recht viel Geld — um euch zu entschädigen, daß ihr nun einmal mit mir verwandt seid — nicht wahr, so ist es? Du hast es dir nur vielleicht noch nicht so recht klar gemacht, daß du das wolltest — aber du glaubtest doch — du kämst mit einem Recht, zu fordern — welches Recht hättest du sonst an mich? Keins!“ Er schwieg und rang nach Atem.

Annie saß still weinend.

„Du drückst es alles so hart aus, Papa, — aber du hast recht,“ begann sie nach einer Pause, „hast recht, wenn du voraussetzest, ich käme mit einer Bitte — —“

„Und was gäbe dir — den Mut, mit dieser ‚Bitte‘ — zu kommen, wenn du nicht dächtest: — der Alte muß ja — ein Mann in seiner Lage — er darf sich ja nicht weigern — im Notfall trumpft man ihm mit seiner Schande auf!“

Seine Stirn glühte, seine Augen drohten aus den Höhlen zu treten; man sah, es kostete ihm gewaltsame Anstrengungen zu sprechen, aber er überwand den Krampf in seiner Brust und brachte seinen Satz zu Ende.

Da ließ Frau Annie das Tuch sinken und erhob sich mit entschlossener Geberde, richtete sich ganz auf und rief:

„Papa — wie kannst du mich so beschimpfen, wie kannst du mir so empörende Gesinnungen zutrauen!“

Aber ihre Pose war nicht die ehrlicher Entrüstung, hatte etwas Gewolltes, Schauspielerisches.

Auch Heinrich Graaf fuhr auf — stemmte die beiden Fäuste auf den Gartentisch, der vor ihm stand, versuchte zu sprechen, aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken.

Doch sein Drang zu reden meisterte die Atemnot.

„Nicht beschimpfen — nicht beschimpfen! Der Wahrheit den Schleier vom Gesicht reißen — dir das nackte Gesicht der Wahrheit zeigen!“

„Du und er — ihr seid im Bunde — er der Verstand — du die ausführende Hand! Damit ihr euch heiraten konntet — mußte ich ehrlos gemacht werden — der Aristokrat mußte seine — Rache haben an meinem Bürgerstolz! — Damit ihr die Mittel erhaltet zu dem Leben, das ihr begehrt — muß ich umgebracht werden!“

Stoßweis kam Phrase um Phrase — seine Gedanken fuhren wild umher, den stärksten Ausdruck zu finden für seine Idee. Plötzlich fiel ihm ein Bild aus der Geschichte ein, das neulich ein Maler mit erschütternder Großartigkeit gemalt, das er in einem von Astas illustrierten Journalen gesehen:

„Wäre ich jener arme König Tullius von Rom, auch für euch würde der Weg zu eurem Ziel über meine Leiche gehen!“

Das war ein Vergleich, wie er ihn nie gefunden, als in dieser Herzensnot der letzten Aussprache, in der sein ganzes Wesen sich gewaltig steigerte.

Die furchtbare Wahrheit dieses Vergleiches traf Annie mitten ins Herz. All ihr Thun lag plötzlich erhellt vom fahlen Lichte dieses Gedankenblitzes vor ihr — ein Schauer der Reue überrieselte sie — allein, wie sie in dem letzten Jahr unter ihres Gatten Einfluß geworden war, vermochte sie sich gegen diese niederschmetternde Empfindung nicht anders zu wehren, als indem sie sich verhärtete — wie ein Felsenberg, der eruptiv aus dem Meere wächst, erhob sich plötzlich in ihrer Seele riesengroß die kieselharte siegende Selbstsucht — sie fühlte sich wie fortgerissen und getragen von den mächtigen dunklen Schwingen des Genies der That — ihre Augen glänzten in zornigem Trotz hell wie Stahl auf den kleinen welken Greis hernieder — sie konnte

nicht anders und wußte es kaum und stieß ein hartes lautes Wort heraus:

„Ja, König Tullius!“

Dann schloß sie die Augen und blieb tiefatmend stehen. Denn es war ihr, als wolle Hays und Garten sich um sie zu drehen beginnen.

Erst das jammervolle Ächzen, das ihr antwortete, brachte sie wieder zur Besinnung, sie ward sich bewußt, welch grausamen Streich sie auf ihn geführt; heiße Thränen stürzten ihr aus den Augen, sie rang die Hände gegen ihn und flüsterte:

„Verzeihung, Verzeihung, lieber Vater, o Verzeihung!“

Es hatte ihn getroffen mit der vollen Wucht der letzten unerbittlichen Konsequenz jenes Richterspruches, der ihn bürgerlich vernichtet fast an gleichem Tag zu gleicher Stunde ein Jahr vorher. Es war sein Todesstreich gewesen — er brach zusammen — die Arme knickten, die ihn auf den Tisch stützten — er drohte zu fallen.

Annie erschrak heftig, als sie ihn so wanken sah.

Seine blasse Stirn perlte von Schweißtropfen, sein Kopf bog sich hintenüber, die grauen Halsmuskeln sprangen wie Schnüre scharf heraus, die Augen flimmerten in Todesangst, die Nasenflügel arbeiteten, es zischte, pfiff und schnurrte in seiner Kehle und mit äußerster Anstrengung brachte er fast knirschend die Worte heraus:

„Hilfe, Hilfe, sie mordet mich!“

Plötzlich war der Anfall vorüber — er sank erschöpft in die Bank zurück und that einige tiefe, stöhnende Atemzüge.

„Friede, Friede!“ bat er mit der Stimme eines Sterbenden, sobald er wieder reden konnte. „Laß mich! nimm das Geld, nimm es, wenn ihr meinen Tod nicht erwarten könnt! Geh, rufe mir den Inspektor — nein, der ist auf dem Felde — rufe einen Menschen, einen Menschen, nur nicht meine Tochter, nur nicht die Harpyie — warum, warum schon heut? Ihr habt doch noch, habt doch noch auf ein Jahr, wenn ihr auch noch so toll verschwendet? Ach so, ich verstehe — du willst vorsorgen, für dein Kind, falls du vor mir stirbst — du traust dem Geschick nicht, es könnte mich an euch rächen — recht so, recht so — ich will alles geben, alles hingeben — nur fort von mir — geh, hole einen Menschen, die Köchin, einen Menschen — ach, es kommt wieder! Geh doch! Ach, ach, ach!“

Und der Anfall begann von neuem — die heftige Gemütserschütterung hatte seine Nerven zu stark in Anspruch genommen.

Annie stand erschüttert, wußte nicht, was beginnen.

Sie befanden sich vor dem Hause — rings um sie lag Garten, Gutsstraße und das anstoßende Stoppelfeld in vollster sonniger Einsamkeit — kein menschliches Wesen war in ihrer Nähe und das Haus schien ausgestorben — alle Jalousien waren vor der Sonne geschlossen — sie wußte nicht, ob jemand drinnen in den Zimmern war und kannte die Räumlichkeiten nicht.

„Geh herum, um das Haus,“ stöhnte der alte Mann, den der Krampf heftiger, als zuvor gefaßt, „hinten — in der Küche — die Köchin — soll Wasser bringen — soll kommen — eile dich — ich sterbe — —“

Und Annie entfernte sich eilig durch den Garten am Hause entlang und suchte die Hinterseite desselben zu gewinnen.

Der Schreck über den Zufall hatte sie furchtbar angegriffen; sie fühlte ihre Füße so schwer, fühlte eine plötzliche Eiseskälte ihren Körper durchströmen, als wiche das Leben von ihr, ein seltsamer Schwindel ergriff sie — — sie war froh, als sie den Weg um das Haus mit Aufbietung aller Kraft zurückgelegt und die Küche gefunden.

Die alte Köchin reichte ihr Wasser und ihr ward wohler.

Dann gingen beide eilends, nach dem Greise zu sehn.

Als sie zu ihm kamen, saß er schon wieder still auf seiner Bank — der Anfall war bereits vorüber.

Begierig trank er das Wasser, welches man ihm bot und schickte dann die Magd fort — er wollte mit seiner Tochter noch ein wenig allein sein, ehe Asta und Joseph ankämen.

Er sammelte seine Kräfte für das, was er noch zu sagen hatte, ehe sein Kind ihn wieder — vermutlich wiederum auf lange Zeit verließ.

Und als er dann reden konnte, sprach er nicht mehr von dem Vorangegangenen, sprach er nur von Breying.

Annie saß schwer in ihrem Gartenstuhl zu seiner Seite. Die Erregung war zu stark und zu unerwartet gewesen — sie hielt

ſich mit Mühe aufrecht — wie vorher auf dem kurzen Wege war ihr, als drehte ſich Himmel und Erde um ſie.

Der alte Mann aber war zu ſehr von ſeinen Gedanken in Anſpruch genommen — er ſah nicht, wie bleich ſie plötzlich geworden, wie tiefe Ringe ſich um ihre Augen gelegt, er blickte ſtarr vor ſich nieder zur Erde, auf den grünen Gartentiſch oder hinaus in die Wipfel der fernen hohen Bäume an der Gutsſtraße.

„Ich bin zu hart geweſen — du biſt nicht die, welcher ich grollen ſollte," ſagte er, „dein Gatte hat dich geſchickt! — — Geſchickt — nein! Er hat nur in dir den Entſchluß angefacht, zu mir zu fahren, mir eure Lage zu ſchildern, von mir zu fordern. Ich kenne ihn jetzt. Und du wirſt ihn auch noch kennen lernen. Ich will dir die Augen nicht öffnen — er wird es mit der Zeit ſelbſt thun. Er war es, welcher die beiden Schurken zum Bezirksanzeiger geſchickt hat und die Intrigue in die Wege geleitet — er war es, der die Flamme wieder anſchürte durch ſeine ungeſchickt entſchuldigenden Artikel in der *** Zeitung, als die Anklage des Winkelblättchens unter den Tiſch zu fallen drohte, jene Artikel, welche die Welt erſt aufmerkſam machten auf die obſkure Denunziation. Dann ließ er den Dingen ihren Lauf — er hatte nicht mehr nötig, weiter Hand anzulegen. Und warum hatte er alles ſo trefflich inſceniert? Er wollte dich — deine Hand, dein Geld — er wußte, ich würde es nicht zugeben, ehe ich nicht ganz am Boden lag. Haſt du nie die Empfindung gehabt, er wolle meine unſelige Lage zu gunſten eurer Verbindung ausnutzen?"

Ein halbunterdrückter Angſtſchrei des jungen Weibes antwortete ihm — aber wie er aufblickte, hatte ſie die Hände vor das Geſicht geſchlagen — er ſah nicht den wehezerriſſenen Ausdruck ihrer Züge.

„Ich will nichts weiter ſagen," ſchloß er, „alles andre kannſt du dir ſelbſt zuſammenreimen. Du biſt in dieſem Augenblicke das Leben, die Kraft — ich bin der Tod — du könnteſt es tragen, was ich dir anthue — ich aber will dich ſchonen — ich freilich kann es nicht verwinden, daß du heut ſo zu mir kamſt und warum du kamſt, — aber du biſt nicht in der Lage, daß wir uns ganz auseinanderſetzen können. Und wenn ich dir die Augen öffne, wenn ich dir zeige, an wen du dein Herz gehängt haſt, ſo zeitige ich nur einen Schmerz, den du doch einmal haben würdeſt, der je ſpäter, nur deſto grauſamer wäre!"

Er ſprach immer ſchneller, wie in einem Fieber, als fürchte er, abgerufen zu werden, ehe er geendet. Er geſtikulierte dabei auch mit der dürren braunen Rechten über dem Tiſche. Aber er ſprach in die Luft, als ſäße Annie vor ihm und nicht neben ihm. Er vermied ihren Anblick.

„Eines Tages wirſt du erkennen, daß er ein Mann ohne Herz iſt, ein kühler, rückſichtsloſer Egoiſt — aber, wie du biſt, wirſt du dich dann zu tröſten wiſſen — ich ſtehe an der Schwelle des Grabes — ihr werdet dann Geld haben, ſoviel ihr gebraucht — der Glanz, die vornehme Geſelligkeit, wer weiß was noch, werden dir dann das Glück erſetzen müſſen und werden es dir auch erſetzen, das Glück des Herzens, welches du an der Seite eines beſſeren Mannes hätteſt finden können. Aber genug! Ich will dich nicht quälen — der unglückliche Krampfanfall wird dich ſo ſchon genug erſchreckt haben. Bleibe einen Augenblick hier, ich will hinein gehen in mein Zimmer, werde an Engelhardt ſchreiben, daß er euch eine große Jahresrente in meinem Namen zahle — ich will es dir erſetzen, daß ich dich heut geſcholten — ich will euch jährlich dreißigtauſend Mark ausſetzen — vorläufig, bis ich tot bin — macht damit, was ihr wollt — andres als Geld habe ich euch ja nicht mehr zu geben!"

Damit erhob er ſich ſchwerfällig und ging, ohne einen weiteren Blick auf ſie zu werfen, langſam hinein, ſich wie ein ganz erſchöpfter Mann auf ſeinen Stock ſtützend.

Annie hatte ſeine letzten Worte nicht mehr gehört — ihr Haupt war auf die Bruſt geſunken, ihre Arme hingen ſchlaff hinab neben den Stuhllehnen — ſie war ohnmächtig.

Gleich darauf rollte Aſtas Wagen auf der Gutsſtraße vom Bahnhof her heran — der eben heimgekehrte Inſpektor kam aus dem Hauſe, die Herrſchaft am Gartenthor zu empfangen — alle ſtanden beſtürzt, als ſie beim Nähertreten bemerkten, in welchem Zuſtande die lebloſe Frau ſich befand.

22. Kapitel.

Joseph hatte mit Recht sich aus der Stadt fortgesehnt nach Bergholz — was ihn dort an unerwarteten Pflichten überfiel, sobald er die Schwelle seines Hauses überschritten, war die Rettung für ihn.

Annie war bald wieder zu sich gebracht und wurde, da sie über grausame innerliche Schmerzen klagte, auf Astas Lager gebettet.

Sie verlangte nach ihrem Vater — Joseph ging hinauf auf des alten Herrn Zimmer und stand hier vor einem neuen Bilde des Schreckens: Heinrich Graaf mochte sich schwach gefühlt haben, als er die Treppe erstiegen, und hatte sich wohl zu kurzer Ruhe auf sein großes Ledersopha gestreckt.

So lag er da, die Augen geschlossen, das Gesicht ganz still und ohne jede Verzerrung der Angst, ohne jede Erregung, die Hände friedlich über die Brust zusammengelegt und in die Rockärmel geschoben, wie es beim Schlummern seine Gewohnheit gewesen — er lag wie ein recht Müder, still Ausruhender — aber eine seltsame Unruhe, die jedes äußeren Anhalts entbehrte, überfiel Joseph, als er den alten Mann so liegen sah.

Er trat näher und — er wußte nicht, weshalb — rief ihn an.

Heinrich Graaf schlief fest — obwohl nicht im leisesten Atemzuge seine Brust sich hob — er antwortete nicht.

Joseph blickte starr in das unbewegliche Gesicht — legte leise seine Hand auf des Schlummernden Stirn — auch diese Berührung weckte ihn nicht, wohl aber fühlte diese runzlige knochige Stirn sich so eigen kühl an, daß Joseph überrascht und erschreckt die Hand rasch wieder fortzog.

Nun stand er wieder inmitten des sauberen, einfach ausmöblierten Stübchens — blickte auf den Liegenden und vermied — er wußte nicht weshalb — vermied sich zu rühren.

Die beiden Fenster waren geöffnet — die milde Herbstluft wehte frei herein und spielte leise mit den weißen überhangloſen Gardinen. Auf den blankgescheuerten Dielen lag der volle breite Sonnenschein. Und draußen und drinnen war es einzig still, so traulich still — nur das Zeisiglein in dem Bauer am Fenster, das Asta dem Onkel geschenkt, trippelte auf dem Sande mit seinen kleinen Füßen hin und her und pickte zerstreute Körner.

Plötzlich begriff Joseph, und eine große Rührung überfiel ihn.

Der arme müde Greis hatte geendet — hatte hier im vollen Frieden seines letzten Zufluchtsortes geendet.

Marenholz trat wieder an ihn heran — zog die Hände auseinander, welche jetzt ebenfalls begannen, die Lebenswärme zu verlieren — und siehe, es war kein Zeichen des Krampfes an ihnen zu entdecken, die Finger waren nicht eingekrallt, die Hand nicht im Krampfe geschlossen — der Tod hatte ihn in seiner freundlichsten Gestalt überrascht, sanft, unmerklich, im Schlafe.

Der stille Mann mochte, wie er sich auf das Sopha gebettet, entschlummert sein, da das Vorangegangene seine Lebenskraft erschöpft, und dieser Schlummer war ohne Übergang ein ewiger Schlummer geworden — ein Herzschlag hatte das arme Flämmchen ausgelöscht.

Joseph legte die Hände wieder übereinander und strich mit einer letzten Liebkosung darüber hin — dann übermannte es ihn und die gewaltige Spannung seines Innern löste sich an diesem friedevollen Sterbelager in Thränen auf.

Er zog lautlos einen Stuhl heran und stützte den Kopf in beide Hände — alles, was ihn gedrückt, floß stille mit seinen Thränen fort.

Fühlen wir das Anstreifen der geheimnisvollen Schwingen des Todesengels an unsre Seele, so macht dies all unser Leid schweigen, wischt es leise fort aus unsrem Gemüte — alles bringt der Tod zu Frieden.

Warum weinte der Mann?

Dies einsame Stübchen mahnte ihn in seiner Schlichtheit an jenes andre, darinnen er auch neben einem Lager gestanden, auf dem ein Menschenleben endlich die Auflösung all seiner Dissonanzen erfahren, zu Berlin am Kanal.

Dort hatte der Fluch begonnen — hier endete er — er fühlte es — hier endete er.

Was ihm hatte helfen können, war eine Gemütserschütterung — hier erlebte er sie.

Plötzlich hörte er unten im Hausgange Asta's Stimme laut und ängstlich seinen Namen rufen.

Er erhob sich und ging hinaus, bog

sich über das Treppengeländer, winkte ihr stille zu sein und heraufzukommen.

Erschreckt und im Sturm kam Asta die Treppe empor.

Joseph umfaßte sie sanft, wie sie oben auf dem Flur bei ihm stand und hastig fragen wollte, und wies auf des Onkels Zimmer.

„Meine liebe Asta," sagte er leise und zog sie an sich, „mein gutes Weib, mein treues, liebes Weib, erschrick nicht, es ist kein Grund zu erschrecken, komm, laß uns stille zu ihm hineingehen — dem armen Dulder ist kein Leid widerfahren, sondern das Beste und Friedsamste, was ihm der Herr schicken konnte — er schläft — er ruht aus!"

„Tot!" stieß Asta heraus und barg sich an seiner Brust.

„Eingegangen zum Frieden — fasse dich — komm herein zu ihm — du wirst es selbst sehen, wie sanft es ihm geworden ist — wie still und ruhesam er entschlummert ist!"

Er fühlte die starke Bewegung mit, welche durch sie ging und ihren Körper beben machte.

Leise führte er sie vorwärts — eng aneinander geschmiegt überschritten sie die Schwelle. — — —

„Und auch ich habe dir etwas zu sagen, meine liebe Asta!" begann Joseph auf's Neue, als sie sich wieder gefaßt. „Ich habe schwer gerungen in diesen letzten Wochen. Alte schlimme Wunden waren wieder aufgebrochen. Dieses Ärmsten Gram war auf mich übergegangen — nun ist es vorbei — nun ist auch sein Friede auf mich übergegangen. Und doch hätte ich fast etwas gethan, das dich zu Tode betrübt hätte — aber ich fühle jetzt, daß ich dir versprechen kann und darf: Ich werde es nicht thun — daß ich nun wieder fest und sicher dein sein kann, meine liebe, geduldige Asta! Komm, laß uns an diesem Lager noch einmal die Hände ineinander legen!"

Sie umschlang ihn fest und küßte ihn.

„Und es wird nicht wieder kommen?" bat sie.

„Es wird nicht! Aber ich möchte in ein andres Land ziehen, in ein deutsches Land, darinnen die Menschen anders fühlen. Nicht wahr, du folgst mir — nicht wahr, wähle ich eine andere Heimat, so wird sie auch deine Heimat sein?"

„Ich selbst würde es dir in diesen Tagen vorgeschlagen haben, mein Joe, wenn ich endlich mit dir redete!" erwiderte sie und drückte seine Hände.

Dann breiteten sie eine Decke über den Körper des Schlummernden und verließen das Zimmer.

„Und nun zu den Lebenden!" sagte Asta draußen auf dem Gange. „Es ist keine Minute mehr zu verlieren. Annie liegt drunten und windet sich vor Schmerzen. Ich ahne was die Gemütserschütterung ihr zugezogen hat. Wir Frauen thun inzwischen, was wir vermögen — du, Joe, eile, wirf dich auf's Pferd, sprenge nach Potsdam und hole den Arzt. Die Kutsche habe ich schon vorausgeschickt — du wirst sie auf der Chaussee überholen und wirst dem Kutscher bestimmen, wo er in der Stadt auf dich und den Arzt warten soll. Gesattelt ist für dich inzwischen auch bereits. Vergiß nicht in Potsdam an Breying zu depeschieren. Er soll auf der Stelle kommen. Sage dem Doktor, was es ist — du ahnst es wohl?"

Joseph nickte.

„Und bring gleich die nötigen Arzneimittel mit! Adieu, mein Joe. Gott gebe, daß es nicht zu spät sei, wenn du die Hilfe bringst!"

23. Kapitel.

Johannes Graaf und Franz Graaf, die beiden einander so unähnlichen Vettern hatten sich bei Eberhardt Graafs Begräbnis in Berlin ein wenig näher kennen gelernt — bei der Beerdigung seines Bruders Heinrich, welche still in Bergholz vollzogen ward, sahen sie sich wieder, reichten sich die Hand und beschlossen, gute Freundschaft zu halten — die Alten waren abgetreten, die beiden Jungen waren nunmehr die Stammhalter der Familie.

Sie blieben fortan in regem Briefverkehr; und Johannes, dem der Andre vorher nicht sonderlich zugesagt, entdeckte mit Freude, daß Franz in Hohenheim sich allmählich bildete, zumal durch den näheren Umgang mit einem jüngeren Dozenten, mit dem er zusammen zu speisen pflegte. Dieser erfüllte ihn mit den Ideen, für die er selbst lebte und wirkte — und Franz schrieb an seinen Vetter in Hannover lange und lebhafte

Briefe über innere Kolonisation, Aufteilung des deutschen Großbesitzes in kleine bäuerliche Rentengüter, die Wirkung der Goldwährung auf die Landwirtschaft und andre Dinge mehr, nach Art der Jugend das leidenschaftlich predigend und lehrend, was er eben gelernt hatte.

Aber jedenfalls gelangte endlich ein Zug zu Ernsthaftigkeit und Streben in ihm zum Durchbruch, der Johannes gefiel und an die Art des verstorbenen Kommerzienrats erinnerte; und Johannes bestrebte sich, durch eingehende Antworten das Seine zu thun, um Franz bei diesen würdigeren Beschäftigungen zu erhalten.

Bergholz hatte Franz von seinem Schwager gekauft und ließ es vorläufig durch den zuverlässigen Inspektor, den er auf Tantieme gestellt, verwalten. Das machte sich ganz gut, nur fürchtete der erfahrene kleine Herr Luther, daß eines Tages der junge „studierte“ Agronom auf Bergholz auftauchen und warm von „akademischer“ Weisheit allerlei furchtbare Dummheiten machen würde.

Indessen war er entschlossen, dann seinen Mann zu stehen und den ‚jungen Herrn‘ seinerseits wieder in Erziehung zu nehmen, wie im Herbst vor'm Jahr, wo er ihn zu allererst beim Dungspreiten beschäftigte, als jener in plötzlicher Liebe zur Landwirtschaft entbrannte. Herr Luther fühlte seinen Rücken durch das Kuratorium gedeckt, das des alten Kommerzienrats Vermögen einstweilen verwaltete, und auf Bergholz zumal fühlte er sich etwa als der regierende Hausmeier — wovon die Folge war, daß das Gut unter seiner Leitung sichtlich in die Höhe kam.

Herrn Luthers bissiger Humor war nur einmal dauernd und gründlich unterbrochen worden — das war in der Zeit von jenem Tage an, als der Todesengel über das Herrenhaus geflogen war und nicht nur ein Leben ausgelöscht hatte, sondern drei: Ein sehr altes, gebrochenes, welches die Augen müde bereits vor dem Lichte der Zukunft geschlossen, Heinrich Graaf, den stillen Gast — ein sehr junges, werdendes, welches die Augen demselben Lichte noch nicht einmal aufgethan — und durch das vorzeitige plötzliche Verwelken dieses Menschenknöspleins hatte er auch die stolze, junge Pflanze zum Absterben gebracht, welche es getragen — Annie Breying, welche Bergholz nicht lebend wieder verließ.

Ehe an jenem Tage der Arzt aus Potsdam endlich herbeigekommen war, befand sich Heinrich Graafs Tochter bereits in einem Zustande, welcher wenig Hoffnung mehr gab. Eine innere Zerreißung von Blutgefäßen war infolge der gewaltigen Gemütserschütterungen, vor denen gerade sie unter allen Umständen sich hätte hüten müssen, eingetreten.

Hätte sie sich in der Stadt befunden, so wäre eine Rettung möglich gewesen — hier war der geringe Eisvorrat, den Asta im Hause hatte, bald verbraucht — daß sie zu ihrem Zwecke den Vater auf dem Lande aufgesucht, ward ihr tödlich.

Und leider hatte man es ihr nicht verheimlichen können, daß der alte Mann nicht mehr im Stande war, vor ihr Lager zu treten, ihr die Hand zu bieten. Sie schrie nach ihm, als sie sich in ihren Schmerzen wand; so sehnsüchtig verlangte sie nach ihm, daß sie mit dem Scharfsinn der Scheidenden endlich erriet, warum er nicht käme. Und als sie dringend fragte, sah sie an den Gesichtern der widersprechenden Frauen, daß sie das Rechte getroffen — da hatte sie mit einem herzzerreißenden Aufschrei das Antlitz gegen die Wand gekehrt und war dann ganz stille geworden — der Rest war ein aussichtsloser Kampf ihrer Schwäche gegen die alles überwindende Stärke des Todes gewesen. Man wußte kaum, ob sie die Tröstungen des guten alten Pfarrers von Dorf Bergholz noch recht vernommen und verstanden, oder ob ihre Seele in voller unerlöster Verzweiflung dahingefahren war.

Breying, als er kam und vom Inspektor an der Station abgeholt wurde, begegnete verschlossenen Herzen. Herr Luther funkelte ihn, während er in bescheidener Haltung vor dem Grafen stand, ehe sie auf dem Bahnhofe das Gefährt bestiegen, mit seinen kleinen Augen so grimmig an, daß es Breying kalt durch die Adern ging und er sich sagte: „Könnte der, er erschösse mich!“

Asta und Joseph hatten gerade so viel Teilnahme für ihn, als eben schicklich war. Aus des Inspektors Mitteilung über den Wortwechsel zwischen Vater und Tochter, von dem Luther beim Heimkommen ein paar Worte aufgefangen, und aus Annie's stöhnender Selbstanklage hatten sie entnehmen können, wie das Furchtbare so rasch gekommen.

Und wie am Begräbnistage die Familie beisammen war, und man Vater und Tochter nebeneinander auf dem Gutskirchhof einsenkte, da hatten sie alle vier, Asta, Joseph, Johannes und Franz, sich durch inniges Fühlen verbunden gefunden, eng beisammen gestanden und durch eben diese Gemeinsamkeit ihres Schmerzes den Fünften, den Mörder, von sich ausgeschlossen.

Er wandelte einsam in dem Zwischenraum zwischen den Särgen und der Gruppe der Andren, mit allen schicklichen Zeichen der Trauer in Kleidung, Haltung und Antlitz — er überlegte die Chancen seiner Zukunft — er dachte daran, daß der Vater vor der Tochter gestorben, daß dadurch er der Erbe eines recht ansehnlichen Vermögens geworden — und die Toten konnten das Wort zur Anklage gegen ihn nicht mehr erheben — die Lebenden thaten es nicht, mußten ihm sogar die Hand drücken und seinen Händedruck empfangen.

Als er Bergholz verlassen, war er aus der Familie ausgeschieden — das Weitere zwischen Johannes und ihm ordnete der Justizrat Riehm.

Darauf hatte sich der Besitzwechsel des Gutes vollzogen — Asta und Marenholz waren ausgewandert nach dem Lande, welches der alte väterliche Freund Joseph einst genannt — nach der Schweiz.

„Ich will nicht in die Fremde gehen," erklärte Marenholz, „unter Leute andren Stammes, andren Fühlens, andrer Zunge — unter Yankees, Romanen oder Wälsche. Ich will leben in einem Lande, da, wenn man es auch nicht Wort haben will, germanisches Volkstum, Empfinden und Gesinnung deutscher Art so rein blühen, wie in meinem Vaterlande, in ein Land, unter ein Volk, in welchem ich — ein deutscher Mann — wieder Wurzeln treiben kann!"

So hatten sie zur Probe erst an den lieblichen Ufern des Zürchersees ihren Wohnsitz aufgeschlagen, wo zuerst vielleicht einst Alemannen in den Vorbergen des großen Alpenlandes gesiedelt und ihre Siedelungen zur Blüte gebracht; dann hatten sie es mit dem katholisch-demokratischen Volkstum der Urkantone versucht — schließlich war ihnen durch einen geschickten Freiburger Agenten ein Schloßgut im Thurgau angeboten worden — nicht weit von der Stelle, wo der grüngraue Rhein aus dem Untersee austritt und die politische Grenze zwar zwischen dem großen deutschen Vaterlande und dem Schweizerbunde bildet, aber nicht eine Grenze, sondern eine bequeme Verbindung zwischen Menschen darstellt, welche gleichen Stammes die gleiche Mundart sprechen und innerlichst an deutschem Empfinden und deutscher Gesittung gleich sind.

Da saßen sie auf ihrem Burgberge, blickten auf die Kegel des Hegaus, auf die fernen Eisgebirge, auf den jungen schäumenden Strom, hießen „Herr Marenholz und Frau", bewirtschafteten das Ihre getreulich, hielten gute Nachbarschaft mit den Deutschen jenseits und den Diessenhofener Schweizerbürgern diesseits desselben, die alle es so gar nicht verstanden haben würden, hätte je einmal in vertraulicher Stunde Marenholz einem von ihnen (etwa dem wackeren Major Amrhyn vom Thurgauer Auszug oder dem Nationalrat Matzinger, die beide ihre liebsten Gäste waren) sich geoffenbart und ihm die Notwendigkeit dargethan, sich das Leben nehmen zu müssen, weil das verletzte Ehrenwort es verlangte.

„Ich geb' kein Ehrenwort", hätte ihm in solchem Falle wohl der Schweizer Kriegsmann auseinandergesetzt. „Wenn ich es aber geb', halt' ich's auch. Freilich! Und wenn ich es doch brech', dann sehe ich mich auch für einen Lumpen an. Aber dann begeh' ich nicht noch eine größere Lumperei und erschieß mich, sondern ich sehe, daß ich wieder ein ordentlicher Mann werde. Und danach ist's gut."

Es ist Marenholz unter dem Einflusse seines guten Weibes, unter dem Einflusse der großen Natur, die eine Feindin und Medizin alles komplizierten menschlichen Empfindens und jedes Selbstvorwurfs ist, und unter dem Einflusse der schlichten, halbbäuerlichen Verhältnisse seiner neuen Heimat, die alles Grübeln ausschließen und Gespenster der Vergangenheit in die frischdurchwehte, sonnige Landschaft gar nicht hineinlassen — es ist ihm da geglückt, die Anschauung des biederen eidgenössischen Truppenführers zu der seinen zu machen.

Mit Johannes Graaf, der fest in seinen Schuhen stand und in seinem Berufe langsam aufkam, als junger Regierungsbaumeister fleißig alle alten Amtsgebäude an den verschiedensten Ecken der Monarchie ausflickte, standen sie in gutem, lebhaftem

Verkehr — seine spärlichen Urlaubsfristen verbrachte der Sohn des alten Berliner Bürgers regelmäßig auf Hohenrodeln bei Asta. Und wenn er da war, half er ihnen mit Rat und Tat beim Ausbau des alten Felsennestes und bei der Ausdehnung der schwierigen Bewässerungsanlagen, durch welche Marenholz das Seinige zu verbessern trachtete.

Auch Franz kam, solange er drüben in Schwaben die landwirtschaftliche Hochschule besuchte, oft einmal herüber zu ihnen zu Gast; und Asta freute sich ihn zu sehen — er war in gutem Zuge und gedieh dabei auch körperlich.

Der Verkehr mit Breying ruhte gänzlich — das „Genie der That" hatte erreicht, wonach es getrachtet — er war ein reicher und vornehmer Mann, lebte behaglich; dilettierte es ihn einmal, so griff er zur Feder — sonst war sein gutes Bewußtsein seiner selbst in keiner Weise getrübt. Reich und — ein freier Junggesell obenein — was hätte er noch wünschen sollen?

Fritzi gefiel sich und manchen andern, nur nicht dem Prinzen Cretzulesco, durch ihre Extravaganzen und Abenteuer — zu den Geburtstagen wechselten die Geschwister etwas steife Briefe.

Einmal war sie auf Hohenrodeln angezogen gekommen mit einem Troß von tausend Toiletten — aber das schlichte Leben der beiden Gatten war nicht nach ihrem Geschmack. Sie schwelgte drei Tage in dem „entzückenden, romantischen, alten Nest" — da ihr aber weder der Major Amrhyn, noch der Nationalrat Matzinger die Kur machten, sondern die exotische Gastin mit ehrlichem Kopfschütteln verwundert betrachteten, so zog die Prinzessin rasch wieder ab, ging nach Baden-Baden zur Saison!

Über des alten Graaf und seiner Tochter Annie Gräbern auf dem Bergholzer Friedhofe blühen wilde Rosenstöcke, welche ihnen Luther an Hecken und Gräben ausgehoben und dort gepflanzt. In seinen Mußestunden okuliert er sie und veredelt sie. Sie ranken hinüber und herüber.

Drunten aber im alemannischen Lande, der Braut des Rheinstroms, wenn da ein Fremder zu Dampfer von Schaffhausen nach Konstanz fährt und etwa einen Matrosen fragt, wenn er droben der Burg Hohenrodeln ansichtig wird: „Wem gehört das?" so ist die Antwort: „däm Härrn Marenholz!" Stutzt der Fremde bei dem landesunüblichen Namen und fragt er: „Wer ist das?" so heißt es wohl:

„S' isch e Prüß — aber en Ehrenmann!"

Spruch.

(Abdruck verboten.)

Selbstgepflanzten Baumes Blüten —
Zärtlich hegst du Stück um Stück!
Wie viel seliger, zu hüten
Selbstgepflanztes Glück!

Frida Schanz.

Schermützel-See.

Ein Sommerbild aus der Mark. Von Ernſt Behrend.

(Abdruck verboten.)

Ein langer gold'ner Julitag
Heiß auf der märkiſchen Heide lag,
Und heißes Tagwerk iſt geſchafft
Im Feld wie auf der Wieſengrafft —
Nun aber, in zartem Nebelſchleier,
Heuduftig, die ſtille Abendfeier.

Schlaftrunken ſchweigt ringsum die Welt.
Nur fern aus mag'rem Roggenfeld
Der Wachtel „Fürchtegott" erſchallt,
Ein Heher ſchreit im Kiefernwald,
Ein Hamſter pfeift, der Feind des Bauern —
Dann endlich Stille zum Erſchauern.

Andächtig ſetz' ich Schritt vor Schritt.
Das große Schweigen wandert mit
Weit über Hügel von mahlendem Sand
Ins Thal, wo wie ein ſchmales Band
Geſchilf, dran leis die Welle ſchäumet,
Das Ufer des Schermützel ſäumet.

Im troſtloſen Sande, dem märkiſchen Schnee
Ein blaues Wunder, ſo lockt der See.
Nymphäen leuchten auf dunkelem Plan.
He Fergin, hol' über! mir tangt dein Kahn
Zur Fahrt in ſolcher Dämmerſtunde,
Wohl raunt der See dann ſeltene Kunde.

Da biſt du, das Ruder in kräftiger Fauſt,
Die Stirn von braunem Haar umkrauſt,
Schermützelnixe, mit krauſem Sinn,
Mit dem ſchelmverratenden Grübchen im Kinn —
Du magſt mich geleiten, doch mußt du ſchweigen,
Daß die Gründe des Waſſers ihr Wunder uns zeigen.

Ein Windhauch ſäuſelt jetzt im Rohr,
Ein Unkenruf tönt ſchwach ans Ohr:
Des Geiſterreichs Schalmeienklang
Und Heroldsruf herüberdrang —
Schon ſchweben wir auf ſchwanker Welle
Hoch über ſagenheiliger Stelle.

Von Rebenhügeln reich umkränzt,
Von blühendem Gefild begrenzt,
Hat hier in altersgrauer Zeit,
Gedeihend in Luſt und Üppigkeit,
Die keine Grenze kannten noch fanden,
Alt-Buckow, die fröhliche Stadt, geſtanden.

War's göttliche Gerechtigkeit,
War's finſtrer Mächte Grimm und Neid,

Was ſich zum grauſigen Werk verſchwor,
Zum Opfer das lachende Leben erkor?
Alt-Buckows ſeligen Sommertagen
Hat früh die letzte Uhr geſchlagen.

Die Allmutter Erde, der kindlich vertraut,
Auf der ſein Heim und ſein Hoffen erbaut
Der ſorgloſe Bürger — ſie ward bereit,
Die Luſt zu verwandeln in jähes Leid,
Sie ward willfährig, in Schauer und Schrecken
Des Schickſals Urteil zu vollſtrecken.

Das Antlitz wahnſinnswild verzerrt,
Einen Rieſenrachen ſie offen ſperrt
Und ſchlingt hinunter die Flur und die Stadt
Und was da wehenden Odem hat. —
Dann läßt ſie Thränen der Reue fließen,
Die über der Gruft als See ſich ergießen. —

Ich ſchau hinab. Wie toter Stein
Starrt unten ein erdentrückter Hain;
Kein Wind ſtreicht je durch ſein Geäſt,
Kein Vogel baut in ihm das Neſt,
Doch ſie trotzen dem Fluch, die knorrigen Eichen,
Die Waldeswipfel, drin Fiſche laichen.

Und weiter von der verſunkenen Welt
Sich Bild um Bild dem Schauen ſtellt;
Gemäuer wächſt durch den Kriſtall,
Ein Kirchturm, Dächer, Burg und Wall,
Heimſtätten, wo Menſchenherzen geſchlagen,
Achtlos der ewigen Rätſelfragen.

Das iſt Alt-Buckow, die ſtille Stadt. —
Auf dem Waſſer ſchwimmt ein Weidenblatt:
Die Cypreſſe der Mark an Ufers Rand
Hat dem Friedhof der Tiefe den Gruß geſandt.
Und horch! Schallt es nicht dumpf nach oben
Wie Glocken, die den Herren loben?

Und wie ich lauſchend die Seele verlier'
An das wogenumſchloſſene Wunderrevier,
Da weckt mich ein Lachen ſüß und leis
Und ruft mich zurück aus dem Zauberkreis,
Zwei Augen, ſtrahlend in warmem Leben,
Die haben dem Leben mich wiedergegeben. —

Sanft glitt und ruderlos der Kahn.
Die Sterne ſchienen auf unſ're Bahn.
Nun lebe wohl, Schermützelſee!
Krauſſinnige Fergin, ade, ade!
Was ich an holdeſtem Zauber erfahren,
Das will ich geheim im Herzen bewahren.

Altgermanische Totenfeier.

Von Dr. phil. Otto Luitpold Jiriczek. (Abdruck verboten.)

Wer je in den Alpen geweilt hat, dem wird von den vielen herrlichen Erinnerungen, welche sich an seinen Aufenthalt dort knüpfen, jene an die Feier der Johannisnacht die unvergeßlichste sein. Die Sonne ist untergegangen, und lautloser Friede ruht über allen Bergen und Wäldern. Da flammt auf einer Bergspitze ein Lichtschein auf, dort wieder einer, und bald glühen auf allen Bergen ringsum die Johannisfeuer. Immer höher flammt die Lohe auf, und wenn frisches Reisig auf den Brand geworfen wird, so schlägt die Flamme züngelnd empor, und ein Funkenregen wirbelt durch die Nacht, bis schließlich ein Brand nach dem anderen immer kleiner wird und dunkler und dunkler glüht, und endlich der letzte erlischt.

Das ist die Johannisfeier, die auch sonst in germanischen Landen weit umher begangen wird. Dieses Fest ist jedoch weit älter als das Christentum, das ihm nur seinen Stempel aufgedrückt hat, und bildet einen der wenigen Reste altgermanischen Glaubens und Brauches, die sich bis auf unsere Tage gehalten haben: es ist eigentlich das Fest der Sommersonnenwende (21. Juni). Nur kurz ist die Sommerwonne, welche dem Norden beschieden ist; und vergegenwärtigt man sich das Aussehen Deutschlands im altgermanischen Zeitalter, so wird man begreifen, daß den Bewohnern dieses rauhen, von Urwäldern starrenden, von Sümpfen durchzogenen Landes, wo der Winter stellenweise acht Monate des Jahres mit Schneestürmen tobte, der Sommer wie ein erlösender Gott erscheinen mußte, dem sich die Erde mit ihrer schönsten Blütenpracht wie eine Braut entgegenschmückt; aber kaum daß er sie errungen, wird ihm die Braut von den düsteren Mächten des Nebels und Winters wieder entrissen, und ihn trifft jäher Untergang. Diese Naturanschauung hat ihren erhabensten Ausdruck im deutschen Siegfriedmythos gefunden, sie liegt auch dem skandinavischen Baldermythos zu Grunde. Beide waren Sommergötter, die in blühendster Jugend dem Meuchelmorde erlagen. Solche Mythen sind es, der die Feier der Sommersonnenwende entsprungen ist; die Sonne hat ihren höchsten Punkt erreicht und eilt nun unaufhaltsam ihrem winterlichen Niedergange entgegen. Der mythenbildenden Phantasie unserer Ahnen gestaltete sich dies zu dem Bilde von der Ermordung des Sonnen- oder Sommergottes; und während allüberall die Lande im reichsten Frühlingsschmucke prangten, und die Blütendüfte süß und weich wie eine ahnungsvolle Verheißung ewiger Seligkeit durch die milde Sommernacht zogen, flammten auf den Bergen die düsteren Totenfeuer für den verblichenen Sommergott, Symbole für den Scheiterhaufen, auf dem seine Leiche verbrannt wurde; eine tiefernste Mahnung an die Vergänglichkeit alles Glückes.

Dies ist die tieftragische Weltanschauung unserer Ahnen, welche sich durch die ganze Mythologie zieht; selbst die Götter vergehen, und ihrer Totenfeier glüht der gewaltigste Leichenbrand, Muspilli, der Weltbrand, in welchem das All in Flammen aufgeht. Diese Weltanschauung ist die Wurzel germanischen Heldentums, das bei seinem ersten Auftreten die Welt entsetzte und selbst die schlachtharten Römer durch seine beispiellose Todesverachtung mit panischem Schrecken erfüllte. „Thor, der du es für etwas Schweres hältst zu sterben!“ ruft ein Isländer des zehnten Jahrhunderts aus; diese Worte sind der getreueste Ausdruck germanischer Anschauung vom Tode. Und wie man diesem zaglos ins Auge schaute, so ist auch der Akt der Bestattung kein jammer- und schreckenvolles Nachtbild, sondern bietet ein feierlich-ernstes, aber von Waffen- und Festglanz umstrahltes Gemälde.

Gefallenen Königen und Helden wird ein gewaltiger Scheiterhaufen aufgetürmt, der mit Teppichen, Kleinodien und Waffen geziert wird; in voller Rüstung wird die Leiche auf ihn gelegt, um von den lodernden Flammen verzehrt zu werden; über den Resten des Scheiterhaufens wird dann ein Hügel aufgetürmt; um diesen oder auch um den Scheiterhaufen selbst reiten in feierlichem Umritt Magen und Mannen und singen das Lob des Toten. Zahlreiche Berichte über solche Totenfeiern sind uns erhalten; die schönste Schilderung einer solchen Szene enthält das angelsächsische Heldenepos Beowulf. Der greise König Beowulf hat sein Volk von einem heerenden Drachen befreit, aber mit seinem Leben diesen Sieg bezahlt.

Da gingen ans Werk die Recken der Gauten
Und schichteten starke Scheite hoch auf,
Mit Helmen behangen und Heldenschilden
Und blinkenden Brünnen, wie selbst er gebeten,
Und legten inmitten des Edelsten Leib;
Auf ragendem Berge rüsten die Recken
Dem lieben Herren den Leichenbrand.
Dunkel entwallte in schwarzem Gewirbel
Den Gluten der Rauch mit der rauschenden Flamme.
Wehklagend sauste der Wind in die Lohe,
Die himmelwärts schlug mit blutigem Scheine
Und den Leib des hehrsten Helden verzehrt'.
Einen Hügel am Meere, hoch und breit,
Häuften dann auf die Helden der Gauten,
Den Wogenschiffern weithin sichtbar.
Dann ward der Hügel von Helden umritten,
Von zwölf der Edelsten aller Gauten.
In Kummer klagten sie lobend den König
Und sangen und sagten vom seligen Herrscher
Und priesen die hehren Thaten des Helden,
Verkündeten laut wie aller Könige
Der mildeste er war und der männerfreundlichste,
Der das Lob und die Liebe der Leute erworben.

Wie man aus diesen Versen ersieht, errichtete man in Landschaften am Meere diese Hügel am liebsten am Strande; noch heute kann man in Dänemark, Schweden und Norwegen zahlreiche sogenannte Kämpenhügel am Meere treffen, und Tegner konnte aus der Anschauung jene wundervollen Strophen in der Frithjofssaga schöpfen, in denen König Bele seinen Söhnen befiehlt, ihn und seinen Waffenbruder Thorstein am Strande zu bestatten:

Doch uns erhöht zwei Hügel und wählt die Stelle
Einander gegenüber an blauer Welle.
Gern mag der Wogen Sange der Geist noch lauschen,
Denn wie ein Drapa*) klinget am Strand ihr Rauschen.
Ruht bleich dann auf den Bergen der Mondenschein
Und netzt der Tau der Mitternacht den Bautastein,**)
Dann sitzen wir, o Thorstein, zu beiden Seiten
Und sprechen übers Meer hin vom Lauf der Zeiten.

Die Beisetzung in Hügeln hielt sich noch lange, als das Verbrennen der Leichen bereits abgekommen war und dieselben unverbrannt bestattet wurden. Letzteres ist die jüngste Bestattungsform.

Älter noch als der Leichenbrand ist bei den meeranwohnenden Germanen eine Art der Bestattung, von der sich in der Überlieferung nur dunkle Spuren erhalten haben. Die Sage von den Wälsungen erzählt, daß Sigmund, als sein Sohn Sinfjötli mitten in einem freudigen Feste einem tückischen Gifttrank zum Opfer gefallen war, seine Leiche in die Arme nahm und in wildem Schmerze mit ihr in die finstere Nacht hinausschritt. Da kam er durch den Wald zu einem Fjord, an dessen Strande er eine dunkle Gestalt in einem Boote erblickte; der Unbekannte erbot sich ihn überzusetzen. Da jedoch das Boot nur zwei faßte, übergab ihm Siegmund zuerst die Leiche; da stieß das Boot vom Lande ab und verschwand. — Diese Sage zeigt uns deutlich die Vorstellung von einem Totengott, der die Seelen in ein unbekanntes Totenreich über das Meer führt, ein Mythos, der nicht allein germanisch, sondern auch keltisch ist. Eine alte keltische Sage weiß von einem Fischer zu erzählen, der zur Nachtzeit die Toten über das Meer führte; er sah sie nicht und konnte ihre Anwesenheit nur an einem geheimnisvollen Rauschen in der Luft und an dem Sinken des schwerbelasteten Bootes wahrnehmen.

Eine andere Gestaltung dieses Mythos zeigt uns eine Episode des Beowulfliedes, in welchem der tote König Skyld, der als Kind auf einem Schifflein vom Meere aus unbekannten Ländern an den Strand getragen worden war, mit reichen Schätzen auf ein Schiff gelegt und dieses Wind und Wellen überlassen wird. Die Schilderung dieser Szene ist einer der herrlichsten Reste altgermanischer Heldendichtung.

Als Skyld nun geschieden zur Schicksalsstunde,
Gerüstet zur Reise ins Reich des Herrn,
Da brachten ihn fort zur brandenden Flut
An den Strand des Meeres die treuen Mannen.
Im Hafen stand und harrte der Ausfahrt
Des Edlen Schiff, das erzbeschlagne.
Da legten die Leute den lieben Fürsten,
Den Schenker der Ringe, in den Schoß des Schiffes
Zum mächtigen Maste und zierten das Meerschiff
Mit Kampfesgewaffen und Kriegsgewanden,
Mit leuchtenden Brünnen und blitzenden Schwertern.
Hoch ihm zu Häupten hängten sie auf
Ein goldenes Banner; das blähte der Wind
Und die Wogen trugen in weite Fernen
Den König, wie einst er aus Fernen gekommen.
Traurigen Mutes standen die Mannen;
Denn keiner ja kann uns künden die Wahrheit,
Kein Mensch auf Erden weiß Antwort zu geben
Der bangen Frage: wohin hält die Fahrt?

Ein Nachhall dieser Bestattungsart ist es, wenn im Zeitalter der Leichenverbrennung die Leiche auf einem auf das Land gezogenen Schiffe verbrannt wird; so wird der Sage nach der Gott Balder auf einem Schiffe verbrannt, so auch der berühmte König Harald Hildetand, wie der dänische

*) Feierliches Preislied zu Ehren eines Toten.
**) Grabstein.

Geschichtschreiber Saxo Grammatikus berichtet. Und daß derlei Berichte auf Wahrheit beruhen, haben in überraschendster Weise Funde der neuesten Zeit bewiesen, von denen der zu Gokstad im südlichen Norwegen der berühmteste ist; hier wurde aus einem Grabhügel ein fast vollständig erhaltenes Vikingerschiff mit 32 Rudern ausgegraben; hier war natürlich bereits die bloße Beerdigung an Stelle des Leichenbrandes getreten.

In fast allen Gräbern findet man Waffen, Schmucksachen und Geräte; schriftliche Überlieferungen wissen davon zu erzählen, daß man Rosse und Sklaven tötete und mit dem Leichnam verbrannte. Welchen Zweck alles dies hatte, sagen uns zahlreiche Quellen: der Verstorbene sollte im Jenseits (in Walhall) nichts von dem entbehren, was er hier auf Erden gehabt hatte. Wir haben also deutlich einen Unsterblichkeitsglauben vor uns; und dieser wird uns auch durch zahllose Sagen bewiesen. Gestorbene können als Gespenster wiederkommen; die isländischen Überlieferungen sind voll von grausigen Erzählungen von solchen „Wiedergängern;" feindliche Heere setzen nach dem Tode den Kampf in der Luft fort (vgl. Kaulbachs berühmte „Hunnenschlacht"); Helden werden wiedergeboren, so Helgi Hjörvardsson als Helgi der Hundingstöter; die Sehnsucht der Gattin oder Geliebten ruft den Toten auf die Erde zurück. Die ergreifendste dichterische Gestaltung hat dieser Glaube in einem Eddaliede gefunden. Helgi ist im Kampfe gefallen und seine jugendliche Gattin Sigrun härmt sich und weint unaufhörlich. Eines Abends sieht ihre Magd einen Zug gespensterhafter Reiter zum Grabhügel Helgis reiten und erkennt Helgi mit seinem Gefolge. Sie eilt dies Sigrun zu melden:

„Auf, Sigrun! Hinaus aus dem Saal,
Wenn dich den Fürsten zu finden lüstet.
Der Hügel steht offen, gekommen ist Helgi,
Ihm bluten die Wunden, dich bittet der König,
Ihm hold das träufelnde Blut zu hemmen."

Sigrun:

„Nun bin ich so froh dich wieder zu finden,
Wie die aasgierigen Habichte Odins,
Wenn sie Leichen wittern und warmes Blut,
Oder taubenetzt den Taganbruch blicken.
Den entseelten König will ich nun küssen,
Eh du die blutige Brünne noch abwirfst.
Wie ist doch, Helgi, dein Haar durchdrungen
Von Reif, mit Grabestau so ganz übergossen!
Wie urkalt sind dir, Helgi, die Hände!
Wie kann ich, Geliebter, vom Leid dir helfen?"

Helgi:

„Du, o Sigrun, waltest dess' selbst,
Daß Helgi trieft vom Taue des Harmes:
Du weinest, Goldziere, grimme Zähren.
Du Sonnenhelle, eh du entschläfst,
Jede fällt blutig mir auf die Brust,
Urkalt, schneidend, schmerzdurchdrungen.
Doch wir genießen weihlichen Trank
In Walhalls Saal mit Walvaters Recken
Darum soll keiner in Kummer uns klagen,
Ließen wir auch Leben und Heimat. —
Doch Zeit ist's zu reiten gerötete Wege,
Den Flugsteg das fahle Roß zu führen;
Westwärts muß ich über Windhelms*) Brücke,
Ehe der Hahn das Erdenvolk weckt."

Dieser Glaube und namentlich diese Sage von Helgi und Sigrun hat sich beim Volke durch die Jahrhunderte erhalten. Ein dänisches Volkslied des XV. Jahrhunderts läßt den toten Geliebten seine untröstliche Braut aufsuchen und sie bitten, nicht mehr zu weinen; wunderschön und tiefergreifend heißt es: „Denn so oft du weinst, füllt sich mein Grab mit Blut; so oft du freudig lachst, füllt es sich mit Rosenblättern." Daß auch in Deutschland diese Sage gekannt war und ist, beweist Bürgers Lenore, die aus einer Volkserzählung geschöpft ist; an die Geschichte vom Thränenkrüglein der Mutter, der die gleiche Vorstellung zu Grunde liegt, braucht nur erinnert zu werden.

In diesem Unsterblichkeitsglauben unserer Ahnen haben wir auch einen Grund jener grenzenlosen Todesverachtung zu erkennen. Bereits eine der ältesten römischen Nachrichten über die Germanen, ein Fragment des Asinius Pollio, sagt ausdrücklich, die Germanen seien so todesmutig, weil sie die feste Überzeugung hätten, im Jenseits wiedergeboren zu werden. Aber noch ein anderes war es: der Gedanke, daß Ruhm und Ehre den Tod überdauern. Den germanischen Helden trägt das Bewußtsein: „Wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch." Diese Worte Schillers sind aus echt germanischer Anschauung geboren. Unbewußt hat Schiller hier dasselbe gesagt, was fast tausend Jahre vor ihm ein altnorwegischer Sänger in ähnlichen Worten ausgesprochen hat:

Es stirbt das Vieh,
Es stirbt der Freund,
Am Ende stirbt man selbst;
Eines weiß ich,
Das niemals stirbt:
Der Ruhm, den der Mann sich errungen.

*) Der Himmel.

Der Streit. Nach dem Gemälde von

. L. E. Meissonier. (1855.)

Digitized by Google

J. L. E. Meissonier.

Von Dr. Oscar Doering-Berlin.

(Abdruck verboten.)

Der gepriesenste Künstler der Sittenmalerei, welchen Frankreich mit Stolz den seinigen nannte, Jean Louis Ernst Meissonier, wurde 1813 zu Lyon geboren. Sein Vater war daselbst kaufmännisch thätig, ohne jedoch erhebliche Vermögenserfolge zu erzielen; seine Mutter beschäftigte sich nicht ohne Geschick mit Porzellan- und Miniaturmalerei. Möglicherweise legte sie in die Seele des Knaben die ersten Anregungen zu künstlerischer Thätigkeit. Die Anfänge derselben sollen sich denn auch schon früh darin gezeigt haben, daß der jugendliche Ernst in der Schule statt aufzupassen, seine Schreibhefte mit allerlei Zeichenversuchen bekritzelte. Welcher Art selbige gewesen, wird nicht gemeldet; ich denke, nicht anders als diejenigen anderer unaufmerksamer Knaben allenthalben. Übrigens wird ebendieselbe Geschichte noch von vielen andern berichtet und gehört zu einer richtigen Künstlerbiographie ebenso sehr wie das übliche Widerstreben der Eltern, welche den von dem schwärmerischen Sohn gewählten Beruf für wenig einträglich halten. Auch Meissoniers Jugend entwickelte sich unter dem Kampfe gegen solche Vorurteile, und da Vater und Sohn gleich starrsinnig waren, so führte der Streit allmählich zu völliger Entfremdung

Jean Louis Ernst Meissonier † 31. Januar 1891.

Abb. 1. Harlekin (1850).

zwischen beiden. Diese trat namentlich seit der Zeit hervor, da Meissonier der Vater, um eine chemische Fabrik zu übernehmen, nach St. Denis übergesiedelt war. Was die Lyoner Malerschule mit ihren teils asketisch-frommen Gemälden, teils inhaltleeren Blumenmalereien bei dem jungen Meissonier nicht bewirkt hatte, brachten die erregenden Einflüsse des gerade damals in voller Gährung befindlichen Pariser Kunstlebens hervor. Der Jüngling fühlte, daß es für ihn nur jenen einen Weg gäbe, der entweder zur Ruhmeshöhe oder ins Nichts führt. Er zerriß das schwache Band, das ihn noch mit seinem Elternhause verknüpfte, und sah sich nun vor ein Leben voll harter Arbeit und Entbehrung gestellt. Das einzige, was der erzürnte Vater ihm bewilligte, war ein monatlicher Zuschuß von fünfzehn Franken und die Erlaubnis, des Freitags bei ihm zu essen. Da kam der Sohn denn auch bisweilen; wenn er sich aber zu Tische setzen wollte, stieg der Zorn in ihm auf, und er lief trotzig hinaus in den Garten und schnürte sich den Leibgurt fester, um seinen Hunger zu bekämpfen, weil er nicht an des Vaters Tisch essen mochte. Das trübe Verhältnis zwischen dem alten und jungen Meissonier — die Mutter war frühzeitig gestorben — dauerte lange Jahre und änderte sich erst, als der Alte die Gelderfolge seines Sohnes und im Jahre 1846 dessen Aufnahme in die Ehrenlegion erlebte. Es war bei der Hartköpfigkeit des angehenden Künstlers kein Wunder, daß ihm von vornherein jede Beeinflussung seitens irgend eines Lehrers oder einer ihm aufgedrängten Richtung zuwider war. In dem Streite der Kunstparteien, der Neoklassizisten und der Romantiker, schlug er sich daher zu keinem der beiden Heerlager, sondern verfolgte den Pfad, welchen er selber sich aussuchte, und auf dem er sein eigener Führer bleiben wollte. Gleichwohl sah er selbst ein, daß es gut sein werde, bei irgend jemand gründliche Unterweisung zu erhalten. Seine Neigung zog ihn zu Paul Delaroche, dessen geschichtliche Sittenbilder ihn interessierten und ohne Zweifel ihn selbst unbewußt beeinflußt haben. Aber dieser Künstler verlangte zwanzig Franken an monatlichem Honorar, da mußte Meissonier die Sache aufgeben. Eine kurze Zeit des Unterrichts verlebte er bei dem in gutem künstlerischem Rufe stehenden Léon Cogniet, der sich indes um seine Schüler wenig zu kümmern pflegte.

Meissoniers eigentliche und erfolgreichste Lehrer waren diejenigen, welche kein Honorar nahmen — die alten Meister des Louvre. Seitdem er sich auf den Rat seines Freundes, des Zeichners Trimolet, dorthin begeben hatte, war er in sein eigentliches Element gekommen. Er kopierte voll Eifer und mit großem Geschick Jan van Eycks wunderbare Krönung der Madonna mit dem Kinde und studierte außer an diesem auch an den hervorragendsten übrigen Werken derselben Epoche die subtile und geistreiche altniederländische Kunstweise. Daneben fehlte es nicht an tüchtiger mündlicher Unterweisung seitens der mancherlei erfahrenen Praktiker, welche die Galerie des Louvre zur Stätte ihrer halböffentlichen Vorträge machten. Doch

ſo nützlich und förderlich dieſe Vorträge auch waren, vorderhand galt es das Leben zu friſten, und ſo war an das Riſiko der Herſtellung koſtbarer Malwerke einſtweilen nicht zu denken. Gleich unſerm Adolf Menzel entſchloß ſich Meiſſonier zur Anfertigung von Buchilluſtrationen, und da ihm durch ein glückliches Ungefähr gelang, den Buchhändler L. Curmer für ſich zu intereſſieren, ſo fehlte es ihm nicht an Aufträgen. Er lieferte Holzſchnittvorlagen zu Boſſuets Weltgeſchichte, zum Orlando Furioſo; zum Neuen und Alten Teſtament, bei welchem letzteren er beſonders die Geſchichte des Holofernes behandelte; zu La Chute d'un Ange von Lamartine und vor allem zu den Romanen von Bernardin de St. Pierre, die ihn beſonders wegen der darzuſtellenden Tropennatur reizten. Sechsundvierzig Holzſchnitte für „Paul und Virginie", ſechsundachtzig für die „Indiſche Hütte" waren die Frucht dieſer Beſchäftigung, und ſie waren hergeſtellt auf Grund ſorgfältiger Studien, die der Künſtler im Jardin des Plantes machte. Schon bei dieſen Anfängen zeigte ſich die Gewiſſenhaftigkeit, welche das ganze Leben hindurch Meiſſoniers Zierde geweſen iſt. Übrigens iſt er in ſpäteren Jahren nochmals zur Buchilluſtration zurückgekehrt und hat entzückende Zeichnungen zu den Contes Rémois des Grafen Chevigné geſchaffen.

Während der vorher erwähnten Jugendarbeiten ruhte Meiſſonier nicht, ſeine Fertigkeit in der Ölmalerei beſtändig weiterzubilden. Aber was ſollte er malen? Nichts von allem, was er rings um ſich von Kunſtwerken erſtehen ſah, ſagte ihm zur Genüge zu. Das Leben der Gegenwart — man bedenke die Zeit des Bürgerkönigs — ſchien ihm weder äußere noch innere Reize zu beſitzen, die

Abb. 2. Der Leſer.

Abb. 3. Der Philosoph. (1872).

sein. Das Sinnesorgan sollte aufnehmen, um die Phantasie zu bewegen; die Alltäglichkeit der Vorgänge sollte durch die Schönheit des Äußern geadelt werden. Mit jenem Programm schritt Meissonier an die Arbeit seines Lebens. Er hatte das Ideal subtiler Zeichnung an den Niederländern des XV., zarter Farbengebung an denen des XVII. Jahrhunderts gefunden, die farbenfreudigste Zeit aber, welche zugleich den seinem Talente so wohl zusagenden Zug von ruhiger Behaglichkeit in ihren Kunstwerken aufwies, war das XVIII. Jahrhundert. Dies, und nur selten irgend eine frühere Epoche, studierte er, und Chodowiecki, dieser größte Schilderer bürgerlicher Sitten, war sein Vorbild. Das war denn inmitten der romantischen und sonstigen akademisch anerkannten Kunstgepflogenheiten etwas ganz Neues. Man fühlte sich überrascht, befremdet, belustigt gegenüber jenen winzigen sujets flamands, wie der Künstler die Bildchen benannte, die er 1834 zum erstenmal im Salon ausgestellt hatte. Da war ein Bourgeois hollandais rendant visite au bourgmestre; auch eine Aquarelle, einen Soldaten darstellend, dem ein Mädchen einen Krug darreicht. Das letztere Stück kaufte die Gesellschaft der Kunstfreunde zu Paris für 100 Franken, das erstere blieb unbeachtet. Nicht besser erging es den Werken, welche Meissonier in den Salons der folgenden Jahre erscheinen ließ. Es war ein Erfolg, als ein „Mönch einen Kranken tröstend" 1838 für 500 Franken an den Herzog von Orleans verkauft wurde. Das waren freilich

zur künstlerischen Darstellung locken mochten. Zum Malen von Schlachten und Staatsaktionen mangelte es ihm an Lust, und wie seine scharfe Selbstkritik ihm sagte, an Darstellungsgabe. Sein Talent, das wußte er wohl, war nur groß für stille Szenen, für die Malerei des wohlbehäbigen, selbstzufrieden in sich gekehrten Philistertums. Er war sich dabei vielleicht nicht klar darüber, daß er gerade mit diesem die Leute seiner Zeit verewigte. Sollte aber diese Darstellung des mittelbürgerlichen Wesens, dieser Selbstgenügsamkeit des bescheidenen täglichen Daseins ihre Aufgabe als Malerei erfüllen, so durfte sie nicht bloß für den der Behaglichkeit sich erfreuenden Geist, sondern zuerst, und dann erst auf jenen rückwirkend, für das farben- und formenfrohe Auge bestimmt

Abb. 4. Der Raucher. (1868.)

keine erbaulichen Zeiten, und niemand würde damals geglaubt haben, daß derſelbe Mönch vierzehn Jahre ſpäter für 4000 Franken weiter verkauft werden könnte. Aber trotz der Teilnahmloſigkeit des Publikums ließ Meiſſonier ſich von dem einmal eingeſchlagenen Wege nicht abbringen. Es mag ein Teil des angeborenen Trotzes geweſen ſein, zum größten Teil indes die rühmliche Zuverſicht zu ſeiner eigenen Kraft, die ihm ermöglichen würde, der Menge Geſchmack und Verſtändnis für ſeine Mikrokosmen beizubringen. Und er hatte ſich nicht getäuſcht. Das beharrliche Verfolgen des Weges nach dem als richtig erkannten Ziele hatte ſich gelohnt, er kam ihm näher, er erreichte es.

Es war der Salon des Jahres 1841, wo ſich das Publikum um ein Bildchen drängte, welches ſich „die Schachpartie“ nannte. Eine ganz kleine Fläche, mit zwei Händen zuzudecken, und welche Fülle der Lebenswahrheit barg ſie. Noch nie glaubte man ſolche Schärfe der Beobachtung geſehen zu haben, wie in Haltung und Mienen der beiden Spieler, denen ein dritter zuſieht, indem er behaglich eine Priſe nimmt. Dabei höchſte Ruhe und Sicherheit des Vortrages, keine Spur von der Schwierigkeit,

Abb. 5. Ein Lied. (1863.)

welche das kleine Maß der Figuren geschaffen hatte. Das war keine Nachahmung der Holländer mehr, die mit solcher Feinheit kaum je gearbeitet hatten, das war eigenes Genie. Und nun da das Publikum einmal gewonnen war, sah man klar, es war vordem nicht unempfindlich, nur überrascht gewesen. Jetzt hatte es gelernt, die neue Erscheinung zu begreifen und zu würdigen. Vielleicht zu sehr.

Hätte Meissonier noch Zweifel gehegt, ob er beharren oder eine andere Richtung nehmen sollte, so war er jetzt im klaren darüber. In dem intimen Leben genügsamer Menschenkinder, die weder zu hoch noch zu tief stehen, deren Leidenschaften beim ruhigen Genusse eines soliden Daseins ohne Erregung bleiben, dort suchte der Künstler seine Gegenstände. Wie konnte er in Verlegenheit kommen? Gab nicht jeder Augenblick in der ruhigen Beschäftigung seiner Menschen ihm neue Motive? Freilich muß man das Auge Meissoniers haben, um sie in solcher unversieglichen Fülle mit all ihrem Reichtum an kleinen und kleinsten Merkwürdigkeiten zu entdecken. Gewiß, es ist nichts Seltsames, daß einer raucht, liest, singt, trinkt, aus dem Fenster sieht, oder mit seinen Freunden plaudert. Aber die unglaubliche Lebenswahrheit, mit der diese einfachen Vorgänge geschildert sind, sie ist das Staunenswürdige bei Meissoniers Werken. Da sitzt ein ältlicher Herr im stattlichen Lehnsessel, ein Bein übers andere geschlagen, das auf der Stuhllehne liegende Büchelchen mit der Rechten festhaltend, auf die Linke den Kopf gestützt, ganz versunken in seine Lektüre (Abb. 2). Meissoniers Menschen fühlen sich zumeist dann wohl, wenn sie allein bleiben können. Den alten Gelehrten, der im Schlafrock und Hauskäppchen am Arbeitstische sitzt und sich die eben geschriebenen Sätze seines neuesten — meinethalben philosophischen — Werkes durchliest (gemalt 1872) möchte man um die Ruhe seines Studierzimmers beneiden (Abb. 3). Der in seiner Art und Haltung stark an holländische Vorbilder erinnernde Raucher (1868) ist durchaus zufrieden mit seinem Bierglase und seinem qualmenden Thonpfeifchen (Abb. 4). Dabei haben sich alle diese Personen nicht etwa aus Menschenfeindlichkeit allein hingesetzt. Wenn ein guter Bekannter das Zimmer betreten sollte, so wird sich der Raucher am Tische zurechtrücken und harmlos und vergnüglich plaudern, der alte lesende Herr sein lächelnd sein Büchlein zuklappen, und der alte Philosoph gutmütig und geschwätzig über sein Werk und die darin scharfsinnigst widerlegten Gegner zu reden anfangen. In all

den vielen Bildern, die uns nur eine Person zeigen, will der Künstler diese als ein braves Wesen angesehen wissen, das sich einer kurzen beschaulichen Einsamkeit erfreut. So hat

Bildchen von 1848, les trois amis genannt, zeigt drei gemütlich beim Bier kannegießernde Bürger; une chanson (1863) zwei zechende Soldaten, deren einer zur Guitarre ein

Abb. 6. Im Vertrauen (la confidence, 1857).

er denn auch seine Raucher, Trinker, Leser und andere Personen nicht selten zu kleinen Gruppen vereinigt, wo sie sich vertragen, wie es biederen Leuten wohl ansteht. Ein

schmachtendes Lied singt (Abb. 5). Wie wir vorher schon bei dem „Philosophen" sahen, liebte Meissonier bisweilen seinen Werken etwas willkürlich konkrete Bezeichnungen zu geben.

Eins dergleichen, das zu den Gesellschaftsbildern gehört, nannte er une lecture chez Diderot (1857 gemalt). Warum gerade die Encyklopädisten gemeint sein sollen, ist nicht zu erkennen, aber es wäre kleinlich, solche Nebendinge zu tadeln. Das Bildchen ist auch gar zu liebenswürdig. Die ruhige Aufmerksamkeit, mit der die versammelten gelehrten Herren der Vorlesung des einen von ihnen folgen, kann nicht feiner und mannigfaltiger zum Ausdruck kommen. Genau sieht man, wie jeder seiner Art nach sich Gedanken über das Gehörte macht, die er nachher ernst oder spöttisch oder gemütlich aussprechen wird. Ein anderes solches Kabinetstück der Charakterschilderung ist la confidence (1857). (Abb. 6.) Nur zwischen zwei Personen vollzieht sich die Handlung. Sie haben miteinander getafelt und beim Nachtisch, als der Wein sie vertraulich und gesprächig gemacht hat, kommt der schwärmerische Jüngling mit einem zarten Geheimnis heraus, über das er klopfenden Herzens das Urteil des älteren, besonneneren Freundes erwartet. Dieser sitzt gespannt zuhörend, was der Hilfsbedürftige aus dem entfalteten Briefchen vorliest. Nach der Falte auf seiner Stirn und der wenig heiteren Miene des Jüngeren, bei dem ich die unendlich ausdrucksvolle Bewegung der rechten Hand besonderer Aufmerksamkeit empfehle, scheint es sich nicht um sehr frohe Neuigkeiten, vielleicht gar um einen Absagebrief zu handeln.

Wenn auch Meissonier seine Szenen am liebsten in das kühl beleuchtete Innere der Wohnräume verlegte, so fehlt es doch auch nicht an vielen Beispielen, wo er seine Personen im Freien belauschte. Die „Kugelspieler“ (1848, 1855 und öfter), der „Sonntag“ (1851), welche bei der im kleinsten Maße gehaltenen Darstellung eine größere Zahl von meisterhaft gezeichneten Personen enthalten, sind Beispiele dieser Gattung. Das berühmteste jedoch ist unzweifelhaft die 1862 gemalte „Rast.“ Wir geben von derselben keine Abbildung, weil ohnehin in jedem Werke über moderne französische Malerei eine zu finden ist und unsere Leser sie sich dort zur Genüge betrachten können. Der Gegenstand ist wieder der denkbar einfachste: drei elegante Reiter, natürlich dem vorigen Jahrhundert angehörig, stärken sich vor einem ländlichen Wirtshause durch einen Trunk Wein, den eine jugendliche Schenkerin ihnen auf das Pferd reicht. Das Bildchen ist schon dadurch eine Seltenheit, daß ein weibliches Wesen darauf abgebildet ist. Meissonier malte fast stets Männer. Dann aber ist das Werk ausgezeichnet durch die wunderbare Wiedergabe der Pferde, von denen zwei in schwierigen Verkürzungen gezeichnet sind. Und wie ist das Leben dieser Tiere erfaßt. Meisterhaft ist die überaus naturwahre, leise seitwärts drängende Bewegung desjenigen Pferdes, dessen Reiter eben von dem Mädchen das Glas in Empfang nimmt. Kein Bild kam jemals aus der Werkstatt des Malers, ehe es nicht auf das peinlichste genau durchgearbeitet war. Speziell für die Pferde machte er die intimsten Studien an denjenigen, welche er auf seinem Landgute zu Poissy (am nordwestlichen Ende des Waldes von St. Germain) besaß. Seine Stallungen gaben den kaiserlichen wenig nach. Dort beobachtete er, selbst ein leidenschaftlicher Reiter, die Pferde in Ruhe und Bewegung, im Freien und im Stalle, in jeder Stellung und Haltung. Man muß wissen, wie unzählige Studien er für jede Einzelheit seiner Werke gemacht hat, um diese nach ihrem ganzen Werte schätzen zu können. Die Zeichnungen, welche trotz seines Reichtums sein Hauptvermögen ausmachten, konnte er sich nie entschließen, zu verkaufen; sie erzählten ihm die Geschichte seiner Kunst. — Die „Rast“ bildete ein Seitenstück zu einem zwei Jahre vorher entstandenen Werke „die Fuhrmannskneipe“, welches wir, da es weniger bekannt ist, unsern Lesern im Bilde vorführen (Abb. 7).

Meissonier malte, wie hervorgehoben, vor allem gern Szenen des ruhigen Lebens. Heftige bewegte Vorgänge darzustellen, trug er Bedenken. Dennoch unternahm er auch Werke solcher Art, und das bekannteste derselben ist La Rixe, das 1855 vollendet wurde und diejenigen widerlegen sollte, welche ihn für allzu einseitig hielten (s. Einschaltbild). In einem elenden Wirtshause ist ein eleganter junger Kavalier mit einem Burschen in Streit geraten, der ihn im Spiele hat betrügen wollen. Das Bild stellt den Augenblick dar, wo der falsche Spieler sich wutentbrannt auf den Gegner stürzen will; in seiner Hand blitzt ein Dolch, der Angegriffene zieht zur Abwehr den Degen. Verschiedene verdächtig aussehende Zechgenossen mischen sich erschrocken darein, halten den Raufbold

feſt und ſuchen ihm die Waffe zu entwinden. Man hat von dem Bilde viel Rühmens gemacht; nach meinem Gefühl ſteht es ſeiner theatraliſchen Art halber nicht auf der Höhe

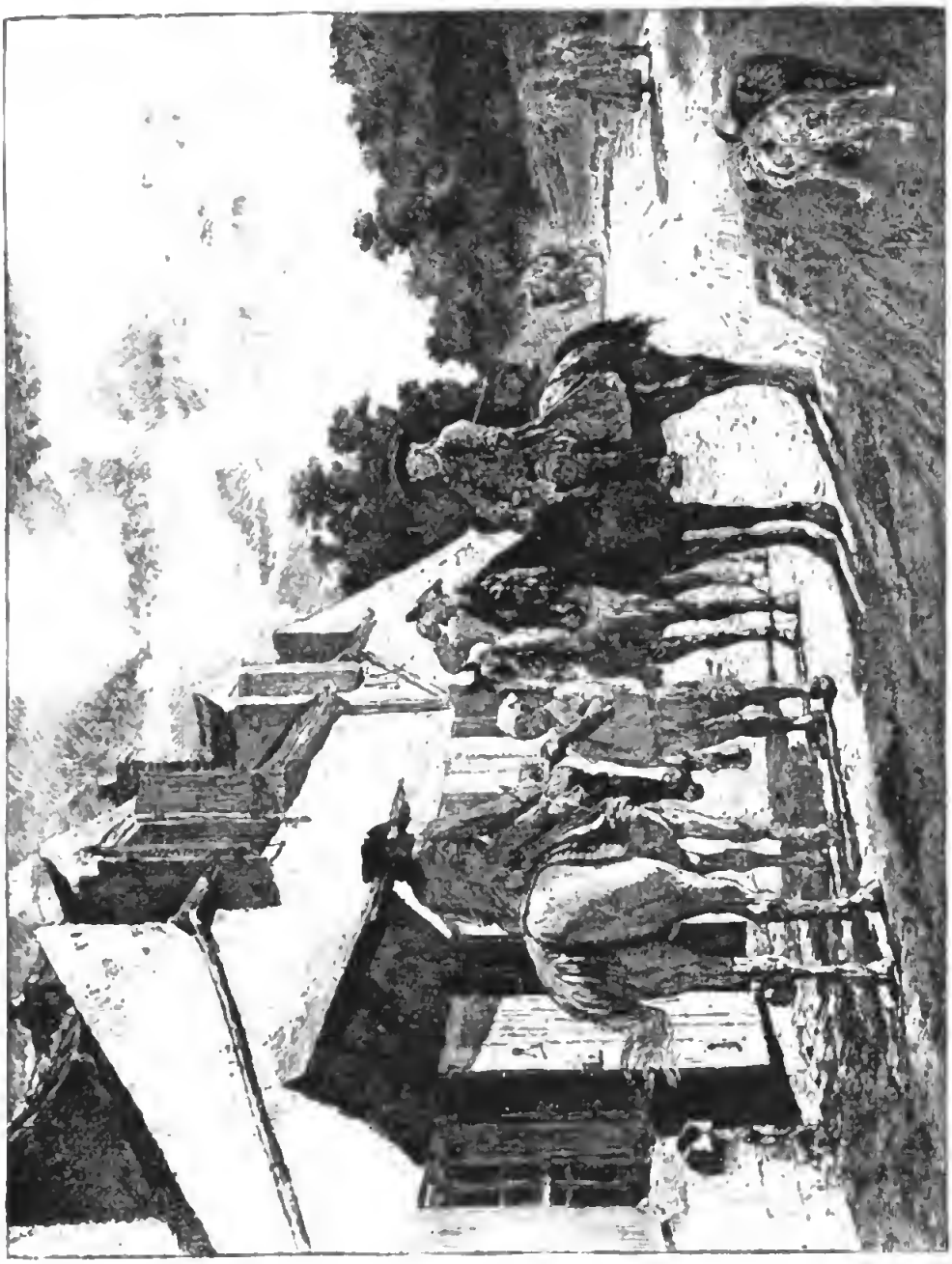


Abb. 7. Die Fuhrmannsſtreiche.

der einfachen ruhigen Szenen Meiſſoniers. Er wußte wohl, warum er Darſtellungen ſolch heftigen Inhaltes aus dem Wege ging. Packend dagegen wirkt ſeine Kunſt, wo ſie

mit rechter Selbſterkenntnis in der Flucht der Ereigniſſe charakteriſtiſche Ruhepunkte ſucht und findet. So malte Meiſſonier im Jahre 1852 zwei Bravi, die er ausnahmsweiſe in die Tracht des XVI. Jahrhunderts kleidete. Sie belauern ihr Opfer, welches ſich in einem auftoßenden Gemache befindet; während der eine das Schwert zieht, ſchielt

der andere durch das Schlüsselloch, ob der Mann, den sie ermorden wollen, auch wirklich drinnen und allein ist. Die Spannung ist auf diese Art erheblich größer, als wenn der Künstler die Tötung selber geschildert hätte.

Stellte dies Bild den Augenblick vor dem Höhepunkt der Handlung dar, und wurde damit die Phantasie des Beschauers in die Zukunft gelenkt, so verfolgte Meissonier den umgekehrten Weg in einem Bilde, das seine Entstehung der Revolutionszeit verdankt, aber erst im Salon von 1850 ausgestellt wurde unter dem Namen la barricade, souvenir de guerre civile. Eine verlassene Befestigung in einer verwüsteten Gasse, Spuren des stattgehabten Straßenkampfes, alles nur leise andeutend, aber von furchtbarer Verständlichkeit für denjenigen, der die Wirrnisse der Zeit in Paris durchgemacht hatte. Es war das erste Werk, in welchem Meissonier einen eigentlich zeitgenössischen Stoff behandelte nach allen jenen, nur äußerlich einer gewissen Epoche zugewiesenen, in Wirklichkeit zeitlosen Figuren der Raucher, Leser und ihresgleichen. Er hatte darauf gewartet, daß die Gegenwart Großes bieten würde. Jetzt, da solches geschehen, begrüßte er es mit Enthusiasmus. In dem Kaisertum sah er die Gewähr für Frankreichs Größe, und mit der Einrichtung der neuen Regierung wurde aus dem Genremaler ein Schilderer französischen Kriegsruhmes, ohne daß er jedoch dabei jener Richtung untreu wurde, die ihn in vierzig Jahren zum berühmtesten Maler Frankreichs, zum Offizier der Ehrenlegion, zum Begünstigten des Hofes gemacht hatte. Auf des Kaisers besonderen Wunsch folgte er demselben 1859 in den italienischen Feldzug. Die Frucht der dabei gemachten Beobachtungen und Studien war das im Luxemburg-Museum befindliche Gemälde L'empereur à Solférino, Napoleon III darstellend, der von seinem Generalstabe umgeben von einem Hügel aus die Sturmangriffe der französischen Regimenter und die Wirkung des Artilleriefeuers beobachtet (Abb. 8). Die Darstellung ist eine gewiß vortreffliche, erregt aber im ganzen mehr das Verlangen, daß Meissonier lieber bei seinem eigentlichen Fache geblieben wäre. Der leidenschaftlich patriotische Künstler hatte an diesem einen Gloiregemälde nicht genug. Er begann zur selben Zeit die Reihe jener Bilder, welche den Ruhm des ersten Napoleon verherrlichen sollten. Er wählte dazu Episoden der Jahre 1807 (Schlacht bei Friedland, siehe Einschaltbild und Abb. 9), 1814 (s. Einschaltbild), 1805. Das letzte, noch im vorigen Jahre von ihm im Protestsalon des Champ de Mars ausgestellte dieser Bilder war Oktober 1806. Das bekannteste von allen ist „1814," welches mit „Solferino" zusammen im Salon des Jahres 1864 erschien. Auf einer schneebedeckten, von Kanonenrädern und Pferdehufen zerwühlten Straße reitet der Kaiser, starr vor sich hinbrütend, Rachegedanken, ungeheure Pläne im ruhelosen Hirn. Hinter ihm schleicht der Troß seiner abgematteten, verzagten Generäle, in der Ferne ziehen die Heeresmassen, vom Willen des Gewaltigen gelenkt. So vorzüglich die zeichnerische Ausführung des Bildes auch ist, so ziehe ich doch die Schlacht von Friedland ihrer großartigen Pferdemalerei wegen vor. Auch die Charakteristik der Personen in „1814" ist trotz des ausgezeichneten Napoleonkopfes allzu absichtlich. Derjenige von den Generälen (links), der den Kopf so tief hängen läßt, ist der unentbehrlichste. Deckt man sich ihn irgendwie zu, so ist zwischen Napoleons und der Seinigen Gesichtsausdruck kein genügender Kontrast mehr zu erkennen. Dem Kaiser aber einen solchen traurigen Kopfhänger gegenüberzustellen, scheint mir zu stark, und ich finde, daß diese Figur dem Bilde einen Zug ins Niedrige gibt, während doch tragische Größe beabsichtigt ist. Der grobe Effekt des Kopfhängers macht das Bild zwar im Augenblick verständlich, aber zum Schaden seiner tieferen Wirkung, die man nun erst durch Abstraktion zu suchen genötigt ist.

Noch eins von diesen Kriegsbildern, das freilich nur eine kleine Episode darstellt, ist „Auf Rekognoszierung" (Abb. 10). Zwei französische Offiziere sind mit zwei Begleitern durch Sturm und Schnee auf eine felsige Berghöhe geritten, von wo aus sie mittelst eines Fernglases die Stellung des Feindes zu erspähen versuchen. Die Phantasie des Beschauers hat bei solchen Bildern wesentlich mehr Spielraum, und statt eines geringeren Inhaltes gewinnt das Kunstwerk einen beträchtlich größeren, als bei Darstellungen von der breiten Ausführlichkeit der Napoleonsbilder.

Abb. 8. Kaiser Napoleon in der Schlacht bei Solferino.
Nach dem Gemälde im Luxemburg-Museum zu Paris.

Abb. 9. Studie zu dem Einschaltbilde: „Die Schlacht bei Friedland, 1807."

Chauvinistisch wie er war, hat Meissonier sich um die Kunst des Auslandes nicht viel gekümmert. Von den deutschen Malern war Adolf Menzel der einzige, den er schätzte, und mit dem er Bekanntschaft suchte, als er 1864 Deutschland bereiste. Kaulbachs Wandgemälde im Treppenhause des Berliner Museums flößten ihm Entsetzen ein. Damals war Meissonier auch in Dresden, wo er die an holländischen Gemälden so reiche Galerie durchmusterte, und durch seine tiefe Bewunderung vor Rafaels Sixtina bewies, daß auch das Reich der reinen Schönheit seinem Auge nicht verschlossen war. Die Bekanntschaft mit Menzel fand späterhin in Paris ihre Fortsetzung, als jener den berühmten französischen Kollegen in dessen Heim aufsuchte. Das geschah schon nach dem Kriege. An dem Kampfe hatte er sich aufs lebhafteste beteiligt. Knapp war es seinen Freunden gelungen, ihn aus dem belagerten Metz zu entfernen, von wo er sich zu Pferde nach Paris begab, jeden Augenblick in Gefahr als Spion aufgegriffen zu werden. Die Belagerung der Hauptstadt entflammte seinen Zorn. Er bat Gambetta aufs dringendste, ihn irgendwo aktiv zu beschäftigen und erlangte wirklich eine Stellung im Generalstabe der Nationalgarde. Sein ruheloser patriotischer Eifer riß oftmals das Volk zu lautem Beifall hin. Und der Krieg nahm seinen Gang und Paris fiel. Das konnte er nicht verwinden . . .

Im Jahre 1884 feierte man die fünfzigste Wiederkehr des Tages, wo Meissonier einst sein erstes Bild im Salon ausgestellt hatte, und man vereinigte 150 seiner Gemälde, welche allenthalben in Privatbesitz zerstreut waren, und eröffnete eine Jubelausstellung derselben in der Galerie von Georges Petit. Das durfte der Künstler noch mit erleben. Das Werk von fünfzig Jahren stand vor ihm, aber er meinte nicht, daß das Werk seines Lebens damit beschlossen wäre. Neue große Pläne beschäftigten ihn. Eine große Apotheose Frankreichs entwarf er für das Pantheon. Er hat die Arbeit nicht vollendet, aber nur der Tod konnte den achtundsiebzigjährigen Mann zur Ruhe zwingen. — Kein Zweifel, daß er auch dieses Werk mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit zu Ende geführt haben würde. Schon oben sahen wir, wie jedes Bild das Ergebnis langer sorgfältiger Studien war, wie nichts dem Zufall überlassen blieb. Auch in den Zeiten des höchsten Ruhmes war seine Sorgfalt stets die gleiche, und oft genug hat er seine Bilder zornig zerschnitten,

wenn sie seinem ängstlichen Sinne nicht zusagten. Wo kein Mensch mehr eine Unfertigkeit der Malerei zu entdecken vermochte, da sah er sie und änderte und besserte. Die „Rast" hat fünf verschiedene Erweiterungen und Zusätze erhalten. Wo sie sind, ist unmöglich zu sagen. Millionen hätte er verdienen können, auf die er bereitwillig verzichtete, um nichts Unfertiges aus seiner Hand zu geben. Denn die Preise, welche man für seine Bilder zahlte, seitdem sein Ruhm die Welt durchdrang, waren ungeheuer, und von ihnen weiß auch derjenige, der nie ein Meissoniersches Werk gesehen hat. Man wog die winzigen Bildchen nicht mit Gold,

Abb. 10. Auf Recognoscierung.

sondern mit Banknoten auf. Über die Zartheit der Ausführung bei höchster Lebenswahrheit hat man namentlich gestaunt. Allen Ernstes wurde in seinen Anfangszeiten die Frage aufgeworfen, ob er etwa das Dagueer-

reotyp zu Hilfe nähme. Auch glaubte man, daß er nicht mit gewöhnlichen Pinseln, sondern mit Kolibrifedern malte, und was dergleichen mehr war. Des Geheimnisses Lösung liegt allein in dem wunderbaren Talent Meissoniers. Schwierigkeiten der Form kannte er nicht, und trotz der von ihm beliebten Kleinheit bildete er nichts Kleinliches, sondern hatte einen breiten und kräftigen Vortrag, wie wenn es sich um große Tafeln gehandelt hätte. Außerdem verstand er fast immer eine zarte, harmonische Licht- und Farbenverteilung zu geben, aus der nur selten einmal ein Lokalton auffallend hervortrat. So als Meister der Form und Farbe, von Patriotismus begeistert, mochte er sich wohl an das Werk einer monumentalen Verherrlichung Frankreichs wagen. Ob etwas Erhebliches dabei herausgekommen wäre, läßt sich mit Fug bezweifeln. War er auch in der Zeichnung als Maler von Militär- und Staatsaktionen den übrigen französischen Künstlern, sogar Horace Vernet, weit überlegen, so übertrafen ihn diese doch durch die Monumentalität ihrer Werke. Was die Gemüter vor allem gefangen nimmt, ist das sinnlich Eindrucksvolle. Das Große, Kräftige, Massenhafte scheint den Sinnen stets das Hauptsächlichste zu sein, und der naive Geist sträubt sich dagegen, innere Größe einer geringen Außenseite gegenüber anzuerkennen. Das Große nötigt zur Beachtung, zur willigen oder unwilligen. Das Kleine löst die Spannung; man kehrt stets gern zu ihm zurück, ohne es für wesentlich und respektgebietend zu halten. Meissonier hätte mit seiner Apotheose sein bisher festgehaltenes Prinzip der Kleinheit durchbrechen, sich auf ein ihm fremdes Gebiet begeben müssen. Das bleibt ein nicht geringes Wagnis bei einem Künstler, der wie Meissonier zeitlebens einer einseitigen Richtung gefolgt war, welche er sich obenein nach allen Seiten hin aufs engste begrenzt hatte. Die Gegenstände seiner Malerei wiederholen sich beständig; an sich flau und gleichgültig, würden sie auf die Dauer ungenießbar sein, wenn nicht Meissoniers virtuose und amüsante Kleinkunst verbunden mit seiner feinsinnigen Auffassung sie rettete. Neben dem Erstaunen über die Bezwingung unglaublichster Schwierigkeiten erfüllt uns seinen Werken gegenüber jenes innere Behagen, wie es genossenes oder vorgestelltes friedlich zufriedenes Leben sehnsuchtweckend erzeugt. Daß unsers Künstlers Menschen oft mit ihrer Behaglichkeit kokettieren, sich als Schaustücke eines besonders zufriedenen Menschenschlages vor ihrem Beschauer aufsetzen, soll dabei nicht verkannt werden. Man sehe nur den Raucher an, und man wird mir zugeben, daß Meissonier nicht stets verstanden hat, seinem Modell die Haltung eines völlig unbefangen, weil ungesehen lebenden Menschen zu verleihen. — Rechnen wir dazu, daß er sowohl der Darstellung humoristischer und bewegter Szenen, wie der Frauenmalerei zumeist aus dem Wege ging, und daß er die Vorgänge am liebsten im geschlossenen Raum beobachtete, so ergibt sich daraus der engste Zirkel, in den ihn nicht falsche Bescheidenheit, sondern eigene richtige Kritik der Grenzen seines Talentes gebannt hat. Daß er innerhalb derselben das Größte geleistet hat, bin ich der Letzte bestreiten zu wollen. Er hat nicht die holländische Kunst wiedererweckt, er ist unzweifelhaft über sie hinausgegangen. Aber über welche denn eigentlich? Hat er etwa Ähnlichkeit mit Rembrandt, mit Rubens? Oder sind es nicht vielmehr die Terburg, die Metsu, die Dow und ihresgleichen, also die Leute vom zweiten Range, mit denen er gewetteifert, die er in ihrer Art übertroffen hat? Deren Art er ins Moderne und Französische übersetzte?

Es fällt mir nicht ein, Meissonier, wie so oft geschehen ist, aus der fremdartigen Einkleidung seiner Personen einen Vorwurf machen zu wollen. Ich habe oben versucht, die künstlerischen Beweggründe dieser seiner Eigenart zu ermitteln, und jedermann muß den Künstler seinen Eingebungen folgen lassen. Man lasse sich doch genügen, daß er Menschen gemalt hat. Zeit und Ort ihres Lebens sind gleichgültig; sie haben immer und in der ganzen Kulturwelt gelebt. Wir haben trotz des peinlich genauen antiquarischen Apparates keine affektiert historisierende Richtung bei Meissonier. Wird die Nachwelt dieselbe Auffassung haben? Es ist vergeblich danach zu fragen, und doch interessant, es versuchsweise zu beantworten. Vor allem müssen für spätere Geschlechter jene feinen Beziehungen verloren gehen, welche nur die Zeit- und Volksgenossen begreifen. Jene werden die Bilder als solche,

ihre Zeichnung, zum Teil auch ihre Farbe beurteilen. Man wird nach den Ursachen und Folgen dieser kunstgeschichtlichen Erscheinung fragen und bemerken, daß der Vergangenheitsmaler ein Typus des XIX. Jahrhunderts ist, der vor Meissonier bereits existierte, von ihm dann weiter beeinflußt und mit einer gewissen neuen Art von Gegenständen, einer besonderen Weise ihrer Darstellung vertraut gemacht wurde. Innerhalb des Typus der Vergangenheitsmaler wird man ihm seine Stelle anweisen, die seiner Leistungen halber eine der vordersten sein wird. Aber daß ein künftiger Historiker Meissonier den Rang eines führenden, epochemachenden Genies zuweisen werde, halte ich

Abb. 11. Meissoniers Haus in Paris auf dem Boulevard Malesherbes.

für ausgeſchloſſen. Der maßloſe Beifall des Publikums beweiſt nicht das Gegenteil. Meiſſonier hat deſſen Geſchmack richtig getroffen, aber unſere Zeit kann ſich nicht rühmen — wir ſagen es uns ja ſelbſt oft genug, daß ich es hier wiederholen kann — in Sachen des Kunſtgeſchmackes maßgebend zu ſein.

Gottesurteil.

Von A. Fitger.

(Abdruck verboten.)

Das Volk ſich um die Schranken drängt
In atemloſem Schweigen;
Ein Gottesurteil ward verhängt,
Verborgnes Recht zu zeigen;
Schon naht von links, ſchon naht von rechts
Der Kämpe, gierig des Gefechts.

Der Eine ſchwingt den goldnen Leun
Im Schild und Bannerwappen,
Sein Schwert ein Blitz, wie Donners Dräun
Grollt das Gewiehr des Rappen.
„Mein Recht und Gott, Gott und mein Recht!
Und Weh' der Lüg' und ihrem Knecht.“

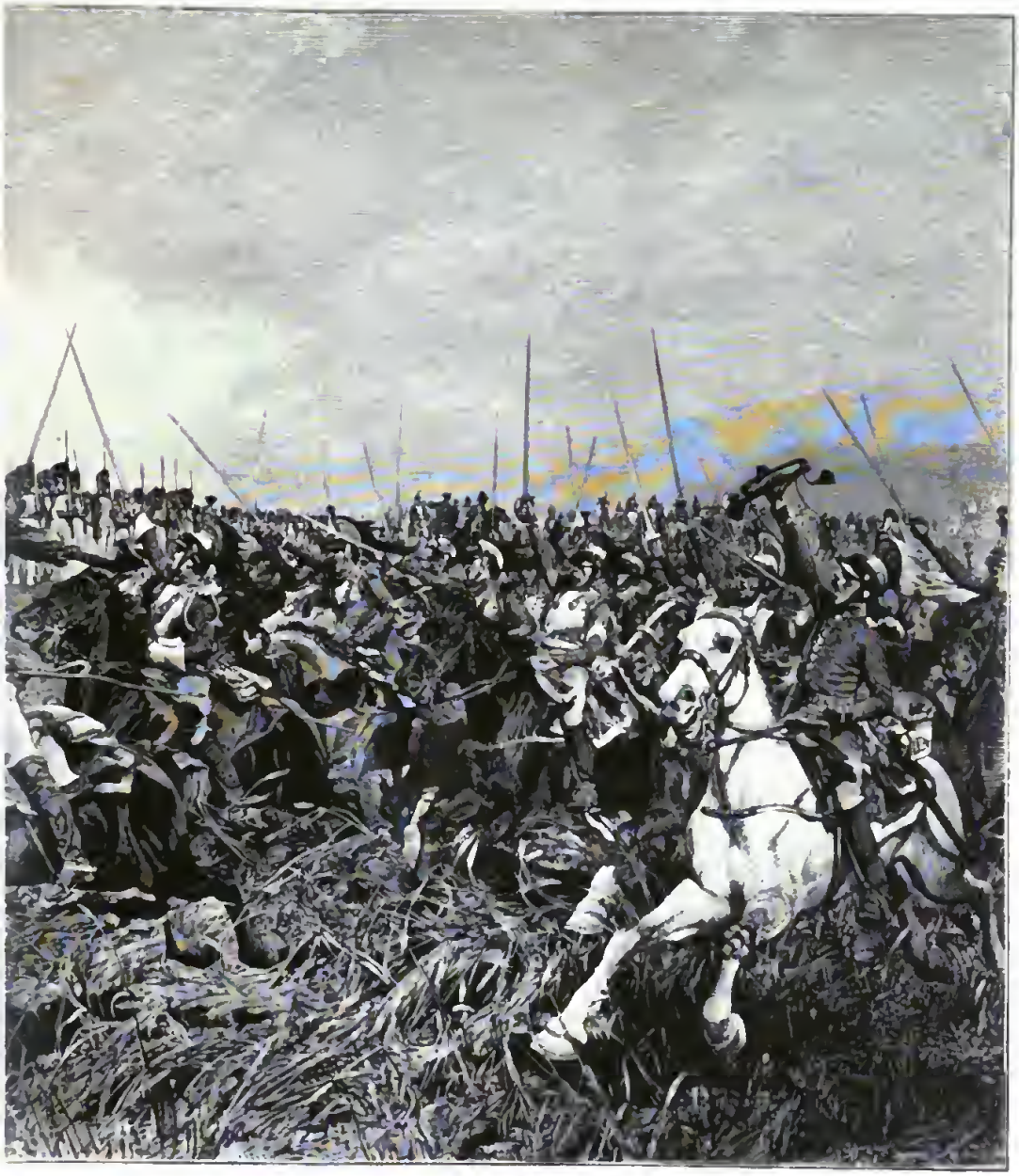
Auf ſeinem Schindgaul voller Trutz
Wiegt auch der Feind die Lanze;
Sein Sporn, ſein Degen ſtarrt von Schmutz,
Sein Wappen iſt 'ne Wanze.
„Ihr prahlt wohl gern, mein junger Fant;
Das Urteil liegt in Gottes Hand.“

Das Zeichen gellt; wohlan zum Kampf!
Glut ſprüht die Eiſenhaube;
Der Grund erbebt von Roßgeſtampf,
Und dunkel wirds von Staube
Wie des Olympos Wolkenzelt,
Drin Zeus die eherne Wage hält.

Und da die Staubnacht ſich verliert,
Wie jauchzt das Volk, das gute!
Der Wanzenritter triumphiert,
Der andre liegt im Blute,
Sein Schild zerſpellt, zerſchellt ſein Schwert,
Sein Leunpanier im Kot entehrt.

Fanfaren dort und Glockenklang,
Vivat von tauſend Zungen,
Und hier der Tod und Spottgeſang
Entzückter Gaſſenjungen.
„Gott und mein Recht!“ — Das heißt, das heißt:
Ein Staubgewölk im Winde kreiſt.

Die Schlacht bei Friedland. 1807. R



h dem Gemälde von J. L. E. Meissonier.

Der geschichtliche Ursprung der schweizer Eidgenossenschaft.

Von A. Baldamus.

(Abdruck verboten.)

Jeder Deutsche, dem es vergönnt ist, Erholung heischend von den Mühen des Berufs hinauszuziehen aus der Enge der Städte in die Thäler, auf die Berge und an die Seen der Schweiz, besucht wohl auch in stiller Andacht jene Stätten, an die die herrlichen Erzählungen vom guten Schützen Tell, vom Rütlischwur, von der Abschüttelung unmenschlicher Knechtschaft anknüpfen. Er vergißt dabei ganz, daß durch diese vielgepriesenen Thaten nicht nur die Freiheit der Schweiz von drückendem Joch errungen, sondern auch die Lostrennung des herrlichen Landes von Deutschland eingeleitet ist; ist es doch eben deutsche Eigenart, gewiß ebenso sehr eine Schwäche als eine Stärke, auch fremde Größe, ja Feindesgröße, rückhaltslos zu bewundern, hier aber sind ihm jene Erzählungen und jene Stätten durch unseres Schillers letzte Gabe noch besonders geheiligt. Die Geschichten vom Tell haben von ihrem Wert und ihrem Zauber nichts eingebüßt, nachdem ihr Inhalt als Sage erwiesen ist; jetzt haben auch die schweizer Patrioten das eingesehen und sträuben sich nicht mehr gegen die Ergebnisse der nüchternen Geschichtsforschung, wie z. B. auch die jüngst erschienene Geschichte der schweizer Eidgenossenschaft von Dierauer beweist.

Auf den geschichtlichen Ursprung der schweizer Eidgenossenschaft aber richten sich in diesem Jahre mehr als sonst die Blicke; sind doch nun 600 Jahre verflossen, seitdem Uri, Schwyz und Unterwalden in ihrem am 1. August 1291 gestifteten Bunde den Grund zur Eidgenossenschaft legten. So mag eine kurze Darstellung dieses geschichtlichen Anfangs der Schweiz, besonders der rechtlichen Grundlagen ihrer Entstehung, auch in diesen Monatsheften am Platze sein.

Nach der Sage ist die Freiheit der Schweiz erkämpft worden gegen ein despotisches, Menschenrecht und Menschenwürde mißachtendes Regiment der Habsburger, das Recht ist dabei einzig auf Seite der Schweizer, die Habsburger haben durch die Art ihrer Regierung alle etwa vorhandenen Ansprüche verwirkt, und die Erhebung erscheint als sittliche Notwendigkeit. Die Geschichte weiß von einer solchen Tyrannei nichts, sie vermag auch nicht den Schweizern allein Recht zu geben und Licht und Schatten nur zu gunsten der Freiheitskämpfer zu verteilen. Nach ihrem gerecht wägenden Urteil sind beide Teile in ihren Strebungen über das ihnen zustehende Recht hinausgegangen, und wenn sie diese Bestrebungen in den großen geschichtlichen Zusammenhang hineinstellt, so erscheinen sie nicht als eine vereinzelte Thatsache, sondern ergeben sich aus den allgemeinen Reichsverhältnissen und finden sich gleichzeitig und gleichartig auch an anderen Stellen des Deutschen Reichs. Je mehr nämlich die staufischen Kaiser den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit nach Italien verlegten und ihre Kraft im Kampfe für die Weltherrschaft gegen das Papsttum verbrauchten, um so mehr blieb Deutschland sich selbst überlassen. In zwei Richtungen bewegte sich diese selbständige Entwickelung, es bildete sich die monarchische Landeshoheit und die demokratische Gemeindefreiheit. Das recht zu würdigen, dazu bedarf es eines Rückblicks auf die Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Reiches.

Der großartige Staatsbau Karls des Großen ruhte auf dem sogenannten Unterthanenverband, d. h. darauf, daß die Angehörigen des Staates als freie Männer zum Staatsoberhaupt in einem unmittelbaren, überall gleichen Abhängigkeitsverhältnis standen, die Verwaltung geschah durch vom König eingesetzte Beamte, die Grafen, die in ihren Verwaltungsbezirken, den Gauen, als Stellvertreter des Königs und im Namen des Königs die Militär-, Gerichts- und Finanzhoheit übten. Schon von Karl dem Großen war aber diese Ordnung durchlöchert, indem Teile eines Gaues, besonders die geistlichen Gebiete, durch Verleihung der Immunität der gräflichen Gewalt entzogen und besonderen Beamten, den sogenannten Vögten unterstellt wurden. Zunächst wollte der König damit von seinen Rechten in den Immunitätsbezirken nichts aufgeben, auch die Vögte wurden unter Mitwirkung des Königs ernannt, allmählich aber gingen die königlichen Rechte über auf die Immunitäts-

herrn. Die Biſchöfe und Äbte, in denen, weil ſie ſelbſtverſtändlich nicht erblich werden könnten, die Könige ein Gegengewicht zu gewinnen ſuchten gegen die erblich werdenden weltlichen Beamten, erhielten in ihren Gebieten die Regierungsgewalt und ernannten nun die Vögte ſelbſt. Wenn dadurch den Grafen weite Bezirke ihres Gaues entzogen wurden und ſie mithin eine Beſchränkung ihrer Macht erfuhren, ſo gewannen ſie doch auch gleichzeitig eine Erhöhung ihrer Stellung nach zwei Richtungen hin. Wie ſchon geſagt, wurden die weltlichen Reichsbeamten allmählich erblich; es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ihre Beamteneigenſchaft damit immer mehr verloren ging, denn dieſe iſt doch weſentlich dadurch bedingt, daß das Staatsoberhaupt das freie Ein- und Abſetzungsrecht nicht bloß theoretiſch hat, ſondern auch praktiſch ausüben kann. Die Grafen wurden durch die Erblichkeit ihrer Stellung dem Könige gegenüber ſelbſtändiger, den Eingeſeſſenen ihres Gaues gegenüber zu wirklichen Herren. Zwiſchen die Unterthanen und das Reichsoberhaupt ſchob ſich die ſo nach beiden Seiten hin unabhängiger gewordene Grafengewalt, die von den Grafenfamilien zwar immer noch dem Rechte nach kraft Übertragung durch den König, thatſächlich aber kraft eignen erblichen Rechts geübt wurde. Dieſe Entwickelung erfuhr eine weitere Förderung durch wirtſchaftliche Urſachen. Das Lehnsweſen griff immer mehr um ſich, auch mit dem Grafenamt wurden ausgedehnte Lehnsgüter verbunden. Die Grafen wurden die größten Grundbeſitzer ihres Gaues und erlangten ſchon damit eine wirtſchaftliche Überlegenheit über die darin anſäſſigen freien Bauern. Ein Anſchluß an ſie gewährte dieſen bedeutende wirtſchaftliche Vorteile, verſchaffte ihnen auch ſonſt die Gunſt der Herren, die, wie ſchon ſehr frühe Klagen beweiſen, den freien Gaugenoſſen die vom Staate geforderten Laſten verſtärkten, den Hinterſaſſen ihrer Güter aber minderten. So übergaben viele freie Bauern freiwillig ihr Gut den Grafen, um es als Lehn von ihnen zurückzuerhalten. Die Zahl der freien Bauern ſchmolz mithin immer mehr zuſammen, d. h. die Zahl der Gauinſaſſen, gegen die dem Grafen nur Beamtenrechte zuſtanden, es wuchs dagegen die Zahl derer, die auch perſönlich oder dinglich vom Grafen abhängig waren. In der Erblichkeit und dieſer wirtſchaftlichen Ungeſtaltung liegen die Wurzeln der Landeshoheit, ſie zur vollen Ausbildung zu bringen war das natürliche Streben der Grafengeſchlechter. Dazu war beſonders nötig die Einordnung der eben erwähnten freien Bauern und der der gräflichen Gewalt entzogenen Immunitätsleute in das Herrſchaftsgebiet des Grafen. Bei letzteren geſchah der entſcheidende Schritt in der Weiſe, daß die Grafen zugleich Vögte der geiſtlichen Gebiete wurden, ſo ſehr eine ſolche Ernennung auch dem Urſprung der Vogtei widerſprach. Der Rechtstitel ihrer Herrſchaft war hier ein anderer, aber als Schirmherren des Kloſtergebiets konnten ſie ebenſo leicht die Landesherren desſelben werden wie als Grafen die des Gaues. Ob die Einordnung der Gemeinfreien gelingen, ob die gräflichen Beamtenrechte ſich hier in Hoheitsrechte umwandeln ließen, das hing ſchließlich ab von der Widerſtandskraft eben dieſer Gemeinfreien, die ihren Rückhalt hätte finden müſſen am Kaiſer. Die Kaiſer aber waren für ihre italieniſchen Kämpfe, denen ſie viel größere Teilnahme ſchenkten als der inneren Entwickelung Deutſchlands, auf die bereitwillige Unterſtützung der großen Vaſallen angewieſen, aus dieſem und andern Gründen ſind ſie der Ausbildung der Landeshoheit nicht ſehr energiſch entgegengetreten. Beſonders gilt dies für die Staufer: in einer Urkunde von 1231 wird vom Kaiſer ſelbſt zum erſtenmal der Ausdruck „Landesherr“ gebraucht.

Im Gegenſatz zu dieſer Entwickelung findet ſich nun gleichzeitig eine demokratiſche Strömung. Ihre bedeutendſte Erſcheinung iſt das Freiheitsſtreben der Städte. Es richtete ſich beſonders gegen die Herrſchaftsrechte der Biſchöfe, näher darauf einzugehen aber iſt hier nicht der Ort; das Ergebnis der Entwickelung liegt uns in den freien Reichsſtädten vor. Weit ſeltener als die Städter haben die freien Bauern ſich der fürſtlichen Landeshoheit zu erwehren geſucht. Wo es geſchah, ſind ſie — ebenſo wie die Städte — in entgegengeſetzter Richtung über das ſtrenge Recht hinausgegangen wie die Grafen bei ihrem Streben nach Landeshoheit. Da es ſich, wie oben erörtert, hier für die Grafen um eine Erweiterung ihrer Beamtenrechte handelte, ſo iſt es verſtändlich, daß ein Kampf gegen dieſe Erweiterung der gräflichen Rechte ſchließlich zu einem Kampf gegen die gräflichen Rechte überhaupt wurde.

In solcher Lage befinden sich z. B. die Friesen, die Stedinger, die Dithmarschen, in dieser Lage befinden sich auch die Schweizer den Habsburgern gegenüber: *die Habsburger verlassen den Rechtsboden in ihrem Streben nach Landeshoheit, die Schweizer verlassen ihn, indem sie im Gegenstreben auch die Beamtenrechte der Habsburger in Frage stellen.*

Erst diese allgemeinen Erörterungen aus der deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte weisen jenem Bündnis der drei Urkantone seine rechte Stelle an. Betrachten wir nun die besonderen Umstände, unter denen es entstanden ist.

Die rechtliche Lage der drei Kantone war bei seinem Abschluß durchaus nicht gleichartig. Ein beträchtlicher Teil von *Uri* gehörte seit 853 dem Fraumünsterkloster in Zürich, außerdem waren dort begütert die Klöster Einsiedeln und Wettingen, sowie eine Reihe Herrengeschlechter, unter denen durch Reichtum und Ansehen hervorragten die Edlen, später Grafen von Rapperschwyl und die Edlen von Attinghausen; neben den von diesen abhängigen Leuten aber gab es besonders im Schächenthal noch vollfreie Bauern. Die Rechtstellung der Bewohner des Landes war also eine sehr verschiedene, doch bildeten sie als Markgenossenschaft eine wirtschaftliche Gemeinde, die auch Versammlungen halten mußte, z. B. zur Beratung über die Nutzung der „gemeinen Mark", d. h. von Wald und Weide. Diese wirtschaftliche Zusammengehörigkeit wurde nun für die freien Leute und die „Gotteshausleute" faktisch auch zu einer politischen, seitdem die Grafen des Zürichgaus, zu welchem Uri gehörte, auch die Vogtei über die Angehörigen der Abtei erhielten. Der Rechtstitel war beiden Gruppen gegenüber verschieden, dort übten sie Grafen-, hier Vogteirechte, die Rechte waren aber im wesentlichen dieselben, und so erschien das Land bald auch rechtlich als eine Einheit: damit war die Grundlage für eine Landeshoheit geschaffen. Schon die Zähringer hatten das Grafen- mit dem Vogteiamt vereinigt, nach ihrem Aussterben 1218 ging beides auf die Habsburger über, sie folgten nur einem Zuge der Zeit, wenn sie danach strebten, aus ihren amtlichen Gewalten eine landesherrliche zu machen.

In *Schwyz* gehörte der weitaus größte Teil des Bodens freien Bauern; daneben hatten die Grafen von Habsburg als Erben derer von Lenzburg Besitzungen und einige Klöster, besonders das Kloster Einsiedeln. Mit letzterem lagen die freien Leute in fortwährendem Hader über die Nutzung einiger Wälder und Wiesen, eine Markgenossenschaft bestand aber auch hier. Amtlich gehörte Schwyz zum Bezirk der Grafen des Zürichgaus; im Anfang des 13. Jahrhunderts übten die Habsburger also auch hier die Grafenrechte und haben z. B. die freien Leute von Schwyz im Streite mit dem Kloster Einsiedeln amtlich vertreten.

Auch in *Unterwalden* gab es eine Anzahl Freier, es überwog aber der Besitz der Klöster Engelberg, Murbach, Muri und der Grafen von Habsburg. Diese verbanden hier mit ihren grundherrlichen Rechten die Amtsbefugnisse als Grafen und erlangten auch die Vogtei über die Klöster, mit Ausnahme von Engelberg.

Auf diesen Grundlagen schien für die Habsburger sehr begründete Aussicht, sich in den drei Thälern eine Landeshoheit zu gründen. Da erfuhren die hierauf gerichteten Wünsche eine erste Enttäuschung durch die Leute von Uri. Sie erlangten von König Heinrich, dem Sohn und Stellvertreter Kaiser Friedrichs II, eine vom 26. Mai 1231 datierte Urkunde, in welcher der König „alle Männer des Thales Uri" dem Grafen von Habsburg entzog und unveräußerlich in den unmittelbaren Besitz des Reiches nahm. *Uri* war damit eine *reichsunmittelbare Gemeinde* und wurde verwaltet von wechselnden Beamten des Königs (Reichsvögten), bald von aus den Landleuten genommenen „Ammännern". Wie überall, wurde auch hier diese direkte Beziehung zum König bei dessen beständiger Abwesenheit eine sehr lockere; die früher wirtschaftliche Gemeinde wurde ganz zu einer politischen und betrachtete sich unter ihrem „Ammann" als unabhängig mit dem Recht der Selbstverwaltung. Sie erhob Steuern und führte schon 1243 ein eignes Siegel, das als Wappen den bekannten Stierkopf mit dem Nasenringe zeigt. Diese Reichsunmittelbarkeit ist in der Folgezeit stets anerkannt; auch Rudolf von Habsburg that es, nachdem er 1273 König geworden war, obgleich doch diese Reichsunmittelbarkeit den Interessen der Habsburger zuwider lief. Aber als

König blieb er der Herr Uris, und die von ihm als König bestellten Beamten waren also von einem Habsburger bestellt, das machte die Lage doch wieder unsicher.

Anders gestaltete sich die rechtliche Stellung von Schwyz. Hier mochte man mit Neid auf die Freiheit der Nachbarn in Uri sehen; als nun die Habsburger dem gebannten Kaiser Friedrich II. gegenüber nicht unbedingte Treue zeigten, sandten die Schwyzer 1240 zu ihm, der in Italien weilte, eine Botschaft, worin sie erklärten, daß sie freiwillig als freie Männer, die sonst niemand Gehorsam schuldig seien, seine und des Reiches Herrschaft erwählen wollten. Der Kaiser nahm darauf „alle Männer des Thales in Schwyz" in seinen besonderen Schutz und versprach ihnen, sie nie zu veräußern oder dem Reiche zu entziehen. Die Schwyzer erblickten darin eine Befreiung von der habsburgischen Grafengewatt, aber es ist zu bemerken, daß der Kaiser eine solche formell nicht ausgesprochen hatte. Eine Erhebung der Schwyzer gegen Habsburg blieb erfolglos, der Streit verquickte sich mit dem welthistorischen Kampf zwischen Friedrich II. und Papst Innocenz IV., die Habsburger traten auf Seite des Papstes, und die Schwyzer wurden als Anhänger des Kaisers sogar mit Bann und Interdikt bedroht. Mit dem Tode Friedrichs (1250) wurde der Kampf aussichtslos: Die Habsburger behaupteten ihre gräflichen Rechte. König Rudolf v. Habsburg behielt bei seiner Thronbesteigung die Grafschaft in seinem Besitz. Durch solche Personalunion zwischen königlicher und gräflicher Macht konnten die Schwyzer — ähnlich wie umgekehrt die reichsunmittelbaren Urner als gräflich — faktisch als reichsunmittelbar erscheinen: Der Graf von Habsburg ernannte die Ammänner, aber dieser Graf von Habsburg war doch König, und jene Ammänner konnten deshalb auch als königliche Beamte angesehen werden. In der gleichen Doppelstellung erschien auch der als Stellvertreter des Königs und Grafen für das Land Schwyz eingesetzte „Landammann". Wie in Uri, wurde das Gefühl der Zusammengehörigkeit auch hier immer lebhafter, und 1281 führte die „Genossenschaft" der Schwyzer ein eigenes Siegel.

Wenn so Uri zweifellos die Reichsunmittelbarkeit besaß, Schwyz einen wenn auch zweifelhaften Anspruch darauf erheben konnte, so war Unterwalden zweifellos nicht reichsunmittelbar, es unterstand vielmehr der gräflichen Gewalt der Habsburger, die, wie gesagt, zugleich die Vogtei über die Klöster mit Ausnahme von Engelberg besaßen. Unter König Rudolf von Habsburg ergab sich hier natürlich ein ganz ähnliches Verhältnis wie bei Schwyz: Die gräflichen Beamten waren eben thatsächlich vom König ernannt.

So war die Lage, als König Rudolf von Habsburg am 15. Juli 1291 starb. 17 Tage darauf, am 1. August 1291, schlossen „die Männer des Thales Uri, die Genossenschaft (universitas) des Thales von Schwyz und die Gemeinde der Waldleute des unteren Thales (communitas hominum intramontanorum vallis inferioris) in Rücksicht auf die Unsicherheit der Zeit (maliciam temporis attendentes) einen ewigen durch Eidschwur gefestigten Bund, um sich und das Ihre kräftiger verteidigen und in angemessenem Stande besser erhalten zu können. Sie versprachen sich einander beizustehen mit Hilfe, jeglichem Rat und Gunst, mit Personen und Gut, innerhalb der Thäler und außerhalb, mit aller Kraft gegen all und jeden, der ihnen oder einem von ihnen etwelche Gewalt, Beschwerde oder Unrecht anthue durch ein böses Vorgehen gegen Person oder Besitz; jede Gemeinde versprach eintretenden Falls der andern beizuspringen, wenn Hilfe nötig sei, und auf eigne Kosten gegen Angriffe Bösgesinnter Widerstand zu leisten und Unrecht abzuwehren; jedoch unter dem Vorbehalt, daß jeder nach seiner rechtlichen Stellung seinem Herrn geziemend zu dienen und zu gehorchen gehalten sei." Weiter beschlossen sie, „keinen Richter anzunehmen, der sein Amt erkauft hätte oder nicht ihr Landsmann wäre; Streitigkeiten unter den Genossen sollten durch Schiedsspruch der Einsichtigeren geschlichtet werden, würde sich die eine Partei einem solchen Schiedsspruch nicht fügen, so wollten die Eidgenossen der anderen helfen." Endlich wurden einige Strafbestimmungen für Mörder, Brandstifter u. s. w. erlassen.

Das Bündnis, dessen wichtigste Stellen im Vorstehenden nach dem lateinischen Text übersetzt sind, stellt sich mithin zunächst dar als ein Landfriedensbündnis zu gemeinsamer Abwehr feindlicher Angriffe und wird bezeichnet als Er-

neuerung eines älteren Bundes, den Schwyz im Jahre 1245 bei der oben erwähnten erfolglosen Erhebung gegen seinen habsburgischen Grafen mit Luzern und Unterwalden vereinbart hatte. Solche Landfriedensbündnisse sind bei der Schwäche der Reichsgewalt in Deutschland vielfach geschlossen als eine Art Notbehelf, um durch Selbsthilfe die Sicherheit des Daseins zu schaffen, welche die Staatsgewalt nicht bot. Am bekanntesten sind die Städtebündnisse; für die Eidgenossen lag, wie sie selbst sagen, ein besonderer Anlaß vor in der Unsicherheit, die der Tod des Königs Rudolf naturgemäß gerade für sie mit sich brachte, da z. B. die Doppelstellung der in Schwyz und Unterwalden bestellten Beamten aufhören mußte. Der Form nach wollten sie nur ihre Rechte wahren, wollten jeder an seiner Stelle die Pflichten der Herrschaft gegenüber erfüllen, thatsächlich aber bekunden sie in einigen Abmachungen das Streben nach einer Freiheit, die den habsburgischen Rechten, wenigstens in Schwyz und Unterwalden, widersprach. Bei der unbedingten Hilfe gegen jedermann mochten sie wohl in erster Linie an die Habsburger denken, und wenn sie auch nicht die freie Wahl der Ammänner für sich in Anspruch nahmen, so verlangten sie doch für sich das Recht, die ihnen gesetzten Richter abzulehnen, wenn sie nicht bestimmte Eigenschaften erfüllten, vor allem ihre Landsleute wären, und behielten sich einen schiedsrichterlichen Austrag ihrer Streitigkeiten vor. Von hier zur Selbstverwaltung, zur eignen Gerichtshoheit, zur eignen Wahl der Beamten, d. h. zur vollen Beseitigung der gräflichen Rechte war nur ein Schritt. Nach dem früher Erörterten muß es klar sein, daß die Eidgenossen in diesem Bundesbrief den Boden des strengen Rechts ebenso verließen, wie die Habsburger bei dem Streben, ihre amtliche Stellung in eine landesherrliche umzuwandeln. Sollte der Gedanke des Bundes durchgeführt werden, so war also der Kampf mit den Habsburgern unvermeidlich.

Dieser Kampf hängt nun aufs engste zusammen mit der gleichzeitigen Reichsgeschichte. Mit Rudolf von Habsburg beginnt hier die Reihe der Könige aus verschiedenen Häusern; die deutschen Kurfürsten, die zuerst an sich und erst ganz zuletzt ans Reich dachten, wollten im Interesse der eignen Machtstellung keine königliche Dynastie aufkommen lassen, sie vermieden es deshalb, den nächsten König aus dem Hause des Vorgängers zu wählen. Das traf besonders empfindlich die Habsburger, die gestützt auf die unter Rudolf in Österreich neu gewonnene Hausmacht die Kaiserkrone ihrem Hause dauernd gewinnen wollten. Es gelang nicht, vielmehr ergaben die nächsten Wahlen abwechselnd mit einem Könige aus dem habsburgischen zwei aus einem anderen Hause; es folgten Adolf v. Nassau 1292—1298, Albrecht von Österreich 1298—1308, Heinrich VII. von Luxemburg 1308—1313. Da die nicht habsburgischen Könige im Gegensatz zu den habsburgischen Wünschen gewählt waren, so waren sie auch die natürlichen Feinde der habsburgischen Machtansprüche. Für die Schwyzer Eidgenossen folgte daraus von selbst, daß sie bei den durch das Bündnis vom 1. August 1291 bezeichneten Bestrebungen seitens der Reichsgewalt auf Duldung oder Unterstützung zu rechnen hatten, wenn ein Nichthabsburger König war, auf Befehdung aber, sobald ein Habsburger die Krone trug. Der Raum erlaubt nicht, hier auf die Einzelheiten des Kampfes einzugehen, wie sie sich nach dieser natürlichen Parteigruppierung ergaben, wir begnügen uns mit den Hauptdaten. Am 30. November 1297 stellte König Adolf für Schwyz und Uri gleichlautende Freiheitsbriefe aus, in denen ihnen die Reichsunmittelbarkeit gewährleistet wurde; der im nächsten Jahre auf dem deutschen Throne folgende Habsburger Albrecht erkannte diese Freibriefe natürlich nicht an, suchte vielmehr die Herrschaftsrechte seines Hauses zu wahren, doch nicht mit den harten Mitteln, die ihn die Sage anwenden läßt: das Verhältnis war dem unter Rudolf bestandenen ähnlich; nach Albrechts Ermordung wurde Heinrich von Luxemburg gewählt, er bestätigte als Gegner der Habsburger am 3. Juni 1309 den Schwyzern und Urnern ihren von Adolf erhaltenen Freiheitsbrief und gab für Unterwalden ähnliche Zusicherungen, bestellte auch einen Reichsvogt für die Waldstädte und verfügte, daß sie vor kein auswärtiges weltliches Gericht mit Ausnahme des kaiserlichen Hofgerichts gezogen werden dürften. Damit waren die drei Waldstädte der gräflichen Gerichtsbarkeit in aller Form entzogen und

für reichsunmittelbar erklärt. Die Habsburger suchten durch Vorstellungen bei Heinrich VII. diese Verfügungen rückgängig zu machen, aber ehe sie etwas erreichen konnten, starb der Kaiser 1313. Nun erfolgte eine zwiespältige Königswahl: von der habsburgischen Partei wurde Friedrich der Schöne v. Österreich zum Könige erhoben, von den Gegnern Ludwig v. Bayern. Das unglückliche Deutschland war einmal wieder vom Bürgerkriege heimgesucht, sein Ausgang mußte auch für die Waldstädte bedeutungsvoll werden. Ihre Stellung war selbstverständlich auf Seite Ludwigs, dem auch daran lag, sie als Bundesgenossen im Thronstreite zu gewinnen. Es ist bezeichnend, daß König Friedrich die Waldstädte wegen Überfall des Klosters Einsiedeln mit der Reichsacht belegte, Ludwig sie wieder lossprach. Eine weitere Unterstützung erhielten sie von ihm freilich nicht und waren also auf eigene Kraft angewiesen, als nun Leopold, der thatkräftige Bruder König Friedrichs, zur Ausführung der Reichsacht mit Heeresmacht gegen sie heranzog. Sie benutzten die Verteidigungsmittel, die ihnen ihr Land bot, bei Morgarten verwirrten sie das habsburgische Ritterheer durch von den Höhen herabgerollte Steine, brachen dann hervor und gewannen einen vollständigen Sieg (15. November 1315): das herzogliche Ritterheer wurde von den bäuerlichen Waffen der Schweizer fast vollständig aufgerieben.

Der Sieg bei Morgarten war der erste große Waffenerfolg der Eidgenossen. Für das Reich bedeutete er eine Stärkung König Ludwigs, der dann in der Schlacht bei Mühldorf 1322 völlig über seinen habsburgischen Rivalen triumphierte, für die Schweizer die Sicherung dessen, was sie im Bundesbrief von 1291 erstrebt hatten. König Ludwig bestätigte den treuen Helfern die Freiheitsbriefe am 29. März 1316, nachdem er drei Tage vorher den Habsburgern alle Rechte in den drei Thälern aberkannt hatte, die Schweizer selbst aber betrachteten den Sieg gewissermaßen als das mit dem Blut befestigte Siegel, das sie unter ihr Bündnis vom 1. August 1291 gedrückt hatten. Sie bekundeten das dadurch, daß sie 24 Tage nach der Schlacht, am 9. Dezember 1315, zu Brunnen ihren ewigen Bund von 1291 erneuerten: der neue, nicht mehr lateinisch, sondern für das Verständnis aller Genossen deutsch abgefaßte Bundesbrief wiederholt im wesentlichen die Bestimmungen des alten.

So stellt sich geschichtlich der Ursprung der Eidgenossenschaft dar. Beide Teile haben den strengen Rechtsboden verlassen; unter der Gunst der Lage im Reich haben die Schweizer durch einmütiges, entschlossenes und doch auch vorsichtiges Handeln, gestützt auf Tapferkeit und Mannesmut, gesiegt und dann durch gleiche Tüchtigkeit in der Folgezeit das einmal Errungene gegen alle Angriffe behauptet und erweitert. So unterlag hier das Streben nach monarchischer Landeshoheit dem Drang nach demokratischer Gemeindefreiheit. Damals wurde der Kampf von den Waldstädten geführt unter Betonung der Zugehörigkeit zum Deutschen Reich, unter der Fahne der Treue gegen den Kaiser, und die Kaiser haben die freiheitliche Entwickelung sogar gefördert, aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß die Befreiung von der habsburgischen Herrschaft schließlich ausmündete in der Lostrennung auch von Deutschland. Wie das gekommen, soll hier nicht untersucht werden, eine Erinnerung daran aber mag sich verbinden mit dem Geburtstagsgruß und Glückwunsch, den wir der Eidgenossenschaft zu ihrem Jubiläum zurufen.

Spruch.

(Abdruck verboten.)

Was nützt es gegen das Schicksal zu schrein?
Der Kettenhund beißt sich an dem Stein,
Der ihn getroffen, die Zähne entzwei . . .
Dem Steine ist es einerlei!

Heinrich Seidel.

In der Schule des Lebens.

Novelle von Balduin Groller.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

„Vor einem Unglück kann man sich in Ergebung beugen," rief sie aus. „Man muß sich beugen, es ist eine Fügung des Schicksals, gegen das man sich nicht auflehnen kann, — aber erbärmlich sein, stehlen und betrügen, — das muß man nicht!"

Ihre ganze Natur schäumte und bäumte sich auf gegen die drohende Schande. Auf solche Art unglücklich zu werden! Er hat nicht gefühlt, wie er sich an Weib und Kindern versündigte, indem er die Leute so schmählich betrog! Zu dem bitteren Haß, der in ihr aufstieg, gesellte sich die Verachtung, ein tiefer moralischer und damit auch fast ein physischer Ekel. „Erbärmlich! Nichtswürdig!" rief sie erbittert und schwur, ihn nie wiederſehen zu wollen. — —

Ihre Miene hellte sich einigermaßen wieder auf, als bald darauf auch Dr. Karl Möller bei ihr eintrat. Es war ihr tröstlich, zu sehen, daß sich die Freunde doch nicht zugleich mit dem Glücke von ihr wandten. Um so mehr war aber Heinrich Prank über diesen Besuch erstaunt; er hatte bestimmt erwartet, Möller nicht in der Reihe jener Freunde zu sehen, die auch jetzt noch stand halten würden. Cäsarine, die mit ins Zimmer getreten war, ließ ihre Augen prüfend bald auf Prank, bald auf Möller ruhen, als wolle sie im Geiste Vergleiche anstellen zwischen den beiden Männern, aber sie verhielt sich schweigend.

Mit umständlicher Beredsamkeit versicherte Möller Frau Lori seiner unwandelbaren Ergebenheit, und seine oberflächlichen Trostgründe klangen ihr angenehm ins Ohr, weil sie sich ihren ursprünglichen eigenen Ideen bequem anschlossen. Noch sei ja nicht Alles verloren und noch sei es nicht ausgeschlossen, daß sich alles befriedigend löse und zum Guten wende.

„Sehen Sie, Prank!" rief Frau Lori fast vorwurfsvoll.

„Allerdings," fiel hier Möller rasch ein, gleichsam um Prank, der, wie er wohl schließen konnte, sich anders geäußert haben mochte, in Schutz zu nehmen, „allerdings darf die Sache auch nicht zu leicht genommen werden, und es wird gut sein, sich auf alles gefaßt zu machen. Nehmen wir an, — es ist nur eine Annahme, die sicher nicht ihre volle Bestätigung finden wird, — daß Herr Bergmann wirklich schuldig befunden werden sollte, daß das Geschäft endgültig zusammengebrochen ist — —"

„Mein Gott, dann sind wir verloren!" rief Frau Lori unter Thränen.

„Sie persönlich doch nicht ganz, verehrte, gnädige Frau," versuchte Möller sie zu beruhigen. „Ich hatte Gelegenheit, mich genau zu informieren. Der Großgrundbesitz Békés-Harsány, das Haus in Wien, die Villen in Gmunden, das wertvolle Silberzeug, die kostbaren Juwelen bilden Ihr ganz persönliches Eigentum, das Ihnen und Ihren Kindern noch immer eine sorgenfreie Existenz sichert."

„Wie kann ich denn all das behalten," entgegnete Frau Lori, wieder von der tiefsten Niedergeschlagenheit erfaßt, „wenn eine Milchfrau, ein Kellner und solche Leute durch uns um ihr Alles gebracht worden sind!"

„Sie können es," gab Möller zu bedenken. „Das Gesetz ist nicht dawider; ja, es schützt Sie."

„Wir können nicht, wir können nicht!" rief Frau Lori. „Ich hätte keine ruhige Stunde mehr. Cäsarine, sage du, können wir?"

Cäsarine sagte nichts, aber ihr verneinendes Kopfschütteln gab eine hinreichend verständliche Antwort.

„Ich gebe Ihnen zu bedenken," fuhr Möller unermüdlich fort, „daß das, was Sie noch zur Konkurs-Masse zuschlagen können, kaum mehr ausrichten und mehr bedeuten kann, als ein Tropfen auf einem heißen Stein. Eine einzige von den großen Banken hat mehr zu fordern, als Ihr ganzes persönliches Besitztum ausmacht, und es gibt viele Banken, die solche Ansprüche zu stellen haben, dazu dann Hunderte von Privatparteien —"

„Ich kann die großen Banken nicht befriedigen, aber ich kann den kleinen Leuten das Geld zurückgeben, ich kann wenigstens die schmutzigen Schulden aus der Welt schaffen."

„Ist das Ihr fester, endgültiger Entschluß, gnädige Frau?"

„Mein unwiderruflicher Entschluß!"

„Ich achte ihn, aber ich beklage ihn.

Jedenfalls muß ich ihn jetzt offiziell zur Kenntnis nehmen, denn Sie sehen in mir den Anwalt der Hauptkläger des Hauses."

Prank sprang bei diesen Worten von einer inneren Erregung getrieben auf und hielt nur mit Mühe an sich. Er hatte immer gewartet und gewartet auf die Lösung des ihm schier unlösbar dünkenden Rätsels, das ihm Möllers Verhalten aufgegeben hatte, — und nun war die Lösung mit einem Male da. Bei dem Eintritt der Katastrophe war dem jungen, vielgesuchten Rechtsanwalt die Rolle eines Herkules am Scheidewege zugefallen. Die Hauptgläubiger hatten sich sofort seiner Hilfe versichert und es war danach nicht mehr zu zweifeln, daß der gesamte Gläubigerausschuß ihm seine Vertretung anvertrauen werde. Das war ja sehr erfreulich; denn bei einem solchen Bankbruch gab es für einen Advokaten ein Vermögen zu verdienen. Anderseits hat man aber doch auch seine Ehre, sein Gewissen, oder wie das Ding sonst heißen mag. Er war der Freund des Hauses, er betrachtete sich im stillen als den Verlobten Cäsarinens; darauf mußte denn doch auch Rücksicht genommen werden. Wenn es nur halbwegs anging, wollte er ein heroisches Opfer bringen, die Vertretung der Gläubiger zurückweisen und der Anwalt der Damen bleiben. Ein so großer materieller Lohn winkte da allerdings nicht, aber man hat sich doch, Gott sei Dank, noch einen Rest von Idealismus bewahrt. Und dann — die Liebe! Ja, wahrhaftig, die Liebe! Er hätte es selbst nicht geglaubt, aber das Bild Cäsarinens hatte sich tief in sein Herz geprägt. Er fühlte es, er war stark genug, alle großen Vorteile von sich zu weisen, sofern wenigstens Frau Lori ihr gesetzlich unanfechtbares Privatvermögen unversehrt zurückbehalten würde. Nun waren seine schönsten Absichten vereitelt. Frau Lori wollte sich selbst mutwillig um ihren ganzen Besitz bringen, nun konnte er ihr Anwalt nicht mehr sein; damit war allen Zweifeln und Schwankungen ein Ziel gesetzt.

Prank hatte ihn durchschaut, und in seinem Unmut war er aufgesprungen.

„Habe ich nicht recht, Prank?" fragte ihn Frau Lori, durch seine hastige Bewegung auf ihn aufmerksam gemacht.

„Was Sie auch thun wollen, gnädige Frau," erwiderte Prank, „seien Sie vorsichtig mit Ihren Äußerungen dem gegnerischen Anwalt gegenüber!"

„Seien Sie überzeugt," erwiderte Möller auf diesen Seitenhieb, „daß der „gegnerische Anwalt" stets alles thun wird, was in seiner Kraft steht, die Interessen der gnädigen Frau wahrzunehmen."

„Natürlich!" gab Prank zu, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Ironie zu verbergen.

Möller zog es vor, die Ironie nicht zu bemerken.

Frau Lori richtete sich auf ihrer Ottomane auf und knüpfte an Pranks Warnung an: „Ich brauche nicht vorsichtig zu sein, weil ich nichts für mich retten will. Die großen Geschäftshäuser sollen sehen, wie sie zu ihrem Gelde kommen, da kann ich nichts thun, aber die armen Leute sollen vor Schaden bewahrt werden. Die „schmutzigen" Schulden sind in diesem Falle die Ehrenschulden, und die sollen von meinem Vermögen bezahlt werden."

„Erlauben Sie, gnädige Frau," bemerkte hier Möller, „daß ich Sie auf einen Irrtum in Ihrer Auffassung aufmerksam mache. Nach dem Gesetze ist eine solche Bevorzugung einzelner Gläubiger nicht zulässig; dadurch würden andere mit ihren ebenfalls gerechten Forderungen ausgespielt werden. Sie haben — vor Zeugen! — die Erklärung abgegeben, daß Ihr Privatvermögen zur Konkursmasse zuzuschlagen sei. Ich mußte von dieser Erklärung Kenntnis nehmen, und wir stehen nun vollendeten Thatsachen gegenüber."

„Ich sehe noch durchaus keine vollendeten Thatsachen!" warf Prank schroff dazwischen.

„Ich muß sehr bitten," fuhr Möller mit äußerster Höflichkeit im Tone fort „daß den Thatsachen ihr Recht werde. Die Verhältnisse liegen so, und genau so, wie ich sie darzustellen mir erlaubt habe. Ich habe gethan, was ich thun konnte, um der gnädigen Frau die Möglichkeit nahezulegen, ihr persönliches Eigentum für sich zu retten, ja, ich rufe Herrn Prank zum Zeugen an, daß ich mehr gethan habe, als eigentlich meine Pflicht erlaubt hätte, aber nun, da einmal ausdrücklich Verzicht geleistet worden ist, —"

„Ich muß es mir verbitten," fiel ihm Prank barsch ins Wort, „daß ich noch zum Zeugen aufgerufen werde, wenn es Ihnen beliebt, die Pose der Großmut und des Edelsinnes anzunehmen."

Digitized by Google

„Ich wiederhole, daß ich eine Pflicht zu erfüllen habe, und daß ich vom Gefühle der Freundschaft verleitet —"

„Verschonen Sie uns mit Ihren edlen Gefühlen," rief Prank immer heftiger werdend. „Sie haben einfach spioniert, auf welcher Seite Sie besser liegen würden."

Möller wurde bei diesem brutalen Angriff bleich bis in die Lippen, und mit bebender Stimme entgegnete er: „Ich weiß nicht, mit welchem Rechte Sie hier die Rolle eines Sittenrichters übernehmen, Herr Prank!"

„Ich nehme mir das Recht, wenn die Gelegenheit danach ist."

„Ich bin aber nicht gesonnen, mir Beleidigungen gefallen zu lassen, und ich werde mir Genugthuung zu verschaffen wissen!"

„Es wird mir ein ausnehmendes Vergnügen sein, mich Ihnen zur Verfügung zu stellen."

„Ich brauche mich nicht zu schlagen, um meine Ehre zu verteidigen, mir genügt das Gericht."

„Man läuft zum Gericht, das ist weniger gefährlich!"

„Allerdings — man läuft zum Gericht. Ich wenigstens habe die Gerichte nicht zu scheuen!"

Prank fuhr auf, wie von einem Peitschenhieb getroffen. Eine dunkle Röte legte sich über sein Antlitz, und seine Augen glühten und schienen wie blutunterlaufen. Es wäre zu einem vielleicht unheilvollen gewaltthätigen Ausbruch gekommen, wenn sich nicht Cäsarine an seinen erhobenen Arm gehängt und ihm bittend zugerufen hätte:

„Prank! Thun Sie ihm nichts!"

Der Streit zwischen den beiden Männern war so rasch und hitzig geführt worden, daß die Damen gar keine Fassung und keine Zeit fanden, vermittelnd einzutreten. Jetzt löste sich die Spannung bei Frau Lori durch einen Thränenstrom, während sich Cäsarine zitternd an Prank schmiegte. Dieser war durch das Dazwischentreten Cäsarinens wieder zu sich gekommen, und nun atmete er mehrmals tief auf, als hätte er soeben eine schwere Arbeit vollführt; dann verneigte er sich vor Frau Lori und verließ das Zimmer.

Cäsarine war ihm ins Vorzimmer gefolgt; denn, als er ihr die Hand zum Abschied reichte, hatte sie wohl bemerkt, wie er sie leicht mit sich zog, als habe er ihr noch etwas zu sagen.

„Sie haben dem Mann einen Liebesdienst erwiesen, Cäsarine," sagte er dann im Vorzimmer zu ihr, „er hat alle Ursache, Ihnen sehr dankbar zu sein, — und dennoch seien Sie auf Ihrer Hut vor ihm!"

„Uns nützt auch die Vorsicht nichts mehr," gab Cäsarine mit thränenerstickter Stimme zurück.

„Cäsarine! Es werden für Sie jetzt trübe Tage folgen. Sie werden vielleicht Mangel leiden müssen. Merken Sie wohl auf das, was ich Ihnen jetzt sage, denn ich reise morgen für lange Zeit ab. Mein Notar, Dr. Straßmann, Wipplingerstraße 12, ist angewiesen, Ihrer Mutter und Ihnen zur Seite zu stehen. Wenden Sie sich an ihn, wenn es irgendwo fehlen sollte. Sie sollen nicht Not leiden! Sie wissen, mir thut es nicht weh. Ich bin reich und brauche wenig. Während meiner langen Haft hat sich mein Vermögen außerordentlich vermehrt. Nun wissen Sie auch, warum ich reisen muß. Meine kleine Aushilfe könnte, wenn je ein Mensch von ihr erfahren sollte, mißdeutet werden, und darum muß ich weit weg sein. Leben Sie wohl, Cäsarine!"

„Prank, Sie sind so gut und mir ist so bang, wenn Sie fort gehen. Sie werden sich wieder ins Unglück stürzen."

„Gewiß nicht!"

„Eben vorhin wieder! Wie haben Sie zu mir vom Duell gesprochen, und doch wollten Sie wieder —"

„Es war auch unrecht von mir! Sie sehen, was ich für ein inkonsequenter Hitzkopf bin. Ich ärgere mich genug darüber; denn ich habe mich da bei einer Nebensache ins Unrecht gesetzt und dadurch auch der Hauptsache geschadet."

„Sie versprechen mir, daß Sie sich nie mehr schlagen werden!"

„Ich verspreche es heilig!"

Und damit schieden sie.

VI.

Dreiundeinhalb Jahre sind seit den geschilderten Ereignissen vergangen. Das Haus Bergmann war untergegangen und von der Bildfläche verschwunden. Die Katastrophe hatte sich vollzogen, dann war die Brandung des öffentlichen Lebens über sie hinweggegangen; die Wogen des großstädtischen Verkehres hatten sich über dem Unheil geschlossen, der große Strom zog wieder geglättet seines

alten Weges. Es war, als wäre ein prächtiges Schiff versunken; erst spritzen die Wellen hoch auf, dann gurgelt es noch einmal aus der Tiefe herauf, und dann ist alles vorbei. Die ewig bewegte Fläche des Meeres verrät nicht, was alles sie verdeckt.

Das Einzelschicksal hat auf dem Meere des Lebens wenig zu bedeuten. Wie groß auch dem Betroffenen sein Unheil und sein Leid erscheinen mag, es zählt doch nicht mit für das große Ganze. Der große Zug des Lebens und Verkehrs wird nicht aufgehalten, er geht auch darüber zur Tagesordnung über, fast so fühllos, wie die in ihren ewigen Bahnen kreisenden Gestirne über all unser Leben und Treiben dahinziehn.

Joachim Bergmann war zu einer vierjährigen Kerkerstrafe verurteilt worden. Ein altes Patrizierhaus war niedergebrochen. — Wer dachte jetzt noch daran! — —

Ein ungewöhnlich strenger Winter war ins Land gezogen. Er hatte dieses Mal früh eingesetzt und seine starre Macht behauptet ohne Unterbrechung bis tief in den Februar hinein, der doch sonst schon für Wien und den an die Stadt grenzenden großen Wiener Wald so reiche und köstliche Frühlingsahnungen zu bringen pflegt. Noch lag der Schnee fußhoch auf den Dächern, und mannshoch lagen an allen Straßen entlang die mächtigen Schneehaufen, welche bei der Freihaltung der Wege für den Verkehr aufgerichtet worden waren, und die zu zahlreich und von zu großem Umfang waren, als daß sie hätten gänzlich fortgeschafft werden können, zumal da ja aller menschlichen Bemühung spottend immer wieder neue Schneemassen vom Himmel herabfielen.

So seltsame Straßenbilder verlocken zu allerlei heiterem Unfug. Die ewig sprungbereiten Existenzen auf der Straße, die Dienstmänner, die Fiaker- und Einspännerkutscher, die Tramway-Dragoner u. s. w. nützen die Muße zwischen der gethanen Arbeit und der nächsten, um sich wohnliche Schneehütten zu bauen und diese mit etwas zweifelhaftem architektonischem Stilgefühl, aber unzweifelhaftem Sinn für Humor auszustatten. Die Schulkinder formen Schneemänner und eröffnen Schneebataillen, welchen die „Großen" auf der Straße wohlgefällig lächelnd zusehen, auch wenn sie selbst dabei ins Gedränge kommen sollten. Man erinnert sich an die eigene Jugend, und, wahrhaftig! — man fühlt sich manchmal von der Luft angewandelt, da einmal selbst mitzuthun.

So waren denn die Passanten auch keineswegs empört, die über den Naschmarkt gehend zusahen, wie ein frecher, kleiner Schusterjunge ein Weib drangsalierte. Das Weib trug eine große grüne Pappschachtel, die augenscheinlich Weißwäsche enthielt, welche in der Stadt abgeliefert werden sollte, mit Gurten befestigt auf dem Rücken. Der Junge ging einige Schritte hinter dem Weibe einher und sang sich mit heller Stimme ein Lied. Das hatte ein Marschtempo und wo ein Paukenschlag einzusetzen hatte, warf er immer einen Schneeballen gegen die große Pappschachtel. Der dumpfe Krach, den das jedesmal gab, befriedigte sein musikalisches Gefühl auf das Höchste. Weniger befriedigt war aber von dieser musikalischen Begleitung das Weib, das die große grüne Pappschachtel trug, und nach jedem Bombardement kehrte sie sich um und drohte dem Frechling und rief ihm ein Scheltwort zu. Mehr brauchte der Junge im Gefühle seiner Schnellfüßigkeit nicht, als wahrzunehmen, daß das Weib sich über sein Treiben ärgere, und nun wurde auch sein Gesang gleich lauter und unverschämter und das Bombardement hitziger. Bald ließ er sichs auch daran nicht mehr genügen. Er hatte auf dem Wege einen kleinen Stecken gefunden, und nun schlug er sich geradezu auf der Pappschachtel den Takt zu seinem Gesang. So oft die Frau sich wütend umwandte, war er immer schon in sicherer Ferne.

Nun versuchte es die Frau, den kleinen Bengel zu überlisten. Sie that einige Minuten, als achte sie garnicht auf den Unfug, und dann unternahm sie es plötzlich mit einer blitzraschen Wendung, den Übelthäter zu haschen. Nun geriet der Schusterjunge wirklich in die Enge, er stolperte erschreckt davon und geriet dabei einem Herrn zwischen die Beine, der, um nicht selbst über ihn zu fallen, ihn festhielt. Nun war aber auch das Weib schon da, und ehe der Junge es sich versah, hatte er seine wohlverdiente Ohrfeige auf dem Gesichte sitzen.

Der Herr, der den Jungen festgehalten, ließ diesen in sprachlosem Staunen wieder los, — ein glücklicher Umstand, von welchem der Junge sofort auch den entsprechendsten und vernünftigsten Gebrauch machte, — als

Digitized by Google

er einen Blick auf das frische, von Frost gerötete Antlitz und auf die blitzenden Augen der Frau warf.

„Herr des Himmels! Frau Lo — gnädige Frau!"

„Ah, Herr Prank!"

„Welche Begegnung!"

„Wenn sie Ihnen nicht genehm ist, — die Straße ist breit; es ist sehr leicht zu bewerkstelligen, daß sie sich nicht wiederhole!"

„Gnädige Frau, das war nicht schön von Ihnen!"

„War sie Ihnen aber nicht unangenehm, — nun, dann geben Sie mir die Hand, und dann ist sie mir auch recht. Wenigstens erzählt Ihnen diese Begegnung gleich mehr, als ich Ihnen in Stunden erzählen könnte."

Heinrich Prank war da in der That auf überraschende Art gleich in medias res geraten. Er hatte gleich nach dem Zusammenbruch des Hauses Bergmann Wien verlassen, nachdem er noch für die unglückliche Familie gesorgt zu haben glaubte, er hatte sich dann noch ein Jahr auf Reisen umgethan und sich dann endlich auf ein großes Gut zurückgezogen, dessen Bewirtschaftung er sich mit vollem Eifer widmete. Das Leben in Wien hatte ihn nicht mehr gefreut. Nach seiner Enthaftung hatte er keinen Versuch wieder gemacht, sich seinen früheren gesellschaftlichen Kreisen zu nähern; das einzige Haus, das er noch besucht hatte, war das Bergmannsche gewesen; da war er auch immer gerne hingegangen, weil er immer eine gewisse Sympathie für Frau Lori und Cäsarine gehegt hatte, und weil er mit ihnen stets gerne einige Stunden verplauderte. Nun war ihm durch jene Katastrophe auch der letzte gesellschaftliche Zufluchtsort genommen worden, und es hielt ihn nichts mehr in Wien. Oft hatte er zwar der beiden Damen gedacht, aber immer in der Vorstellung lebend, daß er ihnen als ihr Wohlthäter gelten müsse, hatte ihn stets eine Regung von Zartgefühl abgehalten, sich ihnen wieder zu nähern. Nun war es ihm in hohem Grade überraschend und geradezu unerklärlich, Frau Lori in so überaus ärmlichen Verhältnissen wiederzufinden.

„Sie müssen sich endlich von Ihrem Schrecken erholen, lieber Herr Prank," rief ihm Frau Lori zu, nachdem er sie eine Weile ganz verstört angesehen hatte.

„Es ist wahr, — es kam so unerwartet," erwiderte er, wie aus tiefen Gedanken auffahrend. „Indessen — von Schrecken ist keine Rede; es ist auch eine angenehme Überraschung dabei: Ich habe Sie nie so blühend und so frisch aussehend gefunden, wie jetzt."

„Gesund bin ich wenigstens, Gott sei Dank!" entgegnete munter Frau Lori, indem sie sich ihre Last, die sich etwas verschoben hatte, mit einem Ruck wieder in das richtige Gleichgewicht brachte. „Jetzt habe ich keine Zeit mehr, krank zu sein. Wollen Sie mich ein Stück in die Stadt hinein begleiten?"

„Aber — ich kann Sie doch, um Gottes willen, nicht so daher gehen lassen!!"

„Sie können nicht, lieber Freund?" lachte Frau Lori, die ihren Marsch schon wieder aufgenommen hatte. „Sie können nicht, — das ist wirklich ausgezeichnet! Ich versichere Sie, es geht. Wenigstens mache ich diesen selben Weg seit drei Jahren wöchentlich zweimal, ob's stürmt oder schneit."

„Ich werde einen Wagen besorgen."

„Einen Wagen! Natürlich einen Fiaker! Um das Häuschen Kragen und Manschetten abzuliefern! Sie sind noch immer köstlich, lieber Freund. Ich habe einmal von einem edlen Hidalgo gelesen, der täglich hoch zu Roß ausrückte, um zu fechten, d. h. zu betteln. Das wäre jetzt so etwas Ähnliches, wenn ich jetzt großartig im Fiaker vorführe. Aber es ist etwas anderes;" fügte sie ernst hinzu, „Sie werden sich schämen, an meiner Seite über die Gasse zu gehen. Das würde ich Ihnen nicht einmal übel nehmen. Besuchen Sie uns lieber einmal zu Hause: wir wohnen zwar sehr weit draußen —"

„Frau Lori! Übrigens — Sie haben Recht, ich *habe* mich zu schämen. Ein insam kassierter Baron und eine Frau, die, im Glanz und Überfluß aufgewachsen, nun ehrenhaft und hart arbeitet, um Brot für sich und ihre Kinder zu schaffen. In der That, ich habe alle Ursache, mich zu schämen, wenn ich neben Ihnen gehe!"

„Also, dann machen wir keine Umstände, und marschieren wir selbander. Ich gehe so sicher, als wäre ich nach Brasilien verschlagen, es kennt mich kein Mensch, und früher mußte ich doch alle Augenblicke grüßen."

Prank konnte sich gar nicht fassen, als er die Frau so plaudern hörte. Eines schien ihm sicher, — eine Frage wollte er darüber

nicht ſtellen, — daß die Hilfsmittel bei ſeinem Notar nicht in Anſpruch genommen worden ſeien. So tief hätte ja Frau Lori ſonſt äußerlich nicht herabkommen können, und dann — Leute, die von Unterſtützungen leben, ſind doch gedrückter und haben nicht den guten Humor; da war etwas zu ſpüren vom Hauche des Segens der Arbeit.

Auf dem Wege nach der Stadt erfuhr Prank auf ſeine Fragen alles, was er zu wiſſen begehrte. Sie hatte ſich damals einem Irrwahne hingegeben, als ſie annahm, daß ſie noch über ein eigenes perſönliches Vermögen zu verfügen habe. Bergmann hatte auch das, wenn auch ebenfalls auf unrechtmäßige und betrügeriſche Weiſe, veräußert, verpfändet, verſchleudert oder ſoweit es nur anging, belaſtet. Die Frau und die Kinder waren in bitterſter Armut zurückgelaſſen worden.

„Damals beriet ich mich mit Cäſarine," erzählte Frau Lori. „Wir Wienerinnen ſind doch von einem eigenen Schlag. Im Glück werden wir leicht übermütig, aber wir verzagen nicht gleich, wenn's einmal ſchief geht. Wir haben nicht viel geweint und geſeufzt, ſondern haben uns gleich den Kopf zerbrochen, wie wir da durchkommen ſollen. Zunächſt zogen wir weit hinaus in die Vorſtadt in eine kleine, aber geſunde Wohnung. Dann lief ich die großen Wäſchehandlungen ab, wo man mich ja von früher her kannte und bewarb mich um die Kundſchaft für Kragen und Manſchetten. Das gelang, und nun fabriziere ich mit drei Nähmädchen von früh bis abends Kragen und Manſchetten. Cäſarine gibt Lektionen im Klavierſpiel und im Engliſchen. Sie bekommt dreißig und auch vierzig Kreuzer für die Stunde."

„Herr des Himmels!" rief Prank entſetzt. „Dreißig bis vierzig Kreuzer! So viel gaben Sie früher dem Kellnerjungen, der Ihnen ein Glas Waſſer brachte!"

„Es iſt beſſer, als gar nichts, und es gibt immer noch mehr aus, als wenn Cäſarine mit nähen würde."

„Und der kleine Rudolf?"

„Oh, der iſt lieb und brav; er geht ſchon in die Schule."

„Und Joachim?"

„Joachim hat ſich zu unglücklich unter uns gefühlt; er iſt dann auch von uns fortgezogen, als er endlich eine Stelle bei einer Aſſekuranz-Geſellſchaft fand."

Frau Lori ſchien durch ihr Unglück nicht verbittert zu ſein oder wenigſtens ihre Lage nicht als Unglück zu empfinden. Sie ſprach, ohne ſich mit Klagen und Seufzern aufzuhalten, und gab über alles und jedes ohne Zurückhaltung Auskunft. Nur ein Punkt durfte, wie Prank ſehr bald herausgefunden hatte, nicht berührt werden. Er hatte mehrmals das Geſpräch auf ihren Gatten, auf ſeine vergangene Schuld, auf ſeine dermalige Lage und auf ſeine Ausſichten für die Zukunft zu lenken verſucht, aber da traf er jedesmal auf Äußerungen eines ſo tiefen und unauslöſchlichen Haſſes, daß er es dann bald aufgab, von ihm zu ſprechen und es für geratener hielt, dieſes Thema vorerſt noch gar nicht zu berühren. Und doch lag ihm eine Beſprechung darüber am Herzen; er hatte ſich es angelegen ſein laſſen, immer vom Geſchicke Bergmanns benachrichtigt zu werden. Bei ſeiner genauen Kenntnis der Strafhaus-Verhältniſſe hatte er durch entſprechende Geldmittel dafür ſorgen können, daß dem Gefangenen ab und zu eine kleine Erleichterung ſeines Loſes, gelegentlich auch eine Aufbeſſerung der Strafhauskoſt zu teil wurde. Er wußte, daß Bergmann durch freiwillige Einzelhaft ſeine Strafzeit um ein halbes Jahr abgekürzt habe, und daß nunmehr ſeine Zeit bald abgelaufen ſein werde, und er hätte gerne mit Frau Lori Rat gepflogen, was dann zu unternehmen ſein werde, aber bei ihrer durchaus ſchroffen, ablehnenden Haltung ſchien es ihm nicht ratſam, auf ſeinem Vorſatz zu beharren. Ihre Augen funkelten haßerfüllt, ſowie Bergmanns Name nur erwähnt wurde; ſie wies jedes Geſpräch über ihn kurz ab und äußerte nur mit nicht mißzuverſtehender Deutlichkeit, daß ſie vor „dem Menſchen" hoffentlich nun für alle Zeit Ruhe haben werde.

Als die beiden vor dem Geſchäfte angelangt waren, in welchem Frau Lori ihre Ware abzuliefern hatte, erklärte ſich Prank bereit, auf ſie zu warten, bis ſie zurückgekommen ſein werde.

„Das geht nicht," erwiderte Frau Lori, „vor mir fliegen die Thüren nicht mehr auf und ich werde nicht immer ſofort empfangen, wenn ich erſcheine. Es dauert oft eine Stunde, oft auch zwei volle Stunden, bis ich abgefertigt werde."

So reichte ihr denn Prank die Hand und verabſchiedete ſich von ihr, nachdem er

ſich noch Straße und Hausnummer ihrer Wohnung genau eingeprägt hatte.

VII.

In einem dürftig eingerichteten, aber ſpiegelblank gehaltenen Stübchen finden wir Cäſarine und ihr Brüderchen, den kleinen Rudolf. Rudolf hatte ſchon ſein Winterröckchen an und er war bereits mit der Schultaſche geſattelt, dabei ſtand er aber ſehr verdrießlich ohne Höschen da. Bei der genauen Unterſuchung, die er jedesmal über ſich ergehen laſſen mußte, ehe er zur Schule aufbrach, ward ein bis dahin unbemerkt gebliebener Riß in der Hoſe entdeckt. Er mußte alſo dieſe zu ſeinem großen Mißvergnügen wieder ausziehen und warten, bis Cäſarine ſie wieder geflickt hatte.

Um auch dieſe Zeit nützlich zu verwerten, hörte ihm Cäſarine den Katechismus noch einmal ab; — das auch noch!

„Was iſt die unvollkommene Reue?“

„Die unvollkommene Reue,“ ſagte Rudolf tapfer her, „iſt ein übernatürlicher Schmerz und Abſcheu vor der Sünde — Cäſi, ich kenne die unvollkommene und die vollkommene Reue nie auseinander, und dann wird der Herr Katechet immer ſo bös,“ unterbrach ſich der Kleine klagend.

Cäſarine ſeufzte; ſie kannte ſich da auch nicht recht aus. Die Religion war die Stelle, wo Rudolf ſterblich war. Wenn er zu Hauſe noch ſo brav gelernt hatte, ſo ging's in der Schule dann doch gewöhnlich ſchief. In allen anderen Fächern kam er gut vorwärts, aber den Katechismus konnte und konnte er nicht verſtehen.

„Du mußt dich zuſammennehmen, Rudl,“ ermahnte Cäſarine weiterflickend, „ſag's nur, wie's im Buche ſteht, dann wird es ſchon gut ſein.“

„Alſo — Abſcheu vor der Sünde,“ fuhr Rudolf fort; „entweder weil die Sünde an ſich abſcheulich iſt oder weil auf ſie der Verluſt des Himmels — Cäſi, das iſt ſo fad!“

„Aber Rudl!!“ rief Cäſarine, großes Entſetzen heuchelnd, „wie kann man nur ſo etwas ſagen! Jetzt ſag's nur ordentlich auf.“

Die Hoſe war nun geflickt; Cäſarine nahm eine Zimmerbürſte unter den Fuß, um den Fußboden blank zu wichſen, und Rudolf ſagte, während er ſich die Hoſe wieder anzog, weiter auf:

„— des Himmels und die ewige Strafe der Hölle folget; dabei muß ein ernſtlicher Vorſatz ſein, Gott nicht mehr zu beleidigen.“

Rudolf bekam noch einen Kuß und dann trollte er ſich in die Schule.

Cäſarine ſetzte ſich wieder an ihr Nähtiſchchen und träumte. Alſo Heinrich Prank war wieder zurück. — Wie ſeltſam ſie das berührte! Ob es nicht beſſer geweſen wäre, nie wieder von ihm zu hören?! Sie hatte ſich ſo eingelebt in ihr Loos; jetzt erſt wird ſie es vielleicht ſchmerzlich empfinden. Sie hatte gelebt ohne Furcht und ohne Hoffnung; das Glück war nicht eingekehrt bei ihr, aber es waren ihr auch, außer dem Kummer um ihren Vater, die großen Erſchütterungen des Schmerzes erſpart geblieben. Sie hatte ſich ruhig eingelebt in die neuen Verhältniſſe, die keine erdrückende Gewalt über ſie gewinnen konnten, weil ein ſtilles und ſtarkes Gefühl ihre Seele erfüllte, die nun gefeit ſchien gegen jede weitere Anfechtung geringerer Art.

Zweimal hatten ſich ihr Gelegenheiten dargeboten zum Wandel ihres Geſchickes und beide Male hatte ſie dieſe von ſich gewieſen.

Das erſtemal war es geweſen, als Dr. Karl Möller ein Jahr nach der Verurteilung Bergmanns bei Frau Lori vorſprach, um in aller Form um die Hand Cäſarinens anzuhalten. Er war, nicht zum mindeſten durch den Bergmannſchen Konkurs, raſch ein ſehr wohlhabender Mann geworden, aber er ſah übel aus und machte den Eindruck eines innerlich gebrochenen Mannes. Es war ihm etwas in ſeinen Berechnungen dazwiſchen gefahren, woran er niemals gedacht hatte, und wogegen er vergeblich ankämpfte. Es hatte ſich ſeiner nachträglich, und ohne daß er ſich ſelbſt davon genaue Rechenſchaft hätte ablegen können, eine tiefe Leidenſchaft für Cäſarine bemächtigt. Zu dieſer Leidenſchaft geſellte ſich eine quälende innere Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt und etwas wie Gewiſſenspein. Vergeblich ſagte er ſich vor, daß der heiße Wunſch, der ihn nun ganz erfüllte, der allerthörichteſte ſei, den er im Leben überhaupt bisher gehegt; das Gefühl ließ ihn doch nicht mehr los, es war ſtärker, als er. Wohl dachte er noch manchmal daran, daß er ja als Gnadenſpender erſcheine und als ſolcher wohl auch aufgenommen werden würde, wenn er ſich als Bewerber um Cä-

sarine einfände; aber wenn er auch kniefällig um ihre Gunst hätte betteln sollen, er hätte es mit Ergebung und inbrünstigem Flehen gethan, denn die flammende Lohe der Leidenschaft war schon hoch emporgeschossen und über seinem Haupte zusammengeschlagen.

Frau Lori hatte ihm schweigend zugehört, als er ihr die erneute, überraschende Werbung vorbrachte. Statt aller Antwort rief sie Cäsarine aus dem Nebenzimmer herbei.

„Komm, Cäsarine, dieser Herr hat soeben bei mir um deine Hand angehalten!"

Cäsarine sah Möller groß an, gleichsam, als wolle sie das Unfaßbare erst fassen, und dann schien es einen Augenblick, als wolle sich ihre innere Erregung in heftiger Gegenrede entladen, aber die Bewegung vermochte doch nicht, sie zu überwältigen.

„Davon kann doch nie und nimmer die Rede sein," sagte sie leise und mit bebender Stimme, dann verneigte sie sich und verließ wieder das Zimmer.

Karl Möller ging davon, und vom Fieber der Leidenschaft geschüttelt verfluchte er sich und sein Temperament, das ihn nun so maßlos unglücklich gemacht hatte, wo er doch alle Anwartschaft hatte, glücklich zu sein. — —

Das andere Mal war es Franz Rummel, der Maler, der in dem stillen Bannkreise Cäsarinens auftauchte in der Absicht und in dem Wunsche, ihrem bisherigen Leben eine andere, eine neue Richtung zu geben.

Das Bildnis Cäsarinens war nicht vollendet, nicht abgeliefert, nicht bezahlt worden. So stand es in seinem Atelier als stete Erinnerung und Mahnung an vergangene Zeiten. Es war zunächst ein künstlerisches Interesse, das ihn wieder in die Nähe Cäsarinens zog. Er wollte das Bild, das er für sein bestes hielt, fertig machen, um es auszustellen.

Er kam und bat Cäsarine, ihm noch einige Sitzungen zu bewilligen. Cäsarine lehnte wehmütig lächelnd ab. Sie habe die betreffende Toilette längst nicht mehr und eine solche neu anzuschaffen, dazu wären die Verhältnisse doch nicht angethan. Rummel meinte, er würde die Toilette mit tausend Vergnügen machen lassen, aber sie sei nicht einmal notwendig, es käme ihm jetzt nur noch auf die Hände an. Bei seinen Ansichten über die Psychologie der Hände werde sie zugeben müssen, daß er zu ihrem Porträt nicht die Hände eines anderen beliebigen Modells dazu malen könne.

„Ich fürchte, daß Ihre künstlerische Überzeugung in Betreff der Psychologie der Hände jetzt einen argen Stoß erhalten wird," entgegnete Cäsarine, ihre Hände vorweisend, „sehen Sie die Hände nur an, sie sind jetzt ganz, ganz anders, als sie früher waren!"

Der Maler betrachtete die Hände und war nicht wenig erstaunt über die Veränderungen, die er da wahrnahm. Die einst feine und schmale Hand schien kürzer geworden zu sein, in Wahrheit war sie nur breiter und fester geworden.

„In der That," sagte Rummel, „diese Hände passen nicht mehr zu der Persönlichkeit, die ich gemalt habe, aber so einfach ist meine Theorie nicht über den Haufen zu werfen. Lassen Sie sich einmal in das Gesicht sehen. Da haben wir's ja! Daß ich das nicht gleich bemerkt habe! Es ist ja auch nicht mehr derselbe Kopf! Da hat sich eben die ganze Persönlichkeit geändert; denn die Seele, die Individualität bildet sich Kopf und Hände."

Der „neue" Kopf erregte nun erst recht das höchste Interesse Rummels. Er beschwor Cäsarine, ihm zu einem Studienkopfe zu sitzen. Er schilderte ihr, wie er als vielgesuchter Bildnismaler eine tiefe Sehnsucht, gleichsam eine stille Liebe durchs Leben trage. Er möchte einmal, ach, nur einmal dazu kommen, ein wirkliches Bild zu malen. Das moderne Porträt, wie es meist gemalt werden müsse, sei ja doch nur halbe Kunst. Er möchte auch einmal wieder aus dem Vollen schöpfen, zeigen, was er könne; noch nie habe ihn ein Kopf so angeregt und interessiert, so förmlich zum Schaffen begeistert, sie möchte ihm doch um Gotteswillen die Gnade erweisen und ihm einige Male sitzen, — er wolle das Hauptwerk seines Lebens schaffen.

Cäsarine versuchte ihm die Sache auszureden, und Franz Rummel ging betrübt von dannen. Aber die Idee, die sich einmal bei ihm festgesetzt hatte, ließ ihn nicht wieder los. Acht Tage lang arbeitete und rumorte es in ihm, und am neunten erhielt Cäsarine einen Brief von ihm, in welchem er sie beschwor, seine Frau werden zu wollen.

Daraufhin lud ihn Cäsarine vor und

redete ihm auch diese Idee recht freundschaftlich aus. Da er sich aber das nicht so leichten Kaufs ausreden lassen wollte, machte sie ihm das Zugeständnis, in besserer Zeit und bei freierer Stimmung, ihm wirklich einige Male sitzen zu wollen. Darauf nahm dann Franz Rummel schön Vernunft an und erklärte, sich bescheiden zu wollen. — —

Cäsarine hatte sich niemals darüber Rechenschaft abgelegt, aus welchem Grunde sie wohl jede Gelegenheit von sich gewiesen habe, sich aus den drückenden Verhältnissen, in welchen sie lebte, zu befreien. Sie hatte nicht darüber nachgedacht, weil es ihr von Haus aus einfach unmöglich erschienen war, den Werbungen Folge zu leisten. Nun aber, da die Nachricht von Pranks Rückkehr eine so tiefe Bewegung in ihr hervorgerufen hatte, da ihr der Atem stockte und ihr das Herz so stürmisch pochte, daß sie die Hand darauf drücken mußte, gleichsam um den raschen Schlag zu beschwichtigen, jetzt wo sie nichts anderes denken konnte, als ihn, wo alles, alles um sie herum zur nichtigsten Bedeutungslosigkeit herabsank, neben dem Gedanken, daß er jeden Augenblick bei ihr eintreten könne, — jetzt war ihr ein Licht aufgegangen, und wie eine Offenbarung war es über sie gekommen, die ihr alles aufhellte, was ihr früher dunkel war.

Es hatte sie nicht angefochten, daß Tag um Tag verstrich, ohne daß Prank seinen angekündigten Besuch gemacht hätte. Sie hatte ja nun über vierzig Monate gewartet, in Ergebenheit und ohne Ungeduld, und sie wartete nun weiter, und das Warten war ihr keine Pein, sondern eine Verlängerung der Vorfreude. Sie wußte, daß sie ihn sehen und sprechen werde und darauf freute sie sich. Mehr hatte sie von dem Wiedersehen niemals erhofft, und niemals hatte sie daran gedacht, daß die ersehnte Begegnung mit ihm der Ausgangspunkt werden könnte für entscheidende Veränderungen in ihrem Dasein. Er hatte in ihr immer nur das unerfahrene junge Mädchen gesehen, wie hätte er ahnen können, was in ihr vorging, und was ihr die Seele und das ganze Herz erfüllte.

Prank war nicht gekommen, weil er gleich nach der ersten Begegnung mit Frau Lori unternommen hatte, sich um das Schicksal Bergmanns zu bekümmern. Er war nach Krems gefahren, um von dort aus Erkundigungen von der Strafanstalt in Stein einzuholen. Er war sehr zur rechten Zeit gekommen; denn schon zwei Tage später sollte Bergmann in Freiheit gesetzt werden. Er hinterließ für ihn einen Brief mit der bestimmten Weisung, daß er sofort nach seiner Freilassung nach Wien fahren und dann bei ihm im Prankschen Palais vorsprechen solle. Er wollte auch einen Geldbetrag für Bergmann zurücklassen, doch wurde das von der Strafhausdirektion als unnötig bezeichnet, da für den mehrfach benannten Sträfling während seiner mehrjährigen Haft ein Überverdienst von einhundertundzehn Gulden gutgebucht war, der ihm bei seiner Enthaftung ausgefolgt werden sollte.

Heinrich Prank hatte viel Leid gesehen und viel erfahren in seinem Leben, aber es packte ihn doch mit erschütternder Gewalt, als dann zwei Tage später Bergmann bei ihm eintrat. Und es war nicht die Majestät des Unglücks, die ihm hier überwältigend entgegentrat, es war das kleinliche Elend. Was war aus dem glänzenden, stattlichen Großkaufmann geworden, dem ehemaligen Präsidenten mächtiger Institute, dem vornehmen Weltmanne. Eine zusammengeschrumpfte scheue Gestalt drückte sich bei der Thüre herein; der Überzieher, den er noch bei seiner Verhaftung mitgenommen hatte, schlotterte in weiten Falten um den abgemagerten Körper. Wenn Bergmann jemals die Merkmale einer gewissen Größe und einer wenn auch nur äußerlichen Bedeutung an sich gehabt hatte, jetzt waren sie vollständig geschwunden. Jetzt, da ihm die Folie des Reichtums und der gesellschaftlichen Stellung fehlte, bot er das Bild eines verkümmerten kleinen Gewerbsmannes, der in seiner tiefsten Not demütig ein Almosen heischte.

Vergeblich bemühte sich Prank, den Ton ihres früheren Verkehrs ihm gegenüber anzuschlagen, vergebens war all das Zartgefühl, mit dem er sich abmühte, den grellen Abstand zwischen einst und jetzt nicht zu bemerken und nicht zur Geltung gelangen zu lassen. Bergmann verstand ihn nicht und er war nicht im stande, sich aus der scheuen Gedrücktheit, aus dem Gefühle des eigenen Unwertes zu erheben. Der sichtbare Reichtum, der Prank umgab, blendete ihn und er sprach mit solcher Unterwürfigkeit zu diesem, wie kaum je ein Bedienter zu ihm selbst oder zu Prank gesprochen hatte.

Prank war sich sofort darüber klar, daß dieser Mann sich nie wieder aufrichten werde; der Sturm, der über ihn hinweggegangen war, hatte ihn nicht nur gebeugt, er hatte ihn gebrochen.

Bergmann wußte genau, wie es mit den Gesinnungen seiner Frau ihm gegenüber bestellt war, und daß er nicht daran denken dürfe, wieder zu ihr zurückzukehren. Dadurch war Prank wenigstens der peinlichen Aufgabe enthoben, ihm auch davon Mitteilung zu machen. Er wunderte sich im Stillen, daß nicht schon längst von Seite der Frau die Scheidung eingeleitet worden sei, und er dachte daran, daß nun auch diese Angelegenheit zu ordnen sein werde. Vor allen Dingen galt es aber, dem hilflosen Manne eine Existenz zu verschaffen.

„Was gedenken Sie jetzt zu thun, Herr Bergmann?“ fragte ihn Prank.

„Ich weiß mir nicht zu raten. Helfen Sie mir, daß ich mir wenigstens das trockene Brot verdienen kann.“

„Glauben Sie, daß Sie wieder ein neues Geschäft beginnen können?“

„Unmöglich. Von allem anderen abgesehen, — ich habe nicht die Fähigkeit dazu.“

„Wollen Sie auf eines meiner Güter — als Verwalter oder sonst in einer Eigenschaft? Sie dürfen nicht böse sein über den Antrag, — es wäre ja nur, bis sich etwas Besseres findet.“

„Ich verstehe nichts von der Landwirtschaft.“

Wo auch immer Prank den Hebel ansetzen wollte, er fand sich der Schwerfälligkeit des völlig hilflosen Mannes gegenüber. Er sah bald ein, daß es keinen anderen Ausweg gab, als den Mann an irgend einen Tisch zu setzen und ihm dort für die Tagesstunden eine kleine, nebensächliche Beschäftigung zuzuteilen, damit ein Vorwand gegeben sei, ihm so viel zukommen zu lassen, daß er seine notwendigsten Lebensbedürfnisse bestreiten könne.

Prank machte sich auf den Weg, und es war ihm nicht schwer, eine solche Stelle für Bergmann zu finden, zumal da es ihm zunächst darum zu thun war, die entsprechende Form zu finden, daß diesem sein Lebensunterhalt vermittelt werde. Bergmann erhielt den Titel Buchhalter und wurde sofort installiert. Sein Gehalt war geringer, als der, den er in früherer Zeit seinem ersten Kammerdiener gezahlt hatte, aber er reichte aus für seine Bedürfnisse und enthob ihn der quälenden Sorge.

VIII.

Nun erst, nachdem diese dringlichen Angelegenheiten erledigt waren, kam Prank dazu, Cäsarinen aufzusuchen. Beide hatten Zeit gehabt, sich auf dieses Wiedersehen vorzubereiten, und doch fühlten sie sich beide von einer tiefen Bewegung erfaßt, als sie sich nach so langer Zeit wieder gegenüberstanden. Im Anfang ging auch das Gespräch zwischen ihnen nur langsam und stockend von statten und sie standen im Banne einer beiderseitigen Verlegenheit. Hatte Cäsarine ihn in früherer Zeit kurzweg Prank angesprochen, so sagte sie jetzt Herr Prank, weil sie unter den veränderten Verhältnissen nicht den früheren vertraulichen Ton der Unterhaltung anschlagen zu dürfen vermeinte. Er wieder nannte sie Fräulein Cäsarine und nicht wie sonst meist nur Cäsarine, weil er sich verpflichtet glaubte, ihr jetzt noch mehr Achtung und Rücksicht zu zollen, als ehedem, und weil er fürchtete, daß die frühere Vertraulichkeit jetzt falsch aufgefaßt und unrichtig gedeutet werden könnte. Auch fühlte er sich jetzt Cäsarinen gegenüber befangener als sonst. Die Not und all die Sorge hatten ihr Aufblühen nicht verhindert, und wie sie nun dastand in ihrem einfachen Kleide aus Wollstoff, voll erblüht zur holden Weiblichkeit, war sie längst nicht mehr das unbedeutende junge Mädchen, als welches er sie verlassen.

„Sie finden vieles verändert, Herr Prank!“ begann Cäsarine, als die erste Begrüßung vorbei war und sie sich einander gegenüber an den einfachen Tisch gesetzt hatten.

„Manches auch zum Guten verändert, Fräulein Cäsarine!“

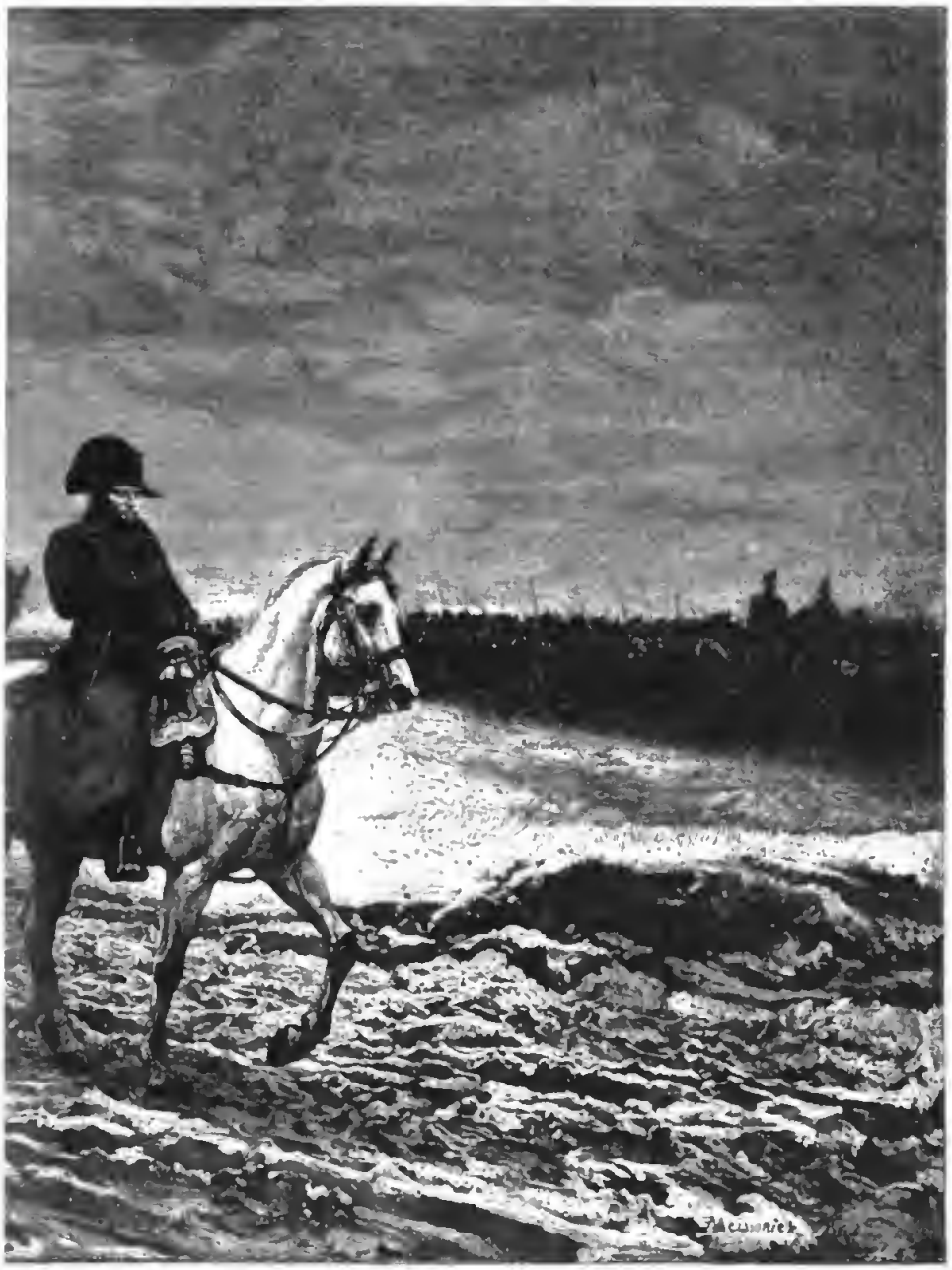
Cäsarine lächelte wehmütig zu diesen Worten.

„Es ist keine Frivolität dabei,“ fuhr er fort, „wenn ich, der ich ein bequemes Leben in den Tag hinein lebe, finde, daß die Dinge auch bei Ihnen zum Teil ganz gut stehen. Die Veränderungen zum Guten finde ich bei Ihnen und bei Ihrer Mutter, — ist sie nicht zu Hause?“

„Sie ist nach der Stadt, fertige Ware abzuliefern.“

Digitized by Google

Napoleon auf dem Rückzuge 1814. Nac



h dem Gemälde J. von L. E. Meissonier.

Prank wußte das; er hatte ja mit Bedacht seine Zeit für diesen Besuch gewählt.

„Ihnen beiden," fuhr er fort, „hat die Veränderung gut angeschlagen."

„Wir haben uns nicht ganz niederdrücken lassen."

„Das ist ja ganz schön, aber ich habe doch bei Ihnen Klage zu führen. So weit hätte es nicht kommen müssen, nicht kommen dürfen."

„Was hätten wir thun sollen?"

„Erinnern Sie sich der Worte, die ich Ihnen beim Abschiede sagte? Ich nannte Ihnen meinen Notar, — Sie haben niemals dort vorgesprochen, Sie haben auch Ihrer Mutter keine Erwähnung davon gemacht, daß wenigstens gegen so traurige Verhältnisse, wie ich sie hier vorfinde, vorgesorgt sei. Sie haben Ihrem Stolze ein heroisches Opfer gebracht!"

„Sie sehen die Dinge nicht richtig an, Herr Prank!" erwiderte Cäsarine eifrig. „Ich habe meiner Mutter nichts gesagt, weil ich sah, mit welch bewunderungswürdigem Mute und mit welcher Entschlossenheit und Thatkraft sie sich in die neue Fügung der Verhältnisse schickte. Das freute mich und erfüllte mich mit Beruhigung, und etwas von ihrer Zuversicht ging auch auf mich über. Es war ja doch viel besser, wenn es uns gelang, uns durch eigene Kraft durchzubringen."

„Das ist aber doch um alles in der Welt nichts für Damen!"

„Doch, doch, Herr Prank! In dieser Zeit habe ich meine Mutter erst recht lieben und verehren gelernt. Das Bewußtsein, daß alle, alle Brücken hinter uns abgebrannt seien, hat sie mit dem Mut und mit der Kraft ausgerüstet, sich in die neuen Verhältnisse hineinzufinden und mit ihnen fertig zu werden."

Prank sah Cäsarinen groß an. Er konnte ihr nicht Unrecht geben, und wie sie so verständig zu ihm sprach, hatte er Mühe, in ihr noch das verwöhnte Prinzeßlein zu erkennen, als welches sie bisher in seiner Vorstellung gelebt hatte.

„Es war vielleicht gut," fuhr Cäsarine fort, „daß aus dem Schiffbruch gar nichts für uns gerettet worden ist; das hat uns den Übergang erleichtert. Bei der vollständigen Verarmung konnte es keine kleinen gesellschaftlichen Rücksichten mehr für uns geben, nun galt es, das tägliche Brot zu gewinnen. Damit waren wir vollauf beschäftigt und hatten keine Zeit, uns um Vergangenes zu grämen und uns abzuhärmen, weil wir das und jenes nicht mitmachen könnten und das oder jenes uns entziehen müßten. Wären wir „Damen" geblieben, die da möchten, aber nicht können, oder hätten wir von Ihrer Unterstützung gelebt, — ich glaube, wir hätten uns dabei zu Tode gegrämt, — jedenfalls hätten Sie die eine Veränderung zum Guten an uns nicht vorgefunden."

„Sie denken weiser und besser, als ich, Fräulein Cäsarine!"

„Sagen Sie das nicht, Herr Prank! Gut denken ist etwas sehr Billiges, aber edel handeln, wie Sie es gethan haben, als Sie für uns sorgen wollten —"

„Es war nicht der Rede wert!"

„Nein, Herr Prank, das war es doch, und es ist kein Tag vergangen, ohne daß ich mit Dank und mit Rührung daran gedacht hätte, und ich danke Ihnen jetzt wieder dafür."

Cäsarine streckte ihm die Hand entgegen, die er kaum zu erfassen wagte.

„Wie kann ich Ihren Dank annehmen," sagte Prank, „für Etwas, was Sie nicht angenommen haben?"

„Und doch haben Sie mir Gutes erwiesen. Der Gedanke, daß wir doch nicht ganz verlassen seien —"

„Der Gedanke hat wenig geholfen!"

„Er hat mich aufrecht gehalten."

„Sie waren zu stolz, von mir etwas anzunehmen."

„Nein, Prank, — Herr Prank! Es war nicht Stolz, — ich hielt es für nützlicher für uns alle."

„Sie wollten einem Fremden nichts zu verdanken haben. Ich war Ihnen ein Fremder!"

„Prank! Sie waren mir kein Fremder! Wäre eins von uns krank geworden —"

„Wirklich, Cäsarine?"

„Wahrhaftig, Prank, dann wären Sie unser Retter geworden."

„Mich kränkt es aber doch, Cäsarine, daß ich so gar nichts für Sie habe thun können. Ich wäre doch wenigstens zu etwas gut gewesen auf dieser Welt. Sie hätten meine Hand, die ich Ihnen dargeboten, nicht von sich weisen —"

Prank verſtummte plötzlich und ſprang erregt auf. Cäſarine blickte erſtaunt auf.

„Prank, was iſt Ihnen?“

„Cäſarine! Es kommt über mich, — ich weiß nicht, wie —. Ich ſagte, ich hätte Ihnen die Hand geboten, und es war doch nur Geld, ſchnödes Geld, das ich noch dazu leicht hätte miſſen können. Cäſarine, Sie wiſſen, wie mein Leben zerſtört iſt, wie ich gezeichnet und geächtet bin und ausgeſchloſſen aus der Geſellſchaft, wie ich nie daran denken konnte, Aufnahme zu finden in einem ehrenhaften Familienkreis. Und wenn ich jetzt an Sie herantrete und ſage: Cäſarine, es war unrecht von mir, Ihnen beiſtehen zu wollen ohne perſönliche Anteilnahme; nehmen Sie nicht, was Ihnen die Hand darbieten ſollte, nehmen Sie die Hand ſelbſt, machen Sie einen Menſchen glücklich, der längſt die Hoffnung aufgegeben hatte, je wieder glücklich zu werden, — was werden Sie mir antworten, was bei ſich denken?!“

Thränen erfüllten die Augen Cäſarinens, und dabei lag doch ein ſtrahlendes Lächeln auf ihrem Antlitz.

„Was werden Sie denken?“ fuhr Prank erregt fort. „Sie werden denken: jetzt natürlich darf er es wagen, mir ſeine Hand zu bieten, jetzt, wo ich im Elend bin und die Not hereingebrochen iſt über unſer ganzes Haus, jetzt, wo auch wir geächtet ſind und verfehmt vor der Welt. Jetzt iſt's von ihm noch eine gnädige Herablaſſung, wenn er kommt.“

„Nicht ſo, Prank!“

„Und doch, bei meiner armen Seele! Denken Sie das nicht. Sie ſtehen vor mir in der Glorie des Unglücks wie eine Königin, und ich weiß, daß ich Ihrer nicht würdig bin, und ich bitte Sie doch, erbarmen Sie ſich mein. Sie ſind rein und Sie ſind gut, laſſen Sie ſich herab zu mir. Geben Sie dem häßlichen Gedanken nicht Raum, den ich ausgeſprochen.“

„Ich dachte etwas anderes, Prank.“

„Was war es, Cäſarine?“

„Ich dachte mir, daß, wenn ich eine Fürſtin wäre, ich Sie ſchon längſt gerufen hätte, um Ihnen zu ſagen —“

„Mir zu ſagen —?“

„Und zu bekennen, daß ich Ihnen gut bin.“

„Cäſarine!“

„Und Sie mit aufgehobenen Händen zu bitten: Nimm mich hin, nimm mich hin, denn ich hab' dich lieb und will dein ſein!“

Die letzten Worte hatte ihm Cäſarine nur ins Ohr hauchen können, denn ſchon hatte er ſie ſtürmiſch umfaßt und ihr erglühendes Antlitz mit ſeinen Küſſen bedeckt.

„Da du aber keine Fürſtin biſt —“ flüſterte Prank, ſie umſchlungen haltend.

„Kann ich das nicht ſagen, ſonſt kommen dann Ihnen —“

„Cäſarine!“

„Kommen dann dir die böſen Gedanken, aber —“

„Aber?“

„Gut bin ich Ihnen —“

„Cäſarine!“

„Gut bin ich dir doch!“

IX.

Die Bemühungen, Frau Lori mit ihrem Manne auszuſöhnen, blieben erfolglos. Cäſarine hatte ſelbſt Prank zur äußerſten Vorſicht gemahnt, denn ſie wußte am allerbeſten, wie tief und feſt die Verbitterung im Herzen ihrer Mutter ſaß. In all der ſchweren Zeit, die ſie durchzuleben hatten, durfte ſeiner Perſon nicht die leiſeſte Erwähnung gethan werden. Cäſarine hatte ſich darein gefunden, obſchon ſie nie aufhörte, bekümmerten Herzens ihres unglücklichen Vaters zu gedenken. Sie ſah immer nur ſein Unglück und hatte ſich von ſeiner Schuld und dem Umfang derſelben nie eine Vorſtellung gebildet. Von Prank hatte ſie erfahren, daß ihr Vater wieder in Freiheit ſei und in ſtürmiſcher Bewegung war ſie nun ſchon mehrmals in das Palais Prank geeilt, um dort zu vorher verabredeter Zeit den armen gebrochenen Mann wiederzuſehen. Es hatte ihr tief in das Herz geſchnitten, als ſie ſah, wie verheerend die lange Haft auf ihn eingewirkt hatte, und der Gedanke war ihr qualvoll, daß das Herz ihrer Mutter nicht zu erweichen und zu verſöhnen war. Da ihr ſelbſt nun die Sonne des Glückes aufgegangen war, erwachte der ſehnſüchtige Drang, auch die glücklich zu ſehen, die ſie liebte, mit doppelter Kraft in ihr. Prank hatte mit ihr verabredet, davon, daß ihre Herzen ſich gefunden, vorläufig nichts verlauten zu laſſen ihren Eltern gegenüber. Auf der einen Seite war noch die Kümmernis, auf der anderen die Erbitterung zu groß, als daß man hätte daran denken dürfen, jetzt die rechte und volle Empfänglichkeit

für eine solche Mitteilung zu finden. Erst sollte Klarheit in dieses eheliche Verhältnis gebracht werden. Es mußte noch das Äußerste versucht werden, eine Versöhnung herbeizuführen, und erwies sich diese als durchaus unmöglich, nun dann mußte eben eine formelle Scheidung die Klärung bringen.

Prank hatte sich eine abendliche Stunde gewählt, um mit Frau Lori die letzte, entscheidende Unterredung abzuhalten. Die dürftige Stube war traulich erleuchtet, und Frau Lori, die von seinem Vorhaben nichts ahnte, war in aufgeräumter Stimmung. Diese änderte sich freilich sofort schon bei den einleitenden Worten Pranks; ihr Antlitz nahm einen gehässigen Ausdruck an und ihre Augen funkelten in zorniger Erregung.

„Reden Sie mir nichts von ihm," rief sie mit entschiedenem Ton, „mit ihm bin ich fertig, ein für allemal."

„Aber, liebe, gnädige Frau," redete Prank geduldig auf sie ein, „wir müssen uns einmal auch darüber aussprechen. Wir haben doch mit Thatsachen zu rechnen, und eine mehr als zwanzigjährige Ehe ist doch eine Thatsache, die sich nicht todschweigen läßt, und die durch Schweigen nicht aus der Welt geschafft werden kann."

„Für mich ist sie aus der Welt geschafft; er hat sie aus der Welt geschafft!"

„Er hat gefehlt, er hat schwer gefehlt, aber er ist doch Ihr Mann."

„Er ist es nicht!"

„Er ist es. Und nun, da er so tief unglücklich ist, ist Ihr Platz erst recht an seiner Seite."

„Ich bin auch unglücklich, und meine Kinder sind es auch, und er hat uns dazu gemacht. Aber es ist nicht das Unglück, das mich von ihm trennt, es ist das Unrecht. Wenn Sie durchaus glauben, daß eine gerichtliche Scheidung unumgänglich nötig sei, — gut, ich habe nichts dawider, obschon ich glaube, daß das Verfahren wieder Geld kosten wird, und daß arme Leute sich solche Luxusausgaben ersparen könnten. Es gibt dann wieder auf beiden Seiten Rechtsanwälte, es kommen dann die offiziellen Versöhnungsversuche vor Gericht und all die überflüssigen Formalitäten, — ich will einmal vor allen Dingen ihn nicht wiedersehen!"

„Sie sprechen immer von seinem Unrecht, gnädige Frau; — er hat sein Unrecht schwer gebüßt."

„Dafür konnte ihn kein Gericht bestrafen was er an uns verbrochen."

Prank sah mit Betrübnis voraus, daß seine Mission scheitern werde. Je mehr er in die verbitterte Frau drang, desto leidenschaftlicher wurde ihre Erregung, und desto unzugänglicher sie selbst für alle Vernunftgründe. Dennoch glaubte Prank, seine Bemühungen nicht aufgeben zu sollen.

„Sehen Sie, Frau Lori," nahm er noch einmal ernst und eindringlich das Wort, „wie soll die Welt den Armen beurteilen, wenn Sie selbst so unerbittlich über ihn zu Gerichte sitzen!"

„Der Welt hat er nicht so weh gethan, wie uns."

„Es ist vorbei; für jede Schuld muß es ein Vergeben und Vergessen geben."

„Ich werde es ihm nie vergessen, das schwöre ich Ihnen!"

„Der Kinder wegen!" bat Prank.

„Ja, gerade der Kinder wegen!" rief Frau Lori unter hervorstürzenden Thränen. „Sehen Sie doch, was er aus uns gemacht hat; nicht einmal einen ehrlichen Namen hat er ihnen gelassen. Daß wir bettelarm geworden sind, es ist traurig genug, — aber was wäre daran gelegen! Aber er hat gestohlen und betrogen und uns förmlich zu seinen Mitschuldigen gemacht, denn wir haben ja noch die Großartigen spielen müssen mit dem armen Leuten gestohlenen Gelde. Was hatte er aus mir gemacht?! Eine gedankenlose, wehleidige Zierpuppe! Nie habe ich etwas von seinen Sorgen erfahren. Ich wurde gefüttert, wie der Papagei im Käfig, und geschmückt, wie ein Haubenstock im Friseurladen. Ich hätte helfen und mitraten und vielleicht noch retten können, so aber wurde ich bei Seite gelassen, gehalten wie eine Maitresse, der man doch natürlich auch nicht einen Einblick in seine Sorgen gewährt. Und als ich und die Kinder so verdorben und verzogen waren, da hat man uns hinausgestoßen in die Armut!"

„Ich wiederhole, daß Sie der Kinder wegen vergeben sollten; er hat Rechte an die Kinder."

„Wer hat Rechte? Er soll es versuchen, die Rechte geltend zu machen! Wir werden doch sehen, ob sich ein Gericht findet, das da dekretirt: die Kinder gehören dem Verbrecher und nicht der Mutter, die mit ihrer Hände Arbeit ehrlich für sie sorgt! Und

was will er von mir, und was bei mir? Er soll seh'n, wie er sich durchschlagen kann. Kann er arbeiten, — desto besser für ihn, dann wird er sich eben fortbringen; und dann soll er nur für sich sorgen, wir brauchen ihn nicht. Und kann er nicht arbeiten, — Sie kennen unsere Verhältnisse, — was soll er dann hier? Wir können nicht ihn auch noch ernähren, wir können nicht! Und ich will nicht," fügte sie fast schreiend unter Thränen hinzu, „ich will nicht, ich will nicht! Ich hasse ihn, und es kann mich kein Mensch zwingen, mit ihm zu leben!"

Die leidenschaftliche Erregung Frau Loris hatte ihren Höhepunkt erreicht. Sie schlug die geballten Fäuste vors Gesicht und unter Schluchzen rangen sich ihr zusammenhangslos Verwünschungen von den Lippen wider den verhaßten Mann.

Tief bewegt blickte Prank auf das vom Fieber einer wilden Erregung geschüttelte Weib. So wenig Hoffnung er auch hatte, jetzt noch auf sie einwirken zu können, so hatte er doch die klare Empfindung, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, der da entscheidend sein müsse für mehr als ein Menschenschicksal. Und aus dieser Erkenntnis heraus schöpfte er die Ermutigung, noch einen, den letzten Versuch zu wagen.

„Frau Lori," redete er ernst und eindringlich auf sie ein, „Sie sollen nicht im Sturm der Leidenschaft entscheiden, — der Haß ist ein schlechter Ratgeber. Das Leben hat uns in seine harte, grausame Schule genommen, — Sie — und mich auch, Frau Lori. Diese Schule soll uns gelehrt haben, milde zu sein. Richtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet! Es waren uns Prüfungen beschieden, mir nicht unverdient, — fragen Sie sich, Frau Lori, ob sie Ihnen unverdient gekommen sind. Fragen Sie sich, ob Sie dem Manne, den Sie jetzt im Unglück von der Schwelle weisen wollen, allzeit die rechte Frau, die treue Freundin und Beraterin gewesen sind."

„Ich bin es nicht gewesen!" schluchzte Frau Lori vor sich hin.

„Fragen Sie sich, ob alles so hat kommen müssen, ob manches nicht hätte anders werden können, wenn Sie immer beratend und stützend als getreuer Kamerad an seiner Seite gestanden wären. Er hat Ihnen keinen Einblick gewährt — das ist eine Ausflucht. Es war nicht nur Ihr Recht, es war Ihre Pflicht, sich um Ihren Teil an den Sorgen zu kümmern, ihn für sich in Anspruch zu nehmen; statt dessen —"

„Ja wohl! Statt dessen habe ich gedankenlos in den Tag hineingelebt," rief Frau Lori, ihre Leidenschaftlichkeit nun gegen sich selbst kehrend. „Ich habe die nervöse Dame gespielt, und anstatt ihn zu retten, habe ich nur mitgeholfen, ihn und uns zu Grunde zu richten! Ich war schlecht, schlecht, schlecht! Ich bin zum Unglück geboren und mache alle, alle unglücklich, die mir nahe stehen, meinen Mann, meine Kinder, — ich wollte, ich wäre tot!"

Prank hatte in stummer Erschütterung diesen Sturm der Leidenschaft über sich ergehen lassen, und nun sah er mit wahrem Schrecken und dabei doch mit leicht aufflackernder Hoffnung, wie bei der leise geöffneten Thüre sich scheu und verschüchtert die dürftige Gestalt Bergmanns hereinschob. Er machte zwei Schritte ins Zimmer und blieb dann schweigend stehen.

Frau Lori blickte auf; sie sah erstaunt nach dem fremden Manne, dann glaubte sie, zu erkennen und ein Ausdruck, wie der des Entsetzens versteinerte einen Augenblick ihre Züge, dann blitzte es auf für einen Moment wie von tötlichem Haß in ihren Augen, und in der nächsten Sekunde war doch wieder alles Entsetzen und aller Haß zerschmolzen vor der glorreichen Sonne weiblicher Güte und fraulicher Liebe, und schluchzend lag sie an seinem Halse und küßte und küßte den weinenden Mann. —

„Mein Mann!" schrie sie erschüttert und in erschütterndem Tone, „mein armer, armer Mann! Mein Mann ist wieder da, mein lieber, mein armer Mann! Wie er aussieht! Prank, sehen Sie nur, wie er aussieht! Mein Mann, mein lieber Mann! Sei nicht so traurig! Wir werden ihn schon wieder aufpäppeln, daß er wieder so groß und stattlich wird, wie früher. Sei nicht traurig, mein Mann, mein lieber, lieber, armer Mann!" — —

Cäsarine trug eine große Schüssel mit dampfenden Kartoffeln auf, und Prank blieb da und nahm mit teil an dem ärmlichen Mahle.

Digitized by Google

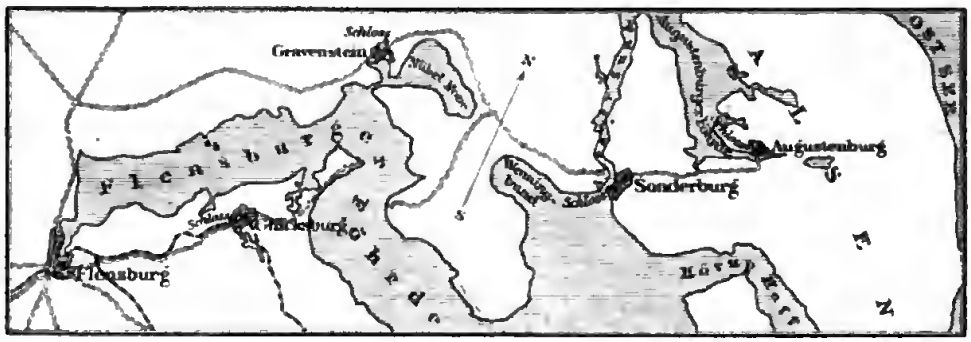
Die Auguſtenburger in Schleswig-Holſtein.

Zur Familiengeſchichte der Kaiſerin Auguſte Victoria von Dr. Ernſt Waſſerzieher-Flensburg.

(Abdruck verboten.)

Dem Reiſenden, der von Hamburg aus nordwärts fährt, eröffnet ſich rechts und links kein einladendes Bild. Vier, fünf Stunden lang zeigt ſich dieſelbe Landſchaft: Heide, kahle, graue, eintönige Heide; wenig Kieferwald; Sand, unfruchtbarer Sand; dann auch einmal Moor; hier und da ein einſames, graues Haus auf der grauen, endloſen Ebene, das den Eindruck des Lebloſen kaum vermindert — das ſieht der Reiſende in immer gleicher Aufeinanderfolge. Bald lehnt er ſich ermüdet in die Ecke ſeines Wagens zurück und vergleicht das, was er über Schleswig-Holſtein gehört hat, mit der Wirklichkeit. Wo ſind die fruchtbaren, geſegneten Äcker? Wo die behaglichen Landſitze der reichen Bauern? Wo die fetten Wieſen mit dem ſchwerhinwandelnden Hornvieh, das den ganzen Sommer bis tief in den Herbſt hinein keinen Stall ſieht, und das darum ſo von Geſundheit und Schönheit ſtrotzt? Wo die ſchattigen Buchenwälder mit den ſtillen, dunkeln Seen, auf deren glattem Spiegel ſich die Waſſerroſe wiegt? Gemach! Es iſt alles vorhanden, und noch ſchöner vielleicht, als der Fremde ſich vorſtellt. Aber es gilt von Schleswig-Holſtein, was ein alter Bauer zu einem Paſtor aus Sachſen ſagte, als dieſer ſich über die Reizloſigkeit der Doppelprovinz beklagte: Herr Paſtor, Schleswig-Holſtein is as en Swien; dat beſt ſitt an de Siden! — Das beſte ſitzt an den Seiten, und wer den öden Mittelrücken über Neumünſter und Rendsburg hinauffährt in die cimbriſche Halbinſel, kann ſich nicht wundern, wenn er von den landwirtſchaftlichen Vorzügen, die im Weſten liegen, und den landſchaftlichen Schönheiten, die der Oſten birgt (obwohl auch hier die Landwirtſchaft in Blüte ſteht) nichts bemerkt. Dort an der Nordſee breiten ſich die berühmten Marſchen aus, hier an der Oſtſee ziehen ſich die herrlichen Buchenwälder hin, die in Deutſchland ihres Gleichen ſuchen.

Was die Oſtküſte noch beſonders anziehend und abwechſelungsreich macht, ſind die vielen langen, gewundenen Einſchnitte der blauen See in das Land: die Föhrden (däniſch-norwegiſch Fjord). Sechsmal ſchneidet die Oſtſee ein, und zwiſchen je zwei Föhrden liegt eine Halbinſel. Im innerſten Winkel jeder Föhrde baut ſich eine größere Anſiedelung auf; dort finden die Schiffe in den natürlichen Häfen Schutz. Die Städte, von Süden nach Norden an den gleichnamigen Föhrden gelegen, ſind: Kiel, Eckernförde, Schleswig (= Schlei-ſtadt), Flensburg, Apenrade, Hadersleben. Abgeſehen von Kiel, das in den letzten zwanzig Jahren durch die Kriegsmarine einen überaus ſchnellen Aufſchwung erfahren hat, überragt alle anderen Flensburg, die wichtigſte Oſtſee-Handelsſtadt der Provinz, eine der bedeutendſten Seeſtädte der Monarchie überhaupt. Politiſch und ſprachlich bildet Flensburg die Grenzfeſte gegen den däniſchen Norden. Hier, an der Flensburger Föhrde, hat ſich der Kampf um die Nordmark abgeſpielt; die Düppeler Schanzen werden von ihrem Waſſer beſpült, und ihre Nordgrenze bildet teilweiſe die durch den Übergang am 29. Juni 1864 hiſtoriſch gewordene Inſel Alſen. Aber auch andere, heitere Bilder der Vergangenheit ſteigen vor demjenigen auf, der die anmutigen, hügeligen Küſten der etwa dreißig Kilometer langen Flensburger Föhrde umwandert. Neben vielen freundlichen Dörfern, Badeorten und Sommerfriſchen ziehen vier Schlöſſer die Aufmerkſamkeit auf ſich: auf der Südſeite der Föhrde, neun Kilometer von Flensburg: Glücksburg; die übrigen drei an dem nördlichen Geſtade: Gravenſtein, etwa acht-



Überſichtskarte der Lage der Auguſtenburger Schlöſſer.

zehn Kilometer von Flensburg, noch an der Innenföhrde; und noch weiter ſeewärts, auf Alſen: Sonderburg und Auguſtenburg (ſiehe Überſichtskarte). Vornehmlich ſeit einem Jahrzehnt haben dieſe Schlöſſer an Intereſſe für uns gewonnen; ſind ſie doch mit der Familie der deutſchen Kaiſerin verknüpft; zwei von ihnen ganz eng, zwei nur mittelbar. Hier iſt die Familie der Auguſtenburger erwachſen, hier hat ſie zwei Jahrhunderte gelebt und gewirkt, hier iſt die Heimat der deutſchen Kaiſerin, die der achten Generation des Geſchlechtes angehört. Da das Haus Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg eine Abzweigung des Oldenburgiſchen*) Geſchlechtes bildet und ſeine Entwickelung nur in derjenigen des Geſamthauſes verſtändlich wird, ſo verfolgen wir zunächſt die Geſchichte des letzteren in gedrängter Darſtellung bis zur Trennung der Auguſtenburger Linie.

Nach dem Ausſterben der Schauenburger Grafen in Schleswig-Holſtein im Jahre 1460 traten die Landſtände zuſammen und beſchloſſen, einen neuen Landesfürſten zu wählen. Die Wahl fiel auf den Grafen von Oldenburg und König von Dänemark, Chriſtian I. Bald nach ſeiner Erwählung ſtellte er den berühmten Freiheitsbrief aus, der die Grundlage des ſchleswig-holſteiniſchen Staatsrechtes bildet und in dem der Gedanke von der Untrennbarkeit der beiden Fürſtentümer ſchon ausgeſprochen iſt.

Sein Enkel Chriſtian II beſtätigte die Landesrechte. Nie hat wohl ein unwürdigerer Fürſt auf dem Throne Schleswig-Holſteins geſeſſen. Wortbrüchigkeit, Verrat, Hinterliſt, Grauſamkeit, Willkür waren ſeine Haupteigenſchaften. Es braucht nur an ſein Betragen gegenüber den wieder unterworfenen Schweden erinnert zu werden. Feierlich verſprach er, daß alles, was gegen ihn und ſeine Vorfahren geſchehen ſei, vergeſſen ſein ſollte. Auf dieſes ſein Verſprechen nahm er das Abendmahl. Drei Tage ſpäter ließ er bei einer großen Feſtlichkeit eine Anzahl der angeſehenſten Geiſtlichen, Edelleute und Bürger gefangen nehmen und hinrichten. Das iſt das berüchtigte Stockholmer Blutbad. Bekannt iſt, wie ſich infolge deſſen Schweden unter Guſtav Waſa für immer vom Joche Dänemarks losriß. Auch in Dänemark machte ſich Chriſtian ſo verhaßt, daß das Volk ſich gegen ihn empörte und er zu Schiff nach Holland floh, um beim Kaiſer Karl V, deſſen Schweſter Iſabella ſeine Gattin war, Hilfe zu ſuchen. An dem Tage, wo er Kopenhagen verließ, huldigte die ſchleswig-holſteiniſche Ritterſchaft und Geiſtlichkeit ſeinem Oheim Friedrich als alleinigem Landesherrn.

Um der Hilfe des Kaiſers und des Papſtes ſicher zu ſein, war inzwiſchen Chriſtian, bis dahin ein eifriger Proteſtant, katholiſch geworden und war mit einem Heere nach Dänemark zurückgekehrt, wo eine mächtige Partei ſich für ihn erklärte. Um mit ſeinen Feinden zu unterhandeln, begab der König ſich nach Kopenhagen, wurde vom däniſchen Reichsrat gefangen genommen und nach dem Schloß Sonderburg (= Süderburg) gebracht, wo er 17 Jahre in Gewahrſam gehalten wurde. Die letzten 10 Jahre ſeines Lebens verbrachte er in einem Schloß auf Seeland, wo er 1559 als Gefangener ſtarb.

Wie unſer erſtes Bild zeigt, iſt das Schloß Sonderburg architektoniſch höchſt einfach. Ein mächtiger auf Pfählen errichteter Bau

*) Der Sage nach von dem Sachſenherzog Wittekind abſtammend.

mit rieſenſtarken bis 14 Fuß dicken Mauern, ſchmucklos und kahl — ſo erſcheint es in der That mehr ein Gefängnis als ein Schloß.

Chriſtian wurde von däniſchen und ſchleswig-holſteiniſchen Rittern bewacht, aber in Bezug auf Eſſen, Kleidung und Bedienung als König behandelt. Morgens und Abends, wenn er zu Tiſche ſaß, ſpielte der Hornbläſer vom Turm. Er durfte in die Stadt und ſogar auf die Jagd gehen; ſtrenger hielt man ihn jedoch, als Herzog Friedrich merkte, daß er mit dem Auslande Verbindungen anknüpfte, um zu fliehen. Ausſicht über Land und Meer. Nach Süden die breite Flensburger Außenföhrde mit der bläulich ſchimmernden Küſte von Angeln, dem Stammlande der Engländer; nach Oſten hinaus, wo jetzt das Leuchtſchiff von Kekenis den Kurs beſtimmt, die offene Oſtſee. Zu Füßen die roten Dächer der Stadt Sonderburg, die ſich an grüne Hügel lehnt, und der breite Alſenſund, der die Inſel vom Feſtlande trennt. Jenſeit desſelben, heute durch eine lange Schiffbrücke zu erreichen, die Höhen von Düppel, auf deren höchſter jetzt eine zierliche, über zwanzig Meter hohe gotiſche Sandſteinpyramide in die Luft ragt

Abb. 1. Schloß Sonderburg: im Vordergrund das Düppeler Ufer und Alſenſund.

Vergebens legte Luther in einem Wittenberg Michaelis 1532 datierten Briefe Fürbitte für ihn ein. „Auf dem blowen Durm in eyner gepurlichen Kammer“ wurde er „wohl verwart.“ Zur Geſellſchaft erhielt er einige Edelleute und einen Zwerg, doch quälte ihn die Langeweile entſetzlich. Noch jetzt zeigt man in dem ſteinernen Fußboden ſeines Zimmers die Spur ſeiner Tritte, und ein marmorner Tiſch iſt noch vorhanden mit einer Furche, die dadurch entſtanden ſein ſoll, daß der König beim Herumgehen mit dem Daumennagel darüber zu ſtreifen pflegte. Wandte ſich der Blick des Gefangenen dem Fenſter zu, ſo bot ſich ihm eine entzückende und an die denkwürdigen Tage von 1864 erinnert.

Unter Chriſtians II drei Neffen fand die folgenreiche Teilung der Herzogtümer ſtatt, nach welcher nur einer die Regierung hatte, die anderen jedoch keinen Anteil daran nahmen. Sie führten den Titel „Abgeteilte Herren“ im Gegenſatz zu den „Regierenden Herren.“ Einer von jenen, Johann der Jüngere, wurde der Stammvater der jüngeren Oldenburgiſchen oder der Schleswig-Holſtein-Sonderburgiſchen Linie, welche ſich in viele Zweige ſpaltete, von denen wir nachher reden werden. Nach dem Tode Johanns des Älteren wurde ſein Anteil

Abb. 2. Schloß Glücksburg.

zwiſchen dem König und dem Herzog Adolf geteilt — im Flensburger Vertrage 1581 — und ſeit jener Zeit bis 1773 gab es immer zwei regierende Herren in Schleswig-Holſtein. Jedoch wurde die Teilung ſo vollzogen, daß das königliche und das herzogliche Gebiet in vielen Stücken zwiſchen und nebeneinander lagen, wodurch der Gedanke, daß Schleswig-Holſtein in zwei Teile zerfiele, ausgeſchloſſen wurde.

Johann der Jüngere iſt der Erbauer des berühmteſten aller Schlöſſer an der Flensburger Föhrde, Glücksburg (Abb. 2), durch Naturſchönheiten und durch hiſtoriſche Ereigniſſe gleich bedeutſam.

Durch den Baumeiſter Nikolaus Karries ließ er dasſelbe in den Jahren 1582—1587 aufführen an der Stelle eines früheren Kloſters. Die Namen Munk (= Mönch) in verſchiedenen Orten der Umgegend (Munkbrarup, Munkmühle) deuten heute noch auf die geiſtliche Herrſchaft hin. Wenn es jemals ein Idyll gab, ſo iſt es Schloß Glücksburg mit ſeiner Umgebung.

Aus den klaren Fluten eines kleinen, waldumgebenen Sees erheben ſich die blendendweißen Mauern. Drei in einander geſchobene Schiffe, jedes 30 Meter lang und breit, bilden das architektoniſch mäßig befriedigende Gebäude. Vier achteckige, niedrige Türme von 7 Meter Durchmeſſer flankieren die Ecken. Über dem Portal befinden ſich das ſchleswig-holſteiniſche, das lüneburgiſche und das kurſächſiſche Wappen mit den Buchſtaben: G. G. G. M. F. (= Gott gebe Glück mit Frieden). Im unteren Gewölbe liegt die Schloßkapelle, welche auch den Bewohnern des Fleckens Glücksburg als Kirche dient; ein daran ſtoßendes Gewölbe iſt die Familiengruft. Außer zwei großen Sälen, dem Ritter- und Bankett-Saal mit ſchönen Gobelins, bietet das Innere wenig Bemerkenswertes. Ein breiter Steindamm führt vom Schloß auf den großen, viereckigen, baumbepflanzten Schloßplatz, welchen eine lange hölzerne Brücke mit dem Schloßpark verbindet, der ſich durch prächtige alte Bäume auszeichnet, beſonders eine dichte, am Seeufer ſich hinziehende Lindenallee. Jenſeits des Sees, der weſtlichen Schloßwand gegenüber, befindet ſich ein vierſilbiges Echo, der großen Entfernung halber jedoch nur an ganz ſtillen Tagen vernehmbar. Vom Park gelangt man auf einem Fußpfade zur Königs-

Abb. 3. Schloß Auguſtenburg von der Waſſerſeite.

eiche. Von hier aus geſehen macht das Schloß an ruhigen Sommertagen, wenn ſich das ganze Gebäude im Waſſer ſpiegelt, auf dem ein paar Schwäne ihre Kreiſe ziehen, oder bei Vollmondbeleuchtung einen märchenhaften Eindruck; manche wollen es mit der Pfalz im Rhein vergleichen. — Das Schloß hat ſtets als Reſidenz der Nachkommen Johanns d. J. gedient, ſoweit ſie der glücksburgiſchen Linie angehören, welche 1779 ausſtarb. 1825 ging aber der Titel „Herzog von Glücksburg“ auf die Beck'ſche Linie über, der auch der jetzt regierende König von Dänemark, Chriſtian IX, und der König von Griechenland angehören. 1851—63 bewohnte König Friedrich VII das Schloß als Sommerreſidenz. Mit ihm ſtarb im Jahre 1863 der Mannsſtamm des Oldenburgiſchen Hauſes aus, wodurch die ſchleswig-holſteiniſche Frage wiederum angeregt und der erſte Anſtoß zu den Ereigniſſen von 1864, 66 und 70/71 gegeben wurde. 1864 hatte Prinz Friedrich Karl hier ſein Hauptquartier. Bis vor kurzem bewohnte das Schloß die Tochter Friedrichs VI, die geſchiedene Frau König Friedrichs VII, ſpätere Wittwe des Herzogs Karl, die allverehrte Herzogin Wilhelmine, welche am 30. Mai d. J. im 84. Lebensjahre verſtarb. Noch im September vorigen Jahres ſtattete ihr der Kaiſer bei Gelegenheit der ſchleswigſchen Land- und Seemanöver ſeinen Beſuch in dem ehrwürdigen Schloſſe ab. —

Der Flecken Glücksburg hat ſich ſeit etwa einem Jahrzehnt zu dem beſuchteſten Badeort der ſchleswig-holſteiniſchen Oſtſeeküſte emporgeſchwungen.

Die zahlreichen Söhne und Enkel des 1622 auf ſeinem geliebten Glücksburg verſtorbenen Johann des Jüngeren ſind, nach verſchiedenen Vertauſchungen, Veränderungen und Verſchmelzungen, die wir hier übergehen, die Stifter beſonderer Familien geworden. Alexander gründete die Sonderburgiſche Linie, Joachim Ernſt die Plönſche, Friedrich die Norburgiſche, Auguſt Philipp die Beckſche (jetzige Glücksburgiſche), Ernſt Günther die Auguſtenburgiſche, Alexander Heinrich die Katholiſche, Philipp Ludwig die Wieſenburgiſche und Johann Chriſtian die Franzhagenſche. An der Regierung der Herzogtümer hatte keine dieſer Linien teil; nur bedurften ſie der jedesmaligen Belehnung und Beſtätigung von Seiten des Kaiſers und des däniſchen Königs. Von dieſen Linien ſind alle ausgeſtorben, bis auf die beiden von Alexander abſtammenden: die Glücksburgiſche, die noch in Glücksburg, Kopenhagen und Athen blüht, und die Auguſtenburgiſche, deren letzter männlicher Sproß, der 28jährige, noch unvermählte Herzog

Ernst Günther ist, der Bruder der deutschen Kaiserin.

Ernst Günther kaufte im Jahre 1651 die Dörfer Stavensböl und Sebbelow auf Alsen, von denen er das erstere niederlegte und an seiner Stelle ein Schloß bauen ließ, das er nach seiner Gemahlin, einer Prinzessin Auguste von Glücksburg, Augustenburg nannte (Abb. 3). Der jetzige Bau stammt jedoch von seinem Urenkel her, aus den Jahren 1770—1776. Er besteht aus einem Mittelbau und zwei Seitenflügeln mit einer hübschen Schloßkapelle. An sich bietet das Schloß wenig; wie alle unsere Ostseeschlösser verdankt es seine Reize seiner Umgebung, vor allem seiner Lage an der Augustenburger Föhrde und dem herrlichen Parke. Da ragt eine alte Esche hoch empor, weithin sichtbar; da erinnert eine Buche an Andersen; unter einer anderen soll Knut schon Gericht gehalten haben. Ein alter Kirschbaum ist mit einem eisernen Reifen umgeben; wenn dieser springt, so berichtet die Sage, wird die Augustenburg in Flammen aufgehen.

Hierher verlegte Ernst Günther seine Residenz von der finstern Sonderburg. Besonders glänzend war das Hofleben unter dem Großvater der deutschen Kaiserin, von dem wir später berichten werden. Die jährlich von ihm veranstalteten Pferdereunen zogen zahlreiche fürstliche Gäste herbei.

1848—1851 diente das Schloß als Lazarett; dann wurde es, wie auch die übrigen Besitzungen der Augustenburger, von der dänischen Krone eingezogen; seit 1885 ist es wieder Eigentum der Familie. Jetzt ist es als Lehrerinnenseminar eingerichtet, und die jungen Mädchen fühlen sich in den weiten Räumen, in der ländlichen Abgeschiedenheit sehr wohl. Der Park steht zu ihrer Verfügung und die kühle Föhrde ladet zum Bade ein.

Da die Augustenburger nicht an der Regierung teilnahmen, so verfloß ihr Leben in der ruhigen Weise von Landedelleuten, und von dem Sohn, Enkel und Urenkel Ernst Günthers haben wir nähere Nachrichten nicht erlangen können. Desto mehr aber von dem fünften Herzog, dem Urgroßvater der Kaiserin.

Friedrich Christian ist 1765, am 28. September zu Augustenburg geboren. Er hatte eine ältere Schwester, die Prinzessin Luise, und zwei jüngere Brüder. Schon im 5. Lebensjahre verlor Friedrich Christian seine Mutter. Seine Erziehung leitete anfangs der Hofprediger Jessen, dem der Prinz seine Liebe und Anhänglichkeit bewahrte; als wissenschaftlicher Lehrer trat später der Legationsrat Schiffmann hinzu. Der Knabe verlebte seine Jugendzeit meist auf den Schlössern Augustenburg und Gravenstein in ländlicher Zurückgezogenheit einer idyllischen Natur. Schon 1778 wurde die künftige Vermählung des 13jährigen Knaben mit der einzigen Tochter Christians VII von Dänemark, die erst 7 Jahre alt war, ins Auge gefaßt; jedenfalls im Hinblick auf das etwaige Aussterben des Mannesstammes im Königshause. Um alsdann eintretenden Verwickelungen vorzubeugen, betrieben dänische Staatsmänner, wie Bernstorff und der ältere Schimmelmann, die Verlobung eifrig.

Die wissenschaftliche Ausbildung des Prinzen nahm ihren ungestörten Fortgang. Seine Neigungen gingen durchaus nach dieser Seite, und sein Pflichtgefühl bestärkte ihn noch in seinem Studium. Nachdem er mindestens Gymnasialbildung erhalten, bezog er, von seinen Brüdern und seinem Erzieher Schiffmann begleitet, die Universität Leipzig, wo er sich geschichtlichen, staatsrechtlichen und naturwissenschaftlichen Studien widmete. Vor allem aber fühlte er sich durch die Philosophie angezogen, in der Professor Ernst Platner sein Lehrer war, der sich durch geistreichen und gewandten Vortrag auszeichnete. Da dieser der Leibniz-Wolfschen Philosophie huldigte, so wurde es seinem Zöglinge später schwer, dem höheren Schwunge der Kantschen Lehren zu folgen. Erst Reinhold führte ihn in die bahnbrechenden Gedanken des größten Weisen der neueren Zeit ein. Neben der Philosophie interessierte der Prinz sich lebhaft für Pädagogik, und in dieser leistete er so viel, daß er manchen Fachmann beschämt hätte. Überhaupt hätte Friedrich Christian, wenn er zufällig im Bürgerstande geboren wäre, einen würdigen und ehrenvollen Platz in der litterarischen und gelehrten Welt ausfüllen können.

Nach Augustenburg zurückgekehrt, setzte er die Studien fleißig fort. Im Frühjahr 1785 ging er nach Kopenhagen, um die ihm bestimmte Braut kennen zu lernen. Sie wußte nichts von der Absicht, sie mit dem ihr ganz unbekannten Prinzen zu vermählen, und er wünschte sehnlich, ihre Liebe zu er-

Digitized by Google

ringen, nicht aber durch staatsmännische Kombinationen ihre Hand zu erhalten. Dem schönen, lebenslustigen, jungen Mädchen schien der ernste, philosophische, im Verhältnis zu ihr schon gereifte Mann anfangs mehr als Lehrer, denn als Geliebter. Er suchte den Sinn für seine wissenschaftlichen Neigungen in ihr zu wecken, und seine überlegene Bildung zwang der Prinzessin Achtung ab, die sich allmählich in Liebe verwandelte. Nach einjährigem Werben gab sie ihr Jawort am Altar (27. Mai 1786). Das neuvermählte Paar wohnte die ersten Jahre seiner Ehe in der prächtigen, kolossalen Christiansburg, die 1794 und später noch einmal ein Raub der Flammen wurde und die jetzt als eine mächtige Ruine mitten in der Stadt neben dem Thorwaldsenmuseum steht. Er wurde zum Staatsminister und zum Patron der Universität ernannt, und seine Neigung zur Wissenschaft und zur Pädagogik reifte den Gedanken in ihm, das höhere Schulwesen des Königreiches einer Reform zu unterwerfen. Er erhielt den Vorsitz einer zu diesem Zwecke gewählten Kommission und kam dadurch mit den bedeutendsten Gelehrten Dänemarks zusammen. In einem Aufsatz, der 1795 in der dänischen Minerva veröffentlicht ist, stellte er seine Gedanken über Reorganisation des gelehrten Schulwesens zusammen. So bildete ein Fürst — was in der Weltgeschichte selten vorgekommen ist — den Mittelpunkt der geistigen und pädagogischen Bestrebungen eines ganzen Landes. Auch eine von ihm bei einer akademischen Preisverteilung gehaltene Rede erschien im Druck. Den Lehrstunden der Kopenhagener Kathedralschule, in welcher probeweise der neue Lehrplan eingeführt war, wohnte er zuweilen bei. Nachdem ein selbständiges Kollegium für das höhere Unterrichtswesen eingesetzt war, erhielt Christian Friedrich den Vorsitz darin und war von nun an (1805) dänischer Unterrichtsminister, obwohl er diesen Titel nicht führte. Mit dem Philologen Heyne in Göttingen stand er in pädagogischem Briefwechsel und bemühte sich, ihn nach Kopenhagen zu ziehen. Den kantischen Philosophen Reinhold in Jena besuchte er 1791 und veranlaßte die Berufung desselben nach Kiel. Das Verhältnis des Fürsten zum Gelehrten schildert letzterer als ein sehr vertrautes und inniges. Die Begeisterung für Wissenschaft und Kunst teilte mit ihm sein Kollege, der Finanzminister Graf Ernst Schimmelmann, der Jüngere. Den jungen Dichter Baggesen unterstützte der Prinz auf jede Weise; er ließ ihn reisen, wobei der Dichter in Jena Schiller kennen lernte, den er, nach Dänemark zurückgekehrt, mit Begeisterung pries. Die beiden Minister begannen sich lebhaft für den großen Mann zu interessieren und hörten mit Bedauern, in wie bedrängten Umständen er sich befinde. Da kam plötzlich die Botschaft von Schillers Tode. In Hellebäk, einem damals ganz einsamen Fischerdorfe am rauschenden Kattegat, nicht weit von Helsingör, fanden sich die Verehrer des Dichters zusammen und veranstalteten ein feierliches Totenfest. Welche Freude, als sich nach kurzer Zeit die Nachricht als falsch erwies! Aber in Sorgen war Schiller und bedurfte dringend der Hilfe. Da faßte der Prinz den Plan, ihn gegen materielle Not zu schützen. In äußerst zarter und feinfühliger Weise schrieb er ihm einen Brief, den auch Schimmelmann unterzeichnete, und in welchem dem Dichter vorläufig auf drei Jahre ein Geschenk von je 1200 Thalern angeboten wurde. Aus den drei Jahren wurden fünf!

„Zwei Freunde," so beginnt der Brief in der von Max Müller in Oxford veröffentlichten Sammlung (Schillers Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg), „durch Weltbürgersinn miteinander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann!" Sie entschuldigen sich dann gegen den Anschein der Zudringlichkeit und bitten ihn, ihre Absicht nicht zu verkennen. „Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir wissen dies zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Große, die durch einen solchen Gebrauch ihrer Reichtümer nur einer etwas edleren Art von Hochmut fröhnen." Man glaubt die Sprache des Marquis Posa zu hören! — Schiller kann, so ungefähr fährt der Brief fort, seine Muße genießen wo er will; doch ist er in Kopenhagen willkommen,

und eine Staatsanstellung steht ihm auf seinen Wunsch zur Verfügung.

Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: den Adel der Geber oder den Adel desjenigen, dem gegeben wurde. Am 16. Dezember 1791 antwortet Schiller in einer großartigen, wahrhaft vornehmen Weise. Nur wenige Stellen aus diesem Briefe!

„Ich nehme das Anerbieten an, nicht weil die schöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet. Dasjenige zu leisten und zu sein, was ich nach dem mir gestellten Maß von Kräften leisten und sein kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dies schlechterdings unmöglich. — — Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dies schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich die Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurteilt, sie zu entbehren."

Hierauf schreibt der Prinz folgenden Brief:*)

„Erlauben Sie, edler und verehrter Mann, daß ich Ihnen meine Freude über Ihre Antwort und über die uns gegebene Hoffnung bezeuge, Sie hier in Dänemark zu besitzen. Ihr Betragen in dieser Angelegenheit ist ganz Ihrer würdig und vermehrt die Hochachtung, welche ich schon bisher für Sie hegte. — — — Möchte Ihre beginnende Gesundheit doch bald völlig wiederhergestellt sein, dies ist einer der lebhaftesten Wünsche

C., d. 17. Jan. 1792. Ihres
wahrhaft ergebenen
Fried. Christian,
P. z. Schleswig-Holstein."

Aus Dankbarkeit schrieb Schiller für den Prinzen die 27 Briefe, die später unter dem Titel: „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" in seine Werke aufgenommen wurden. Freilich nicht in der ursprünglichen Form, sondern in einer individuellen, unmittelbaren, in welcher sie kürzlich — wohl nach der auf Schloß Gravenstein bei Flensburg befindlichen Abschrift — von Geheimrat Michelsen in der deutschen Rundschau veröffentlicht wurden. Der nächste Brief des Prinzen, vom 4. April 1794, beschäftigt sich unter anderen mit diesen Briefen, ist aber auch in politischer Hinsicht interessant genug, um hier teilweise mitgeteilt zu werden.

„Seit dem Abgang meines letzten Briefes an Sie, teuerster Herr Hofrat, von dessen Ankunft ich bis jetzt keine Nachricht habe, hat ein zufälliges Ereignis in der Lage der Dinge — — einige Veränderung hervorgebracht. Sie müssen durch die öffentlichen Zeitungsblätter erfahren haben, daß unsere Königsburg ein Raub der Flammen geworden ist. Es scheint widersprechend, zu behaupten, daß dieser Brand, durch den so vieles verzehrt worden, bei welchem mehrere Menschen teils ihr Leben oder ihre Gesundheit, teils ihr Eigentum verloren haben, ein glückliches Ereignis sei. Und doch ist nichts gewisser. Die gegenseitig aufsprossenden Keime des Mißtrauens zwischen Regierung und Volk, die durch Späher, Ohrenbläser und Geschichtenträger gepflanzt und genährt wurden, scheinen unter den Ruinen des stolzen Gebäudes begraben zu sein. Das liberale Regierungssystem, das in normalen Augenblicken demjenigen, der in der Nähe aufmerksamer Beobachter sein konnte, zu wanken schien, ist mehr als je befestigt worden und steht nun, soviel ich einsehen kann, für die ganze Dauer der Regierung unseres Kronprinzen*) unerschütterlich fest. — — Möchte der Anblick des glücklichen Dänemarks die übrigen Könige und Fürsten Europas belehren, daß sie auf weit sichererem Wege ihre Throne befestigen können, als durch Maßregeln und Gesetze, welche dem Orient oder dem barbarischen Mittelalter abgeborgt zu sein scheinen.

Mir hat jener Brand meine Büchersammlung und den größten und für mich interessantesten Teil meiner Papiere gekostet. Alles ist im Feuer aufgegangen. Auch Ihre lehrreichen Briefe, edler und verehrter Mann, die ich oft und mit immer wiederholtem Vergnügen las, haben das nämliche Schicksal gehabt. Können Sie diesen Verlust ersetzen, so werden alle Ihre hiesigen Freunde Ihnen dankbar sein, und niemand mehr als ich,

*) Zum erstenmal von Speidel u. Wittmann in Wien veröffentlicht.

*) Späteren König Friedrichs VI.

da niemand den Verfasser dieser Briefe und des Don Carlos höher schätzen und lieben kann, als

Ihr ergebenster
Kopenhagen, 4. April 1794.
Friedrich Christian."

Mit der Umarbeitung der Briefe, die zuerst in den Horen erschien, war der Herzog nicht ganz zufrieden, da ihm der erste Entwurf lieb geworden war. Der folgende Brief zeugt davon und enthält auch sonst manches Schöne. Er folgt hier nach Max Müller, aber mit den Textverbesserungen von Speidel und Wittmann.

Kopenhagen, den 19. März 1795.

„Die beiden ersten Stücke der Horen und die sie begleitenden Briefe habe ich erhalten. Es bedarf in der That einer Entschuldigung daß ich Ihnen, verehrter Herr Hofrat, den Empfang derselben nicht eher angezeigt habe, allein gehäufte Geschäfte und öfteres Übelbefinden haben mich den ganzen Winter hindurch zu einem trägen Briefsteller gemacht. Mein verspäteter Dank ist indessen darum nicht minder lebhaft und aufrichtig. Er gebührt Ihnen wegen der Gesinnungen, die Sie gegen mich hegen. Möchte ich diese Gesinnungen doch einigermaßen verdienen!

Ihre ästhetischen Briefe habe ich mit Vergnügen in den Horen wiedergefunden. Da sie aber wegen meiner Unbekanntschaft mit der Sprache*) und wohl auch mit dem Inhalt der kritischen Philosophie für mich manche Dunkelheiten enthalten, die erst bei wiederholter ruhiger Lesung verschwinden werden, so schweige ich lieber gegenwärtig noch über jene Briefe. Im Sommer, auf dem Lande bei mehrerer Muße und wenigerer Zerstreuung gedenke ich diese Lektüre wieder vorzunehmen.

Es ist mir übrigens eine nicht geringe Freude, in Ihrer Denkart über das, was der Menschheit Not ist, so viel Übereinstimmung mit meinen Überzeugungen zu finden. Die Verbesserung des Zustandes der Menschheit muß vom innern Menschen ausgehen. Geschieht dies nicht, so wird jedes politische Gebäude, sei es auch noch so schön, in kurzem verfallen und ungezähmten rohen Leidenschaften vielleicht zu einer noch bequemeren Behausung dienen. Es kommt beinahe nicht auf die Form an, es kommt auf den Geist an, durch welchen diese Form Leben erhält. Ist dieser Geist der Geist der Humanität, dann wird die gewünschte Verbesserung erfolgen, die Form mag beschaffen sein wie sie will. Diesen Geist der Humanität zu wecken, zu erhalten, zu verbreiten, ist auch in Ihr Los gefallen, edler Mann, und ich hoffe und erwarte, daß Ihr neuestes litterarisches Unternehmen ebenso wie einige Ihrer vorhergehenden Arbeiten dazu Beförderung sein wird.

Mein Interesse und meine Wünsche werden Sie stets begleiten.

Friedrich Christian."

Wie schade, daß ein solcher Fürst nicht dazu berufen war, einen Thron zu zieren! Nie hat ein Fürst eine adeligere Gesinnung gezeigt, als Friedrich Christian von Augustenburg; und sein Verhältnis zu Schiller wird immer eine der glänzendsten Episoden in der Geschichte des deutschen Geistes bilden. Wenn jemals ein Fürst auf den Höhen der Menschheit wandelte, so war es dieser, und darum war er würdig, Seite an Seite mit dem Dichter zu wandeln. Wenn unser volkstümlichster Dichter der Kunst einige Jahre länger erhalten geblieben ist, so verdanken wir das dem Urgroßvater der deutschen Kaiserin Auguste Viktoria. Wohl der Fürstin, die solche ideale Männer unter ihre Vorfahren zählt!

Wir verlassen ungern diesen Abschnitt und wenden uns dem ferneren Lebensgange des Herzogs zu. Nach dem im Jahre 1794 erfolgten Tode seines Vaters war er in dessen Würden eingetreten und hatte sich in demselben Jahre, nach dem Brande der Christiansburg, einen eigenen Hausstand gegründet. Häufig brachte er nun auch als Chef des Hauses auf seinen zahlreichen Gütern auf Alsen und im Sundewitt zu, namentlich auf den Schlössern Augustenburg und Gravenstein. Allmählich dehnte sich der ländliche Aufenthalt immer länger aus, der Kopenhagener Aufenthalt wurde immer kürzer, in dem Maße, wie sich sein Verhältnis zum Kronprinzen-Regenten trübte. Das geschah etwa 1797, als der treue Berater Andreas Petrus Bernstorff der Jüngere starb. Einseitig dänische Neigungen traten hervor, und als 1806 das deutsche Reich sich auflöste, suchte man Holstein in Dänemark

*) d. h. Schulsprache mit ihren technischen Ausdrücken.

einzuverleiben. Als diese Frage im Staatsrat zur Verhandlung kam, erklärte sich Friedrich Christian, der Vorsitzende, gegen den Plan, aus Gründen der Politik, des Rechts und der Moral; dann verließ er die Sitzung. Die Einverleibung geschah nicht, und der Kronprinz verzieh dem Urheber dieser Entschließung niemals. Noch gespannter wurde das Verhältnis zwischen beiden, als 1809 der König von Schweden, Gustav IV Adolf, durch eine Revolution gestürzt war und der bejahrte und kinderlose Karl XIII den Thron bestiegen hatte. Um die Nachfolge zu sichern, schritt man zugleich zur Wahl eines Kronprinzen. Der jüngste Bruder des Augustenburgers ward als Karl August zum Kronprinzen von Schweden gewählt, und als er nach wenigen Monaten plötzlich starb — ob an Gift scheint zweifelhaft —, richteten sich die Blicke der Nation auf den Herzog Friedrich Christian. Die Krone wurde ihm zuerst vertraulich, dann offiziell angeboten; Karl XIII und auch Napoleon wünschten ihn als Thronfolger. Nun wußte aber der Herzog, daß Friedrich VI (unter diesem Namen war der Kronprinz seit 1808 König von Dänemark) sich Aussichten auf die schwedische Krone machte. In allzu großer Bescheidenheit und Rücksicht wollte er ihm nicht entgegen stehen, obwohl jedermann wußte, daß dessen Hoffnungen gänzlich aussichtslos seien. Er schrieb seinem Schwager, er wolle auf die Krone verzichten, falls jener Ansprüche darauf erhebe. Der König antwortete nicht, und nun erklärte sich der Herzog in einem Schreiben an Karl XIII, das er jedoch noch nicht absendete, bedingungsweise zur Annahme bereit. Als nun nachträglich Friedrich ihm schrieb, er habe sich allerdings um die schwedische Krone beworben, lehnte der Herzog dieselbe mit Rücksicht darauf ab. Obwohl jeder Unparteiische zugeben muß, daß Friedrich Christian äußerst loyal und taktvoll gehandelt, weit mehr sogar, als er nötig gehabt hätte, verfolgte ihn der König mit blindem Mißtrauen, verspottete und verleumdete ihn, ja, ließ ihn auf Alsen, unter dem Vorwande, ihn vor den Schweden zu schützen, bewachen. Empört über eine solche Behandlung verlangte Friedrich Christian seine Entlassung aus den Staatsämtern und verlebte den Rest seines Lebens auf Augustenburg, der Erziehung seiner Kinder und litterarischen Arbeiten hingegeben. In Schweden gab man anfangs die Hoffnung noch nicht auf, ihn als König zu gewinnen, wählte dann jedoch keineswegs Friedrich VI, sondern den französischen Marschall Bernadotte. So war Schweden für Dänemark unwiederbringlich dahin, und einige Jahre später verlor es auch Norwegen, das nunmehr mit Schweden in Personalunion verbunden wurde.

Die letzte Schrift des Herzogs behandelte die Erbfolgefrage in Schleswig-Holstein, in welcher er die Rechte seines Hauses auf die Herzogtümer in einer durchaus den Thatsachen entsprechenden Weise darlegte. Nach längerer Kränklichkeit starb der Fürst am 14. Juni 1814 und wurde in der Kapelle des Sonderburger Schlosses beigesetzt, wo schon die meisten seiner Vorfahren ruhten. In seinem Testamente ermahnte er seine Söhne „die Rechte und Ansprüche, welche ihre Abkunft ihnen gebe, mit männlicher Festigkeit, aber ohne Verletzung der Gerechtigkeit, der Ehre und Pflicht zu behaupten."

Von seinen Söhnen folgte ihm in der Herzogswürde Christian Karl Friedrich August, der am 19. Juli 1798 zu Kopenhagen geboren war. Seine Erziehung sowie die seines um zwei Jahre jüngeren Bruders Friedrich (nach einem Gute gewöhnlich als Prinz von Noer bezeichnet) leitete unter Oberaufsicht des Vaters der Hofprediger Germar. Außerdem war noch eine Schwester vorhanden, die spätere Gemahlin Christians VIII von Dänemark. Die Kinder verlebten ihre Jugend in der ländlichen Abgeschiedenheit von Augustenburg und Gravenstein. Im Sommer 1817 unternahmen die Prinzen eine Studienreise nach der Schweiz. In Genf wurde der spätere General Dufour ihr Lehrer in den Kriegswissenschaften. Den folgenden Winter verbrachten die Brüder in Rom und Neapel; im nächsten Sommer studierten sie in Heidelberg und bereisten dann Frankreich und England. In die Heimat zurückgekehrt, vermählte der 22jährige Christian sich mit der Gräfin von Danneskjold-Samsoe, aus derselben Familie, aus der sich schon sein Urgroßvater die Gemahlin erwählt hatte. Fast ein halbes Jahrhundert währte die überaus glückliche, auf inniger Neigung beruhende Ehe. Ein trauliches Landleben auf Gravenstein und Augustenburg füllte die Zeit bis 1830 aus. Hier widmete sich der Herzog

der Landwirtschaft und Pferdezucht und war auch schriftstellerisch auf diesem Gebiete thätig. Daneben aber studierte er eifrig Geschichte der Oldenburger, um, wenn die Zeit käme, die Ansprüche seines Hauses auf die Herzogtümer geltend zu machen, für deren unzertrennliche Verbindung und Zugehörigkeit zu Deutschland er immer eintrat. Hätte er der Versuchung nachgegeben, sein Recht in dem Sinne zu benutzen, daß er dadurch auch die Krone von Dänemark erlangte, so residierte jetzt vielleicht ein Augustenburger in Kopenhagen und die Elbherzogtümer würden von der dänischen Hauptstadt aus regiert. Christian aber betrachtete sein Recht auf Schleswig-Holstein zugleich als eine Pflicht gegen das Land und hat nie etwas anderes erstrebt, als die Ausführung des Gesetzes, kraft dessen den Augustenburgern nach dem Aussterben des Mannesstammes in Dänemark die Herzogtümer zufielen. Diese Ansicht verfocht er in zahlreichen Aufsätzen und Schriften, die von seiner genauen Kenntnis der einschlägigen staatsrechtlichen Verhältnisse zeugen. Gegen die Lornsensche Bewegung, die in den dreißiger Jahren das Land aufregte und im Grunde seine Bestrebungen unterstützte, verhielt er sich kühl, da dieselbe zugleich auch auf eine liberale Verfassung abzielte. Der Herzog aber war konservativ im besten Sinne des Wortes und verstand es nicht, den Volksmann zu spielen. Erwies sich jedoch eine Einrichtung als zweckmäßig, so sprach er für dieselbe, gleichviel ob sie in das konservative oder in das liberale Schema paßte. So entschloß sich Friedrich VI von Dänemark mit auf seine Fürsprache dazu, eine provinzialständische Vertretung in Schleswig-Holstein einzuführen. Der Herzog hatte Sitz und Stimme in der Versammlung und übte beides pflichtmäßig aus. 1838 bekämpfte er einen aus ihrer Mitte hervorgehenden Antrag, das Dänische als Gerichtssprache in Nordschleswig einzuführen. Trotz seiner Mahnungen wurde der Antrag mit geringer Mehrheit (21 gegen 18) angenommen. Die Folgen davon haben wir Nordschleswiger heute noch zu tragen!

Als nach dem Tode Friedrichs VI Christian VIII, der mit einer Schwester des Herzogs verheiratet war, den dänischen Thron bestieg, trat die Absicht, statt der Personalunion der Herzogtümer mit dem Königreich eine staatliche Einheit herzustellen, immer schärfer hervor, und die schleswig-holsteinische Frage wurde brennend. Der Herzog protestierte gegen solche Anmaßung und übersandte dem König eine feierliche Verwahrung gegen dessen 1846 erlassenen Offenen Brief, und als die wenigen Rechte der Ständeversammlung noch beschnitten werden sollten, verließ der Herzog den Saal und mit ihm 33 Mitglieder.

Wie der liberalen Bewegung von 1830, so stand der Herzog auch der von 1848 fern, obgleich seine Ansprüche dadurch eher hätten gefördert werden können. Gewaltsamem Umsturz war er durchaus abhold. Persönlich in Berlin anwesend, erlangte er von Friedrich Wilhelm IV die Bestätigung der Rechte der Herzogtümer. Doch blieb die Unterstützung preußischer- und österreichischerseits auf die Dauer aus, und die Herzogtümer, der Übermacht der Dänen preisgegeben, unterlagen. Die Besitzungen des Herzogs auf Alsen und im Sundewitt waren von Dänemark mit Beschlag belegt und nur der Vermittelung des Zaren verdankte er es, daß man sie ihm wenigstens abkaufte, wenn auch weit unter dem Preis. Zugleich mußte der Herzog freilich versprechen, der Ordnung der Erbfolge in dänischem Sinne nicht entgegenzutreten. Der äußersten Not gehorchend, that er dies, doch erklärte die dänische Regierung selbst ausdrücklich dieses viel getadelte Versprechen nicht als einen Verzicht seitens des Herzogs. Seine Thätigkeit in Schleswig-Holstein war damit allerdings abgeschlossen. Er verließ das Land seiner Väter und siedelte sich in Schlesien an, wo er das Gut Primkenau erwarb und den vernachlässigten Besitz durch rastlose Arbeit in eine Musterwirtschaft umwandelte. Die neueren Ereignisse von 1864 konnten selbstverständlich den festgegründeten Ansichten des Herzogs nicht entsprechen; die Einverleibung der Herzogtümer in Preußen widersprach seinem gesetzlichen Sinn. Nachdem ihm 1867 die treue Gattin entrissen war, starb auch er im 72. Jahre seines Lebens, am 11. März 1869.

Was seinen Charakter betrifft, so ist die Vornehmheit und Festigkeit desselben im Verlaufe des vorstehenden Berichtes wiederholt hervorgetreten. Ging ihm auch der philosophische Schwung seines Vaters ab, so muß ihm doch eine ungewöhnliche wissen-

schaftliche Bildung zugesprochen werden, mit der er große politische und landwirtschaftliche Kenntnisse zu verbinden wußte. Sein Haus stand gastlich allen offen, die durch Geist und Charakter ein Anrecht darauf hatten. Der dänisch-deutsche Märchenerzähler Andersen berichtet in seiner Selbstbiographie begeistert von den köstlichen Tagen und Wochen, die ihm in der herzoglichen Familie zu Gravenstein beschieden waren. Das Recht setzte er stets dem persönlichen Vorteil voran und es gilt von ihm das Wort des britischen

Abb. 4. Schloß Gravenstein.

Dichters: Er war ein Mann, nehmt alles ihn in allem!

Damit haben wir uns der neuesten Zeit genähert, deren Ereignisse wir als bekannt voraussetzen dürfen. Der 1829 geborene Erbprinz, Friedrich Christian August, folgte seinem Vater in der Herzogswürde noch bei dessen Lebzeiten, 1863. Beim Aussterben des Oldenburgischen Mannesstammes in der königlichen Linie hätte er als nächstberechtigter Agnat in der Regierung von Schleswig-Holstein nachfolgen müssen, wie der Glücksburger Prinz Christian den dänischen Thron bestieg, auf dem er noch heute als Christian IX herrscht. Allein die Entwickelung der Weltgeschichte ging einen anderen Weg; die Herzogtümer kamen nach zwei Feldzügen als Provinz an die preußische Monarchie. 1880 starb der Herzog in Wiesbaden, wo er, wie schon vorher im Ober-Engadin, Heilung gesucht hatte. Sein Leben war viel Trübsal gewesen, und mit Recht konnte der Geistliche an seinem Grabe sprechen: Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben. — Wohl hatte er noch die Verlobung seiner Tochter mit dem Hohenzollernprinzen erlebt, aber daß so bald eine Augustenburgerin als deutsche Kaiserin thronen würde, das konnte er nicht ahnen!

Im September 1890 fuhr die gesamte deutsche Manöverflotte in die Flensburger Außenföhrde ein, um die nächsten Tage dort unter ihrem obersten Kriegsherrn zu üben. Die weiße „Hohenzollern" aber fuhr majestätisch noch weiter hinein, zwischen den

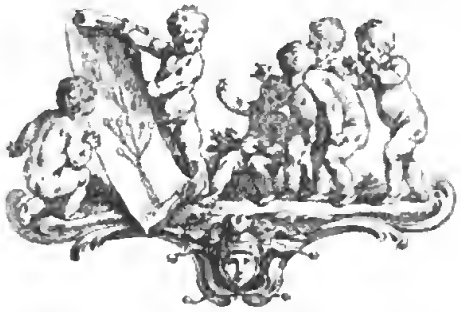
Das Bilderbuch. Nach dem Gemälde von Paul Wagner.
(Aus der diesjährigen Internationalen Kunst-Ausstellung zu Berlin.)

Halbinseln Broacker und Holnis hindurch in die Innenförde und ging bei Ekensund vor Anker. Während der Kaiser während der ganzen Manöverwoche auf seinem Schiffe wohnte, hatte man für die Kaiserin das Schloß ihrer Väter, das liebliche Gravenstein (Abb. 4), hergerichtet; auch die großen Essen fanden dort meist statt.

Die Sage berichtet, daß an dem Alnor, einer kleinen Meeresbucht, die durch den Ekensund (= Eichensund) mit der Flensburger Föhrde in Verbindung steht, im Mittelalter Seeräuber in einer von Wald und Wasser umgebenen, unzugänglichen Burg hausten. Später wurde an dieser Stelle ein Schloß gebaut, welches — und dies ist geschichtlich — in den Besitz der Herren von Ahlefeldt gelangte, die es umbauten und 1725 an den Herzog Christian August von Augustenburg verkauften. 1757 brannte der mittlere Hauptteil ab und wurde im Laufe des nächsten Jahrhunderts allmählich wieder ersetzt. Das Schloß befindet sich seit einigen Jahren im Besitz des Bruders der Kaiserin, des einzigen lebenden männlichen Sprossen des Hauses Augustenburg. Er trägt den Namen seines ältesten Ahnen, Ernst Günther, und ist ein schmucker Offizier, der ab und zu sein Stammschloß besucht, von dessen weiten Räumen jedoch nur ein Teil wohnlich eingerichtet ist. In der ziemlich bedeutenden Bibliothek befinden sich auch die oben erwähnten Briefe Schillers an den Ahnherrn des Herzogs. Der westliche Flügel enthält die Schloßkapelle, die nach dem Muster der Jesuitenkirche in Antwerpen erbaut sein soll.

Trotz seiner Nüchternheit und Schmucklosigkeit bietet das Schloß im Rahmen des herrlichen Parks ein höchst malerisches Bild. An ruhigen Sommertagen oder gar in stiller Vollmondnacht spiegelt sich fast der ganze Bau in dem kleinen See, an dem es liegt.

Gegenüber dehnt sich im Halbkreis der gleichnamige Flecken aus, dessen Einwohner zum Teil noch besser dänisch als deutsch reden. Der Schloßpark mit seinen heimlichen Wegen, lauschigen Plätzchen und reizenden Aussichtspunkten geht allmählich in Wald, Feld und Wiese über. Der höchste Punkt ist der Herzogshügel oder Herzenshügel, wie das Volk sagt, auf dessen Spitze sich ein aussichtsreicher Pavillon erhebt. Hier fand am Sonntag, den 7. September vorigen Jahres, der Feldgottesdienst unter freiem Himmel statt, unter Anwesenheit J. J. M. M. des Kaisers und der Kaiserin. Ein feierlicher Augenblick war es, als aus vieltausend Kehlen der Choral durch den klaren Herbstmorgen erbrauste, im Angesicht des blauen Himmels, der grünen Wälder und des fernschimmernden Meeres. — Das waren die schönsten Tage, die das stille, liebliche Gravenstein erlebte, als die Deutsche Kaiserin, die Tochter des Schlosses, auf kurze Zeit in ihre Heimat zurückkehrte. Dadurch ist die Verbindung zwischen den Augustenburgern und den Hohenzollern, zwischen Schleswig-Holstein und Preußen noch fester, noch inniger geworden.



Spruch.

(Abdruck verboten.)

Wie seltsam Not und Überfluß
Sich oft vermengen und verkehren: —
Hier — welche Leere im Genuß!
Dort — welche Wonne im Entbehren!

Frida Schanz.

Max Grube.

Von Julius Hart.

(Abdruck verboten.)

Es war um die Zeit, da die Meininger eben ihre ersten Siege in Berlin erfochten hatten. Noch ging der Kampf der Meinungen scharf hinüber und herüber. Alles, was mit dem Theater zu thun hatte, blätterte eifrig in den alten braven dramaturgischen Nachschlagebüchern, im Lessing, im Tieck, im Rotscher umher, um nachzusehen, ob diese „Schneiderrevolution" den Niedergang oder das Heil der deutschen Bühne bedeute. Der Feinde gab es in Hülle und Fülle, aber auch schon eilten begeisterte Jünger in alle Welt hinaus, um die neue glückbringende Botschaft von der intensity-Kunst mit jubelndem Herzen zu verkünden. Einer von diesen Sendlingen war auch der Direktor Borstorff, der im Winter 1875 in dem kleinen Detmold auftauchte und das fürstliche Theater dort mit all dem Wunderbaren überschüttete, das nun zur Aufführung einer klassischen Tragödie unumgänglich notwendig erschien. Ich glaube, der gute Mann, der später ein halbes Jahr lang einmal auch das „Nationaltheater" in Berlin leitete, hat die Schwärmerei für Meiningen einige Zeit nachher mit seinem finanziellen Ruin büßen müssen. Die Detmolder Truppe spielte während einiger Wintermonate auch in dem Münsterischen Stadttheater, und es erregte damals uns fünf bis sechs Gymnasiasten, die wir litterarischen Ehrgeiz verspürten und leider ganz unbekümmert um die strengen Schulverbote eifrige „Olymp"besucher waren, alljährlich immer ein schauerliches Empfinden von Freude und Ehrfurcht, wenn wieder an den Häuserwänden die ersten Theaterzettel angeklebt wurden. Besonders aber in diesem Jahre, da auch unter uns mit Grimm und Zorn für und wider Meiningen gestritten war, und nun ein „streng nach Meininger Muster" an allen Straßenecken uns entgegenleuchtete, ein Theaterzettel, der die echtesten Schwerter und Kostüme, die neuesten Dekorationen und Lichteffekte versprach. Wenn ich mich nicht irre, gab's am ersten Abend den „Kaufmann von Venedig." Als der Vorhang aufging, sah die Szene genau

so aus, wie ich's seitdem immer zu sehen bekommen habe: die berühmten, die ewigen Blumenmädchen gingen schweigend und knixend umher ꝛc. Mehr aber noch als die Blumenmädchen und all die schönen Dekorationen, die uns unverwöhnten Provinzialen als das Wunderbarste an Ausstattungspracht erschienen, begeisterte der Darsteller des Shylock uns, ein noch ganz junger Schauspieler, mit Namen Max Grube. Noch heute hör' ich ganz deutlich im Ohr, wie er das „Ja, um Schinken zu riechen" sprach: Sch — sch — schinken schrieb er entschieden mit zehn „sch" und es lag in diesen zehn „sch" eine Welt von Abscheu und Verachtung. Aber es gefiel uns außerordentlich und der wilde Beifallslärm, den wir oben auf der Galerie anhuben, mag dem angehenden Künstler nicht ganz unangenehm ins Ohr geklungen haben.

Der jugendliche Darsteller, der seitdem in so verhältnismäßig kurzer Zeit eine so glänzende Laufbahn durcheilt und heute, seit einigen Monaten, Oberregisseur des Königl. Schauspielhauses in Berlin, die begründetsten Aussichten auf die Direktorstelle hat, war damals geraden Wegs von Meiningen gekommen. Aber schon zum zweitenmale hatte er die Bretter der herzoglichen Bühne betreten. Das erstemal endete sein „Engagement" in jener tragikomischen Weise, die uns aus dem Leben so vieler Schauspieler bekannt ist.

Als Sohn des russischen Staatsrates Eduard Grube wurde unser Künstler am 25. März 1854 zu Dorpat geboren, wo der Vater, ein geborener Königsberger, als Professor der Zoologie an der Universität wirkte. Von dort aus wurde dieser nach Breslau berufen, und hier, in der schlesischen Hauptstadt, erwachte in dem Knaben frühzeitig eine heftige Theaterneigung. Der Vater bestimmte ihn zum Studium, doch sein eigener Wunsch zog ihn zur Bühne hin*), und seine Hoffnung und sein Ver-

*) Siehe „Erinnerungen eines alten Meiningers." Von Max Grube. (1890. Dezember-Heft)

trauen richteten sich auf den Herzog Georg von Meiningen, dessen Kunstreformen bereits angefangen hatten, in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit zu erregen und dessen feinsinnige Kennerschaft, dessen Leidenschaft für Schauspiel und Schauspielkunst überall bekannt geworden. Kurz entschlossen machte sich der achtzehnjährige Jüngling nach der kleinen Residenzstadt auf und bat den Herzog um eine Anstellung an der Bühne. Man willfahrte seiner Bitte und gab ihm als erste Rolle den Grafen Kent in der „Maria Stuart." Aber zwischen Lipp' und Kelchesrand schwebte diesmal die finstere Hand des Lampenfiebers, und die Zuschauer waren dazu noch grausam genug, den stotternden Anfänger zu verspotten und auszulachen. Grube faßte einen raschen Entschluß. Er bat um seine Entlassung und verdingte sich bei einer sächsischen „Schmiere," welche die Offenbarungen der deutschen Kunst in die kleinsten Städte und Dörfer hineintrug. Dabei lernte er die Lumpenromantik und Zigeunerpoesie des Theaters kennen und zugleich sich an den Anblick des Publikums gewöhnen. Nach einem Jahre ersten Lehrlingtums kehrte er nach Meiningen zurück, mit gestärkten Nerven und fröhlicherem Selbstvertrauen. Freilich gab es nur kleinere Rollen, und da war es doch für den Ehrgeiz, das zielbewußte Streben verlockender, lieber in Lucca der erste, als in Rom selber der zehnte zu sein. In Detmold unter der Direktion Borstorff durfte der Einundzwanzigjährige schon an die erhabensten und schwersten Aufgaben seiner Kunst herantreten. Die klassische Tragödie war durch die Bestrebungen des Herzogs Georg wieder in neuen Aufschwung gekommen, und auch Borstorff, der getreue Jünger, gab mit Vorliebe Shakespeare und Schiller. Grube, der wie viele junge spielwütige und ehrgeizige Schauspieler in sein Rollenverzeichnis alles aufgenommen hatte, was lang, gut und dankbar, und in frommem Betruge seinem Direktor vorgespiegelt hatte, daß er alle Rollen, die in jenem Verzeichnis standen, auch schon gelernt und dargestellt habe, mußte fast an jedem Abend auf die Bretter hinaus. Da galt es, den eisernen Fleiß zu bethätigen, welcher diesen Künstler bis auf den heutigen Tag treu begleitete und ihn ganz besonders auszeichnet. Zum Studium des ihm durchaus neuen Mephisto war ihm nur eine Frist von vierundzwanzig Stunden gegönnt, und er durfte sich nicht einmal beklagen: stand doch die Rolle unter denen, die er angeblich „bombenfest" inne hatte. Shylock, Jago, Franz Moor, Richard III, Geßler, der Mohr im „Fiesco" mußten, so gut es ging, bewältigt werden. 1876 machte dann Grube eine Reise nach Paris, um sich eingehender mit den Schauspielern und Einrichtungen der französischen Bühne zu beschäftigen, die in den siebziger Jahren für uns noch mehr den Ton angab, als heute. Mit seinem alten Direktor Borstorff ging er darauf an das Lübecker Stadttheater. Hier nahm Emanuel Geibel lebhaften Anteil an ihm und wirkte tief auf seine künstlerische Entwickelung ein. Er bestimmte ihn auch, einen Versuch mit dem „Hamlet" zu wagen, der vortrefflich gelang, obwohl sich Grube anfänglich die Darstellung des Dänenprinzen nicht zutraute und sich nur zögernd an die schwere Aufgabe heranwagte. Offenbar hatte der Dichter das innerste Wesen des angehenden Künstlers besser erfaßt als dieser. Als ich im Winter 1878—1879 in meiner Eigenschaft als Theaterkritiker Gelegenheit hatte, in Bremen den Schauspieler genauer zu studieren, drängte sich auch mir die Wahrnehmung auf, daß er auf jenem Grenzgebiete, wo die Darstellung eigentlicher Charakterfiguren mit der der Charakterliebhaber verschmilzt, besonders zuhause sei. Damals gefiel er mir am besten im „Hamlet" und in einem geschmacklosen aber derb effektreichen Schauspiel von Berla „Ein russischer Beamter," das vorübergehend an einer großen Reihe von deutschen Büh-

Abb. 1. Max Grube als Caliban in Shakespeares „Sturm."

nen zur Aufführung kam. Nebenher machte sich bei ihm eine besondere Vorliebe für das Groteske und Barocke geltend; offenbar stand er mitten in seiner Sturm- und Drangperiode, und hie und da trat ein nicht ganz gesundes Streben nach übertriebenen Eigenarten und Besonderheiten an den Tag. Er neigte sich stark zu Mitterwurzereien. Besonders als Mephisto! Das war eine seltsame zappelnde Figur, wie ich sie seitdem nicht wieder gesehen habe. Aber auch der Caliban (Abb. 1) entstand in seinen Grundzügen, und ihm kam zu gute, was die anderen Gestalten oft schädigte. Noch heute zähle ich diese Rolle in ihrem Gemisch aus Ursprünglichkeit und Sonderbarkeit zu den besten, die Grube geschaffen hat. Sie trägt die Ausprägung seines Wesens am schärfsten zur Schau, die Verbindung von Phantasie und Gelehrsamkeit, von unmittelbarer Anschauungskraft und sorgsam grübelndem Studium. Zu Bremen, unter der Direktion Emil Pohls, blieb der Künstler fünf Jahre lang; und nicht nur als Schauspieler, sondern auch als Regisseur von Meiningenschen Kunstgrundsätzen bethätigte er sich zum Vorteile des dortigen Theaters. Stägemann berief ihn dann nach Leipzig und hier lenkte er zum erstenmale durch seinen Franz Moor (Abb. 2) die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich. Zwei Jahre lang blieb er in der Stadt, die für die Geschichte der deutschen Bühne so große Bedeutung besitzt, zwei Jahre lang am Hoftheater zu Dresden, an der, vielleicht letzten Heimstätte des reinen idealisierenden deklamatorischen Stiles, wo noch der Geist Emil Devrients mächtig nachwirkte. Wohl blieb diese vornehme ruhige und abgeklärte Spielweise nicht ohne Einfluß auf ihn. Er lernte das Maß schätzen, die Eleganz und Einfachheit, die Vermeidung des Schroffen, Harten und Eckigen, aber seine ganze, mehr dem Realistischen zustrebende künstlerische Eigenart mußte auf die Dauer mit dem herrschenden Geist in Widerspruch kommen, und, wollte sie nicht verkümmern, aus den Fesseln sich loslösen. Noch einmal kehrte der Darsteller an die Wiege seiner Kunst, zu den Meiningern zurück, und nahm an ihren Gastspielreisen teil, bis er an das Königliche Schauspielhaus in Berlin berufen wurde, zu dessen vornehmsten Darstellern er heute gehört.

Die Grubesche Kunst wurzelt nicht wie

Abb. 2. Max Grube als Franz Moor.

die der Matkowsky und Kainz vornehmlich in einem starken Temperament, im hinreißenden Ausdruck der Gefühle; sie berauscht uns nicht mit den sinnlich-musikalischen Reizen der Stimme, noch durch eine verzehrende nervös wilde Leidenschaftlichkeit. Sie steht nicht unter der Herrschaft der Augenblickserregung, sondern trägt mehr einen Seydelmann-Charakter an sich. Denken, Phantasie und Empfindung arbeiten gleichmäßig ineinander, und das ganze Sein und Wesen einer dramatischen Figur baut sich auf aus der klugen vernünftigen Überlegung heraus, welche alle Einzelzüge überlegt und zu einem Ganzen zusammenordnet. Der Schauspieler geht auf das Verständnis des Dichters aus, und setzt das Verstandene in Anschauung und Empfindung um. Die größere Kunst der Darstellung liegt auf diesem Wege der Objektivität, trotzdem sie nicht immer so unmittelbar hinzureißen vermag, wie jene Kunst gefühlsstarker Subjektivität, die aber gewöhnlich in erster Linie nur sich selbst sucht, aus der Dichtung herausreißt, was ihr gefällt und mehr brennende Einzelwirkungen, als eine ruhigere, doch auch klarere Gesammtwirkung erstrebt. Grube besitzt eine große, schlanke und feine

Digitized by Google

Abb. 3. Max Grube als Narziß.

Gestalt, und in der Bildung des Kopfes fällt besonders die breite und mächtige Entwickelung der Stirn auf. Das Organ, dieses vielleicht wichtigste Ausdrucksmittel der Schauspielkunst, von dessen Umfang, Klang und Färbung ihre Wirkungen auf den Hörer so sehr abhängig sind, weist starke Vorzüge auf, doch auch einige Fehler und Gebrechen, die es erklärlich machen, daß der Künstler zu dem rein deklamatorischen, dem Gesangs- und Opernstil, sich nicht hingezogen fühlt. Es hat Kraft und Stärke, und klingt am vollsten und reinsten in der Ruhe; wo die Rolle Kälte, Überlegenheit und einen gewissen Herrscherton verlangt, da spricht aus der Stimme ein reicher Erzgehalt. In rasch fortstürmender wilder Leidenschaft aber treten hohle und klanglose Töne hervor und die Sprache nimmt etwas Thränenverschleiertes an, das dem Charakter nicht immer entspricht. Überhaupt gelingt dem Organ neben dem Ausdruck der Herrscherwürde und der kalten Ruhe am besten der eines reicheren Gefühlslebens; Liebesempfindungen, Zärtlichkeit, Trauer, Melancholie, ja sogar Sentimentalität stellt Grube für einen Charakterspieler überraschend gut dar. Das erklärt auch sein eigentliches Rollengebiet; da wo der Charakterspieler in den Liebhaber übergeht — Hamlet, Narziß — oder wo er mit dem Heldenvater verschmilzt — Wallenstein, Lear — scheint er mir am bedeutendsten zu sein. Er weiß Figuren, wie Shylock und Philipp II unserem Mitgefühl nahezubringen, indem er den Juden im Recht seines Hasses darstellt, des Gestürzten tiefste Verzweiflung so malt, daß wir dem Gestraften vergeben, und indem er den Liebesschmerz des Königs bedeutsam hervorhebt; sein „Hamlet“ und „Narziß“ (Abb. 3) sind wesentlich auf Schmerz, Trauer und Melancholie angelegte Naturen, während das Verzerrte und Zerrissene, der giftige Hohn und tötliche Sarkasmus dagegen zurücktreten. Als „König Lear“ faßt er am schönsten die rührenden und ergreifenden Stellen auf, und der Höhepunkt seines Spieles liegt meinem Ermessen nach in dem Erwachen aus dem Schlaf, in der Szene der Wiedererkennung Cordeliens. Und auch sein „Wallenstein“ ist von warmer, tiefer Empfindung beseelt; das Gemütvolle aber bleibt dabei immer groß und bedeutend und verliert sich nirgendwo in hausväterliche Schlafrockspoesie. Zu den „scharfen“ Spielern gehört Grube eigentlich nicht; so ist er nicht der beste Albadarsteller, für den sein Organ nicht spröde, rissig und wild genug erscheint, die Figur ist richtig gedacht und aufgefaßt, aber die Mittel versagen. Auch das Dämonische, düster Furchtbare, und das glutvoll Schreckliche gibt für seine Kunst nicht den fruchtbarsten Boden ab. Hier und da erreicht er es wohl, z. B. als Richard III (Abb. 4) in der Liebeswerbung um Königin Anna, aber seine Phantasie wagt sich doch nicht gern in das Dunkelste hinein, wo Leidenschaft und wilde Gefühlskraft allein herrschen und das Denken und Überlegen zu nichts mehr führen. Die Grubesche Natur neigt sich nicht dem Überschwänglichen zu; sie will nicht bloß empfindungsvoll ausbrechen, nicht nur phantastisch schwelgen, sondern sie will verstehen und verstehen lassen und sucht nach dem Boden des Möglichen und Wirklichen. Die Rachsucht Shylocks erscheint ihr zu märchenhaft grotesk, und allzu klügelnd macht sie aus dem Juden einen Kämpfer ums Recht, und gibt ihm damit einen Zug des Verständigen, während die Shakespearesche Gestalt nur wilde Ge-

fühle besitzt, die durch keinerlei Überlegenheit geleitet werden und nach Recht oder Unrecht gar nicht fragen. Aus zu viel Überlegung verwischt der Darsteller das Dämonische, das Wesentliche des Charakters. Gerade bei dem großen Britten darf man nicht allzu ängstlich nach „Motiven" suchen; seine Phantasie setzt ungeberdig darüber hinweg und will vielfach auch nur durch die Phantasie aufgefaßt werden.

Die Grubeschen Gestalten sind durch eine scharfe und deutliche Charakteristik ausgezeichnet. Äußerlich und innerlich lebendig treten sie vor uns hin. Alles Unklare und Verschwommene ist ausgeschlossen. Man versteht den Darsteller leicht und weiß bald, was er sagen will. Das Grundwesen eines Menschen hebt er bedeutsam hervor und ordnet die Besonderheiten, die Einzelheiten, die Feinheiten harmonisch dem Ganzen unter. Er belebt das Bild geschmackvoll mit Ziereien, ohne daß er sich zu sehr ins Kleine, ins Raffinierte verliert. Dieses Streben nach dem Ganzen, nach dem Umfassenden hin macht ihn zu einem Künstler vom os magna sonaturum. Er besitzt die Ehrfurcht vor dem dichterischen Gebilde und sucht nicht hineinzudeuten, sondern herauszulesen. Er will dem Poeten nachschaffen, und heute wenigstens nicht mehr, wozu er früher dann und wann hinneigte, die eigene Person an dessen Stelle setzen, Einzelheiten aus dem Zusammenhang reißen, Unwichtiges in den Vordergrund schieben, Wichtiges verwischen und zerstören. Seine Auffassungen verblüffen daher nicht, wie die Mitterwurzerschen, durch Seltsamkeit und Originalitätssucht, schließen sich vielmehr mehr dem Überkommenen an. Doch das Überkommene wird für Grube nicht zu einem Tyrannen. Selbst denkend durchforscht er das dichterische Werk, und hat den Mut zu sagen, wenn er von der herrschenden Meinung abweicht. Man trifft daher überall bei ihm auf Besonderheiten und Eigenarten, und die Selbständigkeit seiner künstlerischen Natur kann gar nicht abgeleugnet werden. Wenn er im „Wallenstein" den Monolog nach dem Lageraufstand fast jubelnd wie einen Kriegsschrei ausstößt, dann mag man im ersten Augenblick wohl stutzig werden, aber im nächsten Augenblick auch schon kann man sich der Einsicht nicht verschließen, daß der Auffassung ein feiner und wahrer Gedanke zu grunde liegt. Gerade sein Wallenstein zeigt die schönste Kunst in der Wiedergabe des dichterischen Vorbildes. Man hat der Darstellung vorgeworfen, daß sie aus dem Schillerschen Helden einen Philosophen, einen Schlachtendenker wie Moltke mache und nicht den General des dreißigjährigen Krieges, den wilden trotzigen Gesellen, wiedergebe. Aber was Grube gibt, ist genau dasselbe, was Schiller gab, und den Schillerschen Wallenstein zu verkörpern, nicht den der Geschichte, war seine Aufgabe.

Abb. 4. Max Grube als Richard III.

Alles in allem gehört Grube zu den berufenen Darstellern unserer großen klassischen Rollen. Seine ästhetischen Anschauungen decken sich mit denen, die im Wesentlichen in den dramatischen Meisterwerken der Shakespeare, Lessing, Goethe und Schiller zum Ausdruck kommen. Sein Stil ist der realistische, der zunächst auf das Charakteristische ausgeht, aber die reine naturalistische Wirklichkeitsnachahmung verwirft. „Hamlet," „König Lear," „Richard III," „Franz Moor," „Caliban," „Marinelli," „Jago," „Shylock," „Makbeth," „Narziß," bunt durcheinander aufgezählt, bedeuten die Höhepunkte seiner tragischen Kunst; auch eine im Wesentlichen scharfe und harte

Abb. 5. Max Grube als Pianiſt Kraſinski in Blumenthals: „Probepfeil.“

Komik, eine gute Begabung für das Satiriſche ſind ihm eigen, weniger der im Temperament, in guter Laune begründete Humor. Der „Riccaut de la Marlinière,“ „Maloolio“ und der Pianiſt Kraſinski in Blumenthals „Probepfeil“ (Abb. 5) gehören zu den beſten Schöpfungen ſeiner heiteren Muſe.

Was Grube als Regiſſeur für das Schauſpielhaus leiſten kann, läßt ſich heute noch ſchwer überſehen. Eine ebenſo ſchwierige wie ruhmvolle Aufgabe liegt vor ihm. Bis jetzt hat er allerdings mit der Inſzenierung von Shakeſpeares „Was Ihr wollt,“ und „Kaufmann von Venedig,“ von Grillparzers Trilogie vom „Goldenen Vließ“ und Wildenbruchs „Neuem Herrn“ erſt Wechſel für die Zukunft ausgeſtellt. Aber all dieſe Aufführungen berechtigten zu den größten Hoffnungen. Im Gegenſatz zu ſeinem Vorgänger Otto Devrient gehört Grube allem Anſcheine nach entſchieden zu den Anhängern der Meininger Schule, doch zu denen, welche das Weſen ihres Geiſtes erfaßt haben, nicht zu jenen geiſtloſen Nachahmern, die den Ausſtattungsprunk nur um des Prunkes willen ſuchen und glauben genug gethan zu haben, wenn ſie eine bewegte Volksſzene zu Stande brachten.

Mehr als durch das Streben nach Wirklichkeitstreue hat uns die Meininger Reform dadurch künſtleriſch weiter gebracht, daß ſie Licht, Dekoration und Koſtüm zum Ausdruck der Geſamtſtimmung eines Dramas verwandte und in ihnen den lyriſchen Gehalt einer Szene mit verkörperte. Auch Grube ſcheint auf dieſes Ziel loszugehen, wird ſich aber nebenbei nicht verhehlen, daß auch die Meiningenſchen Anſchauungen von den Pflichten einer Regie noch eine erhebliche Erweiterung vertragen, und daß über dem, was der Herzog Georg und ſein Beiſtand Chronegk für unſere Bühnenkunſt gethan, die Laubeſche Richtung nicht vergeſſen werden darf. Die ſtiliſtiſche Einheit in Rede und Spiel, die heute noch ſehr auf der Bühne des Berliner Schauſpielhauſes fehlt, wird er zu begründen haben. In großer Spannung fragt man ſich, ob es ihm gelingen wird, unſer königliches Theater, an deſſen künſtleriſchem Verfall kein Einſichtiger auch nur den geringſten Zweifel hegt, wieder zu neuem Glanze aufzubauen. Da Grube zur Zeit eine Reihe hochbegabter und erſter Schauſpieler zur Seite ſtehen, ſo darf man wohl die Zuverſicht faſſen, daß ſeine Aufgabe, was die Darſtellung angeht, gelöſt werden kann. Ob man aber auch einen Weg aus der litterariſchen Verſumpfung zu finden vermag, ſcheint mir fürs erſte noch ſehr zweifelhaft, obwohl auch hier Grube, der ſelbſt ein begabter Dichter iſt, das Seine thun wird.

Das Kinderzimmer.

Stimmungsbild
von Olga Wohlbrück.

„Na, was weinst du denn so, kleiner Mann?“ fragte eine alte Dame mit silbergrauem Scheitel einen etwa dreijährigen Knaben, der das blonde Köpfchen an das Gitter eines Vorgärtchens lehnte und herzbrechend schluchzte.

Der Kleine gab keine Antwort, er schluchzte immer fort und rieb sich mit den schmutzigen Fäustchen die entzündeten Augen. Endlich schrie er auf: „Mama, Mama — a!“

Die dünne Kinderstimme gellte zitternd durch die heiße Sommerluft.

Die alte Dame blickte sich um, doch die Straße war wie ausgestorben, kein Mensch weit und breit sichtbar, niemand da, der ihr hätte Auskunft geben können.

„Warte, Kleiner, ich gebe dir einen Kuchen, willst du — ja?“

Mit den Worten suchte sie ein Paket aufzumachen, das sie in der Hand trug, und reichte dem Kind ein Stückchen Torte.

Ein strahlendes Lächeln glitt über das runde Kindergesicht, und die blanken kleinen Mausezähne knabberten gierig an dem süßen Teig.

„Gut das!“ sagte der Kleine vergnügt, während noch zwei große Thränen über seine Wangen rollten.

„Wie heißt du, mein Kind?“ fragte die alte Dame gütig.

„Paul.“

„Wie heißt du noch?“

„Fratz.“

Fratz ... das konnte doch unmöglich ein Familienname sein.

„Wie heißt dein Vater?“

„Papa!“

„Wo wohnst du?“

„Zu Hause.“

„Ja, aber wo bist du zu Hause?“

„Bei Papa und Mama.“

Der Kleine hatte mittlerweile sein Stückchen Torte verzehrt und schrie nun wieder: „Mama, Mama—a.“

Die alte Dame nahm den Kleinen bei der Hand.

„Jetzt komm mit mir,“ sagte sie, „wir wollen dann zusammen deine Mama suchen.“

„Kann nicht gehen, bin so müde,“ klagte Paul.

Die Matrone winkte einen langsam vorüberfahrenden Droschkenkutscher herbei und hob den Kleinen in den Wagen.

Nach einer halben Stunde hielt das Gefährt vor einem freundlichen villenartigen Gebäude, das von einem in voller Blüte stehenden Gärtchen umgeben war.

Ein älterer Mann, der Gärtner, arbeitete in Hemdärmeln bei den Beeten, während eine Frau in sauberem Sommeranzug an dem hohen Gitter stand und durch die Eisenstäbe hinaus auf die Straße spähte. Als sie den träge heranrollenden Wagen bemerkte, schloß sie eilig das Gitterthor auf, um ihrer Herrin beim Aussteigen behilflich zu sein.

„Ach du meine Güte!“ rief sie, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, als sie einen kleinen schlafenden Knaben auf dem Schoße ihrer Herrin erblickte. „Ja, was haben Sie denn da mitgebracht, Frau Baurat?“

Die alte Dame legte einen Finger auf die Lippen.

„Tss ... wecke das süße Kind nicht auf, Martha.“ Dabei legte sie ihrer lang-

jährigen Dienerin den kleinen Schläfer in die Arme, stieg aus dem Wagen und bezahlte den Kutscher.

„Du, Mann, guck dir 'mal den Jungen an," rief Martha halblaut dem Gärtner zu.

Der Gärtner trat näher heran und nickte dann befriedigt.

„Ein strammer Bengel, Frau Baurat!"

Die alte Dame lächelte.

„Ja, nicht wahr, ein herziger kleiner Kerl, ich habe mir gleich gedacht, daß er euch gefallen würde. Ist der Herr zu Hause?"

„Der Herr Baurat sitzt in der Laube; soll ich ihn holen?"

„Noch nicht, Martin, wir wollen den Kleinen erst waschen und niedlich herrichten. Komm, Martha, tragen wir ihn ins Kinderzimmer."

Die alte Dame trat in den Hausflur und stieg mit jugendlicher Elastizität die breite Treppe hinauf, welche in die Wohn- und Schlafräume führte. Martha folgte mit dem Kind auf dem Arm, und Martin machte sich mit einem Bund Schlüssel zu schaffen, der an seinem Ledergurt hing.

„Na, Frau Baurat, das hat lang genug gedauert," sagte er, nachdem er eine Thür aufgeschlossen und seiner Frau den Kleinen abgenommen — „25 Jahre steht das Kinderzimmer leer, 's ist wahrlich Zeit, daß sich so ein kleines Wesen dahinein verirrt."

Martha war währenddessen an das Fenster getreten, das sie öffnete und dessen grüne Jalousieen sie emporzog.

Eine Flut von Licht und Luft ergoß sich in den großen freundlichen Raum.

Der Kleine machte die Augen auf und blickte erstaunt um sich her.

„Herunter will ich," sagte er dann halb schläfrig, halb eigenwillig, und Martin ließ den Kleinen behutsam auf den Boden nieder.

Der Knabe gähnte ein paarmal laut und breit, daß man seine schimmernden Zähnchen zählen konnte, dann sah er sich wieder um. Doch nicht die drei fremden ihn umstehenden Menschen fesselten seine Aufmerksamkeit, sondern zwei mittelgroße Glasschränke, in denen er eine Menge Spielsachen gewahrte. In dem einen war alles vertreten, was ein Knabenherz, ein Knabenauge erfreuen konnte: vom ungefügen, hölzernen Hampelmann bis zu einer vollständigen Generalsuniform mit Degen und Orden. Da waren auch Kreisel und Peitschen mit buntfarbigem Griff, Menagerien mit wilden Tieren, Trompeten, Gewehre, dazwischen ein Baukasten, Bilderbücher ... Im zweiten Schrank standen und saßen große und kleine Puppen mit grellfarbigen Porzellangesichtern, angethan mit altmodischen Kleidern, die sich steif spreizten in den primitiven Puppenstühlen aus rohem Holz. Es waren in diesem Schrank auch noch verschiedene andere Spielereien zu sehen, wie sie von jeher und immer von kleinen Mädchen benutzt werden. Jedes Stück war vollständig neu, und doch sah man es der Form der Spielsachen an, die nichts von dem übertriebenen Luxus der Jetztzeit aufwiesen, daß sie aus einer ganz, ganz anderen Zeit stammten.

All diese hübschen, aber so naiv-anspruchslosen Sachen erzählten einem von naiv-anspruchslosen Kindern einer naiv-anspruchslosen Zeit. Damals, vor 25 Jahren, mochten diese Spielereien wohl im elegantesten Spielwarengeschäft gekauft worden sein, jetzt konnte man solche wohl nur auf dem Weihnachtsmarkt zu sehen bekommen, wo selbst der ärmste Mann im stande ist, seinem Kind für weniges Geld eine große Freude zu bereiten.

Paul war noch nie auf dem Weihnachtsmarkt gewesen und da er draußen in der Vorstadt wohnte und noch nie an einer Spielwarenhandlung der inneren Stadt vorbeigegangen, so hatte er auch noch nie eine solche Fülle von Herrlichkeiten beisammen gesehen.

Er stand eine Weile da mit glänzenden Augen und offenem Munde, dann sagte er:

„Schön!!"

Und nach einer kleinen Pause, während der sich die Erwachsenen geschmeichelt zulächelten: — „Haben! ....."

Frau Baurat schloß den Kleinen gerührt in ihre Arme und öffnete dann einen Schrank, aus dem sie eine große, blitzblanke Trompete herausnahm.

Der Knabe klatschte in die Hände, und Tu—Tu—u gellte es durch das ganze Haus, durch das offene Fenster in den stillen, sonnigen Garten.

Martin und Martha hielten sich mit lachenden Gesichtern die Ohren zu, Frau Baurat aber ließ sich in einen Sessel nieder, schloß die Augen und lauschte dem nicht

Digitized by Google

endenwollenden schmetternden Tu—u so andachtsvoll, wie sonst dem Chorgesang in der Apostelkirche. Sie faltete sogar die Hände, und ihre Lippen bewegten sich leise. . . . .

Paul aber sprang ausgelassen im Zimmer herum und schrak nicht einmal zusammen, als die nur angelehnte Thür leise aufging und der große, kluge Kopf einer Dogge im Thürspalt sichtbar wurde. Gleich darauf ließen sich auch leise, schlürfende Tritte vernehmen, und im Thürrahmen erschien ein alter Herr in leichtem Sommerschlafrock, aus dem blendend weiße Hemdwäsche hervorleuchtete. In der einen Hand hielt er eine kleine braune Thonpfeife, in der anderen die Zeitung; auf dem silberweißen Haar saß ein Käppchen, ausgestickt in buntfarbiger Seide.

„Der Herr Baurat!"

Martin und Martha traten zur Seite, die Dogge stellte sich jedoch breitspurig in die Mitte des Zimmers, und der alte Herr kreuzte die Hände hinter den Rücken und rief mit der zitternden, heiseren Stimme ganz alter Leute:

„Ihr seid im Kinderzimmer und wir haben ein Kind . . .?"

„Wir haben es eben leider nicht," bemerkte Martha vorwurfsvoll. „Frau Baurat hat das süße Baby heute gefunden . . ."

Frau Baurat erhob sich, um ihrem Gatten entgegenzugehen und ihn über die sonderbare Situation aufzuklären, das süße Baby aber machte einen solchen Spektakel, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Erst als man dem Kleinen ein anderes, weniger Geräusch erzeugendes Spielzeug gegeben, kam einige Ruhe ins Zimmer. Frau Baurat erzählte, in welch trostloser Verfassung sie den Knaben gefunden, wie er müde und hungrig gewesen und wie sie nur ihre Christenpflicht erfüllt, indem sie das Kind zu sich genommen.

„Du weißt ja, Willi," — sie nannte ihren Mann trotz seiner 65 Jahre immer noch Willi — „wie sehr ich es mir gewünscht, daß mir der Zufall, die Vorsehung einmal ein Kind in den Weg führt . . ." schloß sie ihre lange, rührende Erzählung.

„Arme Waise!" seufzte Martha aus Herzensgrund auf.

Der Baurat aber trat auf das Kind zu, legte seine Hand auf das blonde Lockengewirr und fragte:

„Wie alt bist du?"

Der Junge verstand die Frage nicht, seine blauen Augen blickten den alten Herrn verdutzt an, dann aber überflog ein breites zufriedenes Lächeln sein ganzes Gesicht.

„Großpapa!" sagte er und nickte dem alten Herrn freundlich zu.

Die alten Eheleute faßten sich stumm bei der Hand und blickten sich an.

„Großpapa!" wiederholte dann der alte Herr leise. „Ja, ja ich könnte es sein, wenn . . ."

„Wenn," griff die alte Dame erregt auf.

Martha führte den Zipfel ihrer Schürze an die Augen und stöhnte auf: „Ach, das ist zu traurig!"

Martin brummte etwas in seinen Bart, und der Kleine sah ganz erschrocken die vier traurigen Gesichter an.

„Nicht weinen!" bat er.

Alle gruppierten sich wieder um das Kind. Man wurde nicht müde, sein Haar zu bewundern, die kleinen, spitzen Mausezähnchen, das rote Mäulchen und die schönen blauen Augen, die so treuherzig dreinblickten.

„Er heißt Paul!" sagte die Frau Baurat vielsagend zu ihrem Mann.

Der Baurat dachte nach, dann sagte er trübe:

„Ja, ja . . . jetzt wäre er 28 Jahre alt . . ."

Und wieder fanden sich die Hände der beiden Alten in einem wehmütigen Druck.

Sie beide dachten zurück an die erste Zeit ihrer Liebe, ihrer Ehe. Es war schon lange her! . . .

„Wir wollen viele, viele Kinder haben," sagten sie im Gegensatz zu den jungen Eheleuten der Jetztzeit, die sich so vor Kindersegen fürchten. Sie träumten beide, wie sie an einem großen Tisch sitzen würden, jedes an einem Ende und zwischen ihnen die Kinder, je sechs auf jeder Seite, sechs Knaben, sechs Mädchen . . .

Sie bauten sich ein Haus, ganz außerhalb der Stadt, inmitten eines Gartens, denn gute Luft mußten die Kinder haben — sie hatten zwar noch keine, aber sie waren ja erst ein halbes Jahr verheiratet. Es war ein bequemes, behagliches Haus, in dessen zweitem Stock sich ein ganz besonders schöner, lichter Raum befand — das Kinderzimmer. Das Kinderzimmer richtete man auch von allen Zimmern zuerst ein, und zwar ganz

vollständig — denn — man konnte ja nie wissen ...

Und später, als das ganze Haus fertig war, und die Freunde und Bekannten kamen, da wurde jedesmal das Kinderzimmer gezeigt, wie eine Sehenswürdigkeit, und es war auch eine in jener Zeit, denn der junge Baumeister hatte alles Mögliche aus England kommen lassen: Wickeltisch und Wanne, auch Gängelbänder und einzelne Theile der allererſten Babytoilette. Auch damals war England in jenen Artikeln am vorgeschrittensten. Die junge Frau Baumeister hatte währenddessen die Kommoden mit zierlichen Wäschestücken versehen, alles päckchenweise geordnet und mit blauen und rosa Bändchen zusammengehalten für Knaben und Mädchen. Allmählich wurde auch das Spielzeug gekauft und die Schränke damit angefüllt. Jetzt durfte man ja noch ein wenig verschwenden, später, wenn erst die vielen Kinder da wären, müßte man sich ohnedies mehr einschränken. Jeden Tag, wenn die Frau Baumeister aufstand, fragte sie: Ist im Kinderzimmer gelüftet, ist ordentlich Staub gewischt?" Und dann ging sie hinein, sah nach, ob alles in Ordnung, und seufzte schwermütig auf, daß es dort noch immer so tadellos ordentlich war. Da sie noch sehr jung war, öffnete sie wohl den Puppenschrank und spielte mit der einen oder anderen Puppe, kleidete sie um oder legte sie in das kleine hölzerne Bettgestell. Aber dieses Spiel mit dem leblosen Gegenstand befriedigte sie nicht, sie sehnte sich nach dem warmen Leben eines Kindes ... Ihr Mann tröstete sie, so gut er konnte, aber auch er wurde immer mißgestimmter, trüber ...

Da endlich, nach zweijähriger Ehe, gewann das Haus neues Leben. Die beiden Gatten saßen fast ausschließlich im Kinderzimmer und es gab heftige Debatten, ob man die kostbare englische Wiege mit blauen oder rosa Vorhängen drapieren sollte ... Sie meinte: rosa, er: blau. Der Kampf wurde immer hartnäckiger, endlich fand sie einen Ausweg.

„Laß doch noch eine Wiege kommen," schlug sie vor, indem ihr die helle Röte ins Gesicht stieg, „man kann ja nie wissen, vielleicht ..."

Sie sprach den Gedanken nicht aus, aber er erriet ihn und schien sehr glücklich.

Bald standen zwei Wiegen im Kinderzimmer, eine rosa, die andere blau. —

Und als das Kind kam, da legte man es in ein hölzernes, enges Bettchen, ohne alle Vorhänge, aber mit weißen Blumen und grünen Immortellen geziert.

Das war ein großer Schmerz ... Und auf den Schmerz folgte die Trauer, da die beiden Wiegen noch immer leer blieben, ein Jahr, das zweite, dritte ... Und doch war das Kinderzimmer so schön, so freundlich und groß ... aber man durfte es den Bekannten nicht mehr zeigen, denn sie lächelten leise über das sonderbare Paar:

„Ihr selbst paßt am besten in das Zimmer, denn ihr selbst seid wie zwei Kinder ..."

Die Eheleute waren sehr traurig. Endlich kam ihnen der Gedanke, ein Kind anzunehmen. Sie gingen ins Waisenhaus. Die junge Frau verliebte sich gleich beim Eintreten in einen zehn Monate alten Jungen, der mit großen, offenen Augen in der Wiege lag und am Daumen lutschte. Er hieß Paul und die Eheleute sagten, gleich nachdem sie ihn zu sich genommen: unser Paul. Unser Paul, sagte auch die Martha, die damals ein hübsches achtzehnjähriges Ding war und: unser Paul, schmunzelte der Martin, der Gärtner- und Kutscherdienste zugleich versah und über den kleinen Weltbürger hinweg in Marthas dunkle Augen blickte. Unser Paul war in der That ein allerliebster kleiner Kerl, um den sich alles in dem großen Haus drehte, denn das Kinderzimmer, so groß es auch war, schien für den Knirps zu klein. Den ganzen Tag hörte man seine kleinen Schritte treppauf, treppab, seine Spielsachen lagen überall herum, nur nicht in dem großen Glasschrank, und das ganze Haus, der Garten, die Laube waren für ihn ein Kinderzimmer. ... Er war noch nicht vier Jahre alt, da brachte man ihm ein ganz kleines, niederes Zimmerchen. Das war so schmal, daß er die strammen Beinchen ganz eng zusammenpressen und die Hände auf der Brust kreuzen mußte, um nicht überall anzustoßen. Da lag er nun ganz still und weiß, hingerafft von der Bräune, und ein schwarzer Mann trug ihn mit Martins Hilfe über die Treppe, auf der er so viel herumgesprungen, durch den blühenden Garten, in dem er so gerne gespielt ...

Das Kinderzimmer wurde abgeschlossen.

Selten, nur in feierlichen Augenblicken schlichen sich die Gatten verstohlen hinauf, um zu weinen und von ihren Kindern zu sprechen. Denn sie hatten zwei Kinder gehabt; das erzählten sie jedem, der es hören wollte, nur fügten sie nicht hinzu, daß ihr eigenes Kind tot zur Welt gekommen und daß das lebende nicht ihr eigenes gewesen ... Jahre vergingen, die Eheleute hatten sich ganz zurückgezogen von der Welt, die nichts anzufangen wußte mit dem sonderbaren Menschenpaar, umgeben von den zwei treuen Dienstboten, die ebenfalls in einer kinderlosen Ehe lebten.

„Es ist uns eben nicht beschieden!" sagten die beiden Frauen, wenn sie vor den Feiertagen im Kinderzimmer groß reine machten.

„Wenn das Schicksal mir jedoch von selbst ein Kind in den Weg führt, dann nehme ich es doch zu uns," meinte die Frau Baurat.

Martha nickte, und im Winter spähte sie manchmal am Morgen vor das Hausthor, ob nicht ein kleines, in Lumpen eingehülltes Ding ausgesetzt worden. In den Zeitungen stand ja oft so etwas, und ... man konnte nicht wissen ...

Martha hatte sich die Denkungs- und Redeweise ihrer Herrin angewöhnt.

Nun waren 25 Jahre seit dem Tode des kleinen Paul vergangen, und nun schien der ersehnte Wunsch doch in Erfüllung gegangen zu sein, das Kinderzimmer war wieder von Licht und Luft überflutet, und Kinderlachen erscholl in dem stillen Raum ...

„Hunger hab' ich!" erklärte der kleine Gast mit großer Bestimmtheit.

„Ach Gott, mein Braten verbrennt noch in der Röhre, rasch Martin, pflück mir Salat!" rief Martha in plötzlichem Schreck. „Gleich sollst du was kriegen, du Goldjunge," warf sie dann dem Kleinen zu und eilte, von ihrem Manne gefolgt, hinaus.

Bald saß das alte Ehepaar unten im kühlen Eßzimmer, Paul zwischen beiden auf einem hohen Kinderstühlchen. Er ließ sich's schmecken. Die beiden Alten jedoch vermochten kaum einen Bissen zu essen, sie fütterten abwechselnd das Kind und waren außer sich vor Freude. Fast hätte sich ein kleiner Streit entsponnen, denn der alte Herr wollte durchaus nicht erlauben, daß der Kleine so viel Brod esse, das sei nicht gesund, seine Frau aber fürchtete wieder, daß das Tröpfchen Wein ihm schaden könne. Wäre Martha nicht im entscheidenden Moment ins Kinderzimmer geeilt, um dort von einem Regal das Buch über „Kinderernährung" herunterzuholen, der Streit wäre nicht so leicht geschlichtet worden. Nach Tisch wurde der Kleine ausgezogen, gewaschen, in ein frisches seines Leinenhemdchen gesteckt und unter die Decke gelegt. Während er müde mit den Augen blinzelte, unterhielten sich die Gatten von der Erziehung, die sie dem Kinde zu geben beabsichtigten.

„Man muß sich nämlich beizeiten darüber im klaren sein," sagte der Baurat mit wichtiger Miene ...

„Gewiß," bestätigte die Frau, „vielleicht wird aus ihm einmal etwas Großes, man kann nie wissen ..."

Die beiden Alten waren von einer rührenden Komik. Plötzlich steckte Martin seinen Kopf zur Thür herein und winkte den Herrschaften.

Leise, auf den Fußspitzen, um das schlafende Kind nicht zu wecken, traten sie auf den Flur.

„Was gibt's, Martin?"

„Der Herr Baurat müssen doch auf die Polizei und melden, daß das Kind bei Ihnen ist. Es gibt sonst große Unannehmlichkeiten, Nachbars Friedrich hat mir's eben gesagt."

Die beiden Alten sahen sich einen Augenblick verständnislos an. Es war, als hätte man sie jäh aus einem festen Schlaf geweckt, als müßten sie sich erst die Augen reiben, ehe sie die Gegenstände um sich her unterscheiden konnten.

Erst als Martin eindringlich fragte: „Soll ich anspannen?" da neigte der alte Herr den Kopf auf die Brust und murmelte:

„Ja, waren wir von Sinnen, daß wir daran nicht gleich gedacht? Gewiß, gewiß anspannen," schloß er dann hastig und eilte mit seinen schlürfenden Schritten und offen flatterndem Schlafrock in sein Zimmer.

Frau Baurat ging hinunter in die Küche. Martha wusch das Geschirr ab, sie schien sehr ärgerlich und schob die schweren Kasserolen hin und her.

„Hast du schon gehört, Martha?" fragte die Herrin.

„Ja wohl," erwiederte diese mit rauher Stimme. „Frau Baurat haben es auch nötig gehabt, den Bengel mitzubringen."

Digitized by Google

„Aber Martha, haſt du dich nicht ſelbſt gefreut?“

„Ja was habe ich nun von dem bischen Freude?“ Dabei ſcheuerte ſie länger als notwendig eine blaue Emailpfanne und wendete ihrer Herrin oſtentativ den Rücken.

Auf dem Hof ſpannte Martin an. Auch ſein Geſicht war mißmutig, faſt ärgerlich.

„Steh' doch ſtill, dummes Tier,“ rief er dem ſcharrenden Pferd zu. Und nun ſenkte auch der Gaul den Kopf und ließ die Ohren hängen. Die Dogge, die ſich durch die offene Küchenthür hereingeſchlichen, in der Hoffnung, noch einen fetten Biſſen zu erhaſchen, erhielt plötzlich einen unſanften Puff von Marthas energiſcher Hand und kniff den Schweif ein.

Das ganze Haus ſchien verſtimmt.

Endlich erſchien der Baurat. Er hatte einen ſchwarzen Rock angethan und ſah ſehr feierlich aus.

Wie zu einem Begräbnis, dachte Frau Baurat und ſie ſah ihn wieder deutlich vor ſich, den kleinen blumengeſchmückten Sarg, in dem ſie zweimal ihr Liebſtes zu Grabe getragen ...

„Komm gut nach Haus',“ ſagte ſie zu ihrem Mann.

Es war dies ihre ſtändige Sprache, wenn er ausging, ſeit den 30 Jahren, die ſie mit ihm verheiratet war ...

Eine Stunde war vergangen. Frau Baurat ſaß in der Laube und häkelte eine Schlummerrolle, Martha ſaß auf einer Bank am Gitter und ſtrickte.

Plötzlich drang klägliches, jammerndes Kindergeſchrei durch das eine offene Fenſter des oberen Stockwerks und der bange Ruf:

„Mama, Mama—a ...!“

Die beiden Frauen ſchnellten empor. So raſch ſie konnten, eilten ſie die Treppe hinauf und traten ins Kinderzimmer.

Im verwühlten Bettchen, die beiden Fäuſtchen vor die Augen gepreßt, ſaß Paul mit hochrotem Geſicht und ſchrie aus Leibeskräften. Als er die beiden Frauen erblickte, ſchrie er noch lauter, anhaltender.

„Will zu Mama, zu Mama ...“

„Aber ja, deine Mama kommt ja gleich, warte nur ein kleines Weilchen ... jetzt werden wir dich anziehen und dann kannſt du ſpielen mit all den ſchönen Sachen ...“

„Mag nicht ...“

Der Kleine wollte ſich nicht beruhigen.

„Wird wohl von ſeiner Mutter geträumt haben,“ meinte Martha.

Es war nicht leicht, den Knaben anzuziehen. Er wehrte ſich mit Händen und Füßen, dazwiſchen weinte er in einem fort und ſchrie immer Mama, Mama—a ...

„Willſt du nicht, daß ich deine Mama bin?“ fragte Frau Baurat endlich liebevoll.

Paul hielt inne im Weinen, blickte die alte Dame aufmerkſam an und ſagte dann:

„Du biſt gar keine Mama, biſt eine Großmama.“

Es gab ihr einen Stich. Es war ja auch zu lächerlich — in ihrem Alter wollte ſie noch Mutterfreuden erleben. Freilich hatte ſie in jungen Jahren nur die Schmerzen einer Mutter kennen gelernt! ...

Martha hatte mittlerweile den ganzen Schrank ausgeräumt. Auf Tiſchen, Bänken und Stühlen lagen die Spielſachen verſtreut, und Paul vergaß bald ſeinen Kummer im ſorgloſen Spiel, nur manchmal trat er an die alte Dame heran und fragte ängſtlich:

„Kommt Mama bald?“

„Bald!“ ſagten beide Frauen traurig.

Ein Wagen rollte langſam heran. Martha trat ans Fenſter.

„Deine Mama kommt,“ ſagte ſie zum Kleinen, ohne ſich umzuwenden.

Frau Baurat hob den Knaben vom Tiſch auf, auf dem er eben mit Zinnſoldaten geſpielt, und nun hüpfte er im Zimmer und fragte:

„Wo, wo?“

„Paul, Fratz!“ rief nun eine helle, weiche Frauenſtimme. Gleich darauf wurde die Thür aufgeriſſen, und eine zarte blonde Frau ſtürzte herein, ſchloß den Knaben in ihre Arme und bedeckte ſein Geſicht mit Küſſen. „Oh, du ungezogenes Kind, was haſt du mir für eine Angſt gemacht,“ ſagte ſie halb lachend, halb weinend, und erſt nachdem ſie ihn abermals unzählige Mal geküßt, wendete ſie ſich an die alte Dame.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau ... aber Sie können ſich meinen Zuſtand denken ... Seit zwölf Uhr ohne jede Nachricht vom Kind ... Keiner hatte es geſehen, niemand konnte mir Auskunft geben, nicht einmal auf der Polizei ... Seit ſechs Stunden bin ich unterwegs in Todesangſt, mein Mann könnte nach Hauſe kommen. Ich war wie von Sinnen ... Endlich vor einer halben Stunde traf ich Ihren Herrn Gemahl auf der Po-

Digitized by Google

lizei, wohin ich zum zweitenmal gegangen war. Tausend Dank, gnädige Frau, für die Freundlichkeit, die Sie gehabt," und mit den Worten beugte sie sich über die Hand der alten Dame, die tief ergriffen war ...

„Sie sollten mir nicht danken, sondern mir gram sein, daß ich, statt gleich an Sie zu denken, mich länger, als es mir erlaubt, der Freude hingegeben, Ihren lieben Kleinen bei mir zu haben," entgegnete sie leise und nickte ihrem Gatten zu, der eben durch die Thür eingetreten.

Paul zerrte nun seine Mutter im Zimmer herum und zeigte ihr die Spielsachen.

„Nicht doch," wehrte die Mutter, indem sie dem Kinde ein Kreisel zu entwinden suchte. „Sie haben gewiß kleine Enkel, gnädige Frau?" wandte sie sich fragend an die alte Dame, und sich musternd umsehend seufzte sie auf: „es ist doch ein prächtig-schönes Kinderzimmer!"

„Wir haben keine Enkel," sagte der Baurat mit leise zitterndem Ton, „aber wir hatten zwei liebe Kinder..." seine Stimme riß ab...

„Die sind uns früh gestorben!" ergänzte die alte Dame. Aber auch sie konnte nicht weiterreden, und es wurde der jungen Frau in ihrem überschwänglichen Glücksgefühl plötzlich bange inmitten dieser einsamen, alten Menschen.

„Ich muß nach Hause," sagte sie hastig. „Komm, Paul, sag schön Danke, und wenn die Herrschaften es erlauben, so besuchst du sie bald."

„Ja wohl, dann sollst du auch jedesmal ein Spielzeug mitbekommen, und jetzt nimm nur so viel mit, als du tragen kannst, kleiner Paul ..."

Sie drückten den Knaben abwechselnd an ihr Herz und küßten ihm Augen und Mund, dann nahm Martha ihn auf den Arm und sagte, sie würde ihn die Treppe heruntertragen, und Martin sollte Mutter und Kind nach Hause fahren.

„Aber wiederkommen, Knirps, hörst du?" sagte sie und zupfte ihn an einer blonden Locke ...

Die beiden Alten blieben allein. Sie ließen sich nebeneinander auf dem großen lederüberzogenen Divan nieder und legten die Hände ineinander.

Sie sprachen nicht. Sie wußten, was jeder von ihnen dachte.

Erst als sie das immer mehr verhallende Rollen der Räder vernahmen, erhoben sie sich.

Sie schienen noch älter geworden zu sein.

Langsam stiegen sie die Treppe hinab.

Im Flur trafen sie Martha.

Sie blickte ihre Herrin an, aber diese wandte den Kopf ab, und es klang fast zaghaft, als sie sagte:

„Du räumst dann doch auf im Kinderzimmer und lässest die Jalousieen herunter, wie sonst ..."

An meine Schwester.

(Zum neunzehnten Geburtstag.)

Neunzehn Jahr'! Nun zählst du bald
Viermal zehn Semester;
Zweifellos, wir werden alt,
Meine liebe Schwester.

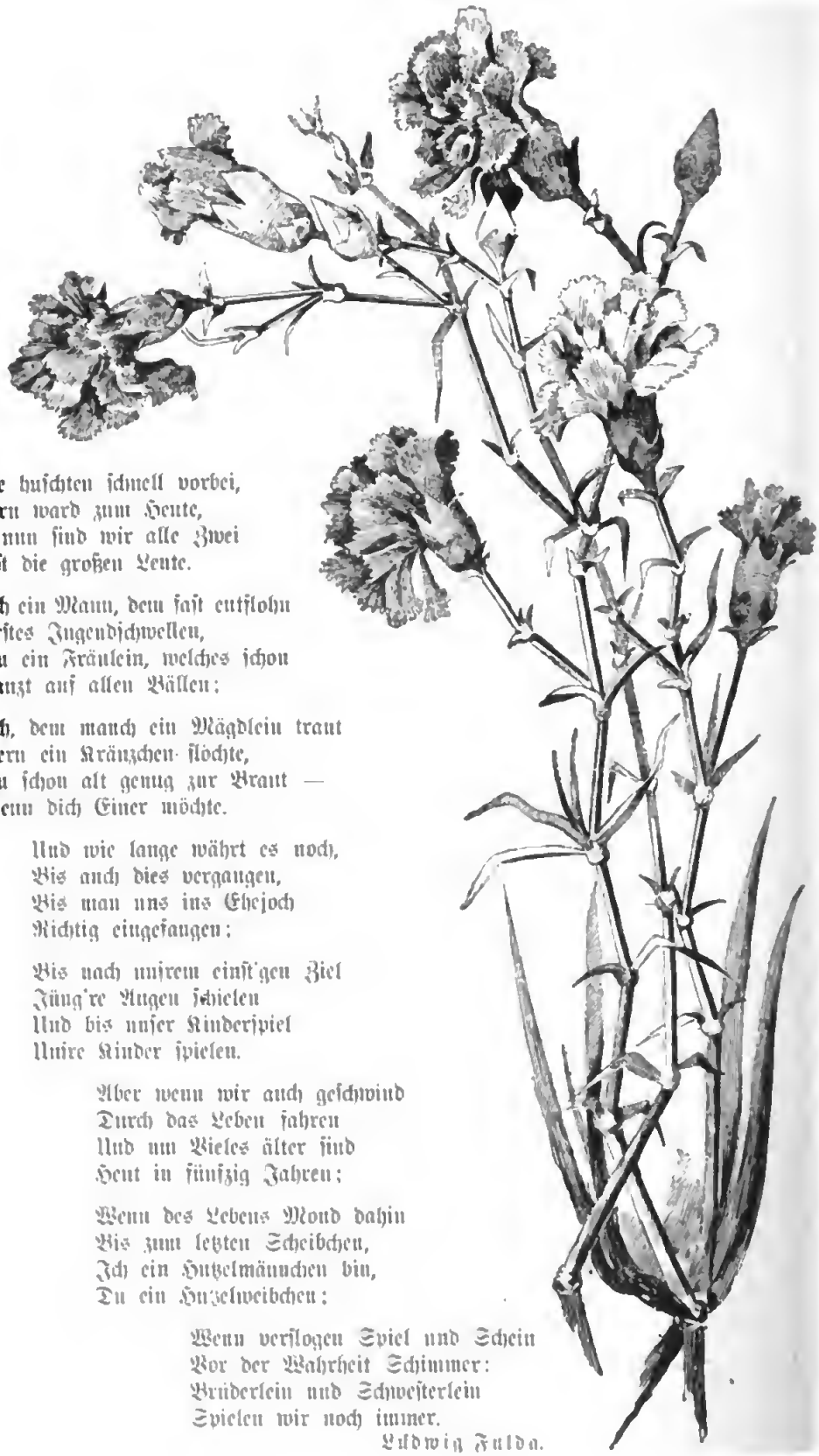
Einst in froher Kinderzeit —
Ist mir's doch wie heute —
Sahen wir mit tiefstem Neid
Auf die großen Leute.

Selbst einmal so groß zu sein —
Ja, wir wollten's gerne;
Doch das lag wie Dämmerschein
In der fernsten Ferne.

Als wir keck und unbeirrt
In die Höhe schossen,
Daß der Mensch auch älter wird,
Blieb uns noch verschlossen.

Als wir dann der Zeiten Spiel
Ahnend wahrgenommen,
War's der Sehnsucht letztes Ziel:
Aus der Schule kommen.

Dieses war der Schicksalstag,
Dies das große Endlich!
Daß noch was dahinter lag,
War uns kaum verständlich. —



Jahre huſchten ſchnell vorbei,
Geſtern ward zum Heute,
Und nun ſind wir alle Zwei
Selbſt die großen Leute.

Ich ein Mann, dem faſt entflohn
Erſtes Jugendſchwellen,
Du ein Fräulein, welches ſchon
Tanzt auf allen Bällen:

Ich, dem manch ein Mägdlein traut
Gern ein Kränzchen flöchte,
Du ſchon alt genug zur Braut —
Wenn dich Einer möchte.

Und wie lange währt es noch,
Bis auch dies vergangen,
Bis man uns ins Ehejoch
Richtig eingefangen:

Bis nach unſrem einſt'gen Ziel
Jüng're Augen ſchielen
Und bis unſer Kinderſpiel
Unſre Kinder ſpielen.

Aber wenn wir auch geſchwind
Durch das Leben fahren
Und um Vieles älter ſind
Heut in fünfzig Jahren:

Wenn des Lebens Mond dahin
Bis zum letzten Scheibchen,
Ich ein Hutzelmännchen bin,
Du ein Hutzelweibchen:

Wenn verflogen Spiel und Schein
Vor der Wahrheit Schimmer:
Brüderlein und Schweſterlein
Spielen wir noch immer.

Ludwig Fulda.

Marineskizzen.

Von Reinhold Werner.

(Abdruck verboten.)

Die Entwickelung unserer mächtig aufstrebenden Marine wird nach wie vor von der gesamten Nation mit lebhafter Teilnahme verfolgt. Erfreulicherweise hat sie jetzt auch einen Maler gefunden, der ihr selbst angehörte und mit ihrem Leben aufs innigste vertraut ist. Es ist das C. W. Allers, der in den letzten Jahren durch seine Sammelmappen ein so großes und so verdientes Aufsehen erregte. Zu ihrer Freude ist es der Redaktion gelungen, von der Verlagsanstalt von C. T. Wiskott in Breslau für die Monatshefte das Reproduktionsrecht einer Anzahl von Originalzeichnungen dieses Künstlers zu erwerben. Dieselben sollen, mit anderen Blättern vereinigt, im genannten Verlage im Herbste dieses Jahres unter dem Titel „Unsere Marine“ als Prachtwerk erscheinen.

Wer von den Lesern hätte sich nicht schon an Allers'schen Zeichnungen erfreut, von denen auch die Monatshefte mehrfach köstliche Proben gebracht haben. Die Blätter seiner Mappen „Silberne Hochzeit,“ „Cirkusleben“ und andere sind wahre Kabinettstücke, an deren gesundem Humor und wohlwollendem Realismus sich Herz und Auge erquicken. Ebenso flott wie fein gezeichnet, sind sie dem wirklichen Leben abgelauscht; man glaubt die einzelnen Persönlichkeiten zu kennen und mancher der dargestellten Szenen selbst beigewohnt zu haben.

Mit der Reihe von Skizzen, welche wir heute folgen lassen, hat der Künstler ein neues Gebiet betreten, das der Marine, aber mit demselben Glück und Geschick, wie bei allen seinen bisherigen Leistungen. Es ist ein Genuß, sie zu betrachten; mit seltener Treue spiegeln sie ein Stück Marineleben wieder, sind außerordentlich charakteristisch aufgefaßt, und man kann es nur mit Freude begrüßen, daß Allers bald eine Fortsetzung folgen lassen will.

Da haben wir zunächst „Der Herr Leutnant sind nicht zu Hause“ (Abb. 1), mit welchen Worten der im Hausflur postierte Bursche bis auf Widerruf des ihm gewordenen Befehls jeden abweist, der etwa Miene macht, die Treppen hinaufzugehen.

Wie prächtig und lebenswahr ist das Bild, wie treffend der Ausdruck besonderen Behagens, der sich in den Zügen und der ganzen Position des ruhenden Leutnants ausspricht. So nach Tisch ein Stündchen ungestört in *eigner* Klause und in dem Bewußtsein, ganz unbehelligt vom Dienst zu sein, zu dämmern, ist doch zu schön, und namentlich gibt der letztere Gedanke dem Gefühle des Wohlbefindens erst die rechte Würze.

Es ist lange her, daß der Herr Leutnant sich in so beneidenswerter Lage befunden hat: wer weiß, wie bald sie wieder ein Ende nimmt, und er versucht sie deshalb gründlich auszunützen. Erst vor wenigen Tagen wurde sein Schiff außer Dienst gestellt, mit dem er eine zweijährige Reise um die Erde machte, und in der ganzen Zeit war ihm ein Genuß wie heute nicht vergönnt. Wie hat er sich in alle der Zeit plagen müssen! Tag und Nacht in Uniform, sobald er seine enge dunkle Kammer verließ, keine Stunde sein eigner Herr und nur selten eine Nacht Durchschlafen kennend. Auf seiner Wache drückte ihn stete schwere Verantwortung, manche eisige See schlug auf der Kommandobrücke bei schlechtem Wetter über seinem Kopfe zusammen, durchnäßte ihn trotz Regenrock bis auf die Haut und füllte ihm von oben die Stiefel voll, in denen er dann noch stundenlang bis zur Beendigung seiner Wache zu stehen hatte. *Die* Tage sind zu zählen, an denen er nicht von seinen verschiedenen Vorgesetzten einen mehr oder minder kräftigen Rüffel hatte einstecken und ihn mit einem ehrerbietigen „Zu Befehl“ hinunterschlucken müssen, so bitter er auch schmeckte.

Ist es ihm da zu verdenken, wenn er die wiedergewonnene Freiheit so recht con amore genießen will?

Die Verlagsanstalt von C. T. Wiskott hat schon eine Reihe gediegener Werke gebracht; in erster Reihe seien die Spreeathener, diese humorvollen Berliner Straßenbilder, ebenfalls von C. W. Allers, genannt, dann Heinrich Hofmanns „Kommet zu mir,“ herrliche Darstellungen aus dem Leben Jesus und die von Julius Lohmeyer herausgegebenen Originalskizzen aus „Studienmappen deutscher Meister.“

Abb. 1. „Der Herr Leutnant ſind nicht zu Hauſe. — —“

Ach, wie mollig ruht es ſich in der ſchön und bequem eingerichteten Landwohnung auf dem ſchwellenden Polſter und in der wohlthuenden Sicherheit, für einige Zeit vollſtändig dienſtfrei zu ſein. Mag es jetzt draußen wehen, daß ſieben alte Weiber keinen Beſenſtiel gerade in der Luft halten können, was kümmert's ihn? Er hat nicht zu fürchten, daß des Bootsmanns ſchriller Pfiff und ſein Alarmruf „Alle Mann auf“ ihn aus dem Schlafe reißt, der ihn ſoeben erſt umfangen, um in die finſtere Nacht an Deck und in Sturm und Regen hinausgejagt zu werden, und ebenſowenig hat er zu beſorgen, daß bei ſchwerem Seegang ſeine Lagerſtätte plötzlich nach Lee rutſcht und mit ihm donnernd gegen die Bordwand fährt. Alles das liegt hinter ihm, die unangenehmen Erinnerungen an die liebe Seefahrt ſind ad acta gelegt, aber glücklicherweiſe gibt es auch noch andere ſympathiſchere, und in ihnen ſchwelgt augenblicklich der Herr Leutnant. Mit halbgeſchloſſenen Augen, die blauen Wölkchen der Havannacigarre genußfreudig in die Höhe wirbelnd, überläßt er ſich ſüßen Träumereien, und das über dem Sofa befeſtigte Makartbouquet gibt einen Anhalt, welcher Art ſie ſind.

Zwiſchen dem japaniſchen Schwert und der chineſiſchen Puppe ſchaut oben und unten aus den Behältern eine ganze Schaar weiblicher Photographien hervor, und der Träumer läßt wohl im Geiſte alle die Juanita's, Carmen, Maud's, Emily's ꝛc., deren Herzen er grauſamerweiſe halb oder dreiviertel gebrochen hat, Revue paſſieren. Die Entſcheidung, wem der Schönheitspreis gebührt, ſcheint ihm jedoch ſchwer zu fallen — es ſind ihrer gar zu viele und eine iſt immer hübſcher als die andere. Allmählich verſchwimmen jedoch ihre Geſtalten ineinander, und ſeine Gedanken verwirren ſich. Das gute Mittageſſen und der noch beſſere Trunk, die milde Sommerwärme und die lautloſe Stille umher wirken einſchläfernd. Die Cigarre iſt ausgegangen, die Augenlider ſchließen ſich, der treue Burſche ſorgt, daß niemand den Schlummer ſtört, und auch die Hunde nehmen Rückſicht und folgen dem Beiſpiele ihres Herrn, wobei der Teckel den geduldigen großen als Kopfkiſſen benutzt.

Einer der weiblichen Köpfe dort oben mit dunklen Augen und noch dunklerem Haar ſchaut aber indigniert um die Ecke auf den Schläfer hinab. Seit geſtern hat er nicht einmal ihr Bild in die Hand genom-

men und es angeblickt, wie er sonst doch so oft gethan. Freilich es liegen Tausende von Meilen zwischen ihnen, und gestern Abend hat ein blonder Lockenkopf mit strahlenden blauen Augen mit lebhaftestem Interesse den Erzählungen des Herrn Leutnants von fernen Welten und Meeren gelauscht. Donna é mobile heißt es in der Oper Rigoletto, aber Signori sind es auch, und namentlich soll das jungen Seeoffizieren öfters passieren.

Zeigt uns Allers hier ein Bild behaglicher Ruhe am Lande, so führt er uns in den folgenden an Bord eines Schiffes verschiedene seemännische Thätigkeiten vor, und zwar ist es die Fregatte „Niobe," auf der sein Künstlerauge köstliche Momente entdeckt und sein gewandter Stift festgehalten hat.

Abb. 2. Rein Schiff. An Bord S. M. S. „Niobe."

Eigentlich müßte ich sagen, „es war die Niobe," denn seit die Zeichnungen entworfen wurden, hat sie aufgehört zu sein, nicht auf gewaltsame Weise durch Sturm und Woge auf feuchten Meeresgrund gebettet, sondern — sie ist an Altersschwäche gestorben.

Das gute alte Schiff, welches noch wie eine Reliquie aus vergangener Zeit hervorragte, durfte auf eine ehrenvolle Laufbahn zurückblicken, wie sie selten einem seiner Genossen vergönnt ist, und während seiner langen Lebensdauer hat ihm stets ein guter Stern geleuchtet.

Im Jahre 1848 als englische 28-Kanonenfregatte erbaut, unternahm die Fregatte in ihrer Jugend verschiedene mehrjährige Reisen und sah sich auf ihren Kreuzfahrten ein ziemliches Stück der Erde an. Bald jedoch machte sich der Dampf auf dem Wasser breit, die in den vierziger Jahren eingeführte Schraube vervollkommnete, sich schnell und damit war in der Marine das Schicksal von Hunderten von Segelkriegsschiffen, welche die doppelte Zahl von Millionen gekostet, besiegelt. Einige große neue schnitt man auseinander, setzte eine Maschine hinein, flickte sie wieder zusammen und sie rückten in die alte Stelle ein, doch der größeren Zahl und unter ihnen auch der „Niobe" stand das unrühmliche Los bevor, in den Häfen zu verfaulen oder auf Abbruch verkauft zu werden.

Da rettete Preußen sie vor diesem herben Geschick. Für die englische Flotte war sie nicht mehr zu gebrauchen, für uns aber wertvoll. Bei den knappen Mitteln, die

Abb. 3. Auf S. M. S. „Niobe.“ Wachtmeiſter: „Das Schiff macht Ihr rein, aber dabei ſaut Ihr Euch ein, wie die Ferkel. Paßt auf, ſonſt ſetzt's was!“

damals unſerer jungen Marine zugemeſſen wurden, ging es mit dem Bau eigener Kriegsſchiffe nur langſam vorwärts, aber Prinz Adalbert hoffte vorausahnend auf eine günſtigere Zukunft und ſuchte in ſicherer Erwartung derſelben ſoviel Perſonal an Offizieren und Mannſchaften wie möglich heranzubilden, damit es dann an dieſem wichtigen Faktor einer Flotte nicht mangele.

Dazu bedurften wir Schulſchiffe, und ſowohl die „Niobe“ wie die beiden Segelbriggs „Musquito“ und „Rover,“ jene zur Ausbildung von Seekadetten, dieſe für Schiffsjungen, gingen für wenig mehr als ein Fünftel der Summe in unſere Hände über, welche uns der eigene Bau gekoſtet haben würde.

Man rechnet die Lebensdauer eines hölzernen Kriegsſchiffes durchſchnittlich auf 20 Jahre. Die „Niobe“ war ſchon kein Jüngling mehr, als wir ſie 1860 bekamen, aber noch volle 30 Jahre hat ſie ſtramm und ſtets vom Glück begleitet ihre Dienſte gethan. Mit wenigen Ausnahmen haben ſämtliche Offiziere unſerer Marine die erſten ſechs Monate ihres Berufslebens auf ihr zugebracht. Was könnte das alte Schiff erzählen von allen den luſtigen und übermütigen Streichen, die in ſeinen Räumen während dieſer langen Zeit ausgeheckt und in Szene geſetzt ſind? Vierzig bis fünfzig Kadetten wurden jährlich auf ihm eingeſchifft, und ſie konnten nach dieſer Richtung hin ſchon etwas leiſten.

Wenn die Fregatte jetzt auch mit der Streichung aus der Marineliſte dienſtlich für tot erklärt iſt, und ſich demnächſt wahrſcheinlich ihre Schiffsſeele im Feuer verflüchtigen wird, nachdem ihre Juhölzer und Planken als Brennholz verwertet ſind, ſo wird ſie doch in der Erinnerung aller der Offiziere, welche ihre Laufbahn auf ihr begannen, lebendig bleiben, und die Allers'ſchen Niobebilder werden gewiß als Andenken in deren Album ein willkommenes Plätzchen finden.

„Rein Schiff“ ſtellt das erſte derſelben dar, und ſie iſt auf das Trefflichſte wiedergegeben, dieſe Arbeit, welche ſich regelmäßig wie ein Uhrwerk 313 Mal im Jahre täglich frühmorgens zwei Stunden und 52 Mal d. h. an jedem Sonnabend als Generalwäſche mindeſtens ſechs Stunden lang vollzieht (Abb. 2).

Der alte Siſyphus müßte ſeine helle Freude daran haben, wenn er ſehen könnte, wie Hunderttauſende von Menſchen — denn es geſchieht auf allen Kriegsſchiffen der Welt — ſo treu in ſeine Fußtapfen treten. Reinlichkeit iſt gewiß eine ſchöne Tugend, aber ſie kann faſt zum Laſter werden, wenn Hunderte von Matroſen täglich ſtundenlang mit allen möglichen Inſtrumenten, Piaſſava-Reis- und andern Beſen, Scheuerſteinen, Schrubbern, Bürſten, Abſetzern, Schwabbern, Dweideln und wie ſonſt alle derartige Erfindungen heißen, unter Zuhilfenahme von

Sand, Seife, Soda und ungemessenen Kubikmetern Wasser die Wände eines Schiffes scheuern, waschen, putzen und von Schmutz reinigen, der zwar nicht vorhanden ist, aber doch da sein könnte. Freilich es gibt zweierlei Entschuldigung für eine solche Reinlichkeitsexerei, von denen wenigstens eine stichhaltig ist.

Vor hundert Jahren führten die englischen Admirale Jervis und Nelson diese Gepflogenheit zuerst auf ihren Schiffen ein und zwar aus gesundheitlichen Rücksichten, da es nach dieser Richtung früher ziemlich bös aussah, und solche Zustände allen möglichen Epidemieen Vorschub leisteten. Das war sehr löblich, fand bald auch in allen Marinen Nachahmung und ist im Laufe der Zeit so in Fleisch und Blut der Kriegsseeleute übergegangen, daß ein gewissenhafter erster Offiziere mitsamt seinem adlatus, dem Oberbootsmann, bestimmt eine Anwandlung von Schwermuth empfinden und für die ganze Zukunft der Marine zittern würde, wenn es einmal nicht oder gar wohl nur jeden zweiten Tag geschähe. Und doch würde der Fiskus dabei ein ganz erkleckliches Sümmchen an Besen und sonstigem Material sparen, ohne daß Reinlichkeit und Gesundheit darunter litten.

Der zweite Grund ist durchschlagender. Die Wascherei gibt der Mannschaft einige Stunden Arbeit und das ist wichtig. Es ist keine geringe Aufgabe, so viele Menschen, welche auf Jahre hinaus auf die engen Räume eines Schiffes beschränkt und vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten sind, davon abzuhalten, daß sie auf dumme Gedanken kommen, welche die Seemannszucht beeinträchtigen; dafür ist aber viel Arbeit, wenn sie auch gerade nicht sehr anstrengend zu sein braucht, das zweckmäßigste Mittel. Das „Rein Schiff" nimmt wenigstens zwei Stunden fort, damit ist schon viel gewonnen, und da man die Matrosen doch nicht gut häkeln oder Strümpfe stricken lassen kann, wird auch wohl das Deckwaschen auf absehbare Zeit noch beibehalten werden.

Ich möchte übrigens wissen, wo der Künstler ein Fleckchen an Bord der „Niobe" gefunden hat, von dem aus er das „Rein Schiff" so lebenswahr hat entwerfen können. Wenn er nicht in die Mars geklettert ist und sich die Szenerie aus der Vogelperspektive angeschaut hat, muß er sehr wasserdichte Kleider und hohe Seestiefel angehabt haben, denn er stellt nicht eine gewöhnliche, sondern

Abb. 4. Der Oberbootsmann beim Segelmanöver auf S. M. S. „Niobe": „Ihr Bramraagäste! — Dally, Dally — ich will Euch Beine machen, kriecht da wie die Blattlause die Masten rauf — hat sich das Volk die Plauze so voll gestaut ꝛc. ꝛc."

Abb. 5. Der Bootsmannsmaat S. M. S. „Niobe."

eine sonnabendliche Generalreinigung dar, bei der es von Sonnenaufgang bis gegen Mittag keinen trockenen Punkt im ganzen Schiffe gibt.

Man erkennt nämlich die allgemeine Wäscherei an den Leuten, welche auf den Finknetzkasten sitzen, in denen während des Tages die Hängematten verstaut werden. Sie arbeiten dort auch, wenn sie auch nicht waschen, und das geschieht nur Sonnabends, um dem Schiffe für die Sonntagsmusterung durch den Kommandanten erhöhten Glanz zu verleihen. Sie befinden sich aber in geradem Gegensatz zu ihren Kameraden auf dem Deck d. h. diese versuchen das tadellos weiße Deck noch *weißer* und jene die tiefschwarz gestrichenen Hängemattskleider aus Segeltuch noch *schwärzer* zu machen. Die am Sonnensegelstrecktau befestigten Gefäße sind nämlich Farbetöpfe, und damit nicht zu viel Stoff verbraucht und er zum baldigen Trocknen möglichst dünn verrieben wird, dürfen die Leute keine Pinsel benutzen, sondern müssen mit einem Wergballen *malen*.

Daß dazu eine gewisse Geschicklichkeit gehört, um sich nicht selbst von unten bis oben ebenso anzuschwärzen wie die Hängemattskleider, ist natürlich, und diese Arbeit wird deshalb meistens älteren Matrosen übertragen, die dann noch einen sogenannten, vom Schiffe für schmutzige Arbeiten gelieferten Takelanzug überziehen. Auf demselben führen Theer- und Farbeflecke stets einen erbitterten Kampf um die Vorherrschaft; er wird nie gewaschen, und es kommt deshalb auf einen Klex mehr oder weniger nicht an. Während den länger gedienten Leuten bei „Rein Schiff" die feinere Arbeit zufällt, werden die Neulinge, namentlich die früheren Fischer, Küstenfahrer und die vierjährig Freiwilligen — Gevatter Schneider und Handschuhmacher, welche nach verschiedenen Schiffbrüchen auf dem Lande es nun einmal zur See versuchen wollen — mit den gröberen bedacht, Wasserpumpen und Heranschleppen, Deck absetzen und trocken schwabbern ꝛc.

Auf den meisten Fischer- und Küstenfahrzeugen herrschen in puncto Reinlichkeit noch jetzt Zustände wie vor Jervis und Nelson, und ebenso finden sich unter den Vierjährigen viele, welche eine heilige Scheu vor Wasser und Seife haben und die ähnlich wie die Mannschaften auf den Grönlandsfahrern alle vier Wochen mit dem Ausrufe „Ach, wie wohl thut es doch, die Wäsche zu wechseln," ihr Hemde umkehren und dann

als Merkzeichen dieſes wichtigen Ereigniſſes eine Kerbe in den Maſt ſchneiden.

Auf dieſe Sorte hat es der Stabswachtmeiſter, den uns Allers ſo ausgezeichnet vorführt, ganz beſonders abgeſehen und ſucht ſie auf ſanftere oder andere Weiſe zu etwas mehr Sauberkeit betreffs ihrer eignen Perſon zu erziehen (Abb. 3). „Das Schiff macht Ihr rein, aber dabei ſauet Ihr Euch ein wie die Ferkel. Paßt off, ſonſt ſetzt's was!“ mahnt der ſtrenge Vorgeſetzte, indem er beim letzten Satze die Worte bedeutſam betont.

Abb. 6. Oberbootsmannsmaat im Tropenanzuge.

Den beiden Delinquenten ſieht man es auf den erſten Blick an, daß ſie Rekruten ſind. Der vordere mit dem Schwabber aus aufgerebbeltem Tauwerk zum Trocknen des Decks iſt wohl der ſchmutzigſte, da ſich der Stabswachtmeiſter hauptſächlich an ihn wendet, und gehört aller Wahrſcheinlichkeit nach zu den Vierjährigen. In ſeinen Zügen ſpricht ſich eine gewiſſe Verbiſſenheit aus; er hat ſich das Leben an Bord anders vorgeſtellt. Mit der erträumten Freiheit iſt es Eſſig, da war es in der Schuſterherberge, wo er das große Wort unwiderſprochen führen konnte, doch gemütlicher. Hier wird er beſtändig ſcharf kontrolliert, die Ideen von Freiheit und Gleichheit werden ihm gründlich ausgetrieben, er darf nicht einmal den Mund aufmachen, um die nach ſeiner Anſicht heiligſten Menſchenrechte zu verteidigen, und nun ſoll er ſogar ſich waſchen und ſein Zeug ſauber halten. „Der Teufel hole die Seefahrt und dich Stabswachtmeiſter dazu!“ denkt er ingrimmig, „warte nur, wenn ich erſt frei bin!“ Doch, das dauert noch ſehr lange und wenn es erſt noch verſchiedene Male etwas „geſetzt“ hat, dann machen die vier Jahre vielleicht doch einen brauchbaren Kerl aus ihm.

Sein Kamerad ſcheint ein Fiſcher oder Kahnſchiffer zu ſein; er ſchaut dumm und ſtumpf ins Leben, läßt die Warnung gefühllos über ſich ergehen, hegt aber keine ſchwarzen Rachegedanken. Doch auch ſeine ſchlummernde Intelligenz wird wohl allmählich geweckt und er zu einem ordentlichen Menſchen erzogen werden. Das Kriegsſchiffleben iſt eine vortreffliche Schule für ſolche Sorte.

Der Stabswachtmeiſter an Bord iſt eine gewichtige und vielſeitige Perſönlichkeit, und man nimmt ihn gewöhnlich aus den tüchtigſten Unteroffizieren des Seebataillons, die ſchon öfter eingeſchifft waren und deshalb mit den Verhältniſſen des Schiffes vertraut ſind.

Er iſt eine Art ewiger Jude, ein Überall und Nirgends, der Tag und Nacht im Schiffe umherwandert, aber nicht um ſeine eigenen Sünden abzubüßen, ſondern andere Sünder abzufaſſen, die ſich Verbrechen gegen die Schiffsordnung zu Schulden kommen laſſen, als da ſind: Auf das Deck ſpucken, mit ſchmutzigen Fingern gegen die weiße Farbe greifen, Sachen herumtreiben laſſen, nicht ſofort aus der Hängematte ſpringen, wenn

Abb. 7. Landungsmanöver.

zum Ablösen der Wache in der Nacht gepfiffen wird oder dergleichen schreckliche Dinge mehr. Unnachsichtlich werden die Schuldigen von ihm notiert und andern Morgens bei der Musterung zum Rapport gestellt, wo es dann oft genug etwas „setzt."

Außerdem hilft er auch aus eigenen Mitteln nach, die Säumigen bei dem Rufe der Pfeife schnell aus dem Zwischendeck nach oben zu treiben. Sie merken die Wahrheit des Sprichworts, „den Letzten beißen die Hunde" und schon nach kurzer Zeit haben sie gelernt wie ein Donnerwetter, die Treppen hinaufzufliegen.

Für den ersten Offizier, dem die Handhabung der Disziplin und Ordnung in erster Reihe obliegt, ist der Stabswachtmeister eine bedeutende Stütze, aber nur zur linken Hand, zur rechten hat er eine andere, die seinem Herzen näher steht, das ist der Ober-Bootsmann, welchen der Künstler uns in seiner vierten Skizze so anschaulich zeigt. Dieser Deckoffizier, der die höchste Charge in der Mannschaft inne hat, ist bei letzterer eine ganz besondere Respektsperson, und die Leute treten, wenn er auf Deck erscheint, alsbald auf die andere Seite des Schiffes. Der Stabswachtmeister wird von ihnen gefürchtet, der Oberbootsmann zwar auch, aber damit verbindet sich zugleich ein Gefühl besonderer Hochachtung. Jener ist Polizei und Soldat, dieser Seemann wie sie, und dies allein schon bringt ihn ihrem Herzen näher. Seine reichliche sachliche Erfahrung, der Umstand, daß er an seemännischer Tüchtigkeit ihnen allen überlegen ist, jedem Ungeschickten die Arbeit aus der Hand reißen und sie selbst tadellos vormachen kann, imponieren ihnen, und solchen Männern bringt der Seemann willig Gehorsam und Achtung entgegen. Ich hatte einst einen alten Bootsmannsmaat an Bord, der ein ganz fixer Kerl war, aber sein jüngerer Bruder war schneidiger, über ihn fortgegangen und hatte es zum Oberbootsmann gebracht. Weit entfernt, sich dadurch verletzt zu fühlen, erkannte jener rückhaltslos die größere Tüchtigkeit des Jüngeren an und war so von dessen Vorzügen durchdrungen, daß er stets nur sagte, „Mein Bruder, der Herr Oberbootsmann," wenn er von ihm sprach. Das charakterisiert den gewöhnlichen Seemann.

Für den ersten Offizier ist der Oberbootsmann eine Vertrauensperson; er bespricht mit ihm alles, was Takelage, Schiff und Mannschaft angeht, wird jeden Morgen 4 Uhr von ihm geweckt, um die betreffenden Befehle für „Rein Schiff" und sonstige Schiffsarbeiten zu geben, und dies knüpft

eine Art kameradschaftliches Band zwischen den beiden, die sich gegenseitig unterstützen und zusammenwirken, um ihr Schiff auf den Höhepunkt der Ordnung, Sauberkeit und des guten Aussehens zu bringen.

Gewöhnlich steht dem Oberbootsmann eine kräftige Baßstimme zu Gebote. Der besondere Ton seiner Signalpfeife ist den Mannschaften bekannt. Sobald sie sich an der Luke hören läßt, tritt lautlose Stille auf den untern Decks ein, der nachfolgende Befehl donnert überall verstanden durch alle Räume des Schiffes und reicht auch bis zur höchsten Spitze des Mastes, wenn er es z. B. bei Segelexercitien für erforderlich erachtet, in der Weise des Stabswachtmeisters väterliche Ermahnungen nach den Toppen hinaufzuschicken, wie es auf unserm Bilde wiedergegeben ist, und zwar in etwas drastischer Ausdrucksweise. Es sind ganz bestimmt Vierjährige, denen er einen verständlichen Wink gibt, infolgedessen sie die Schmerzen in den geschundenen Schienbeinen verkneifen und ihr Möglichstes thun, um schneller voranzukommen.

„Ihr Bramraagäste! — Dally, Dally —“ (schnell!) schmettert die gefürchtete Stimme an ihr Ohr, „ich will Euch Beine machen; kriecht da wie Blattläuse die Masten rauf. Hat sich das Volk die Planze so voll gestaut“ u. s. w.

Nun allerdings, wenn sie wie Blattläuse kriechen, dann wird es etwas lange dauern, bis das Bramsegel fest wird, aber so ganz unzufrieden mit der Schnelligkeit muß der Gestrenge doch nicht sein, sonst würde er nicht eine mildere Variante des ursprünglich an Bord üblichen Vergleichs gebraucht haben. Letzterer lautet nämlich „wie eine Laus auf einer frischgeteerten Presenning.“ Eine Presenning ist der wasserdichte Überzug von Luken und wenn sie frisch geteert ist, würde allerdings eine darauf marschierende Laus das Nonplusultra von Langsamkeit darstellen.

Die Gehilfen des Oberbootsmanns sind die Bootsmannsmaate, von denen sich einer in Abbildung 5 den Lesern vorstellt. Donnerwetter! ist das ein fixer Kerl! so recht der Typus eines forschen Seemanns, den der Ozean in seinen Armen groß gewiegt. Was spricht sich nicht alles in dem Gesicht und der Figur aus? Energie, kühnes Wagen, Kraft und Gewandtheit. Der versteht sein Fach, weiß sich Respekt zu verschaffen, geht überall mit gutem Beispiel voran, ist der erste beim Steckbolzen auf der Marsraa, wenn bei schwerem Wetter die Segel gerefft werden, und arbeitet dort oben für drei, ob das Schiff auch 45 Grad nach jeder Seite rollt und Hagel und Schnee ihm messerscharf in das Gesicht schneiden. Das ist einer, auf den sich die Vorgesetzten verlassen können, wenn's einmal kneift. Er bedarf keiner Instruktionen, wenn in dunkler Nacht die Segel fortfliegen, Stengen und Raaen gebrochen sind, und er in den Top entert, um die Sachen zu klaren. Seine

Abb. 8. Die Schmiede an Bord S. M. S. „Niobe.“

Intelligenz und Erfahrung sagen ihm allein, wie er auf zweckmäßigste und schnellste Weise alles wieder in Ordnung bringt. Es wird nicht lange dauern, bis er es zum Oberbootsmann bringt. Kommandant und Offizier werden große Stücke auf ihn halten, die Mannschaften fliegen, wenn er sich nur zeigt, und bei der Sonntagsmusterung wird das Schiff in einem Glanze strahlen, daß man seine Freude daran hat. Glücklicherweise sind solche Leute nicht vereinzelt in unserer Marine, im Gegenteil ist die große Mehrzahl ähnlich geformt. Es ist ein vorzüglicher Schlag, die deutschen Seeleute; ich habe viele Tausende von ihnen in den schwierigsten Lagen unter Händen gehabt und nehme keinen Anstand, sie die besten der ganzen Welt zu nennen. Tadellose Mannszucht, Nüchternheit, Zuverlässigkeit, Mut und kaltes Blut auch in den gefährlichsten Augenblicken, ebenso brauchbar und tüchtig im Kampfe gegen Sturm und Woge, wie als Soldat am Lande — das sind Eigenschaften, die man nicht hoch genug an ihnen schätzen kann, die sie oft genug gezeigt und in denen sie keiner andern Nation nach, sondern allen voran stehen. Wo unsere Schiffe sich im Auslande zeigen, ernten sie allgemeines Lob, und rückhaltslos wird die musterhafte Disziplin und tadellose Führung der Mannschaften anerkannt. Gilt es gegen einen Feind zu gehen, so schlagen sie sich ebenso kühn und tapfer wie ihre Brüder von der Armee, sei es an Bord oder am Lande, dafür sprechen ihre Kämpfe in unsern Kolonieen. Die baldige Niederschlagung des Aufstandes in Ost- und Westafrika verdanken wir hauptsächlich den ausgeschifften Seeleuten unserer Marine. Sie sind von dem Gedanken des Siegenwollens und -Werdens erfüllt und treffend spricht sich dies Gefühl in den Worten des schneidigen Oberbootsmannsmaaten aus, den Allers im Tropenanzuge dargestellt hat: „Nu lat jüm man komen!“ (Nun laß sie nur kommen.) (Abb. 6.)

Abb. 9. Löhnungszahlung an Bord S. M. S. „Niobe.“

Landungsmanöver überhaupt bilden stets ein Hauptvergnügen für die Mannschaften, mögen diese im Frieden oder im Ernst ausgeführt werden. Können die Boote nicht nahe genug an das Ufer, dann springt die ganze Gesellschaft über Bord, oft bis an

den Hals ins Waſſer, nur um auf ſchnellſte Weiſe an Land zu kommen.

Eine Art Landungsmanöver, wie der Künſtler uns in Bild 7 zeigt, ziehen ſie freilich jenen beiden ſtets vor, und es iſt ihnen auch nicht zu verdenken, namentlich wenn es ſich dabei um die Eroberung einer ſo allerliebſten drallen Köchin handelt, wie hier. Allerdings ſcheint es, daß beide Sieger und Beſiegte zugleich ſind, und der Händedruck, wie die freundlichen Blicke deuten darauf, daß von beiden Seiten eine möglichſt baldige Wiederholung des Manövers gewünſcht wird. Ob dasſelbe indeſſen zu einem Friedensvertrage auf Lebensdauer führen wird, mag dahingeſtellt bleiben. Die Seeleute haben gewöhnlich große Herzen, in denen Mehrere Platz finden. Sie kommen zu viel in der Welt herum, und Gelegenheit macht Diebe.

Abb. 10. Der Leutnant als Pfarrer an Bord S. M. S. „Niobe."

Auf einem Kriegsſchiffe müſſen natürlich alle Handwerker vertreten ſein, welche für Inſtandhaltung und Reparatur des Gebäudes und ſeines Inventars erforderlich ſind, da man auf See auf ſich ſelbſt angewieſen iſt. Zimmerleute, Segelmacher, Büchſenmacher, Schmiede und für die Mannſchaften auch Schuſter und Schneider befinden ſich deshalb an Bord. Auf Dampfſchiffen ſind die meiſten Heizer gelernte Eiſenarbeiter und auf ihnen werden deshalb Schmiede nicht beſonders eingeſchifft, wie auf Segelſchiffen. Da ihre Arbeit aber naturgemäß oft Schmutz verurſachte, ſo ſtanden die armen Kerle mit Bootsmann und Stabswachtmeiſter ſtets auf geſpanntem Fuße. Schneider und Schuſter, die ihre Handwerkſtatt bald hier, bald dort in einem Winkel aufſchlagen, werden einfach fortgejagt, um ſich ein anderes Aſyl zu ſuchen, wenn ſie in den beengten Räumen anderem Schiffsdienſte in die Quere kommen, aber Feldſchmiede, Amboß und Schraubſtockgeſtell können nicht immer auf der Wanderſchaft ſein. Während auf Dampfſchiffen all dieſes Rüſtzeug im Maſchinenraum bleibt, wo es auf etwas mehr oder weniger Kohlenſchmutz nicht ankommt, verwies man auf Segelſchiffen die Werkſtatt in die äußerſte Ecke des Oberdecks vorn im Bug (Abb. 8), aber Konflikte blieben deshalb nicht aus. Sprühende Funken konnten die unglücklichen Schmiede nicht feſthalten und ebenſowenig ließen ſich die allſonnabendlich für die Sonntagsmuſterung friſch geſtrichenen Werkzeuge auch nur bis Montag Mittag ſauber erhalten. So hörte der Kummer für die armen Schmiede nicht auf, und ſie ſehnten ſich gewiß noch mehr als die Vierjährigen nach dem Ende ihrer Dienſtzeit und Rückkehr in ihre rußige Werkſtatt, wo ſie nicht beſtändig durch den Reinlichkeitsteufel geplagt wurden.

Am Sonnabend Nachmittag, wenn die Generalwäſche vollendet und alles blitzblank iſt, haben die Mannſchaften frei, d. h. ſie können ihr Zeug ausbeſſern, den geliebten Kleiderſack aus- und einpacken, mit jedem

einzelnen Stück ihrer geringen Habe liebäugeln, was ihnen eine ganz besondere Freude macht, vorn auf dem Oberdeck ein Pfeifchen rauchen und sich mit Singen, Spielen ꝛc. die Zeit vertreiben. Wenn es dann so paßt, wird ihnen auch die Löhnung für die letzte Dekade ausgezahlt, d. h. wenn das Schiff in heimischen Häfen liegt (Abb. 9). In See wird das Geld zurückbehalten. Über zwei Dritteile können die Leute verfügen, wenn sie ins Ausland kommen, ein Drittteil bleibt aber bis zur Außerdienststellung in der Schiffskasse, als Sicherheit gegen

Abb. 11. Der Offizier-Musik-Verein im Kasino zu Kiel.

Desertion, obwohl dieselbe in unserer Marine sehr selten vorkommt, und zum etwaigen Ersatz von Kleiderschulden. Die Leute müssen sich nämlich ihre vom Staat gelieferten Kleider selbst halten und bekommen dafür neun Mark monatlich. Ordentliche Matrosen, und das ist die große Mehrzahl, machen dabei, namentlich auf mehrjährigen Reisen und wenn sie längere Zeit in den Tropen sind, wo alles barfuß geht und die teueren wollenen Kleidungsstücke nicht benutzt werden, ziemliche Ersparnisse, 30—40 Mark im Jahre, aber es gibt auch Lüderjane, die mehr verbrauchen, als das Kleidergeld gut macht, und dann wird jenes Löhnungsdrittel vom Staat in Anspruch genommen.

Jenen Ordentlichen ist das Plus von ganzem Herzen zu gönnen, denn von den zwei Dritteln ihrer Löhnung können sie nichts ersparen. Der Matrose bekommt neun Mark monatlich und das ist für das schwere und entsagungsreiche Leben, welches er führen muß, außerordentlich karg bemessen, wenngleich die Verpflegung reichlich und sehr gut ist. Davon muß er sich Seife, Tabak und alle sonstigen kleinen Bedürfnisse an Bord beim Bottelier zu bestimmten Preisen selbst beschaffen, — was bleibt dann noch von den auszuzahlenden sechs Mark, wenn er in das Ausland kommt und Urlaub erhält. Er sieht dort so viel schöne und verlockende Dinge, er möchte gern einige kleine davon als Andenken mitnehmen, aber traurig muß er darauf verzichten, er kann es nicht bezahlen. Für ein paar Früchte reicht das Geld aus, aber eine Flasche Bier, die im Auslande $1\frac{1}{2}$ Mark kostet, kann er sich nicht, oder sehr selten spendieren. Da gehen die Leute dann im Walde spazieren, um wenigstens ein paar Blumen zu pflücken, sie sorgsam zu pressen und

ſie im nächſten Briefe den Angehörigen zu ſenden.

Das gilt von allen denen, die nur ihrer Dienſtpflicht auf der Marine genügen. Obermatroſen bekommen ſchon die doppelte Löhnung, Unteroffiziere ſtehen ſich mit denen in der Armee gleich, und ſie wie die Kapitulanten erhalten für jedes Jahr Seefahrtszeit und jedes Jahr Dienſtzeit je eine Mark monatliche Zulage, aber jenen armen Kerlen, den Rekruten, die doch dasſelbe wie letztere leiſten müſſen, wäre billigerweiſe wohl etwas mehr zu gönnen.

Knorr, Viceadmiral und Chef der Marineſtation der Oſtſee.

Man ſollte denken, daß nach dem ſchrecklichen Sonnabends „Rein Schiff“ nun doch wenigſtens der Sonntag davon frei wäre, aber weit gefehlt. Die Macht der Gewohnheit iſt zu groß; es könnte doch wieder etwas Staub auf dem Deck liegen, obwohl man nicht weiß, woher er auf dem Waſſer kommen ſollte, das Meſſingwerk noch blitzblanker geputzt werden, als es geſtern ſchon war. Nein, die Sache geht wieder von vorne an und gibt mindeſtens zwei Stunden der ganzen Mannſchaft Beſchäftigung. Um zehn Uhr iſt ja die berühmte Sonntagsmuſterung durch den Kommandanten, der das ganze Schiff bis in die fernſten Winkel nachſieht und deſſen Auge auch nicht den leiſeſten Mangel finden darf. Sehr ſelten gelingt dies zwar vollkommen, denn Kommandanten ſehen ſtets ſchärfer, als ihre heimatlichen Untergebenen, aber meiſtens läuft die Kritik einigermaßen gelinde ab; erſtem Offizier, Oberbootsmann und Stabswachtmeiſter fällt ein Stein vom Herzen, und die geſamte Mannſchaft atmet auf, wenn die gefürchtete Stunde vorüber iſt. Dann verſammelt das langſame Läuten der Glocke die Beſatzung auf dem Hinterdeck zum Gottesdienſt. Auf Schiffen, welche keinen Prediger an Bord haben, wird derſelbe durch den Kommandanten oder einen Offizier abgehalten (Abb. 10). Befindet ſich ein Muſikchor an Bord, werden auch Choräle geſungen, ſonſt jedoch beſchränkt ſich der Gottesdienſt auf Vorleſung des auf den betreffenden Sonntag Bezug habenden Abſchnittes aus dem für die Marine eingeführten Andachtsbuche. Daß aber Kaiſer Wilhelm II an Bord der „Hohenzollern“ ſelbſt dieſen Gottesdienſt im vorigen Jahre abgehalten, ſteht wohl einzig in der Geſchichte der Marine da.

Vom Bord des Schiffes führt die nächſte, elfte Zeichnung uns wieder an Land und zwar in das Marinekaſino in Kiel zu dem Muſikverein, der nur aus Offizieren beſteht, und dem auch Prinz Heinrich als ausübendes Mitglied angehört. Es iſt ein ſchöner Charakterzug der Herren, ſich auf dieſem, ihrem Berufe ſo fern liegenden Boden zuſammen zu finden, und zeigt ſowohl ſtarkes Wollen wie Können, wenn ſie ſich an ſo klaſſiſche Muſik, wie Beethovens C dur Symphonie wagen und ſie überraſchend ſchön vortragen. Das iſt um ſo mehr zu bewundern, als ein großer Teil von ihnen gar keine

musikalischen Vorkenntnisse besaß, sondern sich dieselben erst als Offizier angeeignet hat. Der Verein steht freilich unter der Leitung eines gediegenen Musikdirektors, dessen Verdienste um die Vervollkommnung des ersteren nicht gering sind. In diesem Augenblicke scheint er jedoch nicht ganz zufrieden mit den Leistungen der Herren zu sein, offenbar spielen sie eine Stelle zu laut, und man glaubt sein „piano, piano, pianissimo" zu hören. Dies wie einige Dissonanzen werden sich wohl ziemlich oft wiederholen, bevor es gelingt, das Ganze zur gewünschten Vollkommenheit zu bringen. Es ist dabei die Macht der Gewohnheit zu besiegen. Gar oft in ihrem Leben haben die Herren Musik gehört, aber sie tönte wild und laut an ihr Ohr, wenn der Sturm heulte, im Tauwerk und in den Blöcken sauste und pfiff, die Balken und Planken des Schiffes ächzten und krachten und das Donnern der überbrechenden Seen den Takt dazu schlug. Das will vergessen sein, ehe sich zarte Töne und Harmonieen den Instrumenten entlocken lassen. Aber schön ist ein solches Streben doch und in andren Marinen nicht zu finden.

Den Schluß der Bilderreihe macht das gut getroffene Porträt des Viceadmiral Knorr, Chefs der Marinestation der Ostsee. Aus den Zügen spricht Energie und frische Thatkraft, und diese spiegeln auch den Charakter des noch in seinen besten Jahren stehenden Mannes wieder. Er hat sie bewiesen, als er, mit dem Kanonenboote „Meteor" in Westindien stationierend, in den Gewässern von Havannah 1870 den schnelleren, größeren und stärker bemannten französischen Aviso Bouvet zum Kampf aufsuchte, ihn trotz Verlustes der Masten und bei der für eine halbe Stunde verwickelten Schraube kampfunfähig machte und ihn, der unter Segeln floh, genommen haben würde, wenn es letzterem nicht gelungen wäre, die Neutralitätsgrenze zu erreichen und ein dem Kampfe zuschauendes spanisches Kriegsschiff durch einen blinden Kanonenschuß nicht eine weitere Verfolgung verhindert hätte. So schmerzlich dieser Ausgang für den tapfern Kommandanten des „Meteor" auch sein mußte, so schmälerte es doch nicht seinen Ruhm, und er beschrieb mit seiner kühnen That ein ehrenvolles Blatt der Geschichte unserer jungen Marine.

Nicht weniger schneidig und erfolgreicher handelte Knorr als Geschwaderchef 1884 bei Niederschlagung des Negeraufstandes in Kamerun. In scharfem Kampfe, bei dem die Deutschen einen Toten und sieben Verwundete verloren, jagten seine Matrosen die vierfach überlegenen Feinde in die Wälder. Ihre Dörfer wurden eingeäschert oder in Grund geschossen und diese energische Züchtigung, sowie die anderweitigen ernsten Maßregeln, welche sich auch gegen die aufhetzenden Engländer richteten, schufen sehr bald Ordnung, brachten den rebellischen Negern heilsamen Respekt und Furcht vor Deutschland bei und bewirkten, daß seitdem die Ruhe in der Kolonie nicht wieder gestört wurde, dieselbe sich vielmehr friedlich entwickelt.

Hoffentlich wird Viceadmiral Knorr der Marine noch lange erhalten bleiben. Die ihm untergebenen Offiziere aber werden, wenn es an sie herantritt, dem Beispiele ihres Chefs folgen, mit eben solchem kühnem Mute, Energie und Schneid dem Feinde entgegentreten und siegend oder sterbend die Ehre der deutschen Kriegsflagge zu wahren wissen.

Zigeunerin.

Von Hans Hoffmann.

(Abdruck verboten.)

Nachts im flimmernden Mondenſtrahl
Hab' ich dich heimlich geſehen,
Tief im dämm'rigen Eichenthal
Sah ich dich vor mir ſtehen.

So mit dem hellen, leichtfüßigen Sinn
Sah ich dich vor mir im Traume,
Schwarzgelockte Zigeunerin
Standeſt du lachend am Baume.

In deinen Haaren ſpielte der Wind,
Spielte der Mond durch die Blätter;
Schwarzgelocktes Zigeunerkind,
Schön wie ein Frühlingswetter.

Wie ſich das ſchelmiſche Auge erhub
Zu lichtſchimmernden Lüften,
Leiſe der ſpielende Fuß ſich begrub
Loſe in Blumen und Düften.

Aus den trügenden Linien der Hand
Wollteſt du deuten mein Leben:
Beſſer hätt'ſt du im Auge erkannt,
Was das Glück mir gegeben.

Las ich ſelber doch mein Geſchick
Ohne Täuſchen und Trügen,
Las es in deinem blendenden Blick,
In den entzückenden Zügen.

Studienkopf. Von Walter Petersen.

Die Reichsdruckerei in Berlin.

Von Otto Felsing. (Abdruck verboten.)

Vor Jahren war einmal neben anderen, ein bißchen auf den „Reinfall“ des Zuhörers abzielenden Anekdoten auch die folgende im Umlauf: ein kleines Mädchen kaufte Salz oder Zucker und gab dem Kaufmann einen funkelnagelneuen Fünfmarkschein in Zahlung. Auf die mißtrauische Bemerkung: ob der Schein auch wohl *echt* sei? antwortete die Kleine: „Na freilich! *Vater hat ihn ja erst neulich selber mit gemacht!*“ — Flugs wurde die nun jammernde Kleine der Polizei übergeben, die sich sofort daran machte (so berichtet die Anekdote!), das von dem „naiven Kinde“ unfreiwilligerweise verratene Falschmünzer-Nest auszuheben. Als sie aber an Ort und Stelle kam, fand sie heraus, daß „Vater“ allerdings mit an dem Scheine gearbeitet hatte, oder wenigstens haben *konnte*, daß dieser Schein aber *trotzdem kein falscher* war, weil nämlich „Vater“ einer der Arbeiter der Reichsdruckerei war, in welcher ja bekanntlich alle Reichskassenscheine, Banknoten und staatlichen Wertpapiere, welcher Art sie immer sein mögen, angefertigt werden!

Wie dies geschieht, soll in den nachfolgenden Zeilen geschildert werden: allerdings nur in großen Zügen, und das einerseits deshalb, weil die eingehendere Berücksichtigung des druckereitechnischen Details ohne eine Reihe von höchst genauen Abbildungen der benützten Maschinen dem *nicht* mit dem Druckereiwesen vertrauten Leser den Überblick erschweren und ihn verwirren würde, und andererseits deswegen, weil eine große Zahl wichtiger Manipulationen der Öffentlichkeit unbedingt vorenthalten werden müssen, wenn man nicht etwa unbeabsichtigterweise den Papiergeld- und Briefmarkenfälschern Vorschub leisten will!

Dies sei vorausgeschickt, bevor ich es unternehme, den verehrlichen Leserinnen und Lesern in einer Federskizze die Eindrücke vorzulegen, welche ich auf meinen mehrfachen Wanderungen durch die ausgedehnten Räume der in der Oranienstraße belegenen, sich nach der Straßenfront zu als ein zwar einfacher, aber würdig-geschmackvoller Bau von dunkelrotem Backstein präsentierenden Anstalt gewonnen habe. Die Erlaubnis zur Besichtigung, die ein jeder einzuholen verpflichtet ist, aber auch erhält, bekam ich durch den Direktor der Reichsdruckerei, Herrn Geh. Ober-Regierungs-Rat *Busse*, für dessen große Liebenswürdigkeit und bereitwillig-freundliche Förderung meines Studiums der Reichsdruckerei ich hiermit öffentlich meinen Dank aussprechen möchte, ebenso wie für die anderswo nur selten so ausgiebig zu findende Unterstützung desjenigen Herrn Beamten, den mir Geh.-Rat Busse bei jedem meiner Besuche des Etablissements zum Zwecke der Führung und Auskunfts-Erteilung zuzuweisen die Güte hatte!

Um zunächst einiges Wenige über die *Entstehung* und *Verwaltung* dieser größten und besteingerichteten aller Druckereien anzuführen, sei erwähnt, daß sie hervorgegangen ist aus der früheren Deckerschen geheim. Ober-Hofbuchdruckerei, welche mit Einschluß der Grundstücke in der Wilhelmstraße (jetzt ans auswärtige Amt abgetreten) für beinahe 7 Millionen Mark angekauft, mit der seit 1851 bestehenden preußischen Staatsdruckerei in der Oranienstraße verschmolzen, und, außerordentlich vergrößert und in *jeder* Beziehung auf die Höhe der Zeit gebracht, als *unmittelbare Reichsanstalt* eingerichtet wurde. Sie ressortiert als solche von der Reichs-Post- und Telegraphen-Verwaltung (deren geradezu beispiellos zahlreiche Druckaufträge sie freilich nur gegen Bezahlung ausführt) und ist einer Reichsbehörde mit dem Titel „Direktion der Reichsdruckerei“ unterstellt. Der Direktor derselben, Geh. O.-R. Busse, hat im allgemeinen gleichartige Befugnisse, wie sie auf dem Gebiete der Reichspost-Verwaltung die Ober-Postdirektoren besitzen. Ihm steht als Stellvertreter Herr Postrat Gürtter zur

Seite. Das übrige Personal der Reichsdruckerei setzt sich, was den eigentlichen Verwaltungs-Körper anlangt, aus 10 Beamten (Kassen-Rendanten, Kalkulatoren ꝛc.), und, was den Betrieb angeht, aus mehreren Betriebs-Inspektoren, aus den Vorstehern und technischen Beiräten der verschiedenen graphischen und typographischen Abteilungen, ferner aus 110 „Werkleuten“ wie sonstigen, in Monatslohn stehenden Beamten und schließlich aus mehr als 850 anderen, in Wochenlohn thätigen Arbeitskräften zusammen, unter denen sich über 200 Mädchen resp. Frauen befinden.

Sehen wir uns nun einmal bei einem Gange durch alle die vielfachen Arbeitsräume an, wie diese Kräfte zusammenwirken, und begeben wir uns zu dem Zwecke über den einen der großen Höfe hinweg, vorbei an dem Maschinenhause mit seinen prächtigen Maschinen, in den Querflügel des Gebäudes! — Die Treppen, welche wir hinaufsteigen, sind steinern resp. eisern, damit sie einem etwa ausbrechenden Feuer widerstehen können, dem übrigens durch fast ausschließliche Anwendung der Stein- und Eisen-Konstruktion, durch Wellblechdachung und eiserne Thüren nach Möglichkeit begegnet ist, wie denn überhaupt bei dem 1881 vollendeten Neubau der (freilich auch jetzt wieder einer durch Ankauf der sechs Nachbarhäuser ermöglichten, bis zur Ecke der alten Jakobstraße reichenden räumlichen Vergrößerung entgegengehenden) Reichsdruckerei alle Hilfsmittel der modernen Haus- und Maschinenbaukunst in Anwendung gekommen sind, um die größte Sicherheit für Menschen wie Materialien bei schönster Helle und Gesundheit der Arbeitsräume zu erzielen.

Wir betreten jetzt den einen der beiden großen Setzersäle, in welchen zusammen 180 Mann thätig sind. — Hier in diesem Saale wird u. a. eines der am schwierigsten zu „setzenden“ Werke hergestellt, ein Buch, das als ein Meisterwerk mühsamsten „Satzes“ und beschwerlichster Korrektur bezeichnet werden muß, nämlich das jährlich in 8 Ausgaben erscheinende „Eisenbahn-Kursbuch.“ Für dieses Buch allein kommt ein Typenmaterial im Werte von zirka 30,000 Mk. in Anwendung — rechnen Sie sich aus, meine Herren Leser, wie viel Typen (Buchstaben, Interpunktionszeichen und „Spatien“ für die Zwischenräume) zu diesem Kursbuche gebraucht werden, d. h. einzeln mit der Hand zum Satze zusammengefügt werden, wenn ich Ihnen sage, daß jede einzelne Type den Wert nur eines hundertstel Pfennigs hat! — Der „eiserne Bestand“ der Reichsdruckerei an Lettern weist übrigens ein Gewicht von nicht weniger als 7—10 Tausend Centnern auf. Sie werden indes nicht alle mit der Hand zusammengefügt, denn die Anstalt besitzt auch eine — allerdings nur selten benützte — „Setz-Maschine“ mit der dazu gehörigen „Ablege-Maschine,“ die den „Satz“ nach erfolgtem Drucke wieder auseinander nimmt. — Außer dem Kursbuche werden nun in diesen Setzersälen noch die Druckschriften für den Reichstag ꝛc., die Gesetzsammlungen, die Amtsblätter, überdies die vom deutschen Patentamte erforderten Druckschriften über die zu patentierenden Erfindungen, weiter die militärischen Publikationen und sodann jene militärisch-„sekreten“ Druckschriften gesetzt, deren unrechtmäßige Erlangung bekanntlich eines der Hauptziele der in den letzten Jahren so oft vor das Leipziger Reichsgericht gestellten Landesverräter ist! — Die drei letztgenannten Drucksachen werden in diesen Sälen natürlich nur in ihrem eigentlich typographischen Teile hergestellt; die ihnen beigegebenen Zeichnungen und das militärische Karten-Material, wie z. B. die Generalstabs-Karten, dagegen in anderen, weiterhin gleich zu erwähnenden Räumen. Nicht vergessen darf schließlich werden, daß außer den schon genannten Drucksachen noch das ungeheure Heer der im Post- wie im Militär-Verwaltungsbereiche gebrauchten Formulare in diesen Sälen gesetzt wird, und zwar für Massen von jährlich 14—20 Millionen Bogen und 28—40 Millionen Stück in Heften! Im ganzen beläuft sich die in Bogen und Heften pro Jahr gelieferte Masse der Druckschriften für die Post- und Militär-Verwaltung auf mehrere hundert Millionen Bogen! Welch' kolossale Papiermassen das sind, mag folgendes veranschaulichen: Der Bogen hat ungefähr einen Meter Länge. Veranschlagt man nun die pro Jahr in der Reichsdruckerei bedruckte Bogenzahl auf 400 Millionen und legt diese aneinander, so würde man auf diese Weise einen Papierstreifen erhalten, der ungefähr 9—10 mal um den ja 5400 Meilen = 40½ Millionen Meter langen Erd-

äquator ginge!! — Man kann sich, um auch einmal die Geldfrage dieser Sache zu berühren, leicht vorstellen, daß die eine Reichsbehörde von der anderen Reichsbehörde so billig wie möglich bedient wird — und doch zahlen Post- und Armee-Verwaltung der Reichsdruckerei jahrein jahraus für ihre Drucksachen zwischen $1^1/_2$ und 2 Millionen Mark an Herstellungskosten!

Aus den Setzersälen begeben wir uns nun in diejenigen Räume, in welchen die Karten und Zeichnungen zu den erwähnten Publikationen angefertigt werden. Es geschieht dies durch Zinkdruck, Steindruck und Kupferdruck unter Zuhilfenahme der verschiedensten photographischen Verfahren, wie denn überhaupt die Reichsdruckerei viele photographische Drucke z. B. Heliogravüren, Heliographieen, Lichtdrucke und Chemigraphieen herstellt. Da wird z. B. auch ein höchst interessantes, in Deutschland zuerst von dieser Anstalt angewandtes Verfahren zur Reproduktion von Zeichnungen und Kupferstichen alter Meister benützt, das sowohl für den Stein- als auch für den Kupferdruck zu gebrauchen ist und den Grabstichel des Kupferstechers wie die Nadel des Lithographen überflüssig macht: das Original wird im photographischen Atelier der Reichsdruckerei auf eine Glasplatte photographiert; diese wird mit Chromgelatine überzogen, welche sich an den Zeichnungsstellen durch die vom Lichte bewirkte Zersetzung vertieft; nun wird diese Platte mit Druckerfarbe „übergangen" (die aber nur in den vertieften Stellen, d. h. in der Zeichnung haften bleibt) und die somit schwarz gewordene Zeichnung in der bekannten Weise entweder auf den Solenhofener lithographischen Stein oder auch auf eine später zu ätzende und zu verstählende Kupferplatte übertragen. Dann wird der Druck auf Schnell- oder auch Handpressen vorgenommen. — Übrigens werden die meisten Kupferstich-Platten auf galvanischem Wege vervielfältigt und diese „Niederschläge" verstählt (beides in der Reichsdruckerei selber), ehe sie den kunstreich gebauten, meist ganz selbstthätig arbeitenden Maschinen zum Druck überantwortet werden. Das geschieht nicht nur bei den gewöhnlichen Kupferdrucken, z. B. den Aktien, Pfandbriefen, Obligationen und Lotterielosen, sondern auch bei den von der Generalverwaltung unserer Museen herausgegebenen Reproduktionen alter Meisterwerke der Kupferstecherkunst — Reproduktionen, die geradezu köstlich ausfallen und vom Original oft kaum zu unterscheiden sind!

Was die Pfandbriefe, Aktien, Obligationen ꝛc. anlangt, so wird ihr „Unterdruck" gerade so wie beim Papiergelde „guillochiert," d. h. durch ein äußerst feines Netzwerk von bunten, meist in Grün oder Blau gehaltenen Wellenlinien, Sternen, Kreisen, Mäandern ꝛc. ꝛc. hergestellt, welches durch den Guillochier-Apparat in die später verstählte Kupferplatte graviert wird. Das Wesentliche dieses ungemein sinnreich konstruierten Apparates besteht aus einem Räderwerke, das eine mit ihm korrespondierende Diamantspitze auf der mit einer Harzlösung überzogenen Kupferplatte in der vorgeschriebenen Linienform bewegt und somit jenes Netzwerk herstellt, welches am meisten dazu beiträgt, die Fälschungen (resp. die in Fälschungs-Absicht unternommenen Veränderungen) von Wertpapieren, besonders von Banknoten und Kassenscheinen zu erschweren.

Der Druck dieses ebengenannten Papier-Geldes zusammen mit dem Drucke der Postwertzeichen (Briefmarken, Postanweisungen, Postkarten, bis vor kurzem auch der jetzt nicht mehr hergestellten Franko-Couverts und Kreuzbandstreifen), ferner der Druck der Stempelmarken ist eine der wichtigsten Aufgaben der Reichsdruckerei, und sie produziert auch davon ungeheure Massen. So hat sie z. B. im letzten Etats-Jahre nicht weniger als: Reichskassenscheine im Betrage von 21 Millionen Mark, Reichsbanknoten im Betrage von 259 Millionen Mark und Postwertzeichen im Geldbetrage von zusammen zirka 125 Millionen Mark hergestellt!

Werfen wir jetzt einmal einen flüchtigen Blick auf die Entstehung des Geldpapiers und der Freimarken! — Im voraus wäre dabei zu bemerken, daß die Reichsdruckerei alles, was sie hierzu (wie zur Anfertigung ihrer übrigen Arbeiten) bedarf, samt und sonders selber erzeugt — mit Ausnahme allerdings des Klebestoffs, der Druckerfarbe und des Papiers, welch' letzteres unter Aufsicht von Beamten der Reichsdruckerei und der „Kontrolle der Staatspapiere" in der Papierfabrik von Ebart in Spechthausen gefertigt und nach der Ablieferung in einer besonderen Kontrolle-Ab-

teilung der Reichsdruckerei auf seine Güte, namentlich die vorschriftsmäßige Schwere und Festigkeit geprüft wird. Alles übrige, also auch das Typen-Material, läßt die Anstalt „im Hause arbeiten," und zwar hat sie hierzu eine nur für den eigenen Bedarf arbeitende, trefflich eingerichtete und mit Dampf betriebene Schriftgießerei von großer Leistungsfähigkeit. Die meisten ihrer Gießmaschinen arbeiten folgendermaßen: sie haben oben einen offenen Kessel, in welchem sich die aus Blei, Zinn und Antimon bestehende Schriftmasse, das „Letterngut," fortwährend in flüssigem Zustande befindet. In ganz kurzen Zwischenräumen spritzt nun ein Strahl dieser heißen Masse in eine kleine Öffnung, welche die Stahlform des betr. Buchstabens enthält, die Form öffnet sich darauf und der gegossene Buchstabe fällt, schon ziemlich erkaltet, heraus. Es hängt ihm aber noch ein beträchtliches Stück überschüssigen Materials an, der sogen. „Anguß;" derselbe muß von Mädchenhänden (von jeder einzelnen Type besonders) abgebrochen und ferner der durch den Guß entstandene „Grad" auf Sandstein abgeschliffen werden .... was übrigens so geschwind von statten geht, daß man den Einzelheiten dieser Manipulationen kaum mit dem Auge zu folgen vermag. — Aber die Reichsdruckerei besitzt auch eine höchst genial erdachte „Komplett-Gießmaschine," bei welcher nur die Beaufsichtigung des richtigen Ganges, sonst aber kein einziger Handgriff notwendig ist: oben im Kessel schwimmt die feuerflüssige Masse und unten reihen sich die fix und fertigen Buchstaben auf einem schmalen Winkelhaken unaufhörlich nebeneinander auf. Diese Maschine liefert während der in allen Abteilungen der Reichsdruckerei eingeführten 8½stündigen Arbeitszeit pro Tag von den kleinsten ihrer Typen bis zu 15,000 Stück: von den größeren entsprechend weniger. Sie kann durch geeignete Verstellung sechs verschiedene Schriftgrößen herstellen.

Wie eine eigene Schriftgießerei — auch das muß der Schilderung der Geld- und Freimarken-Produktion zu besserem Verständnisse noch voraufgeschickt werden — so hat die Reichsdruckerei auch eine eigene galvanische Anstalt, in welcher u. a. auch die zum Druck des Papiergeldes wie der Postkarten ꝛc. erforderlichen Vervielfältigungen der Platten resp. Stempel erzeugt werden, soweit dazu nicht die später zu besprechende Stereotypie in Anspruch genommen wird.

Die Zeichnung, nach welcher die Platte des zu druckenden Kassenscheines angefertigt werden muß, wird durch eine für die deutschen Künstler ausgeschriebene Konkurrenz erlangt. Der Stich der Platte erfolgt im großen Graviersaal durch namhafte Künstler in ihrem Fache, soweit er nicht (wie z. B. für den „Untergrund") von dem geschilderten Guillochier-Apparate besorgt wird, der ja nicht nur deshalb die Handarbeit vertritt, weil er rascher von statten geht, sondern noch mehr deshalb, weil die von ihm erzeugten, meist entzückend schönen Linienmuster absolut regelmäßig ausfallen müssen. Denn gerade das ist eines der Schutzmittel gegen Fälschungen, da ja den Fälschern wohl nur in seltenen Fällen Guillochier-Apparate dieser Art zur Verfügung stehen werden, und das vielfach gemusterte Linien-Netzwerk der Banknoten und Kassenscheine unmöglich mit der Hand so exakt kopiert werden kann, daß das Falsifikat nicht gerade daran erkannt werden sollte!

Indes der Schutz gegen Fälschungen beginnt schon weit früher als bei der Herstellung der Druckplatte, die übrigens außer den genannten noch viele andere, meist nur den Beamten der Druckerei und der Reichsbankstellen bekannte Echtheitserkennungsmerkmale aufweist. Schon bei der Herstellung des Papiers der Banknoten und Kassenscheine wird der Möglichkeit ihrer Nachahmung und Veränderung soviel als thunlich begegnet. Bekannt ist ja, daß beispielsweise bei den Fünfmarkscheinen das Papier derselben (nach einem von der Reichsdruckerei erworbenen Patent einer amerikanischen Erfindung) blaue Pflanzenfaserfäden aufgepreßt erhält, die man einzeln mit einer Nadel loslösen kann. Will man sich demgemäß vor der Annahme eines Fünfmarkscheinfalsifikates hüten, so probe man zunächst aus, ob die „blauen Striche" durch Farbendruck hergestellt sind, oder sich mit einer Nadel vom Untergrunde abheben lassen! — Ist das Papier — bleiben wir einmal bei den Fünfmarkscheinen — für den Druck vorgerichtet, sind die Kupferplatten galvanisch vervielfältigt und sind die Galvanos in der Cyaneisenlösung verstählt, so werden diese

letzteren zu mehreren in die Kupferdruck-Schnellpressen (eventuell Handpressen) gespannt und mit der Hauptfarbe bedruckt, erst auf der einen, dann auf der anderen Seite. Nach dem Drucke werden diese Scheine in dem großen Trockenraum auf Leinen gereiht, die in einer enormen Anzahl großer, verschiebbarer Holzrahmen laufen — notabene: auch diese Rahmen sind „im Hause gearbeitet," in der Tischlerei der Reichsdruckerei! Nach dem Trocknen kommen die Scheine in den Appreturraum, wo sie geglättet werden. Danach werden sie auf den zum Teil geradezu gigantischen (und in diesem Falle mit Dampf betriebenen) Schneidemaschinen genau beschnitten; dann erst erhalten sie den roten Aufdruck der Rückseite, werden danach im Beisein dreier Beamten der Staatsschulden-Verwaltung mittels einer sinnreich konstruierten Maschine numeriert und sind nun fertig. Sie werden zu je 100 Stück zusammengepackt und in einem großen Saale zu den übrigen „Vorräten" aufgestapelt, einer Schatzkammer voll immenser Werte, einem unscheinbaren eben nur mit „Papierstücken" gefüllten, aber dennoch mehr als die Schätze Aladins bergenden Raume, dessen Schwelle kein Unberufener überschreiten darf!

Die Herstellung der Briefmarken ꝛc. ist in gewisser Hinsicht noch komplizierter, weil das Papier mehrere Stadien zu durchlaufen hat, ehe es bedruckt wird. Es wird nämlich, — oder wurde doch wenigstens bis zur Einführung der jetzigen „neuen Marken" — zunächst, wenn es noch in einem ungeheuren Streifen zusammenhängt, noch „endloses Rollenpapier" ist, auf der Druckseite in einer hier nicht zu verratenden Weise behandelt, um denjenigen das Handwerk zu legen, welche den schwarzen Post-Entwertungsstempel von der gebrauchten Marke entfernen möchten, um die Marke von neuem zu benützen! Sodann wird die Rückseite des „endlosen" Papiers gummiert, also vor dem Druck. Das geschieht auf einer sehr interessanten, von Flinsch in Offenbach gebauten „Gummier- und Trockenmaschine," welche die Kleinigkeit von 22 000 Mark gekostet hat, allerdings auch wöchentlich 200 Mark an Arbeitslöhnen gegen die frühere Art des Gummierens erspart. Sie arbeitet folgendermaßen: die „endlose Rolle" wickelt sich über Walzen ab, die mit einem System von Bürsten und zugleich mit einer Art langen Querbeckens in Verbindung stehen, aus welchem sie das flüssige Gummi arabicum auf die Unterseite des Papiers bringen und dorten gleichmäßig verteilen. Nun läuft dieser Riesenstreifen Papiers über eine Art schräg aufsteigenden Schienengeleises, auf welchem sich eine große Anzahl lose liegender Querstäbe selbstthätig fortbewegt; dieselben haben den Zweck, den immer von einem der Stäbe herniederhängenden und sich zu dem folgenden Stabe hinaufwindenden (also S förmig fortschreitenden) ungeheuer langen Papierstreifen so zu halten, daß sich die gummierten Flächen nicht berühren können. Es sieht aus, als schiebe sich eine unabsehbare Zahl großer, gleichförmiger, aber immer enger und enger aufeinander folgender weißer, glatter Wellen durch den Raum. — So wandert der Riesenbogen auf und mit den Stäben durch den ganzen langen Saal, viermal hin und wider, und jede der hängenden und steigenden Flächen ist trocken, wenn sie nach 45 Minuten am Ende des Saals vor dem letzten Teile der Maschinerie ankommt, welche die „endlose Rolle" dorten nicht nur automatisch in einzelne Bogen zerschneidet, sondern diese auch automatisch zählt und mit der entsprechenden Ziffer bedruckt! Es geschieht dies mittels eines kleinen, aber höchst ingeniös erdachten „Kontroll-Apparates," der die einzelnen, nun gummierten, getrockneten und sauber beschnittenen Bogen ohne jegliche Menschenbeihilfe und ohne Fehlermöglichkeit selbstthätig bis zu 999 999 zu beziffern imstande ist — nur die Million kann er nicht anzeigen! Das ist freilich auch nicht nötig, denn diese Maschine arbeitet pro Tag nur 18 000 Bogen auf, zu deren Gummierung sie den Hauptteil der in der Reichsdruckerei täglich verbrauchten zwei Centner(!!) Gummi arabicum in Anspruch nimmt. (Dextrinzusatz wird, seit Beschwerden dagegen einliefen, in der Reichsdruckerei gar nicht mehr verwendet.)

Die einzelnen Bogen wandern nun in den großen Oberlichtsaal, in welchem sich wie in den anderen vier Maschinensälen eine imponierende Anzahl schöner Schnelldruckpressen (zusammen 19), Rotationsmaschinen, aber auch Schneidemaschinen ꝛc. befinden. — Es mag an dieser Stelle gleich noch eingeschoben werden, daß die

größten der Schneidemaschinen in der Buchbinderei der Anstalt stehen, einem langen Saale der oberen Stockwerke, in welchem auch die Drahtheftmaschinen, Falzmaschinen und hydraulischen Pressen untergebracht sind. — In dem vorerwähnten Oberlichtsaal, wo übrigens auch die Lotterielose und vielerlei andere Wertpapiere gedruckt werden, kommen die im Gummier- und Trockenraum vorgerichteten Bogen unter die Pressen, um zu Briefmarken verwandelt zu werden.

Nehmen wir einmal als Beispiel die (vom April d. J. an ganz außer Kurs gekommenen „alten") 10 Pfennigmarken an. Diese bestehen bekanntlich aus dem roten Aufdruck und dem erhaben herausgeprägten weißen Reichsadler des Mittelfeldes, während die neuen Marken ja ganz glatt sind, also auch anstatt des weiß herausgeprägten Adlers einen gedruckten roten aufweisen. — Die für jene jetzt aus dem Verkehr verschwundenen Marken in Verwendung gekommenen Maschinen sind nun so eingerichtet, daß jede derselben sowohl den farbigen Aufdruck als auch zugleich die Adlerprägung vornimmt, während sie vom Bogen passiert wird. — Ehe dies letztere geschieht, mußten natürlich die „Platten" für die Briefmarken hergestellt werden. Die Zeichnung der Marke wird zu dem Zwecke in weichen Stahl geschnitten; dieser wird gehärtet und dann die so gewonnene „Platte" für den Farbenaufdruck in starker Anzahl vervielfältigt. Nun werden je 400 dieser kleinen „Platten" zu großen Druckplatten vereinigt. Darauf geht der weiße, gummierte Bogen durch die Maschine und erhält dabei, während er den Druckcylinder derselben passiert, 400mal das Rot der Marke aufgedruckt, und zugleich auch die 400 Stempelprägungen des ovalen Mittelfeldes, d. h. den weißen Reichsadler. Und so sind mit einem Schlage 400 Stück 10 Pfennigmarken fertig geworden, bis auf die Durchlöcherung der Zwischenräume zwischen den einzelnen Marken (zum Zwecke des leichteren Abreißens). Diese Durchlöcherung geschieht auf sogenannten „Perforiermaschinen," bei denen aber ungeachtet des Dampfbetriebes Menschenhände und -füße thätig sind. Nebenbei bemerkt herrscht im Perforiersaal ein wahrhaft sinnbetäubender Lärm, der verursacht wird durch das klappernde Hin- und Herfliegen der vielen aus Holz und Metall gebauten „Unterlagebretter," auf denen die Bogen übereinander geschichtet, jener Stelle zu- (und von dieser wieder zurück-) sausen, wo die Ausstanzung der Hunderte von kleinen Löchern des einzelnen Bogens, also im ganzen vieler Tausende von Löchern, mit einem Schlage erfolgt.

Den eben beschriebenen, beim Druck der neuen Marken freilich etwas vereinfachten Manipulationen werden pro Tag gewöhnlich 5000 Bogen unterworfen, d. h. täglich zwei Millionen Stück 10 Pfennigmarken fertig gestellt; dazu eine entsprechende Menge der sonstigen Freimarken — im ganzen für $7\frac{3}{4}$ Millionen Mark pro Tag!! — und daneben auch eine nicht geringe Zahl von Siegelmarken, wie ferner von den besonderen, für statistische Zwecke erforderlichen Marken! — Zu dieser gewaltigen Summe von Wertzeichen kamen bisher noch die Massen der Frankocouverts und Kreuzbandstreifen, welche für die Zukunft nicht mehr angefertigt werden. Dafür hat allerdings die Reichsdruckerei die ganz unvergleichlich größere Arbeitsleistung zu bewältigen, welche ihr durch den Druck der kolossalen Massen von Marken und Aufklebekarten für die Alters- und Invalidenversicherung erwachsen. Überdies hat sie natürlich noch die unfrankierten wie die frankierten Postkarten, ferner die Postanweisungen, Postmandate ꝛc. zu drucken. Was die Postkarten und Postanweisungen betrifft, so wird ihr Vordruck, also ihre Schrift und die Liniatur, von Clichés abgedruckt, welche im Stereotypieraume folgendermaßen gewonnen sind: der Vordruck wird in buchsatzmäßiger Weise aus einzelnen Typen hergestellt: dann wird über den Satz eine Masse gebreitet, welche aus Schichten von Seidenpapierblättern, Schlemmkreide und Kleister besteht. Nun wird diese teigartige Masse mit einer Bürste auf dem Letternsatze angeklopft und nimmt dadurch die allergenauesten Eindrücke der Typen an. Das ist die „Matrize." Ist diese ein wenig erhärtet, so wird sie in eine stählerne Vorrichtung gelegt, bei welcher zwei Wände einen Zwischenraum herstellen, den man mit der heißflüssigen Schriftmasse vollgießt. Diese dringt selbst in die kleinsten Eindrücke der Matrize, ohne jedoch,

wie man glauben sollte, deren zartes Material zu verbrennen oder ihre Formen zu zerstören. Nach wenigen Minuten ist das „Letterngut" erkaltet, die Stereotypievorrichtung wird aufgeklappt und man hat das „Clichés," d. h. eine getreue Nachbildung des ursprünglichen Typensatzes in silberweiß glänzendem Metall. Sie wird danach beliebig oft galvanisch vervielfältigt und kann zu Millionen von Abdrücken verwandt werden. Druckt doch z. B. die Reichsdruckerei von solchen Clichés täglich allein 700 000 Postkarten!

Sehr interessant war bis vor kurzem auch das im Perforiersaal vorgenommene Gummieren der Kreuzbandstreifen wie der oberen Klappe der Briefcouverts. Bevor das Gummieren geschah, wurden die Kreuzbandstreifen (von den Couverts soll nachher noch genauer die Rede sein) fertig bedruckt und geschnitten. Sie wurden dann unter einen kleinen Apparat gelegt, dessen unterer Teil einen von stetig nachträufelndem Gummi immer naß gehaltenen Filzstreifen hatte; derselbe ruhte lose auf den übereinander geschichteten Streifen und diese gummierten sich nun, während der Filz nach unten zu allmählich nachdrückte, sozusagen von selbst, nur dadurch, daß geschwinde Mädchenhände in raschester Folge immer einen Streifen nach dem andern wegnahmen, immer den obersten derselben unter dem Filzstreifen hervorzogen. Ein Mädchen konnte täglich bis zu 16 000 Kreuzbandstreifen gummieren, also bei $8\frac{1}{2}$ stündiger Arbeitszeit 1882 in der Stunde und 32 in der Minute! Diese Arbeit erspart sich von nun an die Reichsdruckerei.

Noch viel interessanter, aber auch viel komplizierter ist der Apparat, in welchem die Frankocouverts hergestellt wurden. Ich schildere seine Arbeit deshalb, trotzdem er künftighin keine Anwendung mehr finden wird. — Das Papier der Couverts wird zunächst aus den großen Bogen ausgestanzt und hat dann die Form, welche ein ganz auseinander gefaltetes Couvert zeigt. Danach wird die Freimarke aufgedruckt resp. eingeprägt. Sodann wird die Gummierung der oberen Couvertklappe vorgenommen, was durch einen Apparat, ähnlich dem für die Kreuzbandstreifen, geschieht, nur daß hier der Filzstreifen nicht in gerader Linie sondern im Winkel liegt. Nun führt in einem anderen Apparate eine runde Doppelschiene, welche hohl ist und jedes einzelne Couvertpapier durch Luftansaugung von dem unten liegenden großen Stapel dieser Papiere emporhebt, jedes Blatt einzeln nach links hin unter einen anderen Teil des Apparates, der den Trockenstempel (die Rosette auf der Zunge der oberen Couvertklappe) einprägt und zugleich die Ränder der unteren Klappe von unten her gummiert, während ein kleiner eiserner Rahmen das Papier in eine viereckige Öffnung nach unten stößt und es dadurch im Viereck knifft und zusammenfaltet. Das Couvert ist somit fertig. — Die ganze Manipulation geht so schnell von statten, daß von diesen Frankocouverts täglich ungefähr 8000 Stück fertiggestellt werden können. Da aber das Publikum von den sich unglaublich häufenden Massen dieser Frankocouverts noch weniger Gebrauch machte als von den doch immerhin bei vielen recht beliebten Kreuzbandstreifen, so hat sich die Reichsdruckerei veranlaßt gefunden, die Herstellung auch dieses „ungangbaren Artikels" aufzugeben.

Wie aus all dem Vorstehenden ersichtlich geworden sein wird, gehen den Arbeitern und Beamten der Reichsdruckerei ganz enorme Werte durch die Hände. Verfertigten sie doch z. B. allein an 100- und 1000-Markscheinen in den letzten zehn Jahren für mehr als $2\frac{1}{4}$ Milliarde Papiergeld und täglich nur an 10 Pfennig-Briefmarken für 150,000 Mark! In Anbetracht dieser Werte mußte es eine ernste Aufgabe für die Leitung dieser Reichs-Anstalt werden, sich vor Veruntreuungen, ja auch vor Schädigungen durch Mitteilung der „Fabrik-Geheimnisse" bei den verschiedenen Arten des Herstellungsverfahrens zu hüten. Zu diesem Zwecke wurden Sicherheitsmaßregeln getroffen, die sich vortrefflich bewährt haben: es werden einmal nur Arbeitskräfte von bewährter moralischer Führung und Disziplin angestellt, die durch Handschlag an Eidesstatt verpflichtet werden, und andererseits ist eine solche Teilung der Arbeit bewirkt, überdies auch eine so genau funktionierende Kontrolle geschaffen worden, daß es für doch etwa ungetreue Angestellte geradezu unmöglich wird, unrechtmäßige Vorteile aus ihrer Beschäftigung in der Reichsdruckerei zu ziehen! —

So werden z. B. vor Beginn der Arbeit jedem bei der Herstellung des Papiergeldes oder der sonstigen Wertpapiere (mit Einschluß der Post-Wertzeichen) beschäftigtem Arbeiter die auf ihn entfallenden Bogen genau vorgezählt und nur gegen seine Quittung übergeben; ferner sind Kontrolleure vorhanden, welche in gewissen Zwischenräumen tagsüber mehrmals die bis dahin verarbeiteten Wertpapiere, Briefmarkenbogen ꝛc. abnehmen und darüber ihrerseits quittieren, worauf dann am Schlusse der Arbeitszeit (während deren die bei der Fabrikation der Wertobjekte thätigen Leute die Arbeitsräume überhaupt nicht verlassen dürfen und z. B. ihre Mahlzeiten in den Speisesälen der Reichsdruckerei einzunehmen haben) die abgenommenen Bogen resp. die halb- oder ganzfertigen Scheine summiert und von anderen Kontrolleuren nachgezählt werden. Überdies ist, wie erwähnt, die Arbeitsteilung derart durchgeführt, daß jeder Arbeiter nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der Herstellung zu besorgen hat, und so müßten sich schon sechs oder zehn zusammenthun, wenn sie den Versuch einer Schädigung der Anstalt, der Post oder des Staatsvermögens unternehmen wollten!

Für die durch all dies entstehende Erschwerung der Arbeit und die scharfe Kontrolle wird das Personal aber auch ausreichend entschädigt. Einerseits durch gute Bezahlung und eine der Führung angemessene Behandlung, andererseits aber auch durch sogen. „fortlaufende Unterstützungen," d. h. durch vollständige Ruhegehälter, welche die Angestellten vor Not in den Tagen arbeitsunfähigen Alters schützen (abgesehen von der Alters- und Invaliditäts-Versicherung) und schließlich dadurch, daß sie Teilhaber des in der Reichsdruckerei errichteten, eine Jahreseinnahme von zirka 60,000 Mk. erzielenden Konsum-Vereins sind, der ihnen Speisen, Getränke ꝛc. in vortrefflicher Qualität fast zum Selbstkostenpreise liefert und ihnen außerdem noch eine Jahresdividende von 6 Mark abwirft — was bei der nur einmaligen Einlage von 1½ Mark (Eintrittsgeld) 400 % ausmacht!

So hätten wir denn unseren Überblick über dieses ebenso vorzüglich geleitete wie eingerichtete Etablissement beendet und es erübrigt nur noch hinzuzufügen, daß es auch ausgezeichnet prosperiert. Betrug doch z. B. im letzten Etatsjahre bei einer Einnahme von 4,776,297 Mark der Gewinn der Reichsdruckerei nicht weniger als rund 1½ Millionen Mark! — Diese sich überdies regelmäßig Jahr für Jahr steigernden Summen werden trotz der den anderen Reichsbehörden gegenüber Platz greifenden billigen Preisansetzung verständlich, wenn man die ungeheuren Mengen der in dieser Anstalt gefertigten Drucksachen aller Art in Betracht zieht! Zur Veranschaulichung dieser Mengen vermag wohl nichts besser als die Anführung der Thatsache zu dienen, daß die meist nur aus ganz schmalen Streifchen (den Rändern der beschnittenen Bogen, Karten ꝛc.) bestehenden Papier-Abfälle beim Rück-Verkauf an die Papierfabrik das nette Sümmchen von jährlich zirka 20,000 Mark einbringen!!

Aber nicht eigentlich die Menge der bewältigten Arbeit ist es, was das Rühmenswerteste an diesem Institut ausmacht, sondern die ausgezeichnete Güte der Arbeit, die sich bei den Nachbildungen alter Meisterwerke der Kupferstecherkunst, der Holzschneiderei ꝛc. (für die von unseren Museen und der Nationalgalerie herausgegebenen Publikationen) zu Kunstleistungen steigert, welche schwerlich jemals übertroffen werden können!

Und so muß ich zum Schlusse meiner Skizze der Reichsdruckerei, der Wahrheit die Ehre gebend, bekennen: in Bezug auf die Quantität wie die Qualität der gelieferten Arbeiten und nicht minder in Hinsicht der Organisation wie der Leitung stellte sich mir die Reichsdruckerei schon beim ersten orientierenden Gange durch ihre Räume als ein Muster-Institut dar, das wohl kaum irgendwo seines Gleichen hat — und bei jedem weiteren Besuche, bei jeder schärferen Prüfung der Arbeiten wie der Art des Arbeitens hat sich mir dieser Eindruck noch vertieft und verstärkt!

Möge sich die Reichsdruckerei gedeihlich weiter entwickeln wie bisher!

NEUES vom BÜCHERTISCH.

Amerikanische Novellisten.

Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Der Titel klingt anspruchsvoller, als mir lieb ist; denn da ich keineswegs ein sogenannter Kenner der schönen Litteratur Amerikas bin, kann mir nicht daran liegen, in dem Leser die Erwartung rege zu machen, er werde eingeladen, eine Frucht langjähriger und eingehender Studien christlich mit mir zu teilen. Außer Bret Harte, der vor einer Reihe von Jahren in Deutschland in ganz demselben Grade Mode war, wie es nur den glücklichsten deutschen Dichtern vergönnt ist, in Mode zu kommen, sind mir die Amerikaner bis vor kurzem vollständig fremd gewesen. Seither bin ich nicht etwa von einem amerikanischen Eisenbahnkönig eingeladen worden, in einem Blitzzuge eine Reise von New-York nach San Franzisla mitzumachen, und ich habe also auch keine Gelegenheit gehabt, mich auf die gründlichste Weise in acht Tagen zu einem Kenner des Landes, der Leute und der Litteratur Nordamerikas heranzubilden. Meine Berechtigung, über amerikanische Novellisten zu sprechen, ist nicht besser begründet, als diejenige eines Besuchers der Berliner internationalen Kunstausstellung, über italienische Kunst zu sprechen. Den Sälen dieser Ausstellung, in denen nicht zur Schau gestellt ist, was die Künstler Italiens im letzten Jahre produziert haben, sondern in denen eine Auswahl der hervorragendsten Werke der hervorragendsten Maler aus den letzten zehn Jahren vereinigt ist, gleichen die sieben Bände amerikanischer Novellen und Humaresken, die als „Sternbanner-Serie“ im Verlag von Robert Lutz in Stuttgart erschienen sind und aus denen meine Kenntnis amerikanischer Novellisten geschöpft ist. Wenn ich aus diesen sieben Bänden den Schluß ziehen wollte, daß die mehr oder weniger talentlose Mittelmäßigkeit der amerikanischen Litteratur ebenso fremd sei wie sie in der deutschen überwiegt, so würde ich in denselben Fehler verfallen, zu dem sich einige Berliner Kunstkritiker angesichts des verblüffenden Eindruckes der Berliner internationalen Ausstellung haben verleiten lassen. Sie haben vergessen, daß die italienische und die deutsche Ausstellung unter ganz verschiedenen Bedingungen entstanden sind, daß der Gesamteindruck daher auch ein maßgebendes und vergleichendes Urteil über die Kunstschöpfungen beider Länder ausschließt. Ebenso unrecht aber, wie ein falscher für die deutsche Kunst nicht schmeichelhafter Schluß, wäre es, wenn jemand die Säle der italienischen, spanischen, belgischen oder russischen Ausstellung deshalb ignorieren wollte, weil sie nicht unter den Bedingungen eines Kunstmarktes, sondern unter denen einer Kunstausstellung gefüllt worden sind. Gerade weil und nur insoweit diesen Ausstellungen die Marktware fehlt, die in allen Ländern in Kunst wie in Litteratur überwiegt, haben sie eine Berechtigung neben der Ausstellung der Schöpfungen nationaler Kunst. Es kann mir also nicht einfallen, anzunehmen, die amerikanischen Novellendichter der Gegenwart seien den deutschen außerordentlich an Originalität und Frische überlegen, weil die sieben Bände der „Sternbanner-Serie“ eine ganz außergewöhnliche Dosis dieser beiden schätzenswerten Eigenschaften aufweisen. Daß dem so ist, ist mir vielmehr nur ein Beweis von der sehr geschickten Auswahl, die der Herausgeber getroffen hat, und in dieser geschickten Auswahl liegt zugleich die einzige Berechtigung für das Unternehmen.

Von den sieben Bänden der Sternbanner-Serie, die bisher erschienen sind, möchte ich nur einen missen: der Charakter derselben wäre, glaube ich, strenger gewahrt worden, wenn die Novelle „Gueun“ von Blanche Willis Howard keine Aufnahme darin gefunden hätte. Nicht, daß „Gueun“ zu den schlechten Novellen gehörte. Im Gegenteil, die schmeichelhaften Worte, welche kein Geringerer als Paul Heyse darüber an die Verfasserin gerichtet hat, und die dem Buche als Empfehlung in Faksimile vorgedruckt sind, haben gewiß die vollste Berechti-

gung. „Es drängt mich, Ihnen zu sagen," schreibt Paul Heyse, „wie aufrichtig ich Ihr Talent der Charakteristik, der glücklichen Gruppierung und Kontrastierung aller Gestalten, der Beherrschung aller Darstellungsmittel bewundere. Guenn ist eines jener dichterischen Geschöpfe, die sich mit unauslöschlichen Zügen der Erinnerung eingraben, und in ihren Bannkreis treten die übrigen Figuren mit ein, die meisterhaft gezeichnete Figur des kühlherzigen, vom unerschütterlichsten künstlerischen Egoismus beseelten Malers, der Recteur, Yvonne, Rotellec, alle und alle Nebenfiguren, die sich von dem farbigen Hintergrunde jener Küstenlandschaft so klar und scharf ablösen." — Das ist sicher alles richtig, nur weist dieses Werk des Fräulein Blanche Willis Howard auch nicht eine Spur von amerikanisch Eigenartigem auf. Der Held derselben, der Maler Hamor, ist zwar ein junger Amerikaner. Er hat seine Studien in Paris begonnen, hält sich Studien halber während des Sommers an der Küste der Bretagne auf, an der sich Guenns Roman abspielt, und geht von dort nach Italien, um seine Studien zu vollenden. Daß seine Kunst, sollte er wirklich nach Amerika zurückkehren, unter diesen Umständen niemals eine amerikanische Kunst genannt werden kann, liegt auf der Hand. Denselben Entwickelungsgang wie ihr Held hat jedenfalls auch die Verfasserin genommen. Sie hat von den Deutschen, Franzosen und Engländern gelernt, und ihr nicht gewöhnliches Talent arbeitet mit allen Mitteln einer vollkommenen Technik. Aber über dem Studium der Deutschen, Franzosen und Engländer ist diesem Talent jede nationale Eigenart abhanden gekommen. Auch der Stoff ist nicht sonderlich originell: die Geschichte des Malers, der in der Dorfschönen nur das Modell, nur sein Kunstmittel, sieht, und der Dorfschönen, die dem Maler gegenüber die Sprödigkeit ihres Charakters verliert, weil sie in ihm den Mann liebt, ist von europäischen Novellendichtern bereits in allen Varionten behandelt worden. An ihrer unerwiderten Liebe ist das unglückliche Modell auch bereits mehrfach in allen Sprachen gestorben. Die Vorzüge in der Behandlung des Stoffes rechtfertigen eine Übersetzung der Novelle der Miß Howard, und dem deutschen Lesepublikum wäre sicher zu wünschen, daß es nur mit gleich guten Büchern versorgt würde. Aber aus dem Rahmen der Sterndanner-Serie scheint mir „Guenn" trotzdem herauszufallen. Ich wenigstens würde derselben wenig Aufmerksamkeit geschenkt haben, wenn dieselbe mich nur mit einigen amerikanischen Novellisten bekannt gemacht hätte, die sich neben den guten deutschen Novellisten sehen lassen können, und wenn sie mir nicht gleichzeitig einen Einblick in amerikanisches Leben vermittelt hätte. Das ethnographische und kulturhistorische Interesse, das mir die Sternbanner-Serie abgenötigt hat, ist größer gewesen, als das künstlerische, das sich mit deutschen Musternovellen jeder Zeit befriedigen läßt: von diesem Standpunkt aus, von dem die Lektüre der Serie einem weiteren Publikum empfohlen sein mag, scheint mir die Aufnahme der Novelle der Miß Howard in dieselbe nicht gerechtfertigt.

Aus der Reihe amerikanischer Autoren, mit denen uns die Sternbanner-Serie bekannt macht, treten am bedeutsamsten F. R. Stockton und Mark Twain hervor. Der letztere ist in Deutschland nächst Bret Harte wohl der am meisten genannte der lebenden amerikanischen Schriftsteller, der erstere scheint mir der bei weitem sympathischere. Beide sind mehr Humoristen als Novellisten, aber während Mark Twains Humor in einem überlegenen Verstande wurzelt und sich häufig zu kalter und vernichtender Satire verschärft, ist Stockton ein gemütvoller Zug eigen, den er auch dann nicht ganz verleugnen kann, wenn es ihm im Grunde nur darauf ankommt, durch einen echt amerikanischen Truc sein Publikum zu überraschen. F. R. Stocktons „Ruderheim, häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares" bildet den ersten Band der Sterndanner-Serie. Auf einer nach deutschen Begriffen etwas leichtsinnigen Eheschließung baut sich die Geschichte auf, die sich weder in den althergebrachten Formen des Romans noch der Novelle kleidet. Er ist ein kleiner Commis, der außer seinem Gehalt nichts sein eigen nennt, und Sie ist ein armes Mädchen aus guter Familie, wie wir das nennen würden. Trotzdem heiraten sie sich, und, was merkwürdiger ist, sie sind und bleiben glücklich. Schon daraus läßt sich schließen, daß er und sie keine von jenen verknöcherten Yankeenaturen sind, aus denen wir uns die Nation der Vereinigten Staaten zusammengesetzt zu denken pflegen. Nicht in der Lage, sich sofort einen eigenen Haushalt einzurichten, leben sie im Anfang ihrer Ehe im Gasthause, was bei Jungverheirateten „drüben", die auf ihr Glück nicht warten wollen, bis sie ihre Ausstattung beisammen haben, nicht ungebräuchlich sein soll. Aber die Sehnsucht nach einem eigenen Heim läßt ihnen das Leben im Gasthaus noch wenigen Monaten unerträglich erscheinen, früher, als ihre Mittel eigentlich gestatten, diese Sehnsucht zu befriedigen. Eine außerhalb der Stadt ankerndes Kanaldoot, in dem ein Austernhändler seit vielen Jahren seine Wohnung aufgeschlagen hat, bringt das junge Paar auf die ebenso romantisch scheinende wie nüchtern von ihm ausgeführte Idee, in einem edensolchen am Ufer festgefahrenen und außer Dienst gestellten Boot sein Heim aufzuschlagen. An einem Morgen wurde das Boot gemietet, drei Tage später zog er und sie ein: „Wir hatten von einem Zimmermann zwei Wände ziehen lassen, wodurch drei Räume entstanden: ein Speisezimmer, eine Küche und ein sehr langes Schlafzimmer, von dem mit der Zeit Wohnzimmer, Studierzimmer und Gastzimmer abgeteilt werden sollten, sobald die Umstände es zuließen oder ich Gehaltszulage erhielt. Ursprünglich waren alle Thüren und Fenster sozusagen im Dach, aber der Eigentümer gestattete uns, so viele Öffnungen als wir wollten, an der Seite des Bootes zu machen, unter der Bedingung, daß er das herausgesetzte Holz bekomme. Es spare ihm Arbeit, meinte er, was mir erst später klar wurde. So ließen wir dem Zimmermann Fenster einsetzen, die sich in Angeln bewegten und wie ein Koffer verschließbar waren. Auf so ungezwungene und

romantische Weise zu wahnen, erschien schon an und für sich so reizend, daß wir erst in zweiter Linie an die Möblierung dachten. So kauften wir denn nur, was unumgänglich nötig war: das Weitere mußte später eins ums andere dazukommen. Zuerst schafften wir uns einen kleinen Ofen an, denn Euphemia meinte: wenn sichs auch allenfalls auf den Dielen schlafen ließe, so könne man doch kein Feuer darauf anmachen, wenigstens nicht öfters; ferner einen Tisch und zwei Stühle nebst Hängebrettern für unsere Bücher. Da fiel Euphemia auf einmal das Kochgeschirr ein, — wir beschränkten uns dabei auf das Nötigste, denn unsere Mittel gingen zu Ende. Es blieb uns gerade nur noch genug für einen großen Lehnstuhl übrig, auf dem Euphemia bestand, weil ich daran gewöhnt war und ihn auch wirklich brauchte, wenn ich nach der langen Tagesarbeit im Comptoir abends müde nach Hause kam. Einer ihrer schönsten Träume war, mich in einem recht bequemen Lehnstuhl behaglich meine Pfeife im eigenen Hause rauchen zu sehen, nachdem ich zuvor in Gesellschaft meiner lieben Frau mein schmackhaftes Abendbrot eingenommen hatte. — Wir suchten den Stuhl aus und wollten eben bestellen, daß man die Sachen in unsere neue Wohnung bringe, als ich Euphemia darauf aufmerksam machte, daß wir noch kein Bett hatten. Sie war wie vom Donner gerührt. „Daran habe ich nicht gedacht," sagte sie, „da werden wir wohl den Ofen aufgeben müssen." — „Nein," rief ich, „das geht nicht, — wir müssen den Lehnstuhl aufgeben!" — „Wie schrecklich, — ohne den Stuhl wird ja das ganze Haus nach nichts aussehen." — „Aber wir müssen ihn doch für jetzt fahren lassen, liebe Frau, ich kann einstweilen auf dem Verdeck sitzen und rauchen." — So kauften wir statt des Lehnstuhls eine Bettlade, zum Zusammenklappen, die man tagüber an die Wand stellen konnte, und einige Bettstücke." — — — So entsteht „Ruderheim", der merkwürdige Schauplatz eines häuslichen Glückes. Ein „möblierter Zimmerherr" findet sich, der Geschmack an dieser Art zu wohnen zeigt, nach mancherlei Fehlgriffen auch ein dienstbarer Geist, Pantana genannt, ein Mädchen für alles, wie es köstlicher niemals geschildert warden ist, das keinen Anstoß daran nimmt, diesem Haushalt seine Dienste zu widmen. Daß sich aus der merkwürdigen Situation die merkwürdigsten Begebenheiten entwickeln, läßt sich denken. Aber man würde Stackton Unrecht thun, wenn man glaubte, daß er diese Situation nur geschaffen habe, um eine Burleske darauf aufzubauen. Sein „Ruderheim" ist vielmehr ein kräftiger und von dem gesundesten Gefühl diktierter Protest gegen das „Etagenwahnen" in großen Städten. Das geht klar und deutlich aus der Fortsetzung der Erzählung hervor. Nur einen Sommer hindurch kann sich das marsche „Ruderheim" gegen Wind und Wasser halten, dann macht ein stürmischer Abend der Idylle ein plötzliches Ende. Aber „Er" und „Sie" haben trotzdem Geschmack daran gefunden, nicht in einem Bienenkorbe, sondern einen Büchsenschuß entfernt von den nächsten Nachbarn, zu wahnen. So mieten sie Haus und Garten am äußersten Ende eines kleinen Dorfes, dankbar geben sie ihm den alten Namen „Ruderheim" und von varnherein steht es bei ihnen fest, daß sie die Schalle, auf der sie hausen, einst als Eigentum besitzen müssen. Man mag eine symbolische Bedeutung darin sehen, daß dem jungen Paar der Erbe erst geboren wird, als es wirklich am Ziel angelangt ist und auf der eigenen Scholle haust. Wie früher, als man glauben sollte, aus den Mietern des marschen Kanalbaotes die beneidenswerten Besitzer eines kleinen Villengrundstückes werden, mag derjenige, der sich für die Schicksale liebenswürdiger Menschen interessiert, selbst nachlesen. Es hilft ihnen keiner jener Glücksfälle dazu, die in Romanen ihre helfende und im Leben nach häufiger ihre unheilvalle Rolle zu spielen pflegen; nicht einmal der ingeniöse Einfall der jungen Frau, aus einer im großen betriebenen Hühnerzucht Reichtümer zu ziehen, führt zu praktischen Resultaten. Aber ebensowenig kann die liebenswürdige Kurzsichtigkeit dieser Dame, die über den Lehnstuhl das Bett vergißt, weil sie es sich so entzückend gedacht hat, ihren Mann im Lehnstuhl seine Cigarre rauchen zu sehen, das Seßhaftmachen des jungen Paares verzögern. Jener altgermanische Grundsatz, daß nur der ein freier Mann ist, der auf eigenem Grund und Boden haust, scheint über dem „Ruderheim" als Motto zu stehen. Und noch ein anderer Grundton klingt daraus, um dessentwillen ich dem Buche in Deutschland viele Leser wünschen möchte: Nicht das Geld ist es, welches den Gentleman macht, sondern die Arbeit und seine Gesinnung.

Unter dem Titel „Kuriose Geschichten" sind eine Anzahl kürzerer Erzählungen von F. R. Stocktan in einem anderen Bande der Sternbanner-Serie vereinigt. Auch in ihnen zeigt sich die Vorliebe des Verfassers für die Schilderung liebenswürdiger, einfacher und anspruchsloser Menschen, zugleich eine überraschende Erfindungsgabe. Diese Erfindungsgabe äußert sich freilich weniger in der Reichhaltigkeit der Handlung, als in der Gipfelung derselben in einer von dem Leser unvorhergesehenen Pointe. Das amerikanische Lesepublikum scheint an einem solchen unvarhergesehenen Schlußeffekt mehr Gefallen zu finden, als an einer technisch vallendet kampanierten Fabel, die von varnherein durchblicken läßt, daß er und sie sich am Schluß „kriegen" werden. Unter der Bedingung eines salchen Schlußeffekts nimmt der amerikanische Leser es dem Autor sogar nicht übel, wenn die ganze Geschichte auf nichts anderes hinausläuft, als darauf, ihn selbst zu mystifizieren. Stacktons Erzählung „Das Weib oder der Tiger" — nicht in den „Kuriosen Geschichten", sandern in einem andern Bande der Sternbanner-Serie, „Novelletten und Skizzen amerikanischer Meister der Short-Story" enthalten — ist ein gutes Beispiel dafür. Mit allem Aufwande einer das Interesse des Lehrers auf das höchste spannenden Erzählungskunst berichtet Stocktan darin van einem mythischen Barbarenkonige — Erzählungen im Märchengenre verdankt der Autor seinen ersten durchschlagenden litterarischen Erfolg — der eine eigene Art erfunden hatte, Recht zu sprechen. Er ließ die Beschuldigten im Angesicht des ver-

sammelten Volkes in eine Arena führen, auf die sich zwei durch nichts voneinander unterschiedene Thüren öffneten. Hinter der einen wartete ein hungriger Tiger, hinter der anderen ein bräutlich geschmücktes Weib. Dem Angeklagten stand die Wahl frei, welche der beiden Thüren er öffnen wollte; fraß ihn der Tiger, so war er schuldig, trat ihm das Weib entgegen, so war er unschuldig, und da der Barbarenkönig die Entschädigung unschuldig Angeklagter für eine Forderung der Gerechtigkeit hielt, eine Forderung, die unser aufgeklärtes Jahrhundert immer noch nicht anerkannt hat, so wurde ihm die geschmückte Schöne sofort als Entschädigung unter dem Jauchzen des Volkes angetraut. Nun begab es sich, daß der schönste Jüngling des Landes sich der Tochter des Barbarenkönigs entschiedener näherte, als ihm seine Unebenbürtigkeit gestattete. Seine Schuld oder Unschuld zu erweisen, schickte ihn der König in die Arena. Die Prinzessin, eine ebenso barbarisch wie groß angelegte Natur, wohnt dem barbarischen Gottesurteil bei, ohne die Befürchtung ohnmächtig zu werden, trotzdem sie die Liebe des Jünglings erwidert. Diese Liebe hat ihr Mittel an die Hand gegeben, zu erkunden, hinter welcher Thüre der Tiger lauert, hinter welcher die geschmückte Braut wartet. Die geschmückte Braut ist, wie die Prinzessin weiß, in diesem Falle zugleich eine liebende Braut, die schönste ihrer Hofdamen, welche dem jungen Mann schon seit lange zum Ärger der Prinzessin „Avancen" gemacht hat. In der Gewißheit, daß das Auge des Geliebten sie fragen wird, sobald er die Arena betritt, hat die Prinzessin in schlaflosen Nächten mit sich gerungen, wem sie den für sie selbst Verlorenen überliefern soll, — dem Tiger oder der glückstrahlenden Nebenbuhlerin. Ihn vor ihren Augen zerrissen oder ihn in den Armen einer anderen zu sehen, muß ihrem Charakter gleich schwer zu ertragen sein. Aber sie hat ihren Entschluß gefaßt. Als das Auge des Jünglings sie fragend trifft, hebt sie ohne Zögern die Hand und deutet nach rechts. Das Interesse des Lesers ist aufs höchste gespannt. Stockton aber schließt seine Erzählung: „Die Frage, welches ihre Entscheidung war, läßt sich nicht flüchtig behandeln und ich bin nicht so anmaßend, zu denken, daß ich der einzige wäre, der sie beantworten könnte; deshalb stelle ich sie an euch alle: Wer kam aus der geöffneten Thür heraus — das Weib oder der Tiger? Beantwortet mir gefälligst diese Frage, ihr lieben Leser!" — Die „lieben Leser" haben dem beliebten Autor die Mystifikation keineswegs übel genommen, sondern im Gegenteil seinen Erwartungen entsprochen. In amerikanischen Damenkreisen sollen über die Frage, ob das Weib oder der Tiger in die Arena getreten, regelrechte Abstimmungen stattgefunden haben, und so hat sich Stockton genötigt gesehen, nachdem man sich jahrelang über die Rätselfrage den Kopf zerbrochen, noch einmal selbst zu ihr Stellung zu nehmen. Er thut es in einer zweiten Erzählung unter dem gleichen Titel, die in dem Bande „Kuriose Geschichten" enthalten ist. Natürlich giebt diese Erzählung keine Lösung, sondern sie ist nur eine neue Mystifikation, eine neue Rätselfrage, ebenso klug ersonnen wie die erste, wenn auch in ihrer Wirkung hinter der ersten ebenso zurückstehend wie jede Wiederholung hinter dem Original zurückzustehen pflegt. Für den Geschmack eines großen Teils des amerikanischen Lesepublikums ist diese Art von Erzählungen außerordentlich charakteristisch, als Gradmesser für denselben werden sie auch dem deutschen Leser interessant sein. Aber die meisten der Stocktonschen kürzeren Erzählungen sind mehr als klug ersonnene Scherzfragen, und wenn sie auch häufig in einer überraschenden Wendung gipfeln, die für den äußeren Erfolg in der Heimat des Dichters maßgebend gewesen sein mag, so fehlt ihnen doch nicht der tiefere Gehalt, der ihre Lektüre auch einem feinfühligeren Publikum zu einem Genuß macht.

Der Humor Mark Twains verleugnet seine Yankeenatur viel weniger als derjenige Stocktons. Ich muß offen gestehen, daß in seinen in dem Bande „Unterwegs und Daheim" vereinigten Skizzen mancherlei mit der ganzen oberflächlichen Anmaßung des reisenden Amerikaners ausgesprochene Urteile über deutsches Wesen, deutsche Sprache, deutsche Litteratur besser unübersetzt geblieben wären, denn das einzige, was die Einseitigkeit dieses Urteils entschuldigt, ist das übertriebene Nationalgefühl des Amerikaners und der Mangel an Gründlichkeit und Wohlwollen des reisenden Journalisten. Einigermaßen versöhnen mag den deutschen Leser, daß Mark Twain dort, wo er gesellschaftliche oder andere Schäden seiner Heimat aufzudecken bestrebt ist, auch nicht gerade mit Glacéhandschuhen zugreift. So geißelt er in der Skizze „der gestohlene weiße Elefant" das Detektivunwesen mit einer vernichtenden Unerbittlichkeit, die dadurch nicht weniger wirksam wird, daß ihn seine Satire zur grotesken Übertreibung verführt. Ungetrübten Genuß dagegen hat auch der deutsche Leser von Mark Twains „Leben auf dem Mississippi", einer Schilderung aus jener Zeit des großen Stromes, in der noch nicht die Kultur an seinen beiden Ufern von der Quelle bis zur Mündung festen Fuß gefaßt hatte. Mark Twain, der seine wechselvolle Laufbahn als Schiffsjunge auf einem Mississippidampfer begann, hat in diesem Werke Jugenderinnerungen zu einem Buch von kulturhistorischer Bedeutung und bleibendem litterarischem Wert verarbeitet, das mit einer unvergleichlichen Anschaulichkeit und hinreißender Wärme die Poesie des großen Stromes und die eigenartigen Menschen und Verhältnisse schildert. Dieser Band enthält außerdem eine Episode, welche einer der neueren Erzählungen Mark Twains „Huckleberry Finn" entnommen ist, eine übermütige Gaunergeschichte, „Königlum auf dem Mississippi," die es doppelt bedauern läßt, daß die Sterndanner-Serie Gewicht darauf gelegt hat, den Dichter ebenso in seiner für deutsche Leser häufig unerquicklichen und unverständlichen Eigenschaft als Satiriker wie als außerordentlich gestaltungskräftigen und wirksamen humoristischen Erzähler, zu Wort kommen zu lassen.

Der Band „Süd und Nord" enthält ausgewählte Erzählungen von C. W. Cable und Deming, von denen der erstere den Süden, der andere den Norden der Vereinigten Staaten in

charakteristischer Weise repräsentiert. Ein größerer Gegensatz als zwischen diesen beiden Dichtern läßt sich schwerlich denken. Cable nimmt seine Figuren und Stoffe aus dem Kreolenleben Louisianas, wo europäische Kultur, durch französische und englische Seigneurs auf tropischen Boden verpflanzt, Wucherblüten trieb, Deming schildert den Norden des Staates Neu-York, in dem der Ansiedler mit Spaten und Beil den Urwald lichtet und als selbst sein Feld bestellender Landmann zum Pionier einer neuen Kultur wird. Der eine nimmt seine Bilder aus dem aus raffiniertem Luxus, roher Barbarei, strenger Gesellschaftsordnung und beginnender Zügellosigkeit gemischten Großstadtleben von New-Orleans, der andere schildert die einsame Farm, Jäger- und Fischerleben, und die seltsamen Erscheinungen in der Entwickelung einer aus allen Weltteilen eingewanderten Bevölkerung, die sich zu amalgamieren sucht und auf Feststellung gesetzmäßiger Zustände drängt. Beide greifen ihre Stoffe aus einer vergangenen Zeit, als ob auch jenseits des Ozeans die Originale knapp würden, — sie schöpfen aus der Zeit vor dem großen Bürgerkriege, dessen erstauuliches Resultat es gewesen ist, ein Land mit so verschiedenartiger und unter so verschiedenartigen Lebensbedingungen existierender Bevölkerung zu einem Ganzen zusammenzuschweißen.

Der letzte Band der Sternbanner-Serie, „Novelletten und Skizzen amerikanischer Meister der Short-Story," enthält Erzählungen von Stockton, O'Brien, Th. B. Aldrich, W. H. Bishop, Deming, Matthews und Bunner, die sich zu einer Kompaniearbeit zusammengefunden haben, von N. C. Brown, M. Floys, J. S. Date, B. Matthews und E. Hale. Vielfach begegnet man Stoffen, die auch unsere Novellendichter bereits gereizt haben. So schildert O'Brien ein junges Ehepaar das die Aussicht hat, verhungern zu müssen und dem ein altes Buch zu einem Retter aus aller Not wird. Das ist nicht sonderlich neu, aber die Behandlung des Stoffes ist doch eine durchaus originelle. Die verzweifelte Situation ist ohne alle Sentimentalität geschildert, vielmehr bricht angesichts derselben ein so fröhlicher Lebensmut hervor, daß der Leser über den Ausgang der Geschichte gar nicht im Zweifel sein kann. Das Charakteristische dieser kleinen Geschichte scheint mir charakteristisch für die ganze junge amerikanische Litteratur, soweit sich nach den Stichproben der Sternbanner-Serie auf ein Charaktertistikum überhaupt schließen läßt: Der Pessimismus ist ihr bisher fremd geblieben. Diese Unbekanntschaft mit dem Weltschmerz verleiht ihr etwas Frisches, Gesundes und Kräftiges, und um dieser guten Eigenschaften willen mag man gern darüber hinwegsehen, daß sie auch einen Stich ins Nüchterne nicht verbergen kann.

Wenn all —

Von Ernst Lenbach.

(Abdruck verboten.)

Wenn all die Wasser auf Erden
Strömten vereint zu Hauf,
Bis an die Spitzen der Berge
Schwölle die Flut hinauf.

Wenn all die Zweifel und Schmerzen
Sich faßten in einen Schrei,
Die Erde bräche zusammen,
Der Himmel risse entzwei. —

Wenn all die Wunder der Liebe
Aussprach' ein einziges Wort,
Das wär' ein mächtiges Heiltum,
Ein weltbezwingender Hort:

Die Wogen der Weltflut sänken
Vor seinem Zauberschall,
Und wieder in Schöne glänzten
Himmel und Erdenball.

Digitized by Google

Eine Geschichte der graphischen Künste

verfaßt zu haben, ist das Verdienst des greisen Braunschweiger Gelehrten Wessely. Holzschnitt, Kupferstich, Stahlstich und Steindruck, diese Schwesterkünste der Malerei, welche teils ebenbürtig neben ihr stehen, teils sich ihr nachbildnerisch dienstbar machen — sie sind es, deren Entwickelung das Werk uns vor Augen stellt, in deren Verständnis es uns einführt. Fünfundzwanzigjährige emsige Vorarbeiten waren nötig, um aus der Fülle dessen, was Tausende von Künstlern hohen und niederen Grades erschufen, das Brauchbare auszusondern und zu durchforschen zur Erlangung klaren Überblickes und selbständigen Urteils. Daß all diese Mühe und Arbeit endlich die Herstellung des vorliegenden Werkes gezeitigt hat, ist nicht bloß dem rastlosen Forscher zu gönnen, es muß auch von allen denen mit Freuden begrüßt werden, welchen an der Kunst und ihrer Geschichte gelegen ist. Zum ersten Male wird den vervielfältigenden Künsten zu teil, was man den anderen vorlängst gewidmet hat, eine zusammenhängende, einfache, klare Geschichtschreibung. Bisher war das litterarische Material dafür allenthalben zerstreut, schwer zugänglich, in Einzelheiten sich verlierend, die den Blick über das Ganze verwirrten. Auch in Wien ist man jetzt damit beschäftigt, eine Geschichte der graphischen Künste herauszugeben. Wann das äußerst weitschichtig angelegte Werk einmal fertig werden wird, läßt sich nicht ermessen; wir Lebenden dürfen kaum hoffen, es vollendet zu sehen. Es wird eine für alle Zeit notwendige, wahrhaft monumentale Leistung sein, aber niemals jemandem nützen, der schnelle Belehrung sucht. Die ungeheure Masse von Erzeugnissen der vervielfältigenden Künste wird dort Regel und Ordnung gewinnen, aber wenn sie auch in sich selbst aufhört verwirrt zu sein, wird sie für den Laien doch verwirrend wirken, nur in ihren Teilen überblickbar sein. Da ist nun das längst Erwünschte geschehen. Einer der Berufensten hat die Leitung durch die verschlungenen Pfade dieses Kunstgebietes übernommen, er zeigt, wie eins mit dem andern zusammenhängt, erläutert Ursachen und Wirkungen in nützlicher Kürze, und weist mit beredter Begeisterung auf das Wichtigste und Schönste, damit der Ungelehrte gleichermaßen am Einzelnen sich zu erfreuen, wie die Harmonie des Ganzen zu erfassen lerne.

Die durch vier und ein halbes Jahrhundert sich hinziehende Geschichte der graphischen Künste nach solchen Grundsätzen zu behandeln, war kein kleines Unternehmen. In allen europäischen Kulturländern treten sie im XV. Jahrhundert nacheinander auf, begründen sie sich die Stätten ihrer weiteren eigenartigen Entwickelung und mit dem Zeitpunkte dieser Festwurzelung beschließt Wessely die erste Periode. Die folgenden Entwickelungsabschnitte füllen immer ungefähr ein Jahrhundert aus. Im sechzehnten, der kostbaren Zeit der höchsten Blüte der Renaissance, feiert auch die vervielfältigende Kunst glänzende Triumphe, welchen jedoch auf deutschem und italienischem Boden bald eine merkliche Erschlaffung folgt. Dagegen heben sich im XVII. Jahrhundert, der dritten Periode, ganz besonders die Leistungen des niederländischen, französischen und englischen Kupferstichs, im ersteren Lande allen voran der gewaltige Rembrandt, der Erzieher der Radierer, und Rubens, das Vorbild der Grabstichellünstler. Das XVIII. Jahrhundert bringt allenthalben wieder bedeutende Werke hervor, jedoch nur auf kupferstecherischem Gebiete, wogegen der Holzschnitt allmählich ganz zu Grunde zu gehen droht. Sein Wiederaufblühen zu erleben, war erst unserm Jahrhundert beschieden, dem auch die Erfindung des Steindruckes zu verdanken ist, und in welchem aufs reichste all die Anregungen verwertet und weitergebildet werden — freilich nicht immer mit dem genügenden Eindringen in den Geist der Kunstwerke — welche uns die Vergangenheit hinterlassen hat. „Wie wird es weiter werden?“ — fragt Wessely. „Wie werden unsere Kinder und Kindeskinder über die Kunst der Gegenwart urteilen? Wird die Kunst noch höher steigen, neue Wege und neue Ausdrucksmittel erfinden? Oder sich vom Materialismus gebunden der Maschine überliefern? Wir wissen es nicht, aber wir müßten am Genius der Menschheit verzweifeln, wenn Stumpfsinn, Eigennutz, Hast nach materiellem Genuß die Oberhand gewinnen sollten.“

Ich halte es für eins der besten Verdienste des Wesselyschen Werkes, daß dessen Verfasser sich durch die Unmöglichkeit ein objektives Urteil zu fällen, von der Darstellung des Zustandes der graphischen Künste in unserm Jahrhundert nicht hat abschrecken lassen. In der Gegenwart leben wir und für sie; alle Vergangenheit ist für uns Bedingung unsers eignen Seins. Dies verstehen zu lehren, das scheint mir die Aufgabe der historischen Wissenschaft, und die Geschichte irgend eines Gegenstandes bis an die Schwelle unserer Epoche verfolgen, ohne diese Schwelle zu überschreiten, heißt von einem Rechenexempel kein Fazit ziehen. Wesselys Geschichte der graphischen Künste zeichnet sich, indem sie diesen Fehler vermeidet, vor manchen anderen modernen Werken aus, welche das Jahr 1815 als die Grenze unsers Interesses betrachten. — Zu loben ist ferner, daß der Verfasser es nicht unterläßt, mit allem Nachdruck auf die Bedeutung der einzelnen großen Genies für die Entwickelung der Kunst hinzuweisen. Gerade hier mehr als in allen äußern Umständen liegt, was sie nährt und fördert, ihr Ansehen verschafft und sie sicherer und schneller verbreitet als unsere modernen Verkehrsmittel dazu imstande sind.

Ein Werk, welches einen derartigen Gegenstand behandelt, bedarf vor allem eines reichen Schatzes von Abbildungen, da nur wenigen

*) J. E. Wessely. Geschichte der graphischen Künste. Ein Handbuch für Freunde des Kunstdrucks. Mit vielen Abbildungen in Lichtdruck nach Originalen der betreffenden Künstler. T. O. Weigel Nachfolger (Chr. Herm. Tauchnitz) Leipzig.

Digitized by Google

Menschen vergönnt ist, an Orten zu wohnen, wo kostbare öffentliche Sammlungen jedermann zugänglich sind, und eine noch viel geringere Zahl sich des eignen Besitzes solcher Herrlichkeiten zu rühmen vermag. Dieser Anforderung wird Wessels Buch in vollstem Maße gerecht. In überaus reicher Zahl und in vortrefflicher Lichtdruckausführung bringen sie von den bedeutendsten Meistern besonders wichtige Werke zur Anschauung. Bei der unermeßlichen Menge von Erzeugnissen der graphischen Künste konnte freilich nur verhältnismäßig sehr weniges abgebildet werden. Aber dieses genügt, um einesteils einen Begriff von der Erheblichkeit der Hauptkünstler zu geben, anderenteils das Buch zu zieren und zu einer der besten neueren Erscheinungen auf kunstgeschichtlichem Gebiete zu machen.

Der wohlmeinende Erklärer all der Kostbarkeiten darf des Dankes vieler sicher sein. Er selbst ruft aus: „Mögen Kunstfreunde in diesem Buche Befriedigung, Anregung und einen willkommenen Leitfaden für ihre weiteren Studien finden. Hätten meine geringen Kräfte dieses Ziel erreicht, dann wäre ich hochbeglückt und könnte sagen: Operam non perdidi.“ Er kann es sagen!

Dr. O. Doering.

Zur Kritik Dr. Frimmels über das neue Beethovenbildnis.

Im Aprilheft dieses Jahrganges veröffentlichten wir einen Artikel von Herrn Dr. Theodor Frimmel-Wien, in dem auf Grund des von der Verlagsbuchhandlung von Velhagen & Klasing in Leipzig gelieferten Materials der Nachweis geführt wurde, daß das neuentdeckte Beethovenporträt ein Bildnis Schenkendorfs sei. In diesem Aufsatz heißt es nun unter anderem, daß der Verein „Beethovenhaus“ in Bonn das neuentdeckte Beethovenbildnis „in weitgehender Weise ausgenützt“ habe. Herr Dr. Frimmel schrieb ferner: „Auf erfolgte Aufforderung schrieb ich das Ergebnis meiner Vergleichung nach Bonn, wo man damals das Beethovenmusikfest und die Beethovenausstellung vorbereitete. Ich riet also zur Vorsicht. Dagegen fand sich eine ‚berufenste Persönlichkeit‘ bewogen, die Nase auf der Miniatur für die bestgetroffene Nase Beethovens zu erklären, die bekannt sei. Mein unbequemes Votum wurde beiseite geschoben, um mit dem bequemeren Ausspruch jener ‚berufensten Persönlichkeit‘ Lärm zu machen.“

So Herr Dr. Frimmel. Der Vorstand des Vereins Beethovenhaus erläßt nun seinerseits gegen diese Ausführungen eine Erklärung und hat sie uns gegenüber durch Einsendung der in Frage kommenden Briefe des Herrn Dr. Frimmel unterstützt. Letzterer schrieb am 18. März 1890: „Was der Augenschein ergibt, läßt einen begründeten Zweifel an der dargestellten Person kaum aufkommen,“ und am 31. März: „Die Mitteilungen, die Sie mir gütigst bezüglich des Kügelgenschen Bildnisses vermittelt haben, geben, soweit ich die Sache durchschaue, in keiner Weise zu Mißtrauen Anlaß.“

Das ist alles, was Herr Dr. Frimmel in dieser Angelegenheit an den Verein geschrieben hat. Wie er hierin einen „Rat zur Vorsicht“ und in seinem Votum ein für den Verein „unbequemes Votum“ sehen konnte, erscheint ganz unbegreiflich. Nicht minder unbegreiflich ist es, daß Herr Dr. Frimmel dem Verein vorwirft, derselbe habe das Bildnis „ausgenutzt“ und „Lärm damit gemacht.“ Der Verein hatte, nachdem ein Kenner vom Range Herrn Dr. Frimmels ein solches Votum abgegeben und auch Herr Dr. von Brenning in Wien geurteilt, es könne über die Echtheit des Bildes „durchaus kein Zweifel obwalten,“ allen Grund, das Bild für ein echtes Bildnis des großen Meisters zu halten, und er that nur, was seines Amtes war, wenn er dasselbe durch einen Farbenlichtdruck den Verehrern desselben zugänglich machte.

Herr Dr. Frimmel stützt sich in seiner Erwiderung auf die ihm von uns übersandte Erklärung darauf, daß er gesagt habe, der Augenschein lasse einen Zweifel „kaum“ aufkommen und meint, der Vorstand hätte sein Votum auch in den Katalog aufnehmen müssen. Unsere Leser werden aber mit uns der Meinung sein, daß der Vorstand diesem „kaum“ damals unmöglich eine solche Bedeutung beimessen konnte. Herr Dr. Frimmel verweist ferner auf eine Mahnung zur Vorsicht in einer Notiz in Lützows Kunstchronik (N. F. II. B. Sp. 28), die er im Mai geschrieben, allein da diese erst im Oktober erschien, konnte sie dem Verein, dessen Ausstellung am 11. Mai eröffnet und am 25. Juni geschlossen wurde, nicht von Nutzen sein. Ganz das Gleiche gilt von einer anderen Mahnung, die am 20. August 1890 in den Hamburger Signalen erschien.

Aus allem diesem ergibt sich für uns, daß die Vorwürfe, welche Herr Dr. Frimmel dem Verein Beethovenhaus machte, in jeder Beziehung völlig unbegründete waren. Wir bedauern lebhaft, daß dieselben in unseren Monatsheften veröffentlicht wurden und bitten dieses Vorkommnis mit dem Ansehen, welches Herr Dr. Frimmel als Fachmann mit Recht genießt, freundlich zu entschuldigen.

Die Redaktion
von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Amyntor, Gerhard von. (Dagobert von Gerhardt.) — Gerke Sutemiune. Ein märkisches Kulturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern. 3. Aufl. 2 Bde. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanst., Breslau.

Baiden, Felix. — Ledige Frauen. Roman. 2. Aufl. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanst., Breslau.

Baner, Martin. — Herzensirren. Roman. Illustr. von Paul Wendling. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, Breslau.

Berner, Dr. Ernst, kgl. preuß. Hausarchivar. — Geschichte des preußischen Staates. Abteilung 5. Reich illustriert. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, München.

Engelmann, Dr. jur., Julius, Direktor der kaufmännischen Hochschule in Köln. — Rechtslexikon für Kaufleute und Gewerbetreibende. Lig. 3 und 4. Palm & Enke, Erlangen.

Euler, Prof. Dr. Carl, Unterrichtsdirigent der Kgl. Turnlehrer-Bildungsanstalt. — Kleines Lehrbuch der Schwimmkunst. Mit 21 Abbild. E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Europäische Wanderbilder, Nr. 186—188: Karlsbad. Von J. Hardmeyer. Mit 57 Illustr. von J. Weber. Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Feddersen, F. A. — „Ich hab's gewagt!" Zeit- und Streitgedichte. Carl Hinstorff's Verlag, Danzig.

Groller, Balduin. — Wenn man jung ist. Neue Novellen. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Hann, P. — Anspruchslose Geschichten. A. G. Liebeskind, Leipzig.

Kirchner, Lic. Dr. Friedrich. — Buch der Freundschaft. Mit 53 Porträts. G. Schwetschke'scher Verlag, Halle a. S.

Lothar, Rudolf. — Der verschleierte König. Ein Bühnenmärchen in 3 Aufzügen. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Meyers Reisebücher: Deutsche Alpen. Zweiter Teil: Salzburg, Berchtesgaden, Salzkammergut, Gisela-bahn, Hohe Tauern, Unterinnthal, Zillerthal, Brennerbahn, Pusterthal und Dolomite, Bozen. 3. Aufl. Mit 20 Karten, 2 Plänen und 7 Panoramen. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Richter, Prof. Dr. Otto. — Das deutsche Reich. Vaterlandskunde. Abt. 4—9. Otto Spamer, Leipzig.

Riesenthal, O. v. — Die Kennzeichen unserer Raubvögel nebst kurzer Anleitung zu Jagd und Fang und einem Anhang, die rabenartigen Vögel und Würger enthaltend. Mit 22 Illustr. und 1 farbigen Tafel vom Verfasser. Vierte Aufl. R. Mückenberger, Berlin.

— — Die Kennzeichen unserer Wasservögel (Sumpf- und Schwimmvögel) nebst kurzer Anleitung zur Jagd. Mit 4 farbigen Tafeln vom Verfasser. R. Mückenbergrr, Berlin.

— — Die Kennzeichen unserer Tauben, Scharr- und Stelzvögel nebst kurzer Anleitung zur Jagd. Mit 4 farbigen Tafeln vom Verfasser. R. Mückenberger, Berlin.

Roquette, Otto. — Frühlingsstimmen. Novellen. 2. Aufl. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, Breslau.

Rußland unter Alexander III. Mit Rückblicken auf die jüngste Vergangenheit. (St. Petersburger Schilderungen und Briefe, herausgegeben von H. v. Samion-Himmelstjerna [Viktor Frank].) Duncker & Humblot, Leipzig.

Schweichel, Robert. — Auf dem Kranwethof. Eine Geschichte aus den Alpen. Otto Janke, Berlin.

— — Verloren. Eine Leidensgeschichte aus dem Volke. Otto Janke, Berlin.

— — Der Teufelsmaler und andere Novellen. Otto Janke, Berlin.

Schwerin, Josephine Gräfin. — Hedda. Roman. Huga Richter, Davos.

Telmann, Konrad. — Aus vergilbten Blättern. Roman. Otto Janke, Berlin.

Ungern-Sternberg, E. Freiherr von. — Zur Kolonialpolitik des deutschen Reiches. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Band XVI. Heft 3.) Ehe. Belser'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Vely, E. — Spottdrossel. Roman. J. Bensheimer, Mannheim.

Wiener Volkstheater. Unter Mitwirkung hervorragender Dramatiker herausgegeben von der Redaktion des „Wiener Humor." Bd. I (Nr. 1—5) und II (Nr. 6 bis 10). C. Daberkow's Verlag, Wien.

Wille, R., Generalmajor z. D. — Das Feldgeschütz der Zukunft. Mit mehreren Abbildungen. R. Eisenschmidt, Berlin.

Zöller, Hugo. — Deutsch-Neuguinea und meine Besteigung des Finisterre-Gebirges. Illustriert. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 33.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

VD 21 150